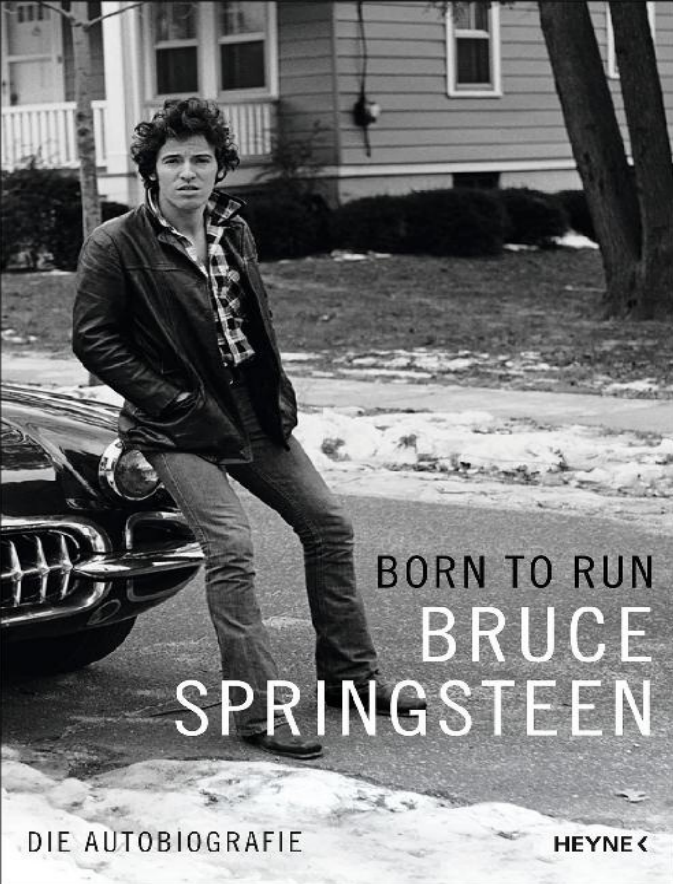




BORN TO RUN
BRUCE
SPRINGSTEEN

DIE AUTOBIOGRAFIE

HEYNE <



BRUCE SPRINGSTEEN

BORN TO RUN

DIE AUTOBIOGRAFIE

Aus dem Amerikanischen von
Teja Schwaner, Daniel Müller,
Alexander Wagner

und Urban Hofstetter

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
BORN TO RUN

bei Simon & Schuster, New York

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich
geschützt und enthält technische

Sicherungsmaßnahmen

gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser

Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte
Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder
öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in
elektronischer Form,

ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche
Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im
Text enthaltene externe Links vom Verlag nur
bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung
eingesehen werden konnten.

Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei
Einfluss.

Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Copyright © 2016 by Bruce Springsteen
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Leena Flegler
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung
des Originalumschlags und Fotos von Frank Stefanko
Gestaltung des Vorsatzes und Bildteils: Michelle
Holme
Bildnachweis: Alle Abbildungen – soweit nicht anders
vermerkt – aus dem Archiv des Autors.
Bildlizenzierungen: Crystal Singh-Hawthorne
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

ISBN 978-3-641-20169-2
V001

www.heyne.de

Für Patti, Evan, Jess und Sam

INHALT

[VORWORT](#)

[BUCH EINS](#)

[KAPITEL 1](#)

[KAPITEL 2](#)

[KAPITEL 3](#)

[KAPITEL 4](#)

[KAPITEL 5](#)

[KAPITEL 6](#)

[KAPITEL 7](#)

[KAPITEL 8](#)

[KAPITEL 9](#)

[KAPITEL 10](#)

[KAPITEL 11](#)

[KAPITEL 12](#)

[KAPITEL 13](#)

[KAPITEL 14](#)

[KAPITEL 15](#)

[KAPITEL 16](#)

[KAPITEL 17](#)

[KAPITEL 18](#)

KAPITEL 19

KAPITEL 20

KAPITEL 21

KAPITEL 22

KAPITEL 23

KAPITEL 24

KAPITEL 25

KAPITEL 26

KAPITEL 27

KAPITEL 28

BUCH ZWEI

KAPITEL 29

KAPITEL 30

[KAPITEL 31](#)

[KAPITEL 32](#)

[KAPITEL 33](#)

[KAPITEL 34](#)

[KAPITEL 35](#)

[KAPITEL 36](#)

[KAPITEL 37](#)

[KAPITEL 38](#)

[KAPITEL 39](#)

[KAPITEL 40](#)

[KAPITEL 41](#)

[KAPITEL 42](#)

[KAPITEL 43](#)

[KAPITEL 44](#)

KAPITEL 45

KAPITEL 46

KAPITEL 47

KAPITEL 48

KAPITEL 49

KAPITEL 50

KAPITEL 51

KAPITEL 52

BUCH DREI

KAPITEL 53

KAPITEL 54

KAPITEL 55

KAPITEL 56

[KAPITEL 57](#)

[KAPITEL 58](#)

[KAPITEL 59](#)

[KAPITEL 60](#)

[KAPITEL 61](#)

[KAPITEL 62](#)

[KAPITEL 63](#)

[KAPITEL 64](#)

[KAPITEL 65](#)

[KAPITEL 66](#)

[KAPITEL 67](#)

[KAPITEL 68](#)

[KAPITEL 69](#)

[KAPITEL 70](#)

KAPITEL 71

KAPITEL 72

KAPITEL 73

KAPITEL 74

KAPITEL 75

KAPITEL 76

KAPITEL 77

KAPITEL 78

KAPITEL 79

NACHWORT

DANKSAGUNG

BILDTEIL

VORWORT

Ich komme aus einem Küstenstädtchen, in dem fast alles einen leichten Anstrich von Lug und Trug hat. Genau wie ich. Mit zwanzig war ich kein Rebell mit Rennwagen, sondern spielte auf den Straßen von Asbury Park Gitarre und war bereits ein durchaus anerkanntes Mitglied derer, die um der Wahrheit willen »lügen« ... ein Musiker, Künstler mit kleinem k. Aber auf der Hand hatte ich vier klare Asse: meine Jugend, fast ein Jahrzehnt knochenharter Bar-

Band-Erfahrung, eine Handvoll einheimischer Musiker, die auf mich eingespielt waren – und ich hatte eine Geschichte zu erzählen.

Dieses Buch ist eine Fortsetzung dieser Geschichte und zugleich die Suche nach ihren Ursprüngen. Den Rahmen bilden die Ereignisse in meinem Leben, von denen ich glaube, dass sie die Geschichte und meine Arbeit auf der Bühne geprägt haben. Immer wieder werde ich von Fans gefragt: »Wie schaffst du das nur?« Auf den folgenden Seiten möchte ich versuchen, einen kleinen Einblick in

das Wie, aber auch in das viel wichtigere Warum zu geben.

Rock'n'Roll-Rüstzeug

Veranlagung, Talent,
Handwerkszeug, die Entwicklung
einer Ästhetik, der man sich voll und
ganz verschreiben kann, die reine Gier
nach ... Ruhm? Liebe?
Bewunderung? Aufmerksamkeit?
Frauen? Sex? Und, o ja ... nach
Kohle. Und dann natürlich ... wenn
du wirklich *voll* durchziehen willst,
und zwar bis zum Anschlag ... ein
loderndes Feuer in dir, das einfach ...
das nicht mehr ... ausgehen ... darf.

Dies sind ein paar der

Eigenschaften, die sich als nützlich erweisen, wenn du vor achtzigtausend (oder auch nur achtzig) kreischenden Rock'n'Roll-Fans stehst, die darauf warten, dass du den Zauberstab schwingst und eine tolle Show ablieferst. Dass du was aus deinem Zylinder ziehst, aus dem Nichts hervorzauberst, ihnen Sachen zeigst, die nicht von dieser Welt sind, irgendwas, was bis heute nur ein aus Songs gespeistes Gerücht gewesen ist, ehe die Gemeinde sich um dich versammelt hat.

Meine Aufgabe ist es zu beweisen, dass dieses ewig flüchtige, nie

uneingeschränkt glaubhafte Wir
lebendig ist. Das ist mein Zaubertrick.
Und wie bei allen guten Zaubertricks
muss erst mal das Set-up stimmen.
Also los ...

BUCH EINS

GROWIN' UP

KAPITEL 1

MEINE STRASSE

Ich bin zehn Jahre alt und kenne jede Ritze, jeden kleinen Spalt des bröckelnden Gehwegs, der die Randolph Street, meine Straße, rauf- und runterführt. Hier verbringe ich die Nachmittage damit, als Hannibal die Alpen zu überqueren, als GI auf

schroffen Bergen gnadenlose Kämpfe auszufechten oder als einer meiner zahllosen Cowboyhelden auf steinigten Pässen durch die Sierra Nevada zu ziehen. Bäuchlings auf dem Schotter, umgeben von kleinen Ameisenhügeln, die wie Vulkane aus dem Boden wachsen, wo Erde auf Beton trifft, erstreckt sich meine Welt bis in die Unendlichkeit ... oder zumindest bis zu Peter McDermotts Haus Ecke Lincoln und Randolph einen Block weiter.

Auf diesen Straßen bin ich im Kinderwagen rumkutschiert worden, hab ich laufen gelernt, hat mein

Großvater mir das Radfahren beigebracht. Hier hab ich meine ersten Raufereien ausstanden oder vor ihnen Reißaus genommen. Ich lernte die Tragweite und den Trost wahrer Freundschaft kennen, verspürte die ersten sexuellen Regungen und sah vor dem Siegeszug der Klimaanlage abends zu, wie sich die Veranden mit den Nachbarn füllten, die draußen das Gespräch und ein wenig Erholung von der Sommerhitze suchten.

Hier schmetterte ich in endlosen Gutterball-Turnieren den ersten von hundert »Pinky«-Gummibällen an den perfekt geformten Bordstein

meines Gehwegs. Ich, der Edmund Hillary von New Jersey, erklimm schmutzige Schneehaufen, die mitternächtliche Pflüge hoch aufgetürmt hatten, und arbeitete mich vor von Straßenecke zu Straßenecke. Wie Schaubudengaffer standen meine Schwester und ich regelmäßig an den riesigen Holztüren der Kirche an der Ecke und beäugten die unaufhörlichen Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse. Ich begleitete meinen gut aussehenden, nachlässig eleganten Großvater, wenn er auf wackligen Beinen und mit dem gelähmten linken Arm an seine Brust gepresst um den Block schlurfte, weil

er nach einem kräftezehrenden Schlaganfall, von dem er sich nie wieder ganz erholte, »Leibesübungen« betreiben wollte.

In unserem Vorgarten, kaum mehr als einen Meter von der Veranda entfernt, steht der schönste Baum der Stadt, eine gewaltige Rotbuche. Ein einziger Blitzschlag an der richtigen Stelle, und sie würde uns alle wie Fliegen zerquetschen. Wenn nachts der Donner grollt und die Blitze unser Schlafzimmer in kobaltblaues Licht tauchen, sehe ich zu, wie sich ihre Ärme im Wind und grellen Licht bewegen und lebendig werden, und

finde keinen Schlaf, weil ich mir wegen des Ungetüms dort draußen, meiner Freundin, Sorgen mache. Wenn die Sonne scheint, sind die Wurzelstränge der Rotbuche das Fort meiner Soldaten und der Pferch für meine Pferde. Sie selbst ist mein zweites Zuhause. Ich kann mich rühmen, als Erster aus unserem Block in ihre höchsten Höhen geklettert zu sein. Dort hinauf kann ich mich vor der Welt unten zurückziehen. Stundenlang kraxle ich zwischen den ausladenden Ästen umher und lausche den gedämpften Stimmen meiner Kumpels unten auf dem Gehweg, von

wo aus sie meine Kletterkünste verfolgen. An trägen Sommerabenden sitzen meine Freunde und ich – die erschöpfte Kavallerie – unter den schläfrig ausgestreckten Buchenarmen und warten auf das Klingeln des Eismanns und darauf, dass es Schlafenszeit wird. Das Ende solcher langen Tage markiert die Stimme meiner Großmutter, die mich ins Haus ruft. Ich steige die Stufen zur Veranda hoch – die Fenster glühen in der sommerlichen Dämmerung – und lasse die schwere Vordertür hinter mir zuschlagen. Noch ungefähr eine Stunde lang sitzen wir am

Petroleumofen, mein Großvater in seinem mächtigen Sessel, und schauen auf den kleinen Schwarz-Weiß-Fernsehschirm, der den Raum erhellt und schemenhafte Schattenbilder über Wände und Decke wirft, bis ich langsam einschlafe, geborgen in der wundervollsten und traurigsten Zufluchtsstätte, die ich je kennenlernen durfte – dem Haus meiner Großeltern.

Hier wohne ich mit meiner Schwester Virginia, die ein Jahr jünger ist als ich, mit meinen Eltern, Adele und Douglas Springsteen, meinen Großeltern, Fred und Alice, und

Hund Saddle. Wir leben buchstäblich im Schoß der katholischen Kirche, denn das Pfarrhaus, das Nonnenkloster, die St. Rose of Lima Catholic Church und die dazugehörige Mittelschule sind bloß einen Footballwurf über eine wildwuchernde Wiese entfernt.

Obwohl Er über uns allen steht, ist Gott hier unter Menschen – unter ziemlich verrückten Menschen, um genau zu sein. Meine Familie bewohnt fünf L-förmig angeordnete Häuser, an der Ecke verankert durch die rote Backsteinkirche. Vier davon gehören Iren alten Schlags – den Leuten, die

mich aufgezogen haben: die McNicholas, die O'Hagans und die Farrells –, und auf der anderen Straßenseite trotz ein einsamer Außenposten aus Italienern, die für den Pfeffer in meiner Erziehung sorgten: die Zerillis, aus Sorrento via Ellis Island und Brooklyn eingewandert. Dort wohnen die Mutter meiner Mutter, Adelina Rosa Zerilli, die ältere Schwester meiner Mutter, Dora, Doras Ehemann Warren (natürlich Ire) und deren Tochter, meine ältere Cousine Margaret, die zusammen mit meinem Cousin Frank bei Jitterbug-

Meisterschaften überall entlang der Jersey Shore Preise und Pokale einsackt.

Man geht nicht unfreundlich miteinander um, aber die jeweiligen Clans überqueren auch nicht gerade häufig die Straße, um Zeit miteinander zu verbringen.

Das Haus, in dem ich mit meinen Großeltern wohne, gehört meiner Urgroßmutter »Nana« McNicholas, der Mutter meiner Großmutter. Gesund und munter lebt sie nur ein Stück weiter die Straße rauf. Irgendjemand hat mir mal erzählt, dass der erste Gottesdienst und die

erste Beerdigung in dieser Stadt in unserem Wohnzimmer abgehalten wurden. Wir leben hier unter dem fortwährenden Blick meiner Tante Virginia, der älteren Schwester meines Vaters, die mit fünf Jahren von einem Laster überfahren wurde, als sie gerade auf ihrem Dreirad an der Tankstelle an der Ecke vorbeifuhr. Ihr Porträtfoto verdüstert wie ein Spuk die Atmosphäre und sorgt dafür, dass ihr schlimmes Schicksal unsere Familienzusammenkünfte überschattet.

Das sepiafarbene Porträt zeigt sie als kleines Mädchen in einem

altmodischen weißen Leinenkleid. Allerdings teilt uns ihr scheinbar unschuldig milder Blick im Licht der Ereignisse eher mit: »Passt bloß auf, die Welt dort draußen ist gefährlich und erbarmungslos. Mit einem Arschtritt haut sie dich vom Dreirad und schickt dich ins große tote Unbekannte, und außer diesen armen, fehlgeleiteten, unglücklichen Seelen hier trauert dir niemand nach.« Ihre Mutter, meine Großmutter, hatte diese Botschaft in jedem Fall laut und deutlich vernommen. Nach dem Tod der Tochter verbrachte sie zwei Jahre im Bett. Mein rachitiskranker Vater

wurde zu Verwandten am Stadtrand in Obhut gegeben, bis sie sich von dem Schicksalsschlag wieder erholt hatte.

Mein Vater verließ mit sechzehn die Schule und arbeitete als Laufbursche in der Karagheusian Rug Mill, einer Fabrik mit klappernden Webstühlen und ohrenbetäubend lauten Maschinen, die sich in einem Stadtteil namens Texas zu beiden Seiten entlang der Center Street erstreckte. Mit achtzehn verließ er New York City an Bord der *Queen Mary*, um in den Krieg zu ziehen. Er diente als Lastwagenfahrer während der Ardennenoffensive, sah ein kleines

bisschen von der großen weiten Welt, bei dem es bleiben sollte, und kehrte wieder heim. Er spielte sehr gut Poolbillard – um Geld. Er lernte meine Mutter kennen, verliebte sich in sie und versprach ihr, sich einen vernünftigen Job zu suchen (aufgemerkt!), wenn sie ihn heiratete. Zusammen mit seinem Cousin David »Dim« Cashion arbeitete er am Fließband der Ford-Motorenwerke in Edison. Da war ich bereits unterwegs.

Für meine Großmutter war ich nicht nur das erstgeborene Kind ihres einzigen Sohns, sondern seit dem Tod ihrer Tochter auch das erste Baby im

Haus. Meine Geburt verlieh ihrem Leben wieder Sinn. Sie stürzte sich mit aller Macht auf mich und sah ihre Mission darin, mich vor der Welt daheim und draußen zu beschützen. Traurig nur, dass ihre blinde, unbeirrbare Hingabe zu Streitereien mit meinem Vater und erheblichen familiären Kontroversen führte, die uns allen sehr zu schaffen machten.

Bei Regen legt sich mit der Feuchtigkeit der Geruch gemahlenen Kaffees wie eine Decke über die Stadt. Ich mag keinen Kaffee, aber ich mag den Duft, der von der Nescafé-Fabrik am östlichen Stadtrand zu uns

herüberweht. Irgendwie ist er wohlthuend, er eint die Städter in einer gemeinsamen sinnlichen Erfahrung, und die Kaffeefabrik ist uns als Industriebetrieb genauso willkommen wie die Rug Mill, deren Lärm zwar unsere Ohren strapaziert, die aber auch für Arbeit sorgt und Zeugnis ablegt von der Vitalität unserer Stadt. An diesem Ort – man kann es ebenso hören wie riechen – richten Menschen sich ein Leben ein, erdulden Leid, erfreuen sich an kleinen Dingen, spielen Baseball, sterben, lieben einander, zeugen Kinder, trinken an Frühlingsabenden einen über den

Durst und tun ihr Bestes, die Dämonen fernzuhalten, die es darauf abgesehen haben, uns zugrunde zu richten, unser Zuhause zu zerstören, unsere Familien, unsere Stadt.

Hier leben wir: im Schatten des Kirchturms, wo es in Sachen Heiligkeit wirklich zählt, halbwegs verquer in Gottes Gnade, in einer Stadt, die elektrisiert und Rassenkrawalle gebiert, die Sonderlinge diskreditiert, Seelen seziert, Liebe und Angst kreiert, Herzen lädiert – in Freehold, New Jersey.

Beginnen wir also mit der Predigt.

KAPITEL 2

MEIN HAUS

Donnerstagabend, Sperrmüllabend. Wir sind gerüstet und bereit zuzuschlagen. Wir sitzen im 1940er Sedan meines Großvaters und warten auf den Einsatzbefehl, all den Sperrmüll zu durchwühlen, der sich entlang der Bordsteine unserer Stadt

aufhäuft. Zuerst machen wir uns auf den Weg zur Brinckerhoff Avenue, wo das Geld zu Hause und der Müll vom Feinsten ist. Wir sind gekommen, eure Radios zu holen, sämtliche Radios, egal in welchem Zustand. Wir werden wie die Geier über euren Müll herfallen, werden unsere Beute in den Kofferraum werfen und sie in den »Schuppen« schaffen, die vier Quadratmeter große ungeheizte Holzzelle in einem Eckchen unseres Hauses. Hier geschehen winters wie sommers wahre Wunder. Hier, in einem »Raum« voller Elektrokabel und Radioröhren, sitze ich

nimmermüde neben ihm. Er verdrahtet, lötet und tauscht kaputte Röhren gegen heile aus, und wir warten beide gleichermaßen auf den einen Moment, auf den Augenblick, wenn das Atemwispern, das wunderbar leise statische Brummen und das warme Sonnenuntergangsglügen der Elektrizität den Radiogerippen, die wir vor der Zerstörung bewahrt haben, neues Leben einhauchen.

Hier an der Werkbank meines Großvaters wird die Wiederauferstehung greifbar. Die tonlose Leere wird gefüllt von den

fernen Knisterstimmen der
Sonntagsprediger, vom Geschwätz der
Werbesprecher, von Big-Band-
Sounds, frühen Rock'n'Roll-Songs
und Hörspielserien. Es sind die Klänge
der Welt dort draußen, die uns
erreichen will, die in unsere kleine
Stadt ruft und noch viel tiefer herein:
in unser hermetisch verschlossenes
Universum hier in der 87 Randolph
Street. Sobald die Radios wieder leben,
wird eins ums andere zum Preis von
fünf Dollar in den Camps der
Wanderarbeiter verkauft, die jeden
Sommer die Felder am Rand unseres
Landkreises säumen. Der

»Radiomann« kommt. Unter diesem Namen ist mein Großvater bei den vorwiegend schwarzen Wanderarbeitern aus den Südstaaten bekannt, die immer zur Erntezeit in Bussen in das damals noch ländliche Monmouth County anreisen. Auf unbefestigten Wegen kutschiert meine Mutter meinen nach dem Schlaganfall verwirrten Großvater bis zu den hintersten Bretterbuden, wo noch Bedingungen herrschen wie in den Dust Bowls der Dirty Thirties. Dort macht er seine Geschäfte mit »den Schwarzen« in ihren »Micky-Maus-Zeltlagern«. Ich fuhr ein einziges Mal

mit und wurde fast verrückt vor Angst, als ich mich in der Dämmerung von verwitterten schwarzen Gesichtern umringt sah. Das Verhältnis zwischen den Bevölkerungsgruppen, das in Freehold nie besonders gut gewesen war, sollte zehn Jahre später in Krawalle und Schießereien münden, aber noch herrscht gespannte Ruhe. Ich bin hier lediglich der junge Schützling und Enkel des »Radiomanns« inmitten einer Kundschaft, die meine Familie braucht, um über die Runden zu kommen.

Besonders weit davon entfernt, bettelarm zu sein, waren wir nicht, aber darüber habe ich nie nachgedacht. Wir hatten Klamotten am Leib, Essen auf dem Tisch und ein Dach über dem Kopf. Ich hatte sowohl weiße als auch schwarze Freunde, die deutlich schlechter dran waren. Meine Eltern standen in Lohn und Brot, meine Mutter als Sekretärin eines Rechtsanwalts, mein Vater bei Ford. Unser Haus war alt und seine Baufälligkeit kaum mehr zu übersehen. Ein Petroleumofen im Wohnzimmer war die einzige Wärmequelle. Oben, wo die Familie

schief, gefror einem morgens beim Aufwachen der Atem. In einer meiner frühesten Kindheitserinnerungen rieche ich das Petroleum und sehe meinen Großvater, der es an der Rückseite des Ofens nachfüllt. Gekocht wurde auf einem Kohleherd in der Küche. Als Junge beschoss ich die aufgeheizte Eisenplatte mit der Wasserpistole und sah zu, wie der Dampf aufstieg. Die Asche trugen wir zur Hintertür hinaus auf den »Aschehaufen«. Tagaus, tagein kam ich staubgrau ins Haus zurück, weil ich in der Asche gespielt hatte. Wir besaßen eine kleine Gefriertruhe und

eins der ersten Fernsehgeräte in der Stadt. In einem früheren Leben, bevor ich zur Welt gekommen war, hatte mein Großvater den Springsteen Brothers Electrical Shop besessen, und als das Fernsehen aufkam, hatte es unser Haus zuerst erreicht. Meine Mutter hat mir mal erzählt, dass aus dem ganzen Viertel Nachbarn vorbeischauten, um das Wunder zu bestaunen, um Milton Berle, Kate Smith und *Your Hit Parade* zu sehen. Um mitzuerleben, wie Wrestler wie Bruno Sammartino im Ring auf Haystacks Calhoun trafen. Mit sechs Jahren konnte ich Kate Smiths

Erkennungssong »When the Moon Comes Over the Mountain« Wort für Wort mitsingen.

Dank Geburtenfolge und der Umstände war ich bei uns zu Hause Herr, König und Messias in Personalunion. Für meine Großmutter wurde ich als erstes Kind nach dem Tod meiner Tante Virginia der Ersatz, an den sie sich klammerte. Mir wurde nichts verwehrt. Ein solches Leben ohne Grenzen ist alles andere als gut für einen kleinen Jungen – und ich nutzte es hemmungslos aus. Obwohl ich erst fünf, sechs Jahre alt war, blieb ich bis drei Uhr morgens

wach und schlief bis drei Uhr nachmittags. Ich sah fern, bis das Programm zu Ende war, und durfte anschließend sitzen bleiben, um das Testbild anzustarren. Ich aß, wann und was immer ich wollte. Meine Eltern wurden für mich zusehends zu entfernten Verwandten. Überfordert und auf häuslichen Frieden bedacht, überließ meine Mutter meiner Großmutter die uneingeschränkte Oberherrschaft. Als empfindlicher kleiner Tyrann war ich schon bald der Überzeugung, dass sämtliche Regeln nur für den Rest der Welt und nicht für mich galten – zumindest bis mein

Vater von der Arbeit kam. Missmutig übernahm dann wieder er die Herrschaft über die Küche, ein Monarch, der auf Betreiben seiner Mutter von seinem Erstgeborenen entthront worden war. Unser heruntergekommenes Haus, meine Extravaganzen und die Macht, die ich in jenen jungen Jahren innehatte, beschämten mich und waren mir insgeheim peinlich. Mir war schließlich nicht entgangen, dass der Rest der Welt ein wenig anders tickte, und meine Kumpels aus der Nachbarschaft verspotteten mich nicht selten wegen meiner Eigenheiten. Ich genoss die

Vorzugsbehandlung, wusste aber auch, dass sie verkehrt war.

Als ich eingeschult wurde und mich mit einem Mal in einen festen Zeitplan fügen sollte, packte mich eine Wut, die fast meine gesamte Schulzeit anhalten sollte. Meiner Mutter war klar, dass es längst überfällig war, die Verhältnisse zu ordnen, und es ist ihr hoch anzurechnen, dass sie versuchte, mich zurückzuholen. Wir zogen aus dem Haus meiner Großeltern in die 39 ½ Institute Street und richteten uns in der Hälfte eines kleinen Hauses im Shotgun-Stil ein: ohne warmes Wasser, in vier winzigen Räumen, vier

Blocks von meinen Großeltern entfernt. Dort versuchte meine Mutter, mir ein paar normale Grenzen aufzuzeigen. Allerdings war es dafür zu spät. Selbst wenn es eine Million Meilen statt vier Blocks gewesen wären: Ich tobte vor Wut und Trauer und nutzte jede sich mir bietende Gelegenheit, um wieder bei meinen Großeltern unterzuschlüpfen. Bei ihnen war ich zu Hause, und in ihnen sah ich meine wahren Eltern. Ich konnte und wollte dort nicht weg.

Mittlerweile war bei ihnen nur mehr ein Zimmer bewohnbar – das Wohnzimmer. Den Rest des Hauses

hatten sie geräumt, eingemottet und seinem Schicksal überlassen. Der einzige Ort, um sich zu erleichtern, war ein bitterkaltes, zugiges Bad. Die Badewanne funktionierte nicht. Meine Großeltern ließen Hygiene und Körperpflege allmählich auf eine Weise schleifen, die mich heute schockieren und abstoßen würde. Ich weiß noch, wie beklemmend und beschämend ich die frisch gewaschene, immer noch fleckige Unterwäsche meiner Großmutter fand, die im Garten hinter dem Haus an der Leine hing – Zeichen unangemessener physischer wie emotionaler Intimität,

die das Heim meiner Großeltern für mich ebenso verwirrend wie unwiderstehlich machte. Ich liebte die beiden, und ich liebte dieses Haus. Meine Großmutter schlief auf einem verschlissenen Federkernsofa, mich quetschte sie neben sich, während mein Großvater auf der anderen Seite des Zimmers auf einem kleinen Feldbett lag. Das war's. Das war aus der Grenzenlosigkeit meiner Kindheit geworden. Nur dort fühlte ich mich zu Hause, geborgen und geliebt.

Die zermürend hypnotische Macht des verfallenden Hauses und der Menschen darin sollte mich für immer

in ihrem Bann halten. Noch heute besuche ich den Ort in meinen Träumen, immer wieder zieht es mich dorthin zurück, an einen Ort, an dem ich absolute Sicherheit, Narrenfreiheit und eine entsetzliche, entgrenzte Liebe empfand. Er hat mich verdorben und gleichzeitig zu dem gemacht, was ich bin. Verdorben insofern, als ich mein Lebtag darum ringen musste, mir selbst Grenzen zu setzen, um meinen zwischenmenschlichen Beziehungen zumindest ein wenig Normalität zu verleihen. Zu dem gemacht, was ich bin, insofern, als er mich auf die lebenslange Suche nach einem eigenen

»einmaligen« Ort entließ und eine wilde Gier in mir entfachte, der ich wie besessen in meiner Musik Ausdruck verleihen musste. Es war eine verzweifelte, lebenslange Anstrengung, auf den erlöschenden Flammen der Erinnerung und Sehnsucht meinen eigenen Tempel der Sicherheit zu errichten.

Für die Liebe meiner Großmutter gab ich meine Eltern, meine Schwester und einen Großteil der Welt auf. Doch dann brach diese Welt gewaltsam über uns herein. Meine Großeltern wurden krank. Die Familie zog wieder zusammen, in die

68 South Street. Bald sollte meine kleine Schwester Pam zur Welt kommen, mein Großvater sterben und meine Großmutter vom Krebs zerfressen werden. Mein Haus, mein Garten, mein Baum, mein Schmutz, meine Erde, mein Zufluchtsort sollten für abbruchreif erklärt und das Land als zukünftiger Parkplatz an die St. Rose of Lima Catholic Church verkauft werden.

KAPITEL 3

DIE KIRCHE

Auf einem Rundweg konnten wir mit unseren Fahrrädern einmal um die Kirche und das Pfarrhaus herum und dann am Nonnenkloster vorbei über die schöne Auffahrt aus verblichenen Blauschieferplatten zurück zum Ausgangspunkt fahren. Über den

leicht erhabenen Schieferkanten vibrierten unsere Lenker, und unsere Hände zuckten im pulsierenden Rhythmus – *bamp, amp, amp, amp* ... Beton –, und schon ging es in die nächste Runde. An verschlafenen Nachmittagen vertrieben wir uns die Zeit damit, immer wieder aufs St.-Rose-Gelände zu fahren, auch wenn die Schwestern uns aus den Klosterfenstern nachkeiften, wir sollten uns nach Hause scheren, und obwohl wir regelmäßig den streunenden Katzen ausweichen mussten, die zwischen dem Keller der Kirche und unserem Wohnzimmer

hin und her strichen. Mein Großvater, der mittlerweile nicht mehr viel zu tun hatte, verbrachte seine Zeit im Garten hinter unserem Haus damit, mit viel Geduld die wilden Katzenkreaturen anzulocken. Nur er konnte sich den scheuen Tieren nähern und sie streicheln. Mit keinem anderen menschlichen Wesen gaben sie sich ab. Mitunter war der Preis dafür gesalzen: Eines Abends kam er ins Haus und hatte am Arm einen etwa dreißig Zentimeter langen blutigen Kratzer von einem Kätzchen, das für seine Zuneigung noch nicht empfänglich gewesen war.

Die Katzen schlichen zwischen unserem Haus und der Kirche hin und her, genau wie wir auf diesem Weg zur Schule, nach Hause, zur Messe und wieder zur Schule schlenderten. Unser Leben war untrennbar mit dem der Kirche verbunden. Anfangs waren die Priester und Nonnen nur freundliche Gesichter gewesen, die uns im Kinderwagen betrachteten, lächelten und angenehm geheimnisvoll wirkten. Doch sobald ich das Schulalter erreicht hatte, wurde ich in die düsteren Gemäuer der Gemeinschaft eingeführt: Weihrauch, gekreuzigte

Männer, ein unter Qualen auswendig
gelerntes Dogma, freitägliche
Kreuzwegprozessionen (die
Hausaufgaben!), Männer und Frauen
in schwarzen Gewändern, der
verhangene Beichtstuhl, das
Schiebefenster, das Gesicht des
Priesters im Schatten und das
Eingeständnis kindlicher
Verfehlungen. Wenn ich an die
Stunden denke, in denen ich Listen
lässlicher Sünden erstellte, die ich auf
Kommando vom Stapel lassen
konnte ... Sie mussten schlimm genug
sein, um glaubhaft zu sein ... aber
auch nicht zu schlimm. (Das Beste

sollte erst noch kommen!) Wie sündhaft konnte ein Zweitklässler schon sein? Bald hatte ich genug davon, der heiligen Rosa von Lima über jeden einzelnen Tag der Woche Rechenschaft abzulegen, und wollte nur noch weg ... um jeden Preis. Aber wohin? Es gibt kein »weg«. Ich lebe hier. Wir alle. Alle, die zu meinem Clan gehören. Wir sind auf diesem Fleckchen Erde gestrandet wie auf einer einsamen Insel, sitzen alle im selben Boot – in einem Boot, das nach Aussagen meiner Katechismuslehrer bis in alle Ewigkeit auf See bleibt. Tod und Jüngstes Gericht sorgen lediglich

für eine Neuaufteilung der Passagiere, während unser Schiff in heiliger Verwirrung hilflos von einer metaphysischen Schleuse zur nächsten treibt.

Und daher ... schaffe ich mir eine andere Welt. Eine Welt des kindlichen Widerstands, eine Welt der passiven Verweigerung, mit der ich mich gegen »das System« wehre. Es ist die Ablehnung einer Welt, in der ich keine Anerkennung für das finde, was ich gemäß meiner eigenen Überzeugung und der meiner Großmutter bin: ein verlorener Kindkönig, der jeden Tag aufs Neue

aus seinem Königreich aus Zimmern
verbannt wird. Aus dem Haus der
eigenen Großmutter! Für die
Schmocks dort draußen bin ich nur
eins jener verwöhnten Kinder, die sich
nicht anpassen wollen, woran wir uns
irgendwann doch alle anpassen
müssen: an das nur nachrangig
theistische Königreich mit Namen SO
SIND DIE DINGE NUN MAL! Das
Problem ist nur, dass ich keinen
Schimmer habe und es mir auch egal
ist, wie die Dinge sind. Ich stamme aus
dem fremden Land der DINGE, WIE
ICH SIE MAG. Dieses Land ist nicht
mal weit entfernt, nur ein Stück die

Straße rauf. Also Schluss für heute, ich will einfach nur wieder *nach HAUSE!*

Ganz gleich, wie sehr ich es will und mich darum bemühe: Dass »die Dinge nun mal so sind«, will mir einfach nicht einleuchten. Verzweifelt möchte ich dazugehören, aber die Welt, die ich mir dank der Freiheiten geschaffen habe, die meine Großeltern mir ließen, hat mich in einen unfreiwilligen Rebellen verwandelt, in einen Außenseiter, Sonderling, in einen Freak, einen schlappschwänzigen Sissy Boy. Ich stoße Leute vor den Kopf, werde vor den Kopf gestoßen und bin

sozial gesehen obdachlos ... Ich bin sieben Jahre alt.

Die meisten Jungs in meiner Klasse sind tatsächlich nette Kerle. Einige jedoch sind unhöflich, rücksichtslos und grausam. Wie jeder, der mal Rockstar werden will, erlebe und erleide auch ich als Schüler Mobbing, schweige zornig, wuterfüllt, gedemütigt, spüre die große Schulhofeinsamkeit – an den Maschendrahtzaun gelehnt, während die Welt um dich herum sich dreht, sich ohne dich weiterdreht, sich von dir wegdreht –, die letztlich der Zündstoff für das Feuer wird, das bald

auflodert. Dann wird all dies in Flammen stehen, die Welt wird auf den Kopf gestellt und landet mit der Schnauze voran im Dreck ... nur eben noch nicht jetzt.

Die Mädchen dagegen können gar nicht fassen, dass es einen solchen Jungen gibt, einen schüchternen, gutmütigen Träumer, wie es scheint. Sie dringen in Grandmas Hoheitsgebiet vor und nehmen sich meiner an. Ich schaffe mir einen kleinen Harem aus Mädchen, die mir die Schnürsenkel zubinden, den Reißverschluss der Jacke hochziehen und mich mit Aufmerksamkeit

überschütten. Jeder Sohn einer italienischen *mamma* weiß genau, wie so was funktioniert. Die Ablehnung durch die anderen Jungs wird hierbei zur Erkennungsmarke für Sensibilität und lässt sich wie ein Trumpf ausspielen, wenn es um Vergünstigungen geht, die einem als jugendlicher Außenseiter zuteilwerden können. Ein paar Jahre später, als Sex ein Thema wird, verliere ich meinen Status und reihe mich natürlich wieder bei den freundlichen Losern ein.

Die Priester und Nonnen sind Wesen von höchster Autorität und in

sexueller Hinsicht undurchschaubare Geheimnisträger. Als meine Nachbarn aus Fleisch und Blut und gleichzeitig hiesige Brücke ins Jenseits üben sie einen starken Einfluss auf unser tägliches Leben aus. Sowohl im Alltag als auch auf spiritueller Ebene sind sie die Wächter am Tor zu einer dunklen und selig machenden Welt, die ich fürchte, in die ich gleichzeitig aber auch Einlass begehre. Es ist eine Welt, in der aller irdische Besitz auf dem Spiel steht, eine Welt, erfüllt von einer unbekannten Glückseligkeit der Wiederauferstehung und Ewigkeit, aber auch vom immerwährenden

Feuer der Verdammnis, von aufregender, sexuell gefärbter Folter, unbefleckter Empfängnis und Wundern. Eine Welt, in der Männer sich in Götter verwandeln und Götter in Teufel ... und ich ahnte, dass diese Welt nur zu real war. Ich hatte zu Hause erlebt, wie sich Götter in Teufel verwandelten. Ich hatte das Gesicht eines Menschen vor mir gesehen, der meinem Gefühl nach eindeutig vom Teufel besessen war – das meines armen alten Vaters, der mitten in der Nacht in einem alkoholbefeuchten Wutausbruch das Haus zerlegte und uns alle zu Tode erschreckte. Ich hatte

die Kräfte der Finsternis in Gestalt meines gequälten Dads zu spüren bekommen ... die Androhung körperlicher Gewalt, das Gefühlschaos und die Macht, jemanden *nicht* zu lieben.

In den Fünfigern konnten die Nonnen von St. Rose durchaus ungemütlich werden. Einmal wurde ich wegen irgendeiner Verfehlung aus der achten in die erste Klasse zurückgeschickt. Ich musste mich auf eine Erstklässlerbank quetschen, und dort versauerte ich dann. Allerdings freute ich mich über den freien Nachmittag. Irgendwann bemerkte

ich, dass jemandes Manschettenknopf das Sonnenlicht auf die Wand reflektierte. Versonnen folgte ich dem Lichtpunkt, der zur Decke hinaufkroch. Und urplötzlich hörte ich, wie die Nonne einen bulligen kleinen Vollstrecker in der Mitte der ersten Reihe aufforderte: »Zeig unserem Besucher mal, was wir in dieser Klasse mit denen machen, die nicht aufpassen.« Der Bengel kam mit ausdruckslosem Gesicht auf mich zu und versetzte mir, ohne mit der Wimper zu zucken, mit der flachen Hand und mit voller Wucht einen Schlag mitten ins Gesicht. Das

Klatschen hallte im Klassenzimmer wider. Ich konnte nicht fassen, was soeben geschehen war, und stand vollkommen unter Schock, bekam einen hochroten Kopf und fühlte mich zutiefst gedemütigt.

Bevor ich die Grundschule hinter mir hatte, waren meine Knöchel ganz klassisch mit dem Lineal malträtirt worden, man hatte mich so heftig an der Krawatte gezogen, dass ich beinahe erstickt wäre, ich war mit Kopfnüssen bedacht, in eine stockdunkle Kammer gesperrt und mit dem Kommentar, dass ich nirgendwo anders hingehörte, in eine

Mülltonne bugsiert worden – Tagesgeschäft in katholischen Schulen der Fünfziger. Bei mir hinterließ es einen schalen Nachgeschmack und entfremdete mich zusehends der Religion.

Selbst wenn man damals in der Schule unversehrt geblieben wäre, ging einem der Katholizismus tief unter die Haut. Ich war Messdiener und stand in der heiligen Schwärze der Nacht um vier Uhr früh auf, um über winterliche Straßen zur Kirche zu hasten, in der Stille der Morgendämmerung in der Sakristei meinen Talar anzulegen und auf

Gottes persönlicher *terra firma* am Altar der heiligen Rosa rituelle Handlungen auszuführen – Zutritt für Laien verboten. Während ich dort vor einem Publikum aus Verwandten, Nonnen und den Frühaufstehern unter den Sündern unserem griesgrämigen, achtzig Jahre alten Monsignore assistierte, atmete ich den Weihrauchduft ein. Ich erwies mich allerdings als so unfähig, die verschiedenen Körperhaltungen einzunehmen und meine lateinischen Sprüche zu lernen, dass sich der Monsignore eines Tages dazu verleitet sah, mich bei der Frühmesse um sechs

an der Schulter meines Ministrantenrocks zu packen und mich zum fassungslosen Entsetzen aller mit dem Gesicht nach unten zum Altar zu zerren. Schwester Charles Marie, meine Klassenlehrerin in der Fünften, die Zeugin der Straffaktion geworden war, schenkte mir später am Nachmittag auf dem Schulhof ein kleines Andachtsmedaillon. Diese liebevolle Geste hab ich nie vergessen.

In den Jahren als St.-Rose-Schüler hatte ich die körperlichen und emotionalen Belastungen durch den Katholizismus hinreichend zu spüren bekommen. Doch am letzten Schultag

nach der achten Klasse kehrte ich alldem den Rücken, Schluss damit, nie wieder, sagte ich mir, ich war frei, frei, endlich frei ... Und das glaubte ich wirklich ... sogar ziemlich lange. Als ich aber älter wurde, fielen mir an der Art, wie ich dachte, reagierte und mich verhielt, bestimmte Eigenarten auf. Reumütig und verwirrt wurde mir am Ende klar: einmal katholisch, immer katholisch. Also hörte ich auf, mir etwas vorzumachen. Ich praktiziere meinen Glauben nicht allzu oft, aber ich weiß, dass ich irgendwo ... tief in mir drin ... immer noch zum Team gehöre.

Dies war die Welt, in der ich zu meinen ersten Songs fand. Im Katholizismus wohnten die Poesie, die Gefahr und die Dunkelheit, die meine Vorstellungen und mein Inneres widerspiegeln. Ich entdeckte ein Land von großartiger herber Schönheit mit fantastischen Geschichten, unvorstellbaren Strafen und unendlicher Belohnung, einen glorreichen und dramatischen Ort, für den ich entweder »geformt« worden war oder in den ich von Haus aus »passte«. Der Katholizismus hat mich als Wachtraum mein ganzes Leben lang begleitet. Als junger Erwachsener

versuchte ich, seine Bedeutung zu ergründen. Versuchte, seine Herausforderungen zu bewältigen, weil es tatsächlich Seelen gibt, die verloren gehen können, und gleichzeitig auch ein Reich der Liebe, das erobert werden will. Ich betrachtete im Spiegel dessen, was ich verinnerlicht hatte, das leidvolle Leben meiner Angehörigen, Freunde und Nachbarn. Ich verwandelte all das in etwas, was für mich greifbar und verständlich war, woran ich sogar glauben konnte. So komisch es klingt: Ich habe ein »persönliches« Verhältnis zu Jesus. Er ist nach wie vor einer

meiner Väter, wenngleich ich mittlerweile an seine göttliche Kraft ebenso wenig glaube wie etwa an die göttliche Kraft meines leiblichen Vaters. Ich glaube fest an seine Liebe, an seine Fähigkeit zu retten ... aber nicht zu verdammen ... genug davon.

Wie ich es sehe, haben wir nun mal vom Apfel gegessen, und Adam, Eva, der rebellische Jesus in all seiner Herrlichkeit sowie Satan gehören samt und sonders zu Gottes Plan, Männer und Frauen aus uns zu machen und uns die kostbarsten Gaben zu schenken: Erde, Schmutz, Schweiß, Blut, Sex, Sünde, Güte, Freiheit,

Gefangenschaft, Liebe, Angst, Leben und Tod ... unser Menschsein und unsere ureigene Welt.

Die Kirchenglocken läuten. Die Mitglieder meines Clans strömen aus ihren Häusern und eilen die Straße entlang. Irgendjemand heiratet, stirbt oder wird geboren. Am Fußweg, der zur Kirche führt, stehen wir Spalier und warten. Meine Schwester und ich heben heruntergefallene Blumen und Reiskörner auf, um sie in Papiertüten zu stecken, wegzulegen und an einem anderen Tag über wildfremde Menschen zu werfen. Meine Mutter ist hingerissen, ihr Gesicht glüht.

Orgelmusik, dann schwingen die Holztüren unserer Kirche auf, damit Braut und Bräutigam nach der Trauzeremonie heraustreten können. Ich höre meine Mutter seufzen. »Oh, das Kleid ... das schöne Kleid ...« Der Brautstrauß wird geworfen. Die Zukunft wird verkündet. Die Braut und ihr Held werden in einer langen schwarzen Limousine eilig fortgebracht – in dem Gefährt, das sie zum Anfang ihres gemeinsamen Lebens kutschiert. Das nächste schwarze Gefährt jedoch wartet bereits um die Ecke auf einen anderen Tag, einen tränenreichen Tag, an dem

es uns das kurze Stück geradeaus über die Throckmorton Street zum St.-Rose-Friedhof am Stadtrand bringt. An Frühlingssonntagen, wenn Knochen, Säрге und Erdhaufen besucht werden, rennen und tollen meine Schwester und ich fröhlich zwischen den Grabsteinen umher. In der Kirche ist die Vermählung vorüber, und ich nehme meine Schwester an die Hand. Mit neun, zehn Jahren haben wir all das schon oft gesehen. Reis oder Blumen, Kommen oder Gehen, Himmel oder Hölle, hier an der Ecke Randolph und McLean ist das alles nichts Besonderes.

KAPITEL 4

DIE ITALIENER

Wie ein Lavastrom bricht der nie versiegende Redeschwall aus den spitzen Mündern von Dora Kirby, Eda Urbelis und Adele Springsteen hervor, und wie von Nuklearenergie gespeist scheinen ihre winzigen Körper schier bersten zu wollen. Meine Mutter und

ihre beiden Schwestern kreischen, lachen, weinen und tanzen sich seit zusammengerechnet mehr als 260 Jahren durch sämtliche Höhen und Tiefen des Lebens. Es hört einfach nie auf. Ihr Marx-Brothers-Hochspannungswahnwitz bewegt sich unaufhörlich am Rande einer kaum zu zügelnden Hysterie. Irgendwie hat sie das nicht nur beinahe unsterblich gemacht, sondern auch zu Heldinnen. Frau für Frau fielen sie in irische Hände, überlebten ihre Ehemänner, den Krieg, Tragödien und drohende Armut und blieben trotzdem immer unerschütterlich, unbezwungen,

unverdrossen und heillos optimistisch. Sie sind »DIE GRÖSSTEN«, drei Mini-Muhammad-Alis, die mit seiner Rope-a-Dope-Taktik die ganze Welt auspunkten.

An der Jersey Shore begegnen und begatten sich die Italiener und Iren häufig. Das Küstenstädtchen Spring Lake wird von den Einheimischen »Irische Riviera« genannt. Hier sind sie im Sommer tagtäglich zu finden: die sommersprossigen Hellhäutigen, die ihr Bier zischen und krebsrot werden in der Brandungsgischt vor den viktorianischen Wohnhäusern, die immer noch Eleganz und Substanz

ausstrahlen. Ein paar Meilen weiter nördlich liegt Long Branch, New Jersey, wo Anthony »Little Pussy« Russo – der in Deal Tür an Tür mit meiner Frau Patti Scialfa wohnte – und die Mafia von Central Jersey zu Hause waren. Dort an den Stränden tummeln sich Schönheiten mit olivfarbener Haut und ihre schmerzbäuchigen Ehemänner, und der breite Jersey-Akzent meiner italienischen Brüder und Schwestern hängt genauso in der Luft wie der Zigarrenrauch. Für ein *Sopranos*-Casting hätte man hier alles gefunden, was man brauchte.

Mein Urgroßvater war noch »the Dutchman« genannt worden. Ich nehme an, dass er von ein paar verirrtten Niederländern abstammte, die aus New Amsterdam übergesiedelt waren, ohne auch nur zu ahnen, worauf sie sich hier einließen. Nur deshalb tragen wir den niederländischstämmigen Namen Springsteen, doch hauptsächlich mischt sich hier irisches mit italienischem Blut. Wieso? Ehe sich die Mexikaner und Afroamerikaner der Felder von Monmouth County annahmen, hatten sich hier Italiener zusammen mit Iren in der

Landwirtschaft abgeplagt und auf den angrenzenden Pferdefarmen gearbeitet. Als ich kürzlich meine Mutter gefragt habe, weshalb sie alle bei irischen Männern gelandet sind, antwortete sie: »Die Italiener waren uns einfach zu herrschsüchtig. Davon hatten wir genug, wir wollten uns nicht länger von Männern herumkommandieren lassen.« Natürlich nicht. Wenn jemand das Kommando führte, dann die Zerilli-Mädels – selbst wenn sie bloß im Hintergrund die Strippen zogen. Meine Tante Eda hat mir mal erzählt: »Daddy wollte immer drei Jungs,

bekam aber stattdessen drei Mädchen. Also erzog er uns zu besonders harten Burschen.« Ich denke, das erklärt so einiges.

Als Kind kam ich von Abendessen bei meiner Tante Dora jedes Mal völlig erschöpft und mit klingelnden Ohren zurück, und wann immer es dort übers Essen hinaus etwas zu feiern gab, wurde es erst recht gefährlich. Dann stopften sie dich wie eine Mastgans, folterten dich mit Gesang und Geschrei, bis du taub warst, und tanzten dich in Grund und Boden. Selbst als alle drei auf die Neunziger zgingen, lief das noch so.

Wie kam das? Woraus schöpften sie ihre unerschöpfliche Energie und ihren Optimismus? Welche himmlische Kraft hatten sie angezapft und in ihre winzig kleinen italienischen Körper geleitet? Wer hatte all das in Bewegung gesetzt?

Sein Name war Anthony Alexander Andrew Zerilli – mein Großvater. Um die Jahrhundertwende kam er als Zwölfjähriger aus Vico Equense – bloß einen Steinwurf von Neapel entfernt – nach Amerika, ließ sich erst in San Francisco nieder und zog dann weiter gen Osten, wo er am City College seinen Abschluss machte und

in New York City in der 303 West 42nd Street als Anwalt zu arbeiten begann. Er diente drei Jahre lang in der Navy, war dreimal verheiratet und verbüßte drei Jahre im Sing-Sing-Gefängnis wegen Unterschlagung (angeblich weil er die Schuld eines Verwandten auf sich nahm). Vor Haftantritt hatte er sich noch einen Hof auf der Kuppe eines hübschen grünen Hügels in Englishtown, New Jersey, gekauft. Als Anwalt hatte er recht gut verdient; ich besitze noch ein paar Fotos aus den Dreißigern, die meine Mutter und ihre Familie – komplett in makelloser Weiß

gekleidet – in Newport, Rhode Island, zeigen. Im Gefängnis ging er pleite. Nachdem seine Frau nach Brooklyn verschwunden war und Mom und ihre Schwestern – damals noch im Teenageralter – im Stich gelassen hatte, mussten die drei sich auf jenem grünen Hügel quasi allein durchschlagen und einander großziehen.

In meiner Kindheit kam mir das Bauernhaus wie eine Villa vor, wie eine Trutzburg des Reichtums und der Kultur. Mein Großvater besaß wertvolle Gemälde und hatte religiöse Kunst, Gewänder und antike Möbel

gesammelt. Im Wohnzimmer stand ein Klavier. Er reiste viel, war weltgewandt, fast schon ein wenig zügellos. Er hatte graues Haar und gigantische dunkle Schatten unter den großen braunen Italieneraugen. Selbst als klein gewachsener Mann verfügte er über eine Baritonstimme, die wie Donner grollte und eine gehörige Gottesfurcht in dir wecken konnte, wenn sie zu dir sprach. Wie ein in die Jahre gekommener italienischer Prinz thronte er in seinem Arbeitszimmer. Dort saß ihm seine dritte Frau Fifi mit ihrem Strickzeug gegenüber. In ihren engen Kleidern, herausgeputzt und so

stark parfümiert, dass es einen schier umhaute, drückte sie mir jedes Mal einen dicken Lippenstiftschmatzer auf die errötende Wange, wenn wir dort vorbeischaute, und vom Thron grollte ein »Barrrrrr« bis in die Ewigkeit, es folgte ein dunkles, lang gezogenes »uuuuuu«, und das »ce« wurde nur angetippt: »BARRRRRRRUUUUUUCE ... Komm her!« Ich wusste ganz genau, was folgte. In der einen Hand hielt er einen Dollar. Den bekam ich jeden Sonntag. Allerdings musste ich ihn mir erkämpfen und erst ertragen, was die andere Hand für mich bereithielt ...

den »Kneifer des Todes«. Sowie ich nach dem Dollar griff, packte er mich und kniff mir mit Daumen und Zeigefinger so fest in die Wange, dass es mir die Tränen in die Augen trieb. Dann drehte er die gequetschte Hautfalte langsam erst in die eine, dann in die andere Richtung (inzwischen jaulte ich schon jämmerlich) bis zur Erlösung: einem kurzen, schwungvollen Zupfen. Ende gut, alles gut. Zum Schluss ein Fingerschnippen und ein herzhaftes Lachen.

»BARRRRRRUUUUUUUUUUUCE

WAS IST LOS MIT DIR?« Und endlich, der Dollar.

Beim Sonntagsessen hielt er Hof, brüllte herum, erteilte Befehle und schwadronierte lauthals über die Ereignisse des Tages. Was für eine Show! Manche mochten ihn für anmaßend halten, doch in meinen Augen war dieser kleine Italiener *ein Gigant*! Er hatte Größe, Geltung – und er unterschied sich kolossal von jenem unstet umherirrenden passiv-aggressiven Mannsvolk, das mein restliches Leben in weiten Teilen kennzeichnete. Er war die personifizierte neapolitanische

Urkraft! Wen scherte es, wenn er wieder einmal Ärger hatte? Die Welt dort draußen war nun mal randvoll mit Ärger, und wenn du ein Ziel hattest, wenn du Hunger hattest auf etwas, dann musstest du eben diverse Hürden nehmen. Du musstest bereit sein, deine Ansprüche anzumelden, und durftest dann nicht lockerlassen. Denn »sie« würden dir nichts schenken. Du musstest Risiken eingehen ... und bezahlen. Seine Lebenslust, seine imponierende Präsenz, sein unermüdliches Engagement im Arbeitsalltag sowie seine Vormachtstellung in der Familie

machten ihn für mich zu einem einzigartigen männlichen Vorbild. Er war aufregend, Furcht einflößend, theatralisch, strickte an seiner eigenen Legende, war großmäulig – kurz: ein Rockstar! Sobald man die Villa auf dem Hügel jedoch hinter sich ließ – sowie man wieder auf Asphalt traf –, waren es in meiner Familie die FRAUEN, DIE ÜBER DIE WELT HERRSCHTEN! Sie ließen ihre Männer in dem Glauben, das Sagen zu haben, dabei war schon auf den ersten Blick zu erkennen, dass diese Männer mit ihnen nicht annähernd mithalten konnten. Die Iren brauchten ihre

MAMA! Anthony auf seiner Hügelkuppe brauchte Fifi, seine HOT MAMA. Das war schon ein gewaltiger Unterschied.

Von seiner ersten Frau Adelina Rosa hatte Anthony sich getrennt. Die Ehe war arrangiert worden, als die beiden gerade in den Zwanzigern gewesen waren. Als junges Mädchen hatte man Adelina aus Sorrento in die Vereinigten Staaten geschickt, wo sie nach Art der Alten Welt verheiratet werden sollte. Mehr als achtzig Jahre lang lebte sie in den USA und sprach nicht einen Satz Englisch. Wenn man ihr Zimmer betrat, tauchte man ins

Alte Italien ein. Der Rosenkranz, die Düfte, die Devotionalien, die gesteppten Bettdecken, das dämmrige Sonnenlicht, das an einen anderen Ort und eine andere Zeit gemahnte ... Ich bin mir sicher, dass es ihr trauriges Schicksal war, die »Madonna« unter Anthonys Mätressen spielen zu müssen.

Meine Großmutter litt ungemein unter der Scheidung, heiratete nie wieder und zog sich mehr oder weniger aus der Welt zurück. Über Jahre hielten sie und Anthony sich nicht mal bei Beerdigungen, Hochzeiten oder Familientreffen in

ein und demselben Zimmer auf. Sonntags nach dem Gottesdienst, wenn ich meine Tante Dora besuchte, war immer auch Adelina mit ihrem Haarnetz und den Halstüchern da, roch exotisch und zauberte köstliche italienische Gerichte auf den Tisch. Mit einem Lächeln begrüßte, herzte und küsste sie mich und raunte mir italienische Segenswünsche ins Ohr. Dann, eines Tages, starb Fifi oben auf dem Hügel.

Sechzig Jahre nach ihrer Scheidung kamen Anthony und Adelina wieder zusammen. Sechzig Jahre später! Noch ein ganzes Jahrzehnt wohnten

sie gemeinsam in der Villa, bis Anthony starb. Nach dem Tod meines Großvaters fuhr ich im Sommer oft mit dem Fahrrad aus Colts Neck zu Besuch nach Englishtown. Für gewöhnlich war Adelina dort allein. Dann saßen wir in der Küche und unterhielten uns in gebrochenem Englisch und Italienisch. Sie sei nur bei dem Alten geblieben, behauptete sie dann, um ihren Kindern das Erbe zu sichern ... gut möglich. Sie starb im Alter von 101 Jahren friedlich und bei klarem Verstand, nachdem sie erlebt hatte, wie Auto und Flugzeug erfunden wurden und die ersten

Menschen auf dem Mond spazieren gingen.

Die darauffolgenden fünfundzwanzig Jahre lag Anthonys und Adelines Villa auf dem Hügel in einer Art Dämmer Schlaf. Als ich später mit fünfzig durch die Zimmer schritt, war dort alles immer noch genauso, wie ich es als Achtjähriger erlebt hatte. Für die Schwestern war die Villa ein geheiligter Ort. Am Ende zog mein Cousin Frank, der Jitterbug-Champion, der mir die ersten Akkorde auf der Gitarre beigebracht hatte und dessen Sohn Frank junior mit mir in der Sessions-Band spielte,

mit seiner Familie dort ein. Endlich war das Haus wieder voller Kinder, und es wurde italienisch gekocht.

Der »Kneifer des Todes« und sein Schrecken gingen auf meine Tante Dora über. Sie entwickelte daraus ihre persönliche Variante, den »Schwitzkasten des Verderbens«. Diese kaum eins sechzig kleine, neunzigjährige Signora konnte einem per Würgegriff ein chronisches Schleudertrauma zufügen und selbst Randy »Macho Man« Savage außer Gefecht setzen, wann immer er blöd genug war und sich zu ihr hinunterbeugte, um sich ein Küsschen

abzuholen. Big Daddys »Kneifer des Todes« macht mir inzwischen keine Angst mehr, aber an manchen Abenden wird Anthony gegen halb neun wieder lebendig ... wenn die Saalbeleuchtung erlischt, der Vorhang aufgeht und ich ein lang gezogenes »BARRRRRRUUUUUUUUUUUUUCE höre ...

Arbeit, Glaube, Familie: So lautet das italienische Credo, das meine Mutter und ihre Schwestern predigen. Sie leben danach. Sie glauben daran. Sie glauben daran, obwohl ausgerechnet diese Maximen sie so furchtbar enttäuscht haben. Trotzdem

predigen sie es, wenn auch nie in aller Schärfe, und sie sind felsenfest davon überzeugt, dass dieses Credo alles ist, was bleibt, wenn auf das Leben und die Liebe eine Leere folgt, die Ehegatten verschlingt, Kinder, Familienmitglieder und Freunde. Unter ihrer strengen Gesinnung und Überzeugung verbergen sich eine gewaltige Willenskraft, Furcht und unbändige Freude, die selbstverständlich auch in meine Arbeit Eingang gefunden haben. Wir Italiener gehen immer bis zum Äußersten. Wir bleiben standhaft, bis die Knochen brechen. Wir strecken

uns nach Dingen und halten daran fest, bis unsere Muskeln erlahmen. Wir twisten und shouten und lachen, bis wir nicht mehr können – bis zum bitteren Ende. Das ist die Religion der Zerilli-Schwestern, die ihr *papà* ihnen auf die harte Tour beigebracht, die Gottes Gnade sie gelehrt hat und für die wir täglich dankbar sind.

KAPITEL 5

DIE IREN

In meiner Familie gab es Tanten, die bei Familientreffen in Geheul ausbrachen, Cousins, die nach der sechsten Klasse die Schule schmissen, heimgingen und das Haus nie wieder verließen, und Männer, die sich am ganzen Körper und am Kopf die

Haare ausgerissen, sodass große kahle Stellen zurückblieben. All das innerhalb nicht einmal eines Straßenzugs. Wann immer sich Gewitter ankündigten, packte meine Großmutter mich bei der Hand und zerrte mich an der Kirche vorbei zum Haus von Tante Jane, wo sich jedes Mal ein Schwarm Frauen versammelte, um ein schwarzmagisches Ritual abzuhalten. Gebete wurden gemurmelt, während meine Tante Jane geweihtes Wasser aus dem kleinen Fläschchen über uns verspritzte. Mit jedem aufzuckenden Blitz steigerte sich die unterschwellige

Hysterie, bis es irgendwann so schien, als hegte Gott höchstselbst die Absicht, uns in unserem kleinen Winkel auszulöschen. Geschichten über grausame Todesfälle durch Blitzschlag machten die Runde, und irgendjemand begang den Fehler zu behaupten, der sicherste Ort bei Gewitter sein ein Auto, das durch Gummireifen vom Erdboden isoliert war. Später heulte ich dann meinen Eltern jedes Mal schon bei entferntem Donnern grollen sämtliche Ohren voll, bis sie mich in unser Auto brachten, wo ich das Ende des Gewitters abwartete. Ich würde für den

gesamten Rest meines Lebens über Autos schreiben.

Als Kind fand ich das alles rätselhaft, peinlich und doch vollkommen normal. Es musste einfach so sein. Immerhin waren das die Menschen, die ich liebte.

Wir sind Leidende. Denjenigen Vorfahren, die von der Grünen Insel stammten, lag das Unheil im Blut. 1852 kehrte meine damals vierzehnjährige Urgroßmutter Ann Garrity zusammen mit zwei Schwestern im Alter von zwölf und zehn Irland den Rücken. Fünf Jahre zuvor hatte die Große Hungersnot das Land in die

Knie gezwungen. Ann Garrity ließ sich in Freehold nieder. Ich weiß nicht, wann genau es damit losging, aber bei einigen von uns hier macht sich eine ernsthafte psychische Erkrankung bemerkbar. Sie scheint willkürlich mal einen Cousin zu befallen, mal eine Tante, einen Sohn, eine Großmutter und leider auch meinen Vater.

Wenn ich ihn in meinen Songs als den Archetyp eines gebieterischen und gleichzeitig abwesenden Vaters darstellte, tat ich ihm mitunter sicher unrecht. Ich habe unser Verhältnis oft wie eine *Jenseits von Eden*-Neufassung geschildert, als eine Art

»Verallgemeinerung« meiner Kindheitserinnerungen. Doch unsere gemeinsame Geschichte ist weitaus komplizierter. Zwar nicht hinsichtlich des genauen Ablaufs all dessen, was zwischen uns passiert ist, aber was den Grund für die Ereignisse betrifft, das Warum.

Mein Vater

In der Wahrnehmung eines Kindes waren die Bars in Freehold Festungen voller Geheimnisse, Stätten bösen Zaubers, irritierender Ungewissheit und Orte drohender Gewalt. Als wir

eines Abends an einer roten Ampel in der Throckmorton Street hielten, erlebten meine Schwester und ich mit, wie zwei Männer sich vor der örtlichen Kneipe so heftig prügeln, dass es ganz danach aussah, als würde es tödlich enden. In ihren zerfetzten Hemden waren sie umringt von einem Pulk anfeuernder Zuschauer. Einer der Raufbolde hatte den Schopf seines Gegners gepackt, hockte rittlings auf dessen Brust und verpasste ihm üble Schläge im Gesicht. Der Mann lag mit dem Rücken auf dem Pflaster, blutete aus dem Mund und wehrte sich verzweifelt. »Seht nicht hin«, sagte

unsere Mutter nur, und als die Ampel grün wurde, fuhren wir weiter.

Wenn man in meiner Heimatstadt durch eine Kneipentür ging, betrat man ein regelrecht mystisches Männerreich. Wollte meine Mutter, dass mein Vater abends heimkam – was selten passierte –, fuhren wir im Schneckentempo durch die Stadt, bis wir vor einer erleuchteten Tür hielten und meine Mutter rüberzeigte. »Geh und hol deinen Vater.« Den öffentlichen Zufluchtsort meines Vaters zu betreten war für mich gleichermaßen aufregend und Angst einflößend. Doch Mom hatte mir die

Erlaubnis erteilt, das Undenkbare zu tun: Dad an seinem geheiligten Ort zu stören. Ich stieß die Tür auf und wich den turmhohen Männern aus, die auf dem Weg ins Freie waren. Ich reichte ihnen bestenfalls bis zur Hüfte, und wenn ich den Schankraum betrat, kam ich mir vor wie der Hans aus dem englischen Märchen, der diese Bohnenranke hinaufklettert und in einem Land vertrauter und doch beängstigender Riesen landet. Linker Hand war die Wand gesäumt von einer Reihe Nischen, die heimlichen Rendezvous dienten, Liebespaaren und Eheleuten, die im Tandem

tranken. Rechts standen die
Barhocker, besetzt von einer
Barrikade aus breiten Arbeiterrücken.
Die Stimmen klangen wie
Donnergrollen, Gläser klirrten.
Verstörend anzügliches Gelächter.
Fast keine Frauen. Da stand ich,
trunken vom trüben Dunst aus Bier,
Schnaps, Blues und Aftershave. Nichts
in der Draußenwelt daheim ähnelte
diesem Bukett auch nur annähernd.
Hier wurden Schlitz und Pabst Blue
Ribbon getrunken, und das
namensgebende blaue Band zierte den
Zapfhahn des Schankkellners, der das
goldene Elixier fachmännisch in schräg

gehaltene Gläser rinnen ließ und sie anschließend laut auf den Holztresen donnerte. Da stand ich und rief den Männern wieder ins Gedächtnis, was viele von ihnen in diesen kurzen Momenten zu vergessen suchten – die Arbeit, die Verantwortung, die Familie, Fluch und Segen des Erwachsenenlebens. Jetzt im Nachhinein weiß ich natürlich, dass es sich dabei überwiegend um ganz normale Durchschnittstypen handelte, die am Ende der Woche ein bisschen Dampf ablassen mussten. Aber es waren eben auch ein paar dabei, die schwerwiegendere Probleme hatten

und nicht wussten, wann das Maß voll war.

Irgendwann bemerkte einer von ihnen den kleinen Eindringling und bugsierte mich zu meinem Dad. Ich sah nur Barhocker, schwarze Schuhe, weiße Socken, Arbeitshosen, Hintern und kräftige Beine, Arbeitsgürtel und dann sein vom Alkohol gerötetes, verzerrtes Gesicht. Durch den Zigarettenrauch starrte er mich an, wenn ich die ewig gleiche Botschaft verkündete: »Mom will, dass du nach Hause kommst.« Ich wurde nie irgendeinem Kumpel vorgestellt, mir wurde nicht der Kopf getätschelt, ich

wurde nicht mit freundlichen Worten verwöhnt, und er zerzauste mir auch nicht das Haar, sondern es hieß dann immer nur: »Geh schon mal vor, ich komm gleich nach.« Ich folgte meinem Bröselpfad wieder zur Kneipentür und in die kalte Abendluft hinaus, zurück in meine Stadt, die mir irgendwie einladend vorkam, aber auch feindselig. Ich trödelte zum Bordstein, sprang auf den Rücksitz und informierte meine Mutter: »Er kommt gleich nach.«

Der Lieblingszeitgenosse meines Vaters war ich ganz sicher nicht. Als Junge dachte ich mir, Männer wären

eben so: unnahbar, wenig mitteilbar, dafür andauernd beschäftigt mit den Geschehnissen in der Erwachsenenwelt. Als Kind stellt man die Entscheidungen seiner Eltern nicht infrage. Man akzeptiert sie, weil sie durch den göttergleichen Status der Elternschaft legitimiert sind. Wenn man nicht angesprochen wird, ist man der Mühe nicht wert. Wenn einem weder Zuneigung noch Liebe entgegengebracht wird, hat man es wohl nicht anders verdient. Wenn man unbeachtet bleibt, existiert man nicht. Der einzige Trumpf, den man ausspielen kann, ist die Kontrolle über

das eigene Verhalten, um so vielleicht das Verhalten der Eltern zu beeinflussen. Womöglich muss man auch zäher sein, stärker, sportlicher, smarter, auf irgendeine Weise besser ... wer weiß? Eines Abends gab mein Vater mir im Wohnzimmer Boxunterricht. Ich fühlte mich geschmeichelt, freute mich über sein Interesse an mir und gab mich gelehrt. Und es lief gut. Doch auf einmal landete seine flache Hand gleich mehrmals in meinem Gesicht. Und zwar ein bisschen zu hart, sodass es wehtat. Natürlich war ich nicht verletzt, aber er hatte definitiv eine

Grenze überschritten. Mir war klar, dass er mir damit etwas mitteilen wollte. Wir waren in das dunkle Niemandsland jenseits von Vater und Sohn abgeglitten, und ich ahnte, was er mir damit hatte sagen wollen: Ich war ein Störenfried, ein Fremder, ein Rivale im gemeinsamen Zuhause und obendrein eine Enttäuschung. Es brach mir das Herz. Ich war am Boden zerstört. Und er marschierte einfach angeekelt raus.

Wenn Dad mich betrachtete, sah er nicht, was er hätte sehen wollen. Das war mein Vergehen. Mein bester Freund in der Nachbarschaft war

Bobby Duncan, und der fuhr beispielsweise jeden Samstagabend mit seinem Vater ins Wall Stadium zu Stockcar-Rennen. Was auch immer wir bis Punkt fünf Uhr getrieben hatten, wurde eingestellt, und um sechs, gleich nach dem Abendessen, stürmte Bobby – in einem gebügelten Hemd und das Haar mit Brylcreem in Form gebracht – zwei Türen weiter die Vordertreppe seines Hauses hinunter, dicht gefolgt von seinem Dad. Rein in den Ford, und ab ging's ins Wall Stadium ... in den Hochoktanhimmel mit dem Soundtrack der kreischenden Reifen,

in dem ganze Großfamilien die einheimischen Wahnsinnigen feierten, die in selbst gebauten US-Karossen irrwitzig Runde um Runde durchs Stadion röhren oder beim wöchentlichen Demolition Derby ihre heißen Öfen gnadenlos zu Schrott führen. Für das Schrottfest brauchte man nichts weiter als einen Footballhelm, einen Sicherheitsgurt und ein Gefährt zum Ramponieren, um in den Kreis der Auserwählten aufgenommen zu werden. Das Wall Stadium, dieser heiß geliebte, rauchgeschwängerte Rundkurs, wo es nach verbranntem Gummi roch und

um den sich Familien versammelten, die ein gemeinsames Interesse pflegten ... ein Ort, an dem die Dinge so waren, wie Gott sie sich vorstellte. Nicht nur war ich von der Liebe meines Vaters ausgeschlossen – auch in den Hot-Rod-Himmel wurde ich nicht eingelassen.

Das Bedürfnis meines Vaters, sich mit mir abzugeben, erwachte fast immer nur abends mit dem Ritus des heiligen Sixpacks: ein Bier nach dem anderen in unserer stockdunklen Küche. Irgendwann rief er nach mir, und anschließend spielte sich immer dasselbe ab: kurze Momente

vorgeschützten elterlichen Interesses an meinem Wohlbefinden, gefolgt von dem, was wirklich in ihm schwelte – Feindseligkeit und unbändiger Groll auf seinen Sohn, den einzigen anderen Mann im Haus. Ein Jammer. Er liebte mich, aber er konnte mich nicht ausstehen. Er hatte das Gefühl, mit mir im Wettstreit um die Zuneigung meiner Mutter zu liegen ... was durchaus seine Berechtigung hatte. Außerdem erkannte er in mir einen eindeutig zu großen Anteil seines *eigenen* wahren Ichs. Dad war gebaut wie ein Stier und steckte immer in Arbeitsklamotten. Er war stark und

körperlich in hervorragender Verfassung. Gegen Ende seines Lebens setzte er sich viele Male erfolgreich gegen den Tod zur Wehr. In seinem Inneren schlummerten jenseits der Wut Sanftmut, Zaghaftigkeit, Scheu und traumverlorene Unsicherheit. All das trug ich offen zur Schau, und die Spiegelung dieser Eigenschaften in seinem Jungen stieß ihn ab, machte ihn zornig. Es waren die Eigenschaften eines »Weicheis« – und er hasste Weicheier. Klar, er war selbst zum Weichei erzogen worden. Zu einem Muttersöhnchen, genau wie ich.

Eines Abends am Küchentisch, gegen Ende seines Lebens, als es ihm alles andere als gut ging, erzählte er mir, dass er einmal bei einer Schulhofrauferei mit Gewalt von seinem Gegner getrennt worden war. Meine Großmutter war aus dem Haus gerannt und hatte ihn heimgeschleift. An jenem Abend am Küchentisch verspürte er die Erniedrigung von Neuem, und mit Tränen in den Augen sagte er: »Ich hatte doch schon fast gewonnen ... Ich hatte doch schon fast gewonnen ...« Er hatte immer noch nicht verstanden, dass er gehütet worden war wie ein Augapfel. Er war

das einzige, das immer noch lebende Kind. Meine verstörte Großmutter hatte nie begriffen, dass ihre grenzenlose Liebe die Menschen, die sie großzog, auch erdrückte. Ich versicherte ihm, dass ich ihn verstand. In den prägenden Jahren unseres Lebens waren wir von ein und derselben Frau großgezogen worden und hatten ganz ähnliche Kränkungen erlitten. In den Zeiten, zu denen unser Verhältnis am stürmischsten gewesen war, waren all diese Dinge ungeklärt geblieben und zu einem Vermächtnis aus Schmerz und Missverständnis geworden.

1962 kam meine jüngste Schwester Pam zur Welt. Da war ich bereits zwölf. Mom war sechsunddreißig, damals schon ziemlich alt, um noch Mutter zu werden. Es war eine fabelhafte Zeit, und Mom war wundervoll. Ich liebte ihre Umstandskleider. Meine Schwester Virginia und ich saßen während der letzten Schwangerschaftsmonate oft bei ihr im Wohnzimmer, legten ihr die Hände auf den Bauch und warteten darauf, dass unsere kleine Schwester zu treten begann. Pams Geburt sorgte im gesamten Clan für Aufruhr, die ganze Familie kam zusammen.

Solange meine Mutter noch im Krankenhaus lag, war Dad zur Stelle, kümmerte sich um uns, ließ das Frühstück anbrennen, half uns vor der Schule mit dem Anziehen (und schickte mich an einem Morgen in der Bluse meiner Mutter los; meine Schwester Virginia brüllte vor Lachen). Im Haus ging die Sonne auf. Kinder bringen eine gewisse Lieblichkeit mit sich, Geduld, Erhabenheit, zweite Chancen, Wiedergeburt und ein neuerliches Erwachen der Liebe, die man im Herzen trägt und deren Gegenwart man in seinem Zuhause spürt. Kinder

sind gottgegebene Möglichkeiten, es im nächsten Anlauf besser zu machen. Meine Teenagerjahre mit Dad waren zwar nach wie vor alles andere als toll, gleichzeitig leuchtete da aber auch immer meine kleine Schwester Pam, der lebende Beweis für die Liebe, die unsere Familie zusammenhielt. Ich war von ihr wie verzaubert. Ich war dankbar dafür, dass es sie gab. Ich wechselte ihr die Windeln, wiegte sie in den Schlaf, rannte zu ihr, wenn sie weinte, hielt sie im Arm und knüpfte das innige Band, das bis heute zwischen uns besteht.

Meine inzwischen schon sehr

kranken Großmutter schlief im Nebenzimmer. Im Alter von drei Jahren schlüpfte Pam eines Abends aus dem Schlafzimmer meiner Eltern und kletterte das einzige Mal in ihrem jungen Leben ins Bett der Großmutter. Die ganze Nacht schlief sie dort und lag immer noch neben ihr, als unsere Großmutter starb. Als Mom am nächsten Morgen nach ihr sehen wollte, war sie bereits tot. Als ich an jenem Tag aus der Schule kam, brach meine Welt zusammen. Meine Tränen und die Trauer reichten schier nicht aus. Ich wollte ebenfalls sterben. Ich wollte bei ihr sein. Noch als Teenager

konnte ich mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen. Ein Schwarzes Loch tat sich auf, ein Armageddon. Nichts war mehr von Bedeutung. Das Leben war verronnen, ich war ausgelöscht, die Welt nur mehr ein Schwindel, ein Schatten ihrer selbst. Mich retteten einzig und allein meine kleine Schwester und mein erwachendes Interesse an der Musik.

Gleichzeitig setzte eine befremdliche Entwicklung ein. Die sonst so stille Depressivität meines Vaters schlug um in paranoide Wahnvorstellungen. Ich hatte einen russischen Teenagerfreund, den er für

einen Spion hielt. Außerdem wohnten wir nur einen Block vom Viertel der Puertoricaner entfernt, und mein Vater war davon überzeugt, dass meine Mutter dort mit irgendwem eine Affäre hatte. Als ich eines Tages von der Schule heimkam, brach er am Küchentisch in Tränen aus. Er müsse mit jemandem reden, sagte er zu mir – aber da war niemand. Mit fünfundvierzig hatte er keine Freunde, und eben wegen seiner Ängste betrat außer mir niemals ein anderes männliches Wesen unser Haus. Mir schüttete er das Herz aus. Das verschreckte mich und war mir

unangenehm, aber auf eine eigenartige Weise war es auch fantastisch. Er offenbarte mir, wie schlimm es um ihn stand. Es war einer der großartigsten Tage meines Teenagerlebens. Er brauchte einen »Mann« zum Freund, und außer mir war nun mal keiner zur Hand. So gut ich konnte, sprach ich ihm Mut zu. Ich war erst sechzehn, und beide drohten wir den Boden unter den Füßen zu verlieren. Er irrte sich, mit Sicherheit, sagte ich zu ihm, die Liebe meiner Mutter sei ungebrochen, sie stehe felsenfest zu ihm. So war es auch, nur hatte er die Realität aus den Augen verloren und

war darüber untröstlich. Später am Abend erzählte ich meiner Mutter davon, und zum ersten Mal mussten wir der Tatsache ins Auge sehen, dass mein Vater psychisch krank war.

Zudem komplizierten ein paar seltsame Ereignisse die Situation bei uns zu Hause. Eines Samstagabends schoss jemand durch das Fenster in unserer Eingangstür – nur Sekunden nachdem ich nach oben ins Bett gegangen war. Der Schuss hinterließ ein sauberes Loch in der Scheibe. Ab da war ständig die Polizei bei uns. Mein Vater behauptete, er wäre bei der Arbeit in irgendwelche

Gewerkschaftsstreitigkeiten reingeraten. Jedenfalls nährte all das unsere paranoiden Hirngespinnste und führte letztlich dazu, dass sich in unserem Haus ein nachhaltiges Unbehagen breitmachte.

Mit siebzehn wurde meine Schwester Virginia schwanger, und als es endlich jemandem auffiel, war sie schon fast im siebten Monat. Kurz vor dem Abschluss verließ sie die Schule, wurde zu Hause weiter unterrichtet und heiratete Mickey Shave, ihren Freund und den Vater des Kindes. Mickey war ein arroganter Mistkerl – ein halbstarker Bullenreiter in

Lederjacke und ein Streithahn aus Lakewood, der sich mit der Zeit jedoch als rundum guter Typ herausstellte. In den späten Sechzigern nahm er an Rodeowettkämpfen von Jersey bis Texas teil. (Den wenigsten dürfte bekannt sein, dass Jersey mit Cowntown das über die längste Zeit fortlaufende Rodeo in den ganzen Vereinigten Staaten beheimatet. Wenn man den südlichen Teil des Bundesstaats besucht, laufen einem dort mehr Cowboys über den Weg, als man es für möglich halten würde.) Nach diversen Auseinandersetzungen zog meine unerschütterliche Schwester

gen Süden nach Lakewood, brachte einen wundervollen Sohn zur Welt und führte dort das gleiche Arbeiterklasseleben wie meine Eltern.

Virginia, die in ihrem ganzen Leben nicht mal Wasser gekocht, geschweige denn einen Teller gespült oder den Fußboden gewischt hatte, entwickelte binnen kürzester Zeit eine robuste Tatkraft. Sie war eine Seele von einem Menschen, intelligent, humorvoll und bildschön, und wurde quasi über Nacht zur knallharten irischen Arbeiterfrau. Mickey malochte auf dem Bau und bekam in den späten Siebzigern die Folgen der Rezession

am eigenen Leib zu spüren, als in Central Jersey kaum mehr gebaut wurde. Er verlor seinen Job und nahm eine Stelle als Hausmeister an der örtlichen Highschool an, während meine Schwester bei K-Mart arbeiten ging. Gemeinsam zogen sie zwei großartige junge Männer und eine zauberhafte Tochter groß und haben inzwischen eine Schar Enkelkinder. Bereits in so jungen Jahren und aus eigener Kraft entwickelte Virginia eine ganz ähnliche Stärke, wie sie auch meine Mutter und deren Schwestern in sich trugen. Sie verkörpert für mich die Seele Jerseys. »The River« habe

ich ihr und meinem Schwager zu
Ehren geschrieben.

KAPITEL 6

MEINE MUTTER

Ich wache in der Dämmerung auf, weil die Stufen, die zu dem kleinen Absatz vor meinem Zimmer führen, unter dem Gewicht einer Person ächzen. Eine Tür knarzt, ein Hahn wird aufgedreht, Wasser läuft und rauscht durch die Rohre in der Wand

zwischen meinem Zimmer und dem Bad. Der Hahn wird zuge dreht, danach Stille. Ein Klicken, Plastik trifft auf Porzellan, der Kosmetikkoffer meiner Mutter auf dem Waschbecken. Pause. Dann das abschließende Rascheln von Kleidung vor dem Spiegel. Das sind die Geräusche, zu denen ich während meiner Teenagerjahre in der 68 South Street jeden Morgen aufwache. Es sind die Geräusche, die meine Mutter macht, wenn sie sich für die Arbeit herrichtet, wenn sie sich darauf vorbereitet, der Welt entgegenzutreten, der Außenwelt, für die sie großen Respekt

empfindet und in der sie ihrer Überzeugung nach gewisse Pflichten zu erfüllen hat. Für ein Kind sind es mysteriöse, rituelle, beruhigende Geräusche. Ich kann sie mir noch heute ins Gedächtnis rufen.

Mein erstes Zimmer befand sich im rückwärtigen Obergeschoss des Hauses direkt über der Küche. Eine träge Rechtsdrehung im Bett, und durchs Fenster bot sich mir die perfekte Aussicht auf meinen Vater, der morgens bei minus zehn Grad draußen auf dem Hof unter einer unserer Schrottkarren auf dem eisigen Boden lag, laut fluchte und vor sich

hin grummelte, er werde die Scheißkarre schon zum Laufen bringen und rechtzeitig zur Arbeit kommen ... *brrrrrrrrr!* In meinem Zimmer gab es zwar keinen Heizkörper, aber direkt über den Gasflammen des Küchenherds befand sich vor der Ostwand eine kleine Eisenklappe im Fußboden, die ich öffnen und schließen konnte ... und wie die Physik uns lehrt, steigt Wärme nach oben. Halleluja! Während unserer ersten vier Jahre in der South Street brachten die vier Gasflammen mich durch die eiskalten New-Jersey-Winter, indem sie mir zumindest

manchmal Wärme spendeten. Eine Stimme ruft in zwei halben Noten, die sich zu einer ganzen Note zusammenfügen: »Bruce, aufstehen!« Inständig und gänzlich unmusikalisch flehe ich zurück: »Stell den Herd an!« Zehn Minuten später rieche ich das Frühstück, das auf den Flammen zubereitet wird, und meine Tiefkühlkammer ist gleich nicht mehr ganz so tiefgekühlt. Ich rolle aus dem Bett, einem kalten und abweisenden Morgen entgegen. Erst als meine Großmutter mit meiner kleinen Schwester an ihrer Seite im Nachbarzimmer stirbt, wird alles

anders. Mit sechzehn werde ich von einer so tiefen Schwermut heimgesucht, wie ich sie im Traum nicht für möglich gehalten hätte. Aber ... ich erbe Großmutters Zimmer. Wärme. Und die frühmorgendliche Symphonie, die meine Mutter anstimmt, wenn sie sich für die Arbeit fertig macht.

Das Aufstehen fällt mir nicht besonders schwer. Wenn doch, kippt Mom mir ein Glas kaltes Wasser ins Gesicht. Diese Technik hat sie so verfeinert, dass sie damit sogar meinen Vater aus dem Bett holen kann, damit er zur Arbeit verschwindet. Meine

Schwester Virginia und ich essen am Küchentisch: Toast, Eier, Sugar Pops, die ich mit einer Extraladung Zucker süße. Dann ab zur Tür, ein Abschiedskuss, und wir sind auf dem Weg zur Schule, trotten mit unseren Büchertaschen die Straße hinauf und hören Moms hohe Absätze in die andere Richtung klappern, in die Innenstadt.

Sie geht zur Arbeit, versäumt keinen einzigen Tag, sie ist nie krank, nie schlecht gelaunt. Und sie beschwert sich nicht. Die Arbeit scheint für sie keine Belastung zu sein, sondern vielmehr Quelle der Energie und der

Freude. Sie schwebt die Main Street
rauf und durch die Glastüren von
Lawyers Title Inc. Sie geht den langen
Flur entlang zu ihrem Schreibtisch –
dem, der am weitesten hinten und am
dichtesten bei Mr. Farrell steht. Mom
ist Rechtsanwaltssekretärin.
Mr. Farrell ist ihr Boss und Chef der
Kanzlei. Und sie ist Sekretärin *numero*
uno!

Als Kind besuche ich sie dort mit
Begeisterung. Ganz allein komm ich
zur Tür rein und werde von der
Empfangsdame willkommen
geheißen. Sie ruft Mom an, und ich
darf den Flur entlangwandern. Der

Parfümduft, die gestärkten weißen Blusen, die wispernden Röcke und Strümpfe der anderen Sekretärinnen, die aus ihren Arbeitsnischen treten, um mich zu begrüßen ... Ich reiche ihnen gerade bis zur Brust und tue unschuldig, wenn sie mich in die Arme schließen und auf den Scheitel küssen. Ich genieße diesen Spießbrutenlauf purer Glückseligkeit, bis ich schließlich in Duftwassertrance den Schreibtisch meiner Mutter erreiche. Dort werde ich von der umwerfenden Philly begrüßt, der Schönheitskönigin von Lawyers Title. Sie ist die letzte Station vor meiner Mutter, und schüchtern

und sprachlos stehe ich vor ihr, bis Mom mir zu Hilfe eilt. Wir verbringen ein paar Minuten miteinander, sie unterhält mich mit ihren Tippkünsten auf der Schreibmaschine. *Ticktack, ticktack, ticktack*, klappern die Tasten. Dann entscheidet ein Glöckchen über das Ende der Zeile, der Wagen gleitet zurück, schlägt an, und ihre Finger fliegen erneut über die Tasten, um die hochwichtige Korrespondenz von Lawyers Title Inc. zu Papier zu bringen. Darauf folgt eine Belehrung über Kopierpapier und ein Schnellkurs darüber, wie man

unerwünschte Tintenflecken wieder loswird. Ich stehe da wie hypnotisiert. Dies hier ist etwas enorm Wichtiges! Die Arbeit bei Lawyers Title – für das Leben in unserer Stadt unentbehrlich – ist einen Moment lang unterbrochen worden, nur für mich!

Gelegentlich begegne ich sogar dem Meister persönlich. Meine Mutter und ich betreten sein holzgetäfeltes Büro, wo Mr. Farrell mir feierlich das Haar zerzaust und ein paar freundliche Worte widmet. Anschließend schickt er mich, den Auserwählten, weiter. An manchen Tagen komme ich um fünf Uhr nachmittags, um meine Mutter

zum Feierabend abzuholen. Wir sind unter den Letzten, die heimgehen. Wenn das Gebäude verwaist ist und das Neonlicht erloschen, wenn sich die Arbeitsnischen geleert haben, wenn die Abendsonne durch die Glastüren scheint und ihr Licht vom Linoleumboden im Eingangsbereich reflektiert wird, möchte man meinen, dass sich auch das Gebäude in aller Stille von den täglichen Anstrengungen im Dienst unserer Stadt erholt. Die Stöckelschuhe meiner Mutter klappern über den leeren Flur, bis wir draußen auf der Straße sind, wo sie majestätisch und Respekt

einflößend voranschreitet. Ich bin stolz, sie ist stolz. Eine wundervolle Welt, ein wundervolles Gefühl. Wir sind ansehnliche, verantwortungsbewusste Mitglieder unserer Kleinstadtgemeinde und leisten unseren individuellen Beitrag zum Wohl aller, tun, was getan werden muss. Hier haben wir unseren Platz und einen guten Grund, um bei Tagesanbruch die Augen aufzuschlagen und ein Leben einzuatmen, das beständig ist und gut.

Wahrheitsliebe, Verlässlichkeit,
Kompetenz, Freundlichkeit,
Mitgefühl, gute Manieren,

Rücksichtnahme, Selbstachtung, Ehrgefühl, Liebe, Vertrauen in die eigene Familie und Treue ihr gegenüber, Einsatzfreude, Gefallen an der eigenen Arbeit und unermüdliche Lebenslust: Das sind nur einige der Prinzipien, die meine Mutter mir vermittelt hat und an denen ich mich zu orientieren versuche. Darüber hinaus war sie meine Beschützerin und sprang buchstäblich dazwischen, wenn es zwischen mir und meinem Vater Streit gab, weil die Krankheit ihn mal wieder überkam. Dann umschmeichelte sie ihn und bettelte, schrie, flehte und verlangte, das

Wüten möge enden ... und ich stand ihr zur Seite. Einmal, mitten in der Nacht, als mein Vater wieder mal von einem Kneipenbesuch zurückkehrte, hörte ich die beiden in der Küche lautstark streiten. Ich lag im Bett und hatte Angst, um sie und um mich. Ich war vielleicht neun oder zehn. Trotzdem verließ ich mein Zimmer und ging die Treppe runter – mit einem Baseballschläger in der Hand. Sie standen in der Küche, mein Vater mit dem Rücken zu mir, meine Mutter nur Zentimeter von seinem Gesicht entfernt. Er brüllte sich die Seele aus dem Leib. Ich schrie ihn an,

er solle aufhören ... und versetzte ihm einen dumpfen Schlag zwischen die breiten Schultern. Es wurde augenblicklich still. Mit kneipenrotem Gesicht drehte er sich zu mir um. Für einen kurzen Moment stand die Zeit still – und dann lachte er laut los. Die Krise war ausgestanden. Von diesem Vorfall erzählte er später immer wieder gern, und jedes Mal sagte er zu mir: »Pass gut auf, dass niemand deiner Mutter wehtut!«

Als Dreiundzwanzigjährige war sie mit den Aufgaben einer jungen Mutter häufig überfordert gewesen und hatte meiner Großmutter zu oft

das Feld überlassen. Doch spätestens als ich sechs oder sieben war, hätte ohne meine Mutter nichts mehr funktioniert: nicht die Familie, der Alltag, das ganze Leben. Meinen Vater konnte sie weder heilen noch verlassen, aber alles andere meisterte sie bravourös. Meine Mutter war ein Rätsel: In eine verhältnismäßig wohlhabende Familie hineingeboren und an so manche schöne Dinge gewöhnt, heiratete sie in ein Leben an der Armutsgrenze, in ein Leben der Dienstbarkeit. Meinen Tanten zufolge hatte sie als junges Mädchen bei ihnen bloß »Queenie« geheißen, weil sie so

verwöhnt gewesen war. Sie habe nie auch nur einen Finger gerührt. Wie bitte? Sprechen wir von ein und derselben Frau? Wenn, dann handelt es sich dabei um eine Person, der ich niemals begegnet bin. Die Familie meines Vaters behandelte sie wie eine Bedienstete. Während mein Vater am Küchentisch hockte und rauchte, brachten seine Eltern es allen Ernstes fertig, sie loszuschicken, um Petroleum für den Herd zu besorgen, oder verlangten von ihr, sie und andere Verwandte irgendwohin zu kutschieren – und sie machte es. Sie bediente sie. Sie war der einzige

Mensch, dem meine Großmutter gestattete, sie während der letzten zehrenden Monate ihrer Krebserkrankung zu waschen. Ständig sprang sie für meinen Vater in die Bresche und sorgte für unseren Lebensunterhalt, wann immer er so tief in seiner Depression versank, dass er nicht mal mehr aus dem Bett kam. So verbrachte sie ihr Leben. Ihr ganzes Leben. Es nahm einfach kein Ende. Immer wieder neuer Kummer, immer neue Aufgaben. Und wie verlied sie ihren Enttäuschungen Ausdruck? Mit Dankbarkeit für die Liebe und das Heim, in dem sie lebte, mit einer

sanftmütigen Güte gegenüber ihren Kindern und durch noch mehr Arbeit. Wofür tat sie Buße? Was hatte sie davon? Eine Familie? Erlösung? Sie war ein Scheidungskind, ein Trennungskind, ein Gefängniskind gewesen. Sie liebte meinen Dad, und möglicherweise reichte ihr die Gewissheit, einen Mann an ihrer Seite zu haben, der sie niemals verlassen würde, sie nicht verlassen *konnte*. Sie zahlte dafür einen hohen Preis.

Wir hatten nie Besuch, wir gingen niemals aus, nicht mal ins Restaurant. Mein Vater hatte weder die Neigung noch genügend Geld oder die nötige

Gesundheit für das normale gesellschaftliche Leben eines verheirateten Familienvaters. Ein Restaurant betrat ich überhaupt erstmals mit über zwanzig – bis dahin schüchterte mich schon jede Highschool-Aushilfe im örtlichen Diner ein. Wie ihre tiefe Liebe und gegenseitige Anziehungskraft die dramatische Kluft zwischen ihren individuellen Persönlichkeiten zu überbrücken vermochten, blieb mir immer ein Rätsel. Meine Mutter las Liebesromane und schmolz dahin, wenn sie die neuesten Radiohits hörte, während mein Vater mir tatsächlich

weismachen wollte, die Liebeslieder aus dem Radio wären Bestandteil einer Regierungskampagne und sollten die Leute dazu anregen, möglichst früh zu heiraten und Steuern zu zahlen. Meine Mutter und ihre beiden Schwestern hätten sich niemals den Glauben an die Menschheit nehmen lassen und waren so gesellige Geschöpfe, dass sie sich wohl auch liebend gern in eine Unterhaltung mit einem Besenstiel gestürzt hätten. Mein Vater hingegen war ein Misanthrop, der die meisten Menschen auf Distanz hielt. Wenn ich ihn aus der Kneipe holen ging, saß er oft allein am Ende

des Tresens. Seiner Überzeugung nach war die Welt voller Betrüger, die nur auf dein Geld aus waren. »Keiner von denen taugt was, und wenn doch, soll's mir egal sein.«

Meine Mutter überschüttete mich mit Zuneigung. Die Liebe, die ich von meinem Vater nicht bekam, bemühte sie sich zu verdoppeln und so vielleicht auch die Liebe zu finden, die sie selbst von meinem Vater vermisste. Ich weiß nur, dass sie mir immer den Rücken gestärkt hat. Wenn ich wegen irgendwelcher Bagatelvergehen wieder mal auf dem Polizeirevier gelandet war, holte sie mich

regelmäßig von dort ab. Sie kam zu unzähligen Baseballspielen – wenn ich totalen Mist baute ebenso wie in jener Saison, als ich plötzlich einschlug wie eine Bombe und zu einem Feldspieler/Schlagmann-Helden mutierte, der sogar in der Zeitung erwähnt wurde. Sie kaufte mir meine erste elektrische Gitarre, ermutigte mich dazu, Musik zu machen, und schwärmte von meinen frühen Songideen. Sie war der perfekte Elternteil für mich, und genau so was brauchte ich – kurz bevor meine Welt explodierte ...

KAPITEL 7

DER URKNALL (HABT IHR SCHON GEHÖRT ...)

Am Anfang war die Dunkelheit. Eine tiefe Dunkelheit über der ganzen Erde. Da war Weihnachten, und da

war dein Geburtstag, aber davon abgesehen war da nichts weiter als endlose, schwarze, gebieterische Leere. Nichts, dem man mit Freude hätte entgegenblicken können, nichts, auf das es sich gelohnt hätte zurückzuschauen, keine Zukunft, keine Vergangenheit. Nicht gerade viel, um bis zu den Sommerferien durchzuhalten ...

Dann der Lichtblick, ein grell blendender Blitz, als würde das Universum eine Milliarde neuer Sonnen gebären, und mit einem Mal war da Hoffnung, war da Sex, Rhythmus, Begeisterung. Da waren

Aussichten, eine neue Art zu sehen, zu fühlen, zu denken, den eigenen Körper zu erkunden, sich das Haar zu kämmen, sich zu kleiden, sich zu bewegen. Und zu leben. Es wurde eine freudige Forderung gestellt, eine Kampfansage getroffen, und plötzlich öffnete sich die Tür aus dieser scheintoten Welt, die Befreiung aus dem Kleinstadtgrab, in dem all die Menschen, die ich von ganzem Herzen liebte und fürchtete, mit mir zusammen beerdigt lagen.

DIE BARRIKADEN WURDEN
ERSTÜRMT, EIN LIED DER
FREIHEIT WURDE

ANGESTIMMT, UND
FREIHEITSGLOCKEN
LÄUTETEN! EIN HELD BETRAT
DIE ARENA! DIE ALTE
ORDNUNG WURDE
AUFGEHOBEN! Lehrer, Eltern, all
die Narren, die sich so sicher gewesen
waren, DEN WEG – DEN
EINZIGEN WEG – zu kennen, das
Leben zu gestalten, die Dinge zu
prägen und einen Mann oder eine
Frau aus sich zu machen, wurden samt
und sonders in den Ring gerufen.
SOEBEN HATTE EIN
MENSCHLICHES ATOM DIE

WELT IN ZWEI TEILE GESPALTEN!

Jener kleine Teil der Welt, den ich bewohne, hat einen Augenblick erlebt, seit dem nichts mehr so ist wie früher. Irgendwo zwischen alldem banalen Unterhaltungsmist, den sie uns routinemäßig auftischen, ist uns an einem ganz normalen Sonntagabend im Jahre des Herrn 1956 ... DIE REVOLUTION im FERNSEHEN beschert worden! Direkt vor der Nase all derjenigen, die sich als Wächter über den Status quo fühlten und die, wenn ihnen die Urgewalt auch nur annähernd bewusst gewesen wäre, die

sie drauf und dran waren zu
entfesseln, lauthals vom gesamten
nationalen Behördenapparat gefordert
hätten, DIESE SCHEISSE
ABZUWÜRGEN! ... oder ...
SCHNELLSTENS UNTER
VERTRAG ZU NEHMEN!

Tatsächlich war Zeremonienmeister
Ed Sullivan – in den Fifties in den
USA Gebieter über den öffentlichen
Geschmack – anfangs nicht willens
gewesen, diesem sittlich verwahrlosten
Hinterwäldler aus den Südstaaten
Gelegenheit zu geben, seine
Fernsehbühne und das amerikanische
Bewusstsein zu besudeln. Wenn der

Geist im staatlichen Fernsehen erst
mal aus der Flasche gelassen würde ...
WÄRE ALLES VORBEI! WÄRE
DIE NATION DEM
UNTERGANG GEWEIHT! Und
wir, die Ungewaschenen, die
Ohnmächtigen, die ins Abseits
Gedrängten – DIE KIDS! –, würden
nach immer MEHR schreien. Nach
mehr Leben, mehr Liebe, mehr Sex,
mehr Vertrauen, mehr Hoffnung,
mehr Tatkraft, mehr Wahrheit, mehr
Macht, mehr »Ab mit dir in die Gosse,
spuck mich an, Jesus, mach meine
blinden Augen DIE ECHTE
RELIGION SEHEN!« Und über all

das hinaus würden wir nach mehr ROCK'N'ROLL verlangen.

Die angepassten Possen, die lahmarschigen Zirkusnummern, die anämischen Sänger, die ganze blutarme (und oft hochamüsante) Scheiße, die sie uns als Unterhaltung verkauft hatten, wurde jetzt entlarvt als das, was sie tatsächlich war.

Zu guter Letzt entschieden die Quoten und das Geld, und Ed (wobei es bei Elvis' allererstem Auftritt Charles Laughton war, der für Ed einsprang, weil der wegen eines Autounfalls verhindert war) trat hinaus in die Mitte seiner Bühne und

keuchte: »Ladies and gentlemen ... Elvis Presley!« An jenem Abend bekamen siebzig Millionen Amerikaner ein hüftwackelndes menschliches Erdbeben zu Gesicht. Die verängstigte Nation wurde von den CBS-Kameraleuten vor sich selbst bewahrt, indem diese »the Kid« nur von der Taille aufwärts filmen durften. Bloß keine obszönen Money Shots! Und bloß nicht mit der Kamera unter die Gürtellinie, wo es zuckte und wackelte und rammelte. Doch das spielte keine Rolle mehr, denn es blieb nichts verborgen, es war alles da: in seinen Augen, in seinem Gesicht, dem

Gesicht eines Saturday-Night-Jukebox-Dionysos, in seinen flatternden Augenbrauen und der rockenden Band. Tumult brach aus. Frauen, junge Mädchen und auch Männer forderten lauthals, was die Kameras nicht zeigen wollten, verlangten eben das, was die Zaghaftigkeit verhiess und bestätigte: EINE NEUE WELT ... jenseits der Taille und über dem Herzen ... eine Welt, die man zuvor rigoros geleugnet hatte, BEWIES JETZT IHRE EXISTENZ! Es war eine Welt, in der wir uns wiederfanden ... gemeinsam ... wir *alle*. DEM

MUSSTE EINHALT GEBOTEN WERDEN!

Und natürlich wurde dem Mann am Ende Einhalt geboten. Allerdings erst nachdem die Dollars kassiert und seinen Lippen und seinen Hüften das Geheimnis entschlüpft war, dass dieses ... dieses ... *Leben*, dieses *Alles*, was ihr kanntet, nicht mehr war als ein Kartenhaus. Ihr, meine vor der Glotze am Abendessen nuckelnden Freunde mit eurem ausdruckslosen Blick, lebt in ... einer MATRIX, und wenn ihr die *wahre* Welt – Gottes und Satans glorreiches Königreich auf Erden – sehen und vom wahren Leben kosten

wollt, dann braucht ihr nur zu riskieren, wirklich ihr selbst zu sein ... müsst wagen ... hinzusehen und hinzuhören, wenn die mitternächtlichen DJs mit den Knisterstimmen ihre »Race«-Platten auflegen und sie uns unter dem Radar zuschicken, wenn sie laut und blechern ihr AM-Radio-Programmversprechen einlösen, wenn ihre Sendestudios belagert und angefüllt sind von Poeten, Genies, Rockern, Bluesmen, Predigern, Philosophenkönigen, die tief aus dem Innern eurer Seelen zu EUCH sprechen. »Hört her!«, singen ihre Stimmen. »Hört her, was die

Welt euch zu sagen hat! Sie ruft nach eurer Liebe, eurer Wut, eurer Schönheit, eurem Sex, eurer Energie, eurer Rebellion ... weil sie EUCH braucht, um sich neu zu erschaffen. Um wiedergeboren und vielleicht sogar besser zu werden, göttlicher, wunderbarer – dazu braucht sie UNS.«

Diese neue Welt ist eine Welt aus Schwarz und Weiß. Ein Ort der Freiheit, an dem die beiden kulturell maßgebenden Stämme der amerikanischen Gesellschaft zueinanderfinden und Zuspruch und Freude aneinander erleben. Wo sie

eine gemeinsame Sprache sprechen ...
um BEIEINANDER zu sein.

Ein »menschliches Wesen« lieferte diesen Denkanstoß und half, ihn durchzusetzen, ein »Junge«, ein Niemand, eine nationale Schande, ein Witz, ein Gag, ein Clown, ein Magier, ein Mann mit Gitarre, ein Prophet, ein Visionär? Visionäre gibt's an jeder Straßenecke ... Es war ein Mann, der es nicht nur kommen SAH, sondern der selbst WAR, WAS KAM, und ohne ihn, weißes Amerika, würdest du nicht aussehen oder handeln oder denken, wie du es tust!

Ein Wegbereiter umfassenden

kulturellen Wandels, eine neue Gattung des modernen Menschen, der die ethnischen Grenzen verwischte und die Geschlechtergrenzen obendrein und dabei ... SPASS, wahrhaft SPASS hatte! Den Mauern einreißenden, gemütsverändernden, den Verstand erlösenden Spaß einer freien, einer befreiten Existenz. SPASS ... erwartet euch, Herr und Frau Alltagsamerika, und stellt euch vor: Ihr habt ein ererbtes Recht darauf!

Ein »Mann« hatte das geschafft. Ein »Mann« auf der Suche nach etwas Neuem. Mit schierer Willenskraft

hatte er das alles zum Leben erweckt. Mit seinem spektakulären Liebesakt hatte Elvis das ganze Land gerockt und die aufkommende Bürgerrechtsbewegung eingeläutet. Er war einer jener neuen Amerikaner, deren »leidenschaftliches Verlangen« dafür sorgte, dass sich unsere Ziele verwirklichten. Er war ein Sänger, ein Gitarrist, der die schwarze Musikkultur liebte, deren Kunstfertigkeit, Meisterschaft und Macht bewunderte und den es nach inniger Vertrautheit mit ihr dürstete. Er diente seinem Land in der Armee, drehte einige schlechte Filme und ein

paar gute, pfiff auf sein Talent, ließ es neu erwachen, legte ein fantastisches Comeback hin und fand schließlich einen verfrühten, hässlichen Tod. Er war kein »Aktivist«, kein John Brown, kein Martin Luther King Jr., kein Malcolm X. Er war ein Showman, ein Entertainer, einer, der sich Fantasiewelten erschuf, ein unfassbarer Siegertyp, ein peinlicher Versager und Wegbereiter moderner Ideen und modernen Handelns – Ideen, die schon bald den Zustand und die Zukunft der Nation verändern sollten. Ideen, deren Zeit gekommen war, die uns dazu herausforderten zu

entscheiden, ob wir alle der Grablegung einer Nation beiwohnen wollten, die dem Niedergang und Verfall anheimgefallen war, oder ob wir womöglich nicht doch besser mit einem Freudentanz das nächste Kapitel der amerikanischen Geschichte aufschlagen sollten.

Ich weiß nicht, wie er zur Rassenfrage stand. Ich weiß nicht, ob er über die weitreichenden Auswirkungen seiner Handlungen nachgedacht hatte. Aber ich weiß, was ihm gelungen war: das Leben zu führen, das zu führen ihn antrieb, die Wahrheit zu verkünden, die in ihm

steckte, und Möglichkeiten aufzuzeigen, die uns allen innewohnen. Wie viele von uns können das schon von sich selbst behaupten? Dass wir uns mit Haut und Haar einer bestimmten Sache verschrieben haben? Als nationale Witzfigur abgetan, hielt er an dem Traum fest, was aus diesem Land noch werden könnte, und schon bald würden wir uns auf den Weg machen ... um uns tretend, schreiend, lynchend, zündelnd, bombend, rettend, predigend, marschierend, betend, singend, hassend und liebend ... auf den Weg voran.

Als sie an jenem Abend verstrichen waren, diese wenigen Minuten, und während sich der Mann mit der Gitarre im Getöse verlor, blieb ich wie hypnotisiert vor dem Fernsehschirm sitzen. Entbrannt. Ich besaß doch auch zwei Arme, zwei Beine, zwei Augen! Ich war zwar hässlich, aber damit konnte ich leben ... Was also fehlte? DIE GITARRE! Er schlug sie, stützte sich auf sie, tanzte mit ihr, schrie in sie hinein, vögelte sie, liebte sie, schwang sie auf der Hüfte, und – ab und zu – spielte er sie sogar! Sie war der Generalschlüssel, das Schwert im Stein, der geweihte Talisman, der Stab

der Rechtschaffenheit, das wirkungsvollste Instrument der Verführung, das die Teenagerwelt je gekannt hatte, und die ... die ... ANTWORT auf meine Entfremdung und meinen Kummer. Sie benannte einen Lebenszweck und würde dabei helfen, mit all den anderen armen Seelen zu kommunizieren, die in der gleichen miesen Lage waren wie ich selbst. Und ... es gab die Dinger zu kaufen! In der Innenstadt, bei Western Auto!

Tags darauf überredete ich meine Mutter, mit mir Diehl's Music an der South Street in Freehold zu besuchen.

Wir hatten nicht genügend Geld, um eine Gitarre zu kaufen, daher liehen wir uns eine. Ich trug sie nach Hause. Öffnete den Koffer. Schnupperte am Holz (noch immer einer der schönsten, meistversprechenden Gerüche auf der Welt), spürte den Zauber, ahnte ihre verborgene Macht. Ich hielt sie in den Armen, strich mit den Fingern über die Saiten, hielt das Plektrum aus echtem Schildpatt zwischen den Zähnen, schmeckte es, nahm ein paar Wochen lang Gitarrenunterricht ... und gab auf. ES WAR VERDAMMT NOCH MAL ZU SCHWER! Mike Diehl, Gitarrist

und Eigentümer von Diehl's Music, hatte nicht die geringste Ahnung, wie er das, was immer Elvis machte, einem jungen Schreihals beibringen sollte, der den Grundschulblues singen wollte. Und obwohl er ungehinderten Zugang zu diesen Wundermaschinen besaß, hatte er keinen Schimmer, welche Macht in ihnen steckte. Erdverwurzelt wie seine Mitmenschen im Amerika der Fünfziger, beharrte er auf »Buzzing on the B string«, Notenlesen und stundenlangen, unglaublich langweiligen technischen Fingerübungen. DABEI WOLLTE ICH ... MUSSTE ICH ...

ROCKEN! SOFORT! Bis heute kann ich keine Noten lesen, und damals reichten meine sieben Jahre jungen Finger nicht mal um das Griffbrett. Enttäuscht und beschämt gestand ich meiner Mutter, dass es kurz gesagt keinen Sinn hätte. Schade um das hart verdiente Geld.

An jenem sonnigen Morgen, als ich die Gitarre zurückbringen musste, stand ich vor einem halben Dutzend Jungs und Mädchen aus der Nachbarschaft. Ich hatte meinen ersten und für ziemlich lange Zeit auch letzten Auftritt: Ich hielt die Gitarre ... ich schüttelte sie ... ich

schrie sie an ... ich prügelte auf sie
ein ... ich sang
Voodookauderwelsch ... ich tat alles,
aber *gespielt* hab ich sie nicht. Sie
lachten und amüsierten sich köstlich.
Ich hatte es vermässelt. Trotzdem war
es ein ausgelassener Auftritt gewesen,
eine alberne Pantomime. Traurig,
wenn auch ein klein bisschen
erleichtert brachte ich am Nachmittag
die Gitarre zurück zu Diehl's Music.
Es war erst mal vorbei, aber in diesem
Augenblick, in diesem kurzen
Moment, vor den Kids in meinem
Hinterhof ... hatte ich Blut geleck.

KAPITEL 8

RADIOTAGE

Mom liebte Musik. Top-40-Musik. Ständig lief das Radio, ob im Auto oder morgens in der Küche. Kaum war Elvis öfter im Radio zu hören, kletterten meine Schwester und ich früh aus dem Bett und trotteten nach unten, um uns von den tagesaktuellen

Hits begrüßen zu lassen, die aus dem winzigen Gerät oben auf unserem Kühlschranks plärrten. Allmählich erregten ausgewählte Songs meine besondere Aufmerksamkeit. Anfangs waren es die Novelty Songs – »Western Movies« von den Olympics oder »Along Came Jones« von den Coasters – großartige erzählerische Platten, auf denen die Bands ihren Rock'n'Roll-Clownerien frönten und sich anhörten, als hätten sie einfach nur irren Spaß. Bis zum Gehnachtsmahl fütterte ich die Jukebox in unserer örtlichen Imbissbude mit den Dimes meiner

Mutter, weil ich »The Purple People Eater« von Sheb Wooley immer wieder hören musste. (»Mr. Purple People Eater, what's your line? ... Eatin' purple people and it sure is fine.«) Ich versteckte mein kleines japanisches Transistorradio unter dem Kopfkissen und blieb eine ganze Sommernacht lang wach, um mitzuzählen, wie oft sie »Does Your Chewing Gum Lose Its Flavour (On the Bedpost Overnight?)« von Lonnie Donegan spielten.

Anhaltendes Interesse fand ich schließlich an Platten, auf denen die Sänger gleichzeitig fröhlich und

traurig klangen. The Drifters, »This Magic Moment«, »Saturday Night At The Movies«, »Up On The Roof« – Platten, die Kummer und Freuden des Alltags wachriefen. Diese Musik sprach von einer intensiven Sehnsucht, von einer beiläufigen spirituellen Transzendenz und ... von Hoffnung ... der Hoffnung auf das eine Mädchen, den einen Moment, den Ort, den Abend, an dem sich alles verändert, das Leben sich dir offenbart und du dich umgekehrt ihm offenbarst. Platten, die den Wunsch nach einem realen Ort wecken, einem Ort, der ganz allein dir gehört ... im

Kino, uptown, downtown, up on the
roof, under the boardwalk, raus aus
der Sonne, außer Sichtweite, jenseits
und unerreichbar für das grelle
Suchscheinwerferlicht der
Erwachsenenwelt. Die
Erwachsenenwelt, dieser Ort der
Unaufrichtigkeit, des Schwindels, der
Lieblosigkeit, diese Welt, in der die
Menschen ausgebeutet und verletzt, in
Gefahr gebracht, niedergedrückt und
besiegt werden, wo sie sterben ... Nein
danke, o Herr, ich bin noch nicht so
weit. Ich entscheide mich für die
Popwelt. Eine Welt der
Liebesschwüre, der Metaphern, ja,

darin spielen sich Dramen ab («Teen Angel«!), aber dort stößt man auch auf Unsterblichkeit, ewige Jugend, ein Sieben-Tage-Wochenende, und das alles ganz ohne Erwachsene. («It's Saturday night and I just got paid. I'm a fool about my money, don't try to save.«) Diese Welt ist ein Teenagersex-Paradies, in dem alle ... ewig schulfrei haben. Dort hatte selbst der große Tragödiendichter Roy Orbison – ein Mann, der sich die Apokalypse förmlich aus dem Kopf singen musste, die hinter jeder Ecke lauerte – seine »Pretty Woman« und ein Heim am »Blue Bayou«.

Durch ihre Tatkraft, Liebe und Zuneigung entfachte meine Mutter in mir eine Begeisterung für die Vielschichtigkeit des Lebens, das Bedürfnis nach Spaß und Ausgelassenheit sowie den Willen und die Beharrlichkeit, auch harte Zeiten durchzustehen. Hat es je einen tröstlicheren, traurigeren Song gegeben als »Good Times« von Sam Cooke? Gesang, getunkt in Selbsterkenntnis und Weltschmerz: »Get in the groove and let the good times roll ... we're gonna stay here 'til we soothe our souls ... if it takes all night long ...« Langsam, aber sicher

ging mir die Musik der späten Fünfziger und frühen Sechziger in Fleisch und Blut über.

Wenn man damals kein Geld hatte, bestand das einzige familientaugliche Vergnügen darin, sich ins Auto zu setzen und eine »Spazierfahrt« zu machen. Benzin war billig, dreißig Cent die Gallone, und so fuhren meine Großeltern, meine Mutter, meine Schwester und ich Abend für Abend durch die Stadt bis in die Außenbezirke. Das gönnten wir uns, das war unser Ritual. An warmen Abenden kurbelten wir die Fenster der Limousine herunter, fuhren zuerst

die Main Street entlang und kurvten anschließend raus ans südwestliche Ende der Stadt bis zum Highway 33, wo wir immer eine Pause am Jersey-Freeze-Eisladen einlegten. Wir sprangen aus dem Wagen und tobten hinüber zu dem Schiebefenster. Zwei Eissorten standen zur Auswahl ... man höre und staune ... zwei. Vanille und Schokolade. Ich mochte keine davon, aber ich liebte die Waffeltüten. Der Mann hinter der Theke, dem der Laden gehörte, hob die zerbrochenen für mich auf, verkaufte sie uns für fünf Cent oder schenkte mir auch mal eine. Dann saßen meine Schwester

und ich in stummer Verzückung auf der Kühlerhaube. Die feuchte Jersey-Luft erstickte sämtliche Geräusche bis auf das Zirpen der Grillen im nahe gelegenen Wald. Die gelbe Außenbeleuchtung wirkte wie eine Neonflamme auf die Aberhundert flirrenden, kreiselnden Sommerinsekten. Wir sahen ihnen zu, wie sie die weiß getünchten Außenwände des Eisladens umschwirrten, und dann machten wir uns wieder auf den Weg. Die riesige Jersey-Freeze-Eistüte aus Gips, die gewagt auf dem Dach des kleinen Betonsteinhauses balancierte,

verschwand langsam aus dem Rückspiegel. Auf Nebenstraßen fuhren wir in den Norden der Stadt, wo auf den Feldern am Monmouth Memorial Home der Funkturm an den Wolken kratzte. Drei grellrote Navigationslichter klebten an der grauen Stahlkonstruktion. Während unser Radio vom überirdischen Sound des Doo-Wop der späten Fünfziger heiß lief, erklärte mir meine Mutter, dass dort im hohen Gras ein groß gewachsener, dunkler, vor dem schwarzen Nachthimmel unsichtbarer Riese stehe, und die aufsteigenden Lichter seien nichts anderes als die rot

leuchtenden Knöpfe seiner Jacke. Wir beendeten unseren Autoausflug immer, indem wir an den »Knöpfen« vorbeifuhren. Auch wenn mir auf dem Heimweg jedes Mal die Augen schwer wurden, hätte ich Stein und Bein geschworen, dass ich die Umrisse des dunklen Riesen gesehen hatte.

'59, '60, '61, '62, '63 ... der vielfältige, wunderbare Sound der amerikanischen Popmusik. Die Ruhe vor dem Sturm nach Kennedys Ermordung. Ein beschauliches Amerika, auf dessen Ätherwellen Klagegesänge des Liebeskummers waberten. An den Wochenenden

brachten uns die Spazierfahrten manchmal bis an die Küste, zu den Rummelplatzvergnügungen in Asbury Park oder den ruhigeren Stränden von Manasquan. Wir parkten so, dass wir den Meeresarm vor uns sahen. Neben unserem Küchentisch war der Manasquan Inlet meines Vaters liebster Ort auf Erden. Dort konnte er stundenlang allein im Auto sitzen und den Booten nachsehen, die vom Meer einliefen. Meine Schwester und ich futterten Hotdogs bei Carlson's Corner und schlüpfen am Strand hinter vorgehaltenen Handtüchern in unsere Pyjamas, während unsere

Mutter Wache hielt. Auf der Rückfahrt hielten wir am Shore Drive-In, um uns ein Double Feature anzusehen. Wir schliefen auf dem Rücksitz ein, und in Freehold trug Dad uns ins Bett. Als wir älter wurden, hüpfen wir Stein um Stein hinaus auf die dunkle Manasquan-Mole, die gen Osten ins Wasser ragte und im nächtlichen Meer verschwand. Am äußersten Ende starrten wir hinaus in das pechschwarze Nichts des Atlantiks, wo in der Ferne die blinkenden Lichter der Fischerboote, die man für Nachtausflüge chartern konnte, den Horizont markierten. Wir

horchten auf den Rhythmus der Ozeanwellen, die sich hinter uns am Ufer brachen. Meerwasser schlug gegen die Felsen und umspülte unsere nackten, sandigen Füße. Man konnte Morsezeichen hören, eine Botschaft, die über die grenzenlose schwarze Wasserfläche hereingetragen wurde. Die Sterne glühten hell am nächtlichen Firmament, und wir ahnten es bereits ... Etwas Britisches näherte sich hier!

KAPITEL 9

DIE WIEDERKEHR

Gerade noch rechtzeitig kamen aus Übersee die Götter zurück. Düstere Tage daheim. Auf meinem Gesicht explodierte die Akne, doch dieser alte Mistkerl und mein neuer Nationalheld Ed Sullivan tat mir erneut einen Gefallen. Ring frei: »Ladies and

gentlemen, aus England ... die Beatles!« Bei Ed hörten sich diese beiden Wörter – »die Beatles« – besser an als bei jedem anderen auf der ganzen Welt. Er schraubte sich hoch ins »die«, haute das »Beat« explosiv und betont raus und ließ seine Ansage auf das »les« verklingen. Es rauschte über mich hinweg und ließ mich in erwartungsfroher Hochspannung zittern und beben. Ich saß da, das Herz schlug mir bis zum Hals, und ich konnte es schier nicht erwarten, den ersten Blick auf meine neuen Heilsbringer zu werfen und die ersten erlösenden Klänge von ihren

Rickenbacker-, Höfner- und Gibson-Gitarren- und Basssaiten perlen zu hören. Die Beatles ... Die Beatles ... Die Beatles ... Die Beatles ... Die Beatles ... Es war ein »It ain't no sin to be glad you're alive«-Mantra und der schlimmste und glorreichste Bandname der gesamten Rock'n'Roll-Geschichte gleichermaßen. 1964 war er das Schönste, was man in der englischen Sprache sagen konnte. (Na ja ... abgesehen vielleicht von: »Yes, you can touch me there.«)

Die Beatles. Sie kamen mir erstmals zu Ohren, als ich mit Mom die South

Street runterfuhr. Unter meinem Blick glühte das Radio regelrecht auf, so sehr kämpfte es darum, dem Sound standzuhalten, den Harmonien von »I Want to Hold Your Hand«. Warum war dieser Sound so anders? Warum hörte er sich dermaßen gut an? Warum war ich so begeistert? Sowie Mom mich zu Hause abgesetzt hatte, rannte ich zur Bowlingbahn an der Main Street, wo ich sonst in aller Regel nach Schulschluss noch eine Stunde an den Poolbillardtischen saß, Cola trank und einen Reese's Peanut Butter Cup vertilgte, stürmte die Telefonzelle und rief meine Freundin Jan Seamen an.

»Hast du schon mal die Beatles gehört?«

»Ja, die sind cool ...«

Meine nächste Anlaufstelle war Newbury's, der Billigladen in der Stadtmitte. Zur Vordertür rein und gleich rechts gelangte man zu einer winzigen Musikabteilung. (Damals gab es bei uns im Hinterland noch keine Plattenläden.) In ein paar Ständern gab es dort Singles für 49 Cent. An den vorrätigen Langspielplatten – Sachen von Mantovani und Middle-of-the-Road-Sängern – hatte ich so gut wie kein Interesse, höchstens vielleicht an dem bisschen Jazz im untersten

Regal. Doch die Alben sah ich mir nicht einmal an. Die waren für »Erwachsene«. Die Teenagerwelt war eine, die ausschließlich aus 45ern bestand. Eine kleine runde Vinylscheibe mit einem Loch in der Mitte, das so groß war wie eine Halbdollarmünze und in das man einen Adapter aus Plastik stecken musste. Der Plattenspieler zu Hause hatte noch drei Geschwindigkeiten: 78, 45 und 33 rpm. Daher sprach man auch von 45ern. Die erste Platte, die ich fand, war *The Beatles with Tony Sheridan and Guests*. Reine Abzocke. Die Beatles als Begleitband eines Sängers,

von dem ich nie gehört hatte. Ich kaufte mir die Single, »My Bonnie«. Und hörte sie mir an. Sie war nicht besonders toll, aber was sollte ich machen.

Jeden Tag ging ich wieder hin, und dann sah ich ES. Das Albumcover – das beste Albumcover aller Zeiten (neben *Highway 61 Revisited*). Es forderte ganz schlicht: *Meet the Beatles!* Genau das hatte ich vor. Die vier Gesichter im Halbschatten, der Mount Rushmore des Rock'n'Roll, und DIE FRISUREN ... DIE FRISUREN ... DIE FRISUREN! Was hatte das zu bedeuten? Verblüffung und Schock.

Im Radio sah man sie ja nicht. Heutzutage jemandem verständlich machen zu wollen, welche Wirkung ... DIE FRISUREN ... hatten, ist fast unmöglich. Die Prügel, die Schmähungen, die Gefahren und die Verunglimpfung als Außenseiter, die man hinnehmen musste, wollte man so eine Frisur tragen ... In den letzten Jahrzehnten hat ausschließlich die Punkrevolution der Siebziger den Kleinstadtkids zugestanden, schon allein physisch ihre »Andersartigkeit«, ihre Rebellion offen zur Schau zu tragen. Doch 1964 war Freehold immer noch ganz grässlich spießfies,

und es fehlte beileibe nicht an Kerlen, die nur darauf aus waren, ihrer Abneigung gegenüber jedweder modischen Extravaganz mit den Fäusten Ausdruck zu verleihen. Ich ignorierte die Schmähungen, ging körperlichen Auseinandersetzungen so gut ich konnte aus dem Weg und tat, was ich tun musste. Unsere Spezies war winzig, an der Highschool vielleicht zwei oder drei Angehörige, doch sie sollte wachsen und mächtig werden und irgendwann wieder bedeutungslos ... wenn auch erst nach einer ganzen Weile ... In der Zwischenzeit drohte mit jedem neuen

Sonnenaufgang das Risiko eines Showdowns. Zu Hause bot es reichlich Zündstoff für die aufgeladene Atmosphäre zwischen meinem Vater und mir. Seine erste Reaktion war Gelächter. Erst fand er es lustig. Dann nicht mehr allzu sehr. Er wurde zornig. Und zu guter Letzt platzte er mit der Frage raus, die ihm offenbar höllisch auf den Nägeln brannte: »Bruce, bist du etwa schwul?« Es war ihm ernst damit. Aber darüber würde er hinwegkommen müssen. Denn erst einmal sollte es noch viel, viel hässlicher werden.

In der Schule lief alles so weit gut. Nur ein einziges Mal geriet ich auf dem Heimweg von der Highschool in eine Schlägerei. Ich hatte die Nase voll von seinen ständigen dummen Witzen und forderte daher einen Jungen heraus, von dem ich glaubte, dass ich ihn in der Auffahrt eines Nachbarhauses leicht würde fertigmachen können. Im Handumdrehen waren wir von einer kleinen Schar sensationshungriger Schaulustiger umringt. Doch noch ehe wir überhaupt loslegten, eröffnete er mir der Fairness und Ehrlichkeit halber, dass er Karate konnte. Bullshit, dachte ich. Wer konnte 1964 in New

Jersey schon Karate? KEIN SCHWEIN! Ich versuchte es mit ein paar Schwingern, er landete einen perfekten Karateschlag auf meinen Adamsapfel ... *aaarrrrgh!* Ich spie aus, brachte keinen Ton mehr raus. Es war vorbei. Wieder mal ein glorioser Sieg. Gemeinsam gingen wir das letzte Stück unseres Wegs nach Hause.

In jenem Sommer verging die Zeit sehr langsam. Jeden Mittwochabend saß ich in meinem Zimmer, checkte die wöchentlichen Top 20, und wenn die Beatles nicht Woche für Woche zu Herrschern der Ätherwellen gekürt wurden, verlor ich förmlich den

Verstand. Als »Hello Dolly« über Wochen hinweg auf Platz eins stand, war ich außer mir. Nichts gegen Satchmo – Louis Armstrong war einer der größten Musiker, die je gelebt haben, aber ich war vierzehn und befand mich auf einem anderen Planeten. Mein ganzes Leben drehte sich nur mehr um die Veröffentlichungen der Beatles. Ich suchte sämtliche Zeitungsstände nach Magazinen mit Fotos ab, die ich noch nicht kannte. Meine italienische Lockenpracht hatte sich auf wundersame Weise halbwegs geglättet, mein Gesicht trug kaum

noch Aknespuren, und mit einem Mal ließ sich mein Körper sogar in einen dieser silbrig glänzenden Nehru-Anzüge zwängen. In Beatles-Stiefeln mit Toreroabsatz stand ich meinen Mann. Ich brauchte nicht lange, bis mir klar wurde: Von wegen *Meet the Beatles!* Ich wollte die Beatles *SEIN!*

Weil mein Vater eine angekündigte Mieterhöhung nicht akzeptieren wollte, zogen wir in die 68 South Street und bekamen ... heißes Wasser! Der Preis war allerdings, dass wir jetzt neben einer Sinclair-Tankstelle wohnen mussten. Nebenan wohnte eine jüdische Familie. Mom

und Dad, die bestimmt keine Rassisten oder Antisemiten waren, hielten es dennoch für angemessen, meine Schwester und mich darauf hinzuweisen, dass diese Leute ...
NICHT AN JESUS GLAUBTEN!
Allerdings waren bei mir sämtliche theologischen Vorbehalte auf einen Schlag ausgeräumt, als ich zwei umwerfende Töchter zu Gesicht bekam: meine direkten Nachbarinnen, die überbordende Sinnlichkeit ausstrahlten und volle Lippen, seidige dunkle Haut und gewichtige Brüste vorzuweisen hatten – aber hallo! Auf der Stelle begann ich, von warmen

Abenden auf der Veranda zu träumen, von gebräunten Beinen, die aus Sommershorts ragten, während wir die Jesusfrage diskutierten. Ich persönlich hätte ohne Umschweife unseren gut zweitausend Jahre alten Erlöser für einen einzigen Kuss geopfert ... oder auch nur für die Erlaubnis, mit dem Zeigefinger über den kaffeebraunen Knöchel einer meiner neuen Nachbarinnen zu streichen. Leider war ich ziemlich schüchtern und die beiden sehr, sehr keusch. Sie standen immer noch unter der strengen Fuchtel von Mom, Dad und Jahwe. Als ich eines Abends das

Jesusthema ansprach, hätte ich genauso gut das Wort »fuck« in den Mund nehmen können. Zarte Handflächen legten sich auf rosige Lippen, und dann folgte das verschämte Kichern errötender Mädchen. Es sollte noch zu mancher schlaflosen Teenagernacht in der 68 South Street kommen.

Schwarze Freunde hatten wir auch, allerdings besuchten wir einander nur selten zu Hause. Auf der Straße ging es immer noch halbwegs gesittet zu. Die weißen und schwarzen Erwachsenen begegneten einander höflich, wenn auch ein wenig

reserviert. Die Kinder spielten miteinander. Trotzdem gab es immer wieder rassistische Geplänkel. Beleidigungen waren an der Tagesordnung. Streitigkeiten wurden entweder vom Tisch gewischt, durch eine Entschuldigung beigelegt oder durch eine kurze Keilerei geklärt – jeweils abhängig von der Schwere des Vergehens und der Stimmung, die am entsprechenden Nachmittag gerade herrschte. Anschließend ging das Spiel weiter. Es gab natürlich Kinder, die zu Hause – nur ein paar Häuser von uns entfernt – mit rassistischem Gedankengut aufwuchsen, aber ich

hab nie welche getroffen, die mit den schwarzen Kids nicht hätten spielen wollen. So was erlebte ich erst, als ich die ersten Mittelschichtsprösslinge kennenlernte. Letztendlich saßen wir doch alle im selben nachbarschaftlichen Boot und brauchten ohnehin andauernd neue Feldspieler. Der Rassismus der Fünfziger wurde so selbstverständlich und gelassen hingenommen, dass es nicht mal der Rede wert war, wenn man eines Nachmittags im Haus eines »besseren« Freundes einen schwarzen Kumpel ausgrenzte. Ohne großes Aufheben tat sich tags darauf die

ganze Gang – ob nun schwarz oder weiß – wieder zusammen, und die Angelegenheit war vergessen ... zumindest bei uns.

Zu meinen Kumpels gehörten auch die Blackwell-Brüder, Richard und David. David, ein schlaksiger, dürrer Bursche, war genauso alt wie ich. Wir hingen oft zusammen rum, fuhren auf unseren Rädern durch die Gegend oder spielten Ball. Hin und wieder rauchten wir auch miteinander, um herauszufinden, wer von uns beiden der Stärkere war. Dann verpasste er mir ein paar harte Rechte in die Fresse, und das war's. Anschließend

gingen wir wieder spielen. Sein Bruder Richard war ein wenig älter, hochgewachsen und der coolste Typ, den man sich vorstellen konnte. Er hatte sogar eine eigene Gangart kultiviert, fast schon eine Kunstform: einen Schritt vorwärts, das andere Bein langsam nachgezogen, ein leichter Hüftschwung, Ellbogen und Handgelenk angewinkelt, als hielte er eine Zigarettenspitze in der Hand, niemals in Eile. Mit ausdrucksloser Miene und halb geschlossenen Lidern stolzierte er durch die Straßen von Freehold wie ein Jazzmusiker. Er sprach langsam und sehr leise.

Mitunter schenkte er uns Augenblicke seiner Zeit – und wenn wir gingen, kamen wir uns vor, als hätte uns der Papst der Coolness persönlich gesegnet.

An der Freehold High mündeten die Rassenspannungen schließlich in Gewalt. Wenn man die falsche Toilette betrat, ging plötzlich das Licht aus, und es hagelte Schläge. Eines Nachmittags wollte ich das Klo im Erdgeschoss benutzen und stellte mich neben einen schwarzen Kumpel an die Rinne. Ich war schon drauf und dran, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, doch er starrte bloß die Wand an und

sagte nur: »Ich kann jetzt nicht mit dir reden.« Ich war weiß, und er war schwarz. Die Grenzen waren gezogen, sogar zwischen langjährigen Freunden aus der Nachbarschaft. Für geraume Zeit würde keine Kommunikation mehr stattfinden. Krawalle brachen in der Stadt aus, an einer Ampel in der South Street kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen den Insassen zweier Autos, und jemand feuerte mit einer Waffe auf die schwarzen Kids im anderen Wagen. Vor meinem Sandwichladen an der Ecke formierte sich ein Demonstrationzug, nachdem man dort einen älteren Schwarzen

rausbugsiert und er sich bei dem Sturz verletzt hatte. Zwei Häuser weiter wurde ich von unserer Veranda aus Zeuge, wie der Inhaber sich mit einem Fleischerbeil in der Hand auf die umstehenden Schwarzen stürzte. Irgendjemand wand ihm das Beil aus der Hand, und wie durch ein Wunder gab es keine Toten. Jemand anderes wurde auf die Veranda unseres Nachbarhauses gejagt und durch das Vorderfenster gestoßen. The times they were a-changing ... auf die harte Tour.

KAPITEL 10

DER SHOWMAN

(LORD OF THE DANCE)

Mein Talent als Showman entwickelte sich schon verhältnismäßig früh. Ich wurde als hundertprozentiger Schmierenkomödiant der Güteklasse A geboren, dem das scharf gewürzte

Zerilli-Blut durch die Adern floss. Um also das Scheinwerferlicht auf mich zu lenken, noch ehe ich ein Instrument spielen konnte, musste ich TANZEN ... sozusagen. Entscheidend dafür war, dass ich bereitwillig den Spott der halben (sprich: männlichen) Nachbarschaft riskierte, nachdem ich herausgefunden hatte, dass die andere Hälfte einen Typen durchaus reizvoll fand, der auch zu anderer Musik tanzen konnte als bloß zu einem stocksteifen, langsamen Song.

Alle zwei Monate am Freitagabend öffnete die St. Rose of Lima Catholic

Church ihre Cafeteria im Untergeschoss und veranstaltete einen von Tugendwächtern streng beäugten Tanzabend für die hormonell aufgeputschten Teens der Catholic Youth Organization. Auf dem Tanzboden war ich den anderen voraus, denn seit Chubby Checker mit »The Twist« an die Spitze der Charts gestürmt war, hatte man mich bei Familienfesten so manches Mal auf den Wohnzimmerteppich gezerrt, damit ich mit meiner Mutter einen Twist hinlegte. (Mom fuhr sogar mit uns zum Steel Pier in Atlantic City, um live mitzerleben, wie Chubby

zum Playback die Lippen bewegte. Anschließend schlenderten wir über den Boardwalk und erwischten am selben sonnigen Nachmittag auch noch die Sängerin und ehemalige Miss Oklahoma, Anita Bryant.) Außerdem ging ich freitagabends hin und wieder in die Mensa des YMCA, die nicht mehr als fünfzig Schritte von unserem Haus in der South Street entfernt war. Dabei handelte es sich streng genommen um eine Tabuzone, die per Nonnendekret nicht betreten werden durfte. Am Montagmorgen wurde man unweigerlich vor den Augen der restlichen selbstgefälligen,

schadenfrohen Achtklässler aufs Korn genommen, wenn irgendwie durchgesickert war, dass man sich zu den Heiden gesellt und an deren satanischen Freitagabendritualen teilgenommen hatte.

Dort, hoch oben auf der schattigen Tribüne, bekam ich meinen ersten Kuss (Maria Espinosa!), dort hatte ich meinen ersten Steifen auf der Tanzfläche (nicht dass ich ihn als solchen erkannt hätte – es hätte genauso gut ein nasser Mopp gewesen sein können ...), und dort erlebte ich die Atmosphäre einer Basketballhalle, die im verführerisch abgedunkelten

Licht zum Wunderland mit
rutschigem Parkettfußboden mutierte.
Bevor ich mit meiner ersten Band, den
Castiles, auf ebendiesen Brettern
stehen sollte – eine himmelblaue
Epiphone-Gitarre umgehängt –,
tanzte ich hier mit allen, die mich
haben wollten. So furchtbar unsicher,
wie ich nun mal war, wartete ich oft
verzweifelt die letzten Platten ab, bis
ich endlich den Mut aufbrachte, das
Niemandland zwischen den Lagern
der Jungen und der Mädchen zu
durchqueren und eins von ihnen
aufzufordern. An guten Abenden
tanzte ich mit fremden Mädchen aus

der rivalisierenden Schule – der Intermediate School (pfui, Public!) am anderen Ende der Stadt. Wer waren diese jungen Mädchen mit den engen Röcken und dem verführerischen Augenaufschlag, die keine grünen St.-Rose-Pullover trugen, die bei meinen Schulkameradinnen sämtliche Anzeichen aufblühender Weiblichkeit verdeckten? Hier im schmeichelhaften Licht standen herrliche, süß duftende Geschöpfe in tuschelnden Grüppchen zusammen, und wenn sie sahen, wie Jungs von der anderen Seite des Raums aus der Herde ausbrachen, fingen sie an, aufgeregt zu kichern.

Als Außenseiter kannte ich die Typen und ihre festen Cliques kaum, und außer mir trauten sich nur ein paar wenige Klassenkameraden aus der katholischen Schule, bei den Abendpartys der Young Men's Christian Association aufzukreuzen. Mich hatte mal ein ziemlich weltlicher Kumpel aus der Nachbarschaft nach Schulschluss zum Körbwerfen ins Y und an den Poolbillardtisch im miefigen Untergeschoss gelockt. Doch seit mir zum ersten Mal der Geruch der Mensa in die römische Nase gestiegen war (eine Mischung aus abgestandenem Basketballsweiß und

Tanzflächensex), war meine Schüchternheit Geschichte, und es gab kein Zurück.

Hier tanzte ich zum ersten Mal in aller Öffentlichkeit und hatte nach einer sehr engen Begegnung mit einem Wollrock so dicke Eier, dass ich die fünfzig Schritte nach Hause humpeln musste. Bewaffnet mit Taschenlampen saßen die Tugendwächter oben auf der Tribüne und leuchteten uns an, sobald es bei langsamen Nummern zu heiß und eng zu werden drohte. Viel konnten sie nicht ausrichten. Sie versuchten, einem jahrtausendealten sexuellen Begehren

Einhalt zu gebieten, aber für diesen Job reichten ihre Funzeln nicht. Spätabends kurz vor Schluss, wenn sich in der Sporthalle Paul & Paulas »Hey Paula« auf dem Plattenteller der dürftigen Anlage drehte, warfen sich Männlein wie Weiblein wild entschlossen auf die Tanzfläche, um den eigenen Körper an einen anderen – fast schon beliebigen – zu pressen. In ebendiesen todesmutigen Umschlingungen lag die Verheißung dessen, was bald kommen sollte.

Als ich schließlich die Tanzveranstaltungen der Catholic Youth Organization meiner eigenen

Alma Mater besuchte, hatte ich mir also bereits rudimentäre tänzerische Fertigkeiten angeeignet. Die armen Schlucker, die einen Großteil meiner katholischen Schulkameraden ausmachten, ahnten nicht mal, dass GIRLS TANZEN WOLLTEN! Und zwar so sehr, dass sie selbst mit dem schlimmsten Sonderling auf die Tanzfläche eilten, solange der nur die eine oder andere Schrittfolge beherrschte. Und einer dieser Sonderlinge war ICH! Ich hatte ein irres Repertoire an Verrenkungen und übertriebenen Figuren aus den gerade angesagten Tänzen einstudiert:

Monkey, Twist, Swim, Jerk, Pony, Mashed Potato. Ich vermengte sie zu meinem ureigenen Tanzsalat und beglückte damit gelegentlich einige der schönsten Frauen der Stadt. Meine Klassenkameraden, die in mir immer nur den Trauerkloß auf der Eckband in der letzten Reihe gesehen hatten, waren wie vom Donner gerührt. »Hey, Springy«, hörte ich immer wieder, »wo hast du das gelernt?« Na ja, ich hatte trainiert ... und zwar ordentlich. Nicht nur mit Mom und im Y, sondern auch ausgiebig vor dem Ankleidespiegel auf der Rückseite meiner Zimmertür. Als ich

irgendwann davor stand und auf einem Besenstiel Gitarre spielte, hatte ich mit diesem Spiegel und zu den neuesten Platten bereits Stunde um Stunde in schweißgebadeter Ekstase verbracht. Ich besaß einen kleinen Stereokoffer, auf dem ich Singles abspielen konnte und der mir gute Dienste leistete. Zu seinem Sound tanzte ich den Frug und den Twist und den Jerk, bis mein T-Shirt so triefte, wie es ein anderes erst viele Jahre später während einer kochend heißen Version von »Devil with a Blue Dress On« in einer höhlenartigen

Halle vor zwanzigtausend kreischenden Rockfans tun würde.

Freitags also ... stieg ich in meine engste schwarze Röhrenjeans, zog ein rotes Hemd mit Button-down-Kragen an, dazu die passenden roten Socken und an den Füßen schwarze, ultraspitze Winklepicker. Zuvor hatte ich meiner Mutter ein paar Haarnadeln geklaut, meine Locken festgesteckt und darauf geschlafen, sodass sie morgens glatt waren wie die Haare von Brian Jones. Dann kämmte ich sie aus und setzte mich anschließend vor Moms Zehn-Dollar-Höhensonne aus dem Drugstore an

der Ecke, um die schlimmsten Aknepusteln wegzubrennen. Die übrigen begrub ich unter einer halben Tubenladung Clearasil. Dann verließ ich mein Zimmer, stieg die Treppe runter und ging zur Tür raus auf die Straße, ab zum nächsten Tanzparkett.

KAPITEL 11

WORKINGMAN'S BLUES

Meine Eltern hatten auch beim zweiten Anlauf nicht das Geld, um mir eine Gitarre zu kaufen. Also blieb mir nur eins: einen Job zu finden. Eines Sommernachmittags nahm Mom mich mit zu Tante Dora, wo ich eventuell für fünfzig Cent die Stunde

als »Rasenjunge« arbeiten konnte. Mein Onkel Warren kam nach draußen und wies mich ein. Er zeigte mir, wie der Rasenmäher funktionierte und wie ich die Hecken schneiden sollte (nicht zu kurz, nicht zu lang), und schon war ich angeheuert. Unmittelbar nach dem Arbeitseinsatz lief ich ins Stadtzentrum zu Western Auto, jenem Laden, der auf Autoersatzteile und billige Gitarren spezialisiert war. Dort hingen zwischen Vergasern, Luftfiltern und Keilriemen vier akustische Gitarren im Qualitätsbereich von unspielbar bis so

gut wie unspielbar. Der Anblick der Instrumente war für mich wie der Ausblick ins Nirwana. Sie waren alle zu haben, und na ja, genau eine kam infrage. Ich warf einen Blick auf das Preisschild, das an dem heißen braunen Teil hing. »Achtzehn Dollar«, stand da. Achtzehn Dollar? Das war mehr Geld, als ich je auf einmal in der Hand gehabt hatte, viel mehr.

Nach einer Weile stellte ich fest, dass meine »Lebenshaltungskosten« empfindlich an dem Ersparten kratzten, das ich mir bei Tante Dora erarbeitet hatte, und mir blieb nichts

anderes übrig, als mein Arbeitspensum zu erhöhen. Gegenüber meiner Tante wohnte eine liebenswerte, ältere, weißhaarige Dame namens Mrs. Ladd. Ihr Haus sollte gestrichen und das Dach frisch geteert werden. Als es mit seinem Geschäft als Elektriker bergab gegangen war, hatte mein Großvater umgesattelt und war Anstreicher geworden. Mit seinem Malerpinsel hatte er schon manches Mal unsere Hauswände verschönert. So schwer konnte das nicht sein! Ich heuerte meinen Kumpel Mike Patterson als Mitarbeiter an und war mir sicher, dass wir das gemeinsam ruck, zuck

schaffen würden. Die penible Mrs. Ladd kaufte die Farben und erklärte uns, was ihr vorschwebte: schwarze Fensterläden, weiße Häuserwände, fertig! Wenn ihr nicht gefiele, wie die Farbe aufgetragen wäre, würde es eben noch einmal gemacht. Dann ergab es sich, dass ich für einen Tag ausfiel. »Kein Problem«, sagte Mike, das bekomme er auch allein hin. Doch als ich wiederkam, schimmerte eine ganze Hausseite gelb. »Mike, hast du vorher die Pinsel ausgewaschen?«

»Ja, dachte ich zumindest ...«

Und noch mal das Ganze. Wir

kriegten es hin, es sah nicht allzu schlimm aus, und wir machten uns ans Dach. Ich hatte keine Ahnung, wie man ein Dach teerte, und daher übernahm Mike. Es war New-Jersey-Hochsommer – neunzig Prozent Luftfeuchtigkeit, fünfunddreißig Grad Celsius –, und der Teer war glühend heiß und klebrig, als wir ihn in der Mittagshitze auftrugen ... die Hölle.

Geschafft! Meine zwanzig Dollar und ich spurteten runter in die Stadt. Der Verkäufer klaubte mir den fiesen braunen Traum aus dem Schaufenster und schnitt das Preisschild ab. Das Instrument gehörte mir! Ich schlich

damit nach Hause, hielt es versteckt, weil ich nicht wollte, dass die Nachbarn von meinen unrealistischen Ambitionen erfuhren. Ich trug es nach oben in mein Zimmer und machte sofort die Tür hinter mir zu, als wäre es irgendein Sexspielzeug. (Was es war!) Ich setzte mich, legte es mir auf den Schoß und war verwirrt. Ich hatte keinen Schimmer, wie ich anfangen sollte. Die Saiten waren dick wie Telefonkabel. Irgendwann begann ich, ein paar Geräusche zu machen und zu improvisieren. Wenn ich dabei zufällig auf etwas stieß, was sich wie Musik anhörte, versuchte ich, es mir

einzuprägen und zu wiederholen. Ich konzentrierte mich hauptsächlich auf die tiefen Saiten, versuchte, einen *Dunk-dunk*-Sound hinzukriegen, einen Rhythmus. Es tat höllisch weh. Meine weichen Fingerspitzen waren nicht gemacht für Kabel, die man über eine Holzkiste gespannt hatte, die wiederum so tat, als wäre sie ein Instrument. Ich stand auf, trat vor den Spiegel an meiner Tür, ließ die Gitarre um die Hüften baumeln und stand einfach nur da. Im Laufe der nächsten vierzehn Tage erarbeitete ich mir ein umfangreiches Repertoire an Unmelodien, die man auf einer

ungestimmten Gitarre spielen konnte, bis meine Finger irgendwann um Gnade winselten. Ich redete mir ein, dass es voranginge, doch dann betraten Schicksal und Familie die Bühne: Meine Mutter, Virginia und ich besuchten eines Sonntags unsere Tante Eda. Ihr Sohn Frank war ein fähiger Akkordeonspieler, und immer wenn wir dort zu Besuch waren, wurde er aufgefordert, seinen Quetschkasten hervorzuholen und uns mit »Lady of Spain« oder einer anderen Akkordeonhymne in Stimmung zu bringen. (Beflügelt davon, versuchte auch ich mich irgendwann zu

Weihnachten am Akkordeon und verschaffte dadurch dem E-Street-Pianisten und Akkordeonisten Danny Federici für immer einen festen Arbeitsplatz. Ich war dafür schlicht nicht gemacht.)

Eines Sonntags brachte Frank statt seiner bonbonbunten Quetschkommode eine Gitarre ins Wohnzimmer und greinte sich durch aktuelle Folkhits. Der Folkboom lief zu jener Zeit auf Hochtouren. Zur besten Sendezeit lief *Hootenanny*, und Frank hatte sich eine Gitarre angeschafft, auf der er sogar recht gut spielen konnte. An jenem

Wochenende saß er im Wohnzimmer auf dem Fußboden, die Gitarre in der Hand, weißes T-Shirt, schwarze Socken, schwarze Chinos, weiße Turnschuhe. (So was Cooles hatte ich bis dahin noch nie gesehen; zu Hause versuchte ich sofort, seinen Look nachzumachen.) Er hatte es einfach besser drauf als ich. Dann nahm er mich mit in sein Zimmer, zeigte mir, wie man eine Gitarre stimmt, brachte mir die Griffstabellen aus einem »American Folk Music«-Liederbuch bei und schickte mich damit nach Hause. Ich stimmte meine Gitarre, so gut ich konnte, und stellte sofort fest,

dass ich noch einmal ganz von vorn anfangen musste. Diesmal allerdings richtig. All meine ungestimmten Unmelodien entlarvten sich jetzt als der totale Bockmist, der sie von Anfang an gewesen waren. Ich schlug das Buch auf, blätterte vor zu »Greensleeves«, und mein Blick fiel auf den Anfangsakkord, e-Moll (brauchte nur zwei Finger). Ich machte mich ans Werk. Immerhin ein Anfang. Ein richtiger Anfang. Während der nächsten paar Monate schaffte ich mir die meisten Dur- und Moll-Akkorde drauf, schrubbte mich durch so viele Folkstandards wie

möglich und spielte meiner Mutter vor, was ich zustande brachte. Sie ermunterte mich weiterzumachen. Irgendwann gelang es mir, die Akkorde C, F und G so zu kombinieren, dass ich »Twist and Shout« spielen konnte. Es war mein erster Rock'n'Roll-Song – und damit war der »Rasenjunge« Geschichte, genau wie der einzige richtige Job, dem ich in meinem Leben jemals nachgehen sollte. »Well shake it up, baby!«

KAPITEL 12

WHERE THE BANDS ARE

Fünf Monate später hatte ich meine Western Auto Special halb totgeprügelt. Meine Finger waren mittlerweile kräftig geworden und hatten Schwielen, die Fingerspitzen

waren hart wie Gürteltierpanzer. Ich war bereit fürs nächste Level. Ich musste auf elektrisch umsteigen. Ich erklärte meiner Mutter, dass ich nur mit einer E-Gitarre in eine Band aufgenommen würde und ein bisschen Kohle machen könnte. Dass eine E-Gitarre Voraussetzung wäre, um überhaupt weiterzukommen. Wieder einmal würde ich Geld brauchen, das wir nicht hatten. Mit achtzehn Dollar wäre mir diesmal nicht geholfen. In meinem Zimmer stand ein schrottiger Poolbillardtisch, den ich zum letzten Weihnachtsfest bekommen hatte, als ich noch plante, in meines Vaters

Fußstapfen zu treten und Poolbillard-Abzocker zu werden. Ich hatte bei den Mensaabenden im Keller des Y halbwegs ordentlich spielen gelernt, wurde aber nie so gut, dass ich meinem Vater die Stirn hätte bieten können. Allerdings war der Tisch verhältnismäßig hilfreich, wenn ich Freundinnen ins Schlafzimmer lotste: Sobald ich sie auf die Matratze gequatscht hatte, griff ich hin und wieder rüber und ließ die Kugeln über den Tisch klackern, um meinen alten Herrn unten in der Küche in Sicherheit zu wiegen. Nur reizte mich das längst nicht mehr ... und

Weihnachten stand vor der Tür. Mit meiner Mutter schloss ich einen Deal: Wenn ich den Pooltisch verkaufte, würde sie versuchen, die fehlende Summe für eine E-Gitarre aufzubringen, die ich im Schaufenster von Caiazzo's Music Store in der Center Street entdeckt hatte. Sie sollte neunundsechzig Dollar kosten. Im Preis inbegriffen war ein kleiner Verstärker. Es war das Billigste, was sie dort hatten, aber es war ein Anfang.

Meinen Pooltisch verkaufte ich für fünfunddreißig Dollar. Ein Typ schnallte ihn aufs Dach seines Autos

und fuhr damit davon. An einem matschigen Weihnachtsabend stand ich mit meiner Mutter vor dem Caiazzo's-Schaufenster und betrachtete die Sunburst-lackierte japanische Kent-Gitarre mit einem Tonabnehmer. Sie sah wunderschön aus, vielversprechend – und erschwinglich. Ich hatte fünfunddreißig Dollar in der Tasche und meine Mutter noch mal fünfunddreißig von einer Kreditgesellschaft. (Sie und mein Vater liehen sich in regelmäßigen Abständen Geld und beglichen ihre Schulden immer gerade rechtzeitig,

um einen weiteren Kredit aufnehmen zu können.) Neunundsechzig Dollar waren die bislang größte Ausgabe in meinem Leben, und meine Mutter lehnte sich für mich mal wieder mächtig aus dem Fenster. Ab in den Laden also. Mr. Caiazzo angelte das gute Stück aus der Auslage, verstaute es in einem Pappkoffer mit Kunstlederbezug, und mit meiner ersten E-Gitarre im Gepäck fuhren wir wieder nach Hause. Im Wohnzimmer schloss ich meinen neuen Verstärker an. Der winzige Six-Inch-Lautsprecher erwachte »brüllend« zum Leben. Es klang

grauenhaft – verzerrt bis zur Unkenntlichkeit. Der Verstärker hatte nur einen Regler: den für die Lautstärke. Er hatte die Maße eines großen Brotkastens ... aber wenigstens konnte ich jetzt mitmischen.

Meine neue Gitarre war von der allerbilligsten Sorte, aber im Vergleich zu der Klapperkiste, auf der ich zuvor gespielt hatte, kam sie mir vor wie ein Cadillac. Ihre Saitenlage war extrem niedrig, die geschliffenen Saiten ließen sich kinderleicht greifen und runterdrücken. Ich machte gute Fortschritte und ging damit schon bald zu Jamsessions im Haus eines

Freundes. Bei einem anderen Bekannten, einem Schlagzeuger namens Donnie Powell, setzten wir uns im Wohnzimmer zusammen, wann immer seine Eltern nicht zu Hause waren, und machten den schauderhaftesten Radau, den man jemals gehört hatte. Ein bisschen spielen zu können war eins. Aber »zusammenzuspielen« war noch mal etwas ganz anderes ... Neuland.

Ein Song, den jeder Gitarrist zu jener Zeit unbedingt beherrschen musste, war »Honky Tonk« von Bill Doggett. Ein Hit, dabei aber so unglaublich primitiv, dass ihn

theoretisch selbst der letzte Depp hätte spielen können. »Honky Tonk«, dieses Blueskonzert auf zwei Saiten mit schlichtestem Stripper-Groove, ist noch heute eine coole Nummer. Donnie, der Drummer, brachte sie mir bei, und wir beide hackten wie die Berserker auf unsere Pfannen ein. Jahre vor den White Stripes hauten wir den Blues raus, dass es nur so krachte. Nur waren wir hundsmiserabel. Singen? Worein denn? Womit? Keiner von uns besaß ein Mikrofon – und keiner eine Stimme. Was wir da produzierten, war Geknüppel weit unter

Garagenniveau und dauerte den ganzen Abend, bis seine Eltern heimkamen.

Wir nannten uns die Merchants. Ein paar Kids aus der Nachbarschaft stießen zu uns, es gab noch ein paar ausgelassene, anstrengende Proben, und das war's. Am Ende des Tages verzog ich mich wieder in mein Zimmer. Allerdings ... gab es da einen Burschen in der Nachbarschaft, der wirklich spielen konnte. Er hatte ein paar Jahre Gitarrenunterricht gehabt. Sein Vater war ein erfolgreicher Geschäftsmann, und er besaß eine Gibson – also ein echtes Instrument! –

und einen ordentlichen Verstärker. Außerdem konnte er Noten lesen. Ich sprach ihn an und heuerte ihn für die neu formierten Merchants an, die sich inzwischen Rogues nannten (die Freehold-Version, nicht zu verwechseln mit der späteren Shore-Version – das waren echte Musiker, die nicht nur spielen, sondern auch singen konnten). Und mit einem Mal hörte sich das, was wir da machten, fast wie Musik an. Mein Verstärker war ein Witz, deshalb ließ er mich auf dem zweiten Eingang seines Amps spielen. Wir fanden sogar einen Bassisten ... na ja, jemanden, der

einen Bass besaß und – was noch wichtiger war – einen weiteren Verstärker. Auch er wurde Mitglied unserer Combo. Spielen konnte er nicht, aber er war ein netter, gut aussehender italienischer Junge, und die Freundschaft mit ihm sollte mich ein paar Jahre später davor bewahren, in einem miesen kleinen Provinzschuppen namens IB Club an der Route 9 eine Tracht Prügel zu bekommen. Wir machten weiter, probten halbwegs regelmäßig und blieben bei unserer radikalen, rebellischen Idee: Irgendjemand würde bei uns singen.

Showtime

1964 gab es in einer Kleinstadt in Jersey keine Solosänger. Zwar existierten Gesangsgruppen mit Begleitbands und Bands ganz ohne Begleitsänger, die ausschließlich Instrumentalnummern spielten und sich an den Ventures orientierten, aber es gab keine selbstständig agierenden Bands, die Instrumentalmusik mit integriertem Gesang zu bieten gehabt hätten. Dies war eine der revolutionären Neuerungen, die mit den Beatles nach Amerika geschwappt waren. Man schrieb Songs, sang sie,

spielte sie. Vor dieser Zeit hätte die typische Setlist einer lokalen Band »Pipeline« von den Chantays verzeichnet, »Sleep Walk« von Santo & Johnny, »Apache«, »Out of Limits«, »Penetration«, »Haunted Castle« – alles reine Instrumentalstücke. Bei einer Highschool-Tanzveranstaltung in den Sechzigern spielten Lokalmatadore wie die Chevelles den ganzen Abend ohne Mikrofon und ohne dass auch nur ein einziges Wort an das entfesselt tanzende Publikum gerichtet worden wäre. Die Chevelles waren die Instrumentalhelden der urbanen

Szene (erst weiter oben an der Route 9 bekamen sie von den Victorians Konkurrenz) und echte Musiker und Lehrer an Mike Diehls Musikschule. Sie hatten gutes Equipment und trugen einheitliche Anzüge.

Eines Tages hörte unsere junge Combo läuten, dass es im Freehold Elks Club sonntägliche Matineeshows für Teenager geben sollte. Man bezahlte fünfunddreißig Cent Eintritt, und die Bands spielten kostenlos für ein Publikum aus ungefähr fünfundsiebzig Einheimischen. Die Show wurde von Bingo Bob und Mrs. Bob präsentiert, einem ziemlich

ungewöhnlichen Entertainer-Ehepaar: Die beiden kamen vom Zirkus und waren echt schräg drauf. Das ging ein paar Monate so, bis jemand eine von Mrs. Bobs Maracas stahl und Bingo sich in eine Wutpsychose reinsteigerte. Er schloss uns allesamt im Elks Club ein, bis der Übeltäter die Rassel aus seinem Hintern hervorzauberte. Alles in allem war es ein guter Ort für die erste Feuertaufe. Die anderen Bands – überwiegend rein instrumental aufgestellt – würden sich an den Rand zurückziehen und uns belauern.

Nervös, angespannt und voller Vorfreude, als ginge es zum Super

Bowl, luden meine Bandkumpels und ich das Equipment in die Autos unserer Eltern, brachten es zum Elks und bauten auf. Als Newcomer traten wir ganz zum Schluss auf. Wir spulten unsere Songs ab und schlugen uns – trotz Panik und kaltem Schweiß – gar nicht so schlecht. Und dann zogen wir unsere Geheimwaffe: mich ... als *Sänger* von »Twist and Shout«! Ich boxte mich lauthals durch die Nummer und bot dazu jugendliche Hüftschwünge – eine Bombenshow, wie ich dachte. Für den Gesang stand uns ein Fahrradlampen-Mikro aus den Vierzigern zur Verfügung, das wir

mit den schrecklichen Lautsprechern verbunden hatten, die im Elks die Anlage darstellten. Ich versteckte mich hinter dem Riesenmikro und schrie mir die Lunge aus dem Hals ... »Ahhhh, ahhhh, ahhhh, ahhhh ... well shake it up, baby now ...« Ein echt peinlicher Auftritt. Trotzdem fand ich's cool. Ein paar Kids lobten uns sogar, wir hätten »echt toll« geklungen. Ich hatte den Eindruck, dass alle anderen besser gewesen wären als wir. Sie hatten besseres Equipment mitgebracht und waren erfahrener, aber ... kaum jemand hatte gesungen.

Trotzdem wurden wir nach dem Auftritt als Vorgruppe für die Chevelles für einen Highschool-Tanzabend gebucht. Ein Auftritt an der eigenen Highschool war der absolute Top-Gig in der Stadt! Aber eben auch eine riskante Sache. Also kreuzten wir bei Diehl's auf und liehen uns von dort einen Gretsch-Verstärker mit Hall – einem Hall-Effekt aus der magischen Echokammer, der alles auf der Stelle wie deine Lieblingsplatten klingen ließ und deinem Spiel unmittelbar einen Anstrich von Professionalität verlieh. Und damit auf in die Sporthalle der

Freehold Regional High. Wir würden den Chevelles die Notenblätter um die Ohren fliegen lassen und sie mitsamt ihrer hochtrabenden Ausbildung heulend wie die Schlosshunde in Mike Diehls Musikschule zurückschicken. Wir waren die »Innovativen«: keine Einheitsgarderobe mehr, kein Musikunterricht, nur Bluesgebrüll und Rock'n'Roll.

Fast augenblicklich gerieten wir ins Schlingern. Unser Leadgitarrist hatte seinen Gitarrengurt vergessen und musste daher während des gesamten Auftritts ein Knie auf den Amp setzen, um die Gitarre abzustützen ...

ganz und gar nicht cool. Leider war unser Bassist auch diesmal nicht imstande, auch nur einen richtigen Ton zu treffen, und stand (ebenfalls ohne Gurt) den ganzen Abend mit dem Fuß auf jenem Amp, der ihm den Weg in die Band geebnet hatte. Nur blieb sein Bass abgeschaltet. Ich brüllte meine gellenden Eselsschreie ins Mikro, und von irgendwo zwischen den Dachsparren der Sporthalle spie die Lautsprecheranlage einen Albtraum aus nicht identifizierbaren Soundfetzen auf uns herunter. Schlimmer noch: Wir waren so begeistert davon, über »Hall« zu

verfügen, dass der Leadgitarrist und ich uns zusammen in den gemieteten Amp einstöpselten, voll aufdrehten und unser Sound dadurch zu einem vibrierenden, widerhallenden Geräuschbrei wurde, zu einem abstrusen akustischen Shitstorm, der über kaum mehr zu unterscheidende Instrumentenklänge hinwegfegte und sich anhörte, als würde er am Grund eines verseuchten Ozeans von monströsen Wesen ausgerülpst. Unser »Hall-Effekt« bewirkte lediglich, dass alles, was wir spielten, wie eine kryptische, unentwirrbare Geräuschorgie klang. (Den Hall in

einer Highschool-Sporthalle voll aufdrehen ... lasst die Finger davon, Jungs und Mädels!)

Es war demütigend. Noch während des Auftritts wussten wir, dass wir versagt hatten. Ich stand mit gesenktem Kopf da, hochrot im Gesicht, mir dämmerte, dass es grässlich klang, aber ich hatte keinen Schimmer, wie wir das ändern sollten. Vor uns drängte sich das Publikum und erwartete ... irgendwas. Die ganze Woche über hatten wir groß getönt und angegeben, doch jetzt sprachen die Gesichter Bände ... »Was zum ...« Dann kamen die

Chevelles auf die Bühne und legten los. Sie waren Profis, und sie machten richtige Musik, wie langweilig und abgedroschen sie auch klingen mochte. Sie beherrschten ihre Instrumente und wussten, wie man vor Publikum spielt. Wir standen da und schauten zu, neuerlich gedemütigt, aber doch umgeben von einigen hartgesottenen Fans, die uns ermunterten, wir seien »doch gar nicht so schlecht« gewesen.

Also dann, zurück auf Los. Nur dass ich kurz nach unserem Gig von meinem Kumpel – den ich selbst in die Band geholt hatte – davon in Kenntnis gesetzt wurde, dass man mich

abgewählt habe. Meine Gitarre sei »zu billig« und verstimme sich andauernd. Außerdem ließ er es sich nicht nehmen zu erwähnen, er habe das »Stück Müll« in New York für dreißig Dollar gesehen. Autsch ... das tat weh. Ich holte Mom von der Arbeit ab und erzählte ihr auf dem Heimweg, dass man mich aus der Band geworfen hatte, wagte allerdings nicht, ihr zu sagen, warum. Sie hatte alles, was sie konnte, für das »Stück Müll« aufgebracht, und ich würde dafür sorgen, dass es sich gelohnt hätte.

In meinem Zimmer

An jenem Abend griff ich mir zu Hause das zweite Rolling-Stones-Album, legte es auf und brachte mir das einfache, aber wirkungsvolle Gitarrensolo bei, das Keith Richards bei »It's All Over Now« spielt. Ich brauchte den ganzen Abend, aber gegen Mitternacht hatte ich eine annehmbare Version drauf. Scheiß auf sie alle – ich würde Leadgitarre spielen. Monatelang (jahrelang!) übte ich wie ein Besessener und verbrachte jede freie Stunde mit meiner Kent-Gitarre, zwirbelte und malträtierete

ihre Saiten, bis sie rissen oder ich mit ihr im Arm aufs Bett fiel und einschlief. An den Wochenenden ging ich zur örtlichen Catholic Youth Association, zum YMCA oder auf Highschool-Tanzabende. Allerdings nicht zum Tanzen. Stumm, grüblerisch und mit verschränkten Armen stand ich vor den Leadgitarristen gleich welcher Band und beobachtete jedes Zucken ihrer Finger. Nach den Konzerten, wenn die anderen Kids auf eine Pizza zu Federici's weiterzogen oder versuchten, bei den Girls zu landen, eilte ich nach Hause in mein Zimmer

und versuchte bis frühmorgens, mich an alles zu erinnern und nachzuspielen, was ich zuvor beobachtet hatte. Um niemanden zu stören, spielte ich die Kent ohne Verstärker.

Mit der Zeit konnte ich die Macht spüren, die mir das Instrument verlieh und die mit jeder Übungsstunde wuchs. Ich hatte ein Geheimnis ... Da gab es etwas, was in mir schlummerte, etwas, worin ich gut werden konnte. Wenn ich nachts einschlief, träumte ich von Rock'n'Roll-Ruhm. In einem dieser Träume sollten die Stones in der Asbury Park Convention Hall

spielen. Dann wird Mick Jagger krank. Für den wichtigen Auftritt brauchen sie einen Ersatzmann. Nur – wer kann Mick ersetzen? Plötzlich erhebt sich ein junger Held, ein Einheimischer aus dem Publikum. Er hat das Zeug dazu: Er hat die Stimme, das Aussehen, er hat die Bewegungen drauf, er hat keine Akne mehr ... und er spielt teuflisch gut Gitarre. Es klappt auf Anhieb mit der Band. Keith grinst, und plötzlich haben es die Stones nicht mehr annähernd so eilig, Mick aus seinem Krankenbett zu holen ... Wie der Traum zu Ende geht? Wie jedes Mal: Die Leute rasten aus!

KAPITEL 13

THE CASTILES

Eines Nachmittags saß ich zu Hause in der South Street, als es draußen klopfte. Vor der Tür stand George Theiss, ein Gitarrist und Sänger aus der Stadt, dem meine Schwester erzählt hatte, dass ich Gitarre spielte. Ich hatte George bereits im Elks

gesehen. Er wollte eine Band gründen und suchte dafür einen Leadgitarristen. Ich war mir nicht ganz sicher, ob ich mich wirklich als Leadgitarristen bezeichnen sollte, aber ich hatte mich jetzt schon eine ganze Weile reingehängt und mir ein paar grundlegende Techniken draufgeschafft. Wir schlenderten quer durch die Stadt zur Center Street und in ein Shotgun-Haus, das nur ein paar Meter von jenem Block entfernt lag, in dem durch die offenen Fenster der Rug Mill ein lärmendes Metallgewitter auf die Straßen des Stadtviertels Texas niederging. Ich hängte mir meine

Gitarre um und wurde Mitglied meiner ersten echten Band.

Hier lernte ich auch Tex und Marion Vineyard kennen, Freunde von George, die beschlossen hatten, die nicht mal fünf Quadratmeter, die sie ihr Esszimmer nannten, wie bei einer Art Nachbarschaftsclub den Teenagern aus der Umgebung zum Lärmen zur Verfügung zu stellen. Das Viertel war ziemlich entspannt, Schwarz und Weiß waren zwar irgendwie durch die Teppichfabrik voneinander getrennt, hingen ansonsten aber gemeinsam auf den Straßen rum. Tex und Marion waren

etwa Mitte dreißig und selbst kinderlos. Also nahmen sie »Streuner« bei sich auf, Jugendliche, die entweder kein funktionierendes Zuhause hatten oder versuchten, von daheim an einen Ort zu flüchten, der ihnen weniger einengend vorkam. Tex war ein temperamentvoller, großmäuliger, immer leicht anzüglicher Fabrikarbeiter, der ständig schlüpfrige Witze erzählte und sein schütteres rotes Haupthaar mit Bedacht über die kahlen Stellen kämmte. Wie meinen Dad sah man ihn nur selten ohne seine »Uniform«: Khakiarbeitshemd und -hose, Einstecketui für die Brusttasche

und so weiter. Ansonsten war er großzügig, liebevoll und einer der freigebigsten Erwachsenen, die ich bis dahin kennengelernt hatte.

Tex und Marion schienen irgendwie zwischen der Teenager- und der Erwachsenenwelt gestrandet zu sein und hatten sich auf halber Strecke ein Zuhause und ein Leben als Ersatzeltern eingerichtet. Sie traten nie als Erziehungsberechtigte auf, aber Gleichaltrige waren sie eben genauso wenig. Wir brachten mit unserem Lärm die Wände ihrer kleinen Wohnung zum Wackeln, ließen die Gitarren heulen und das Schlagzeug

dröhnen, obwohl uns nur fünf Zentimeter Rigips von den Nachbarn trennten. (Wie unendlich nachsichtig!) Tex und Marion stellten die Regeln auf und gaben die Richtung vor, bestimmten, was lief und was nicht. Die Bandproben begannen um halb vier, direkt nach der Schule, und dauerten bis sechs. Tex wurde unser Manager, Marion die Hausmutter und Schneiderin für einen kleinen Trupp aus Rock'n'Roll-Spinnern. Ein paar Teeniemädchen waren ebenfalls da. (Hol die Gitarre raus, und sie kommen geflogen!) Es wurde geflirtet, Musik gehört, und zwischen alledem Tex mit

seinen gackernden Anzüglichkeiten,
gefolgt von Marions: »Teeeeeeexxxx ...
jetzt reicht's!« Ein bisschen
Knutschen, Händchenhalten,
ansonsten lief nicht viel, besonders
nicht im Haus. George, der eine
gewisse Ähnlichkeit mit Elvis und mit
Paul McCartney hatte (also mit dem
King UND einem Beatle, ein echter
Doppelhammer!), war unser Haus-
und-Hof-Schürzenjäger und konnte
sich über mangelnde Verehrung nicht
beklagen. Wir anderen nahmen, was
wir zwischen die ungeschickten Finger
kriegten. Aber hauptsächlich ging es
uns um die Musik.

Die Band bestand aus George, mir, dem Schlagzeuger Bart Haynes, dem Bassisten Frank Marziotti und einer Truppe wechselnder, gnadenloser Tamburinliquidierer. Für die Position des Frontmanns waren zu jener Zeit nur wenige einheimische Musiker geeignet; dafür hätte man tatsächlich Rhythmus mitbringen und singen müssen. Wir alle waren weiße Kerls mit wenig Rhythmus im Blut und schwachen Stimmen, aber, hey, das war für die Stones schließlich auch kein Hinderungsgrund gewesen, ganz im Gegenteil. Für uns waren sie der Heilige Gral und das Schnittmuster in

Sachen Coolness. Wir brauchten jemanden wie Mick – einen Typen, der an der Rampe Gas gab. Wir schnappten uns den härtesten Typen, den wir kannten, und schoben ihn nach vorn. Nur kriegte der keinen geraden Ton raus und fühlte sich erkennbar unwohl, sodass wir seine Aufgaben Stück für Stück eindampften, bis sie nur mehr darin bestanden, in Ian Whitcombs lüsterner Nummer »You Turn Me On« den Hechelpart zu übernehmen. Da hatten wir also jemanden in der Band, der nur fürs Atmen zuständig war! Wir wussten, dass es so nicht weitergehen

konnte, und zogen irgendwann Streichhölzchen: Wer von uns würde die Abreibung einstecken müssen, sobald er ihm die schlechte Nachricht überbrachte? Moment mal – hat man für so was denn nicht einen Manager? Wir überließen es Tex. Unser »Sänger« ging in Frieden und mit einem Seufzer der Erleichterung. Danach heuerten wir den bestaussehenden Jungen an, den wir finden konnten: einen Typen aus der Schule, den mit der coolsten Frisur. Er sah auf der Bühne toll aus und spielte sogar halbwegs anständig Tamburin, konnte aber leider auch nicht singen.

George war der beste Sänger, den wir in der Band hatten. Seine Stimme war okay, er hatte Charisma und machte seine Sache anständig. Mich hielt man für das reine Gift am Mikrofon, über meine Stimme riss Tex immer wieder Witze, und noch Jahre später, als ich schon Millionen Platten verkauft hatte, ließ Tex es sich nicht nehmen, wann immer ich ihn besuchen kam, mich zu verspotten: »Du kannst doch immer noch nicht singen. George ist der Sänger!«

Tex war mein erster Vaterersatz. Auf seine verquere Weise war er ein herzlicher Mensch, aber noch

wichtiger war, dass er uns akzeptierte. Er förderte unser Talent und ermutigte uns. Er nahm uns, wie wir waren, und stellte seine Zeit, seine Körperkraft und seine Kohle genauso in den Dienst unserer Träume wie seinen großen schwarzen Cadillac für den Transport des Equipments. Gemeinsam standen wir vorm Schaufenster von Caiazzo's Music, und beim Anblick eines neuen Shure-Mikros lief uns das Wasser im Mund zusammen. Caiazzo's lag gleich neben Ring's Barber Shop auf der gegenüberliegenden Straßenseite und nur ungefähr sechs Meter von der

Haustür der Vineyards entfernt. Wenn wir abends auf Tex' Vordertreppchen saßen, blitzten uns aus dem Caiazzo's-Schaufenster die perlmuttweißen Trommeln entgegen, die metallicfarbenen Gitarren und Verstärker mit genug Watt, um diesen toten Scheißhaufen von einer Stadt aus dem lähmenden Dämmer Schlaf zu reißen. Eine Weile saß Tex da, schwieg, ließ seine Zigarette verglühen und rief irgendwann: »Scheiß drauf! Wenn ich am Freitag mein Geld kriege, holen wir das Baby heim!« Und er machte sein Versprechen wahr. Anschließend sah er wie ein

stolzer Papa »seinen Jungs« zu, die wie junge Hähne um das funkelnde neue Mikro flatterten. »Verdammt ... dieses neue Shure – das nenn ich Sound!«

Überall in den Vereinigten Staaten gab es Erwachsene wie Tex und Marion, unbesungene Helden des Rock'n'Roll, die bei sich zu Hause und in ihrem Leben Raum schufen, um Equipment zu transportieren, Gitarren zu kaufen, und die ihre Keller und Garagen als Übungsräume öffneten. Sie hatten Verständnis für die Wirren zwischen den Welten der Teenager und der Erwachsenen und

waren bereit zu vermitteln. Sie unterstützten ihre Kinder und nahmen an deren Leben teil. Ohne diese guten Leute wären die Kellerräume, die Garagen, die Elks Clubs, die Räume der Veteranenorganisationen leer geblieben, und magere, verträumte Außenseiter hätten nirgends einen Ort gehabt, an dem sie lernen konnten, zu Rock'n'Roll-Helden zu werden.

Unser erster Gig

Die Castiles verdankten ihren Namen der Shampoo-Marke, die George

Theiss benutzte. Der Name passte zur Stimmung der Zeit. Er hatte etwas von den Doo-Wop-Gruppen der Fünfziger, war aber auch geeignet, uns ins Reich des Rock und Blues Skiffle zu führen – der Musik, die wir anstrebten. Auf unserer Setlist stand eine Mischung aus Pophits, R&B und Gitarren-Instrumentals, sogar eine Version von Glenn Millers »In the Mood« war dabei, die Frank Marziotti mit uns einstudierte, damit wir ein breiter gefächertes Repertoire anbieten konnten. Ab und zu schmuggelten wir sogar den einen oder anderen eigenen Song dazwischen.

Unseren ersten Gig spielten wir im Angle-Inn Trailer Park an der Route 33 ein Stück östlich des Shore Drive-In. Wir traten an einem Sommernachmittag bei einer Grillparty für die Bewohner der Anlage auf. Unter dem schattigen Überstand einer kleinen Garage bauten wir auf und stellten uns dem Publikum, das aus ungefähr fünfzig Schaulustigen bestand. Unser Equipment war primitiver als primitiv: Barts Schlagzeug, ein paar Verstärker und ein Mikro, das in einen der Zusatzkanäle unserer Gitarren-Amps eingestöpselt war. Unsere Vorgruppe

war eine lokale Countrytruppe mit einer Sängerin von etwa sechs oder sieben Jahren. Die Kleine stand auf einem Hocker und sang Patsy-Cline-Songs in ein riesiges Radiomikrofon. Sie waren sogar halbwegs gut ... und eifersüchtig angesichts der Konkurrenz. Als wir loslegten, wurden sie stinksauer, weil das Publikum spontan reagierte und die Tanzfläche stürmte. Immer ein gutes Zeichen. Unser »Leadsänger« hechelte sich durch »You Turn Me On« und löste damit bei George und mir tonlose Lachkrämpfe aus. Zum Schluss spielten wir – richtig geraten – »Twist

and Shout«, und in dem bodenständigen Wohnwagenarsenal brach der kollektive sommerliche Wahnsinn aus. Der Erfolg bestätigte uns darin, dass wir Musik machen und eine richtige Show abliefern konnten. Und dass wir erneut unseren Frontmann feuern mussten. Ich kann mich noch immer an das Hochgefühl erinnern: Wir hatten die Leute emotional bewegt, ihnen Energie eingeimpft und sie eine Stunde lang in gute Laune versetzt. Wir hatten für magische Momente gesorgt. Auch wenn wir immer noch blutige Anfänger waren und ungeschliffen –

an diesem Ort waren wir erfolgreich gewesen.

Wipe Out

Frank Marziotti, unser Bassist, war ein alter Hase der lokalen Countryszene. Obwohl er noch keine dreißig war, glich er schon damals einem rundlichen italienischen Hochzeitssänger. Mit seinem gewellten schwarzen Haar, das er sich straff aus dem südländischen Gesicht kämmte, sah er aus, als käme er direkt vom Fließband, wo er neben meinem Vater gearbeitet hatte, und ganz und gar

nicht wie der Bassist einer aufstrebenden jungen Soul-Rebel-Rock'n'Roll-Band. Er war fast schon ein Fremdkörper in unserem musikalischen »Image« – aber er war eben auch der einzige echte Musiker unter uns. Er brachte mir bei, wie man Countrygitarre spielt, und erzeugte so samtene Basstöne, wie ich sie noch nie gehört hatte. Unser Problem war nur, dass wir uns bei jedem Gig anhören mussten: »Wieso ist denn euer Dad mit in der Band?« Uns selbst machte es im Grunde nicht viel aus, aber er war es allmählich leid und stieg aus, ohne darüber viele Worte zu

verlieren. An seine Stelle trat Curt Fluhr – mit blondem Brian-Jones-Haarschnitt, Vox-Verstärker, Höfner-Violin-Bass und allem.

Bart Haynes war unser Teufelsdrummer – unmöglich zu bändigen. Er behauptete von sich, geistig behindert zu sein, und einer seiner wiederkehrenden Sprüche war: »Ich bin ja so scheißblöd!« Den Takt hielt er verlässlich, aber er hatte tatsächlich eine abstruse Macke: Er kriegte den Beat zu »Wipe Out« partout nicht hin. 1965 mussten sich alle aufstrebenden Schlagzeuger am Drumpart von »Wipe Out« der

Surfaris messen lassen. Der einfache synkopierte Beat, auf den Tomtoms gespielt, galt als endgültiger Beweis der Könnerschaft. Wenn man ihn heute hört, könnte man leicht meinen, der Part, so großartig er damals war, wäre etwas für sabbernde Trottel. Aber es half nichts. Wenn ein Schlagzeuger unbeschadeten Rufs nach Hause gehen wollte, MUSSTE er irgendwann am Abend »Wipe Out« gespielt haben. Doch das schaffte Bart nicht. Was immer er tat und wie verzweifelt er es auch versuchte, seine Handgelenke weigerten sich einfach, diesen rudimentären Rhythmus zu

schlagen. Bart Haynes hatte Unmengen korrekter Trommelbeats im Blut, aber von »Wipe Out« keine Spur. Je später der Abend, umso häufiger kamen Schmährufe von rivalisierenden Schlagzeugern aus den hinteren Reihen des Publikums: »Spiel ›Wipe Out!‹« Anfangs ignorierte er sie noch, doch irgendwann fing er an, das eine oder andere »Fuck you!« vor sich hin zu murmeln. Richtig schlimm wurde es, wenn sie ihn erst antrieben – »Los jetzt! Los jetzt!« – und er schließlich klein beigab. »Spielen wir die Scheißnummer.« Was wir auch taten. Doch im selben Moment, da das

große Schlagzeugbreak fällig war, versagte Bart. Wieder und wieder. Die Trommelstöcke klapperten bereits in seinen Händen, mit dem einfachen Beat ging es drunter und drüber, bis ihm ein Stick aus der Hand fiel. Sein Gesicht wurde rot wie eine reife Tomate, und die Show war vorbei. »Arschlöcher!«

Bald darauf legte Bart die Trommelstöcke ein für alle Mal beiseite und meldete sich zu den Marines. An einem der letzten Nachmittage kam er mit einem dämlichen Grinsen im Gesicht noch einmal kurz vorbei und erzählte uns,

er werde nach Vietnam geschickt. Dann lachte er. Er habe keinen Schimmer, wo das sei. In den Tagen vor seiner Abreise setzte er sich in Marions und Tex' Esszimmer ein letztes Mal ans Schlagzeug. In voller Uniform versuchte er sich noch einmal an »Wipe Out«. Er fiel im Mörserbeschuss in der Provinz Quang Tri. Er war der erste Soldat aus Freehold, der im Vietnamkrieg starb.

Auf Bart Haynes folgte Vinnie »Skeebots« Manniello, ein Drummer mit viel Swing- und Jazz-Einflüssen. Trotz seiner Jugend war er bereits verheiratet und hatte mit »Mrs. Bots«

ein Kind. Er leistete einen enormen Beitrag zur Professionalität unserer Band. Mit ihm konnten wir in umso mehr YMCAs, CYOs, Highschools, Eis- und Rollschuhbahnen, VFW-Sälen, Band Battles, Elks Clubs, bei Supermarkteröffnungen, in Offiziersclubs, Autokinos, Nervenkliniken, Beach Clubs und all den anderen Locations auftreten, wo man eine fünfköpfige einheimische Band brauchte, die für tadelloses Entertainment zu günstigem Preis sorgte.

Nach Osten

Freehold lag genau auf der Grenze zwischen den Revieren zweier rivalisierender Teenagercliquen. Das der »Rah-Rahs« erstreckte sich östlich zur Shore, und das der »Greasers« verlief südlich entlang der Route 9. Die Tanzfläche der Freehold Regional High stellte so was wie das Niemandsland zwischen gleich drei Cliquen dar: der Rahs in einer Ecke, der Greasers in der anderen und der schwarzen Kids in ihrer eigenen Ecke. Es kam immer wieder zu Diskussionen auf Anführerebene, in

denen es entweder um den Startschuss für irgendeine Rauferei oder um deren Beilegung ging. Ansonsten lebte jeder in seiner eigenen kleinen Welt. Die Rah-Rahs tanzten zu Popmusik, Top 40 und Beach Music, während die Greasers zu Doo-Wop und die schwarzen Kids zu R&B und Soul die Tanzflächen stürmten. Nur Motown sorgte für Entspannung. Wenn Motown lief, tanzten alle gemeinsam. Doch mit dem letzten Takt welkte das knospende Bruder-und-Schwester-Gefühl jedes Mal wieder, und man schlich zurück in seinen UN-

gekennzeichneten Bereich der Turnhalle.

Die Rahs – Sportlertypen in bunt karierten Madras-Klamotten und Cheerleaderinnen – waren die leicht bessergestellten Teenager, aus deren Reihen die Homecoming Queens und Kings stammten, die an den meisten Highschools in der Gegend das Wort führten und schon das College im Blick hatten. Ich bin mir sicher, dass das heute noch genauso ist, nur dass sie unter der Bezeichnung »Preps« laufen oder irgendeinem aktuelleren Pseudonym, das sie sich zugelegt haben. Man war einer von ihnen oder

keiner von ihnen, in oder out. Ground Zero des Rah-Rah-Territoriums war der Strand um Sea Bright, Middletown und Rumson. Dort hatten die Leute Geld, und das ließen sie uns auch immer wieder spüren. Wenn wir an heißen Augusttagen gen Osten fuhren, um für sie Musik zu machen, gab man uns dort augenblicklich zu verstehen, dass wir von der falschen Straßenseite stammten. Um an den Strand zu gelangen, musste man sich zwischen den herrschaftlichen Anwesen von Rumson hindurchschlängeln, einer der renommiertesten und exklusivsten

Gemeinden in ganz Central Jersey. Uralte Bäume und palastartige Villen, die hinter Mauern aus grünem Buschwerk und Eisentoren lagen, erinnerten uns ein ums andere Mal daran: »Ansehen dürft ihr euch alles, aber anrühren dürft ihr davon nichts!« Kam man in Sea Bright ans Wasser, war dort der Strand von einer langen Reihe privater Beach Clubs belegt, die ausschließlich den Betuchten offenstanden. Ein Wall aus Strandhütten und ausgedehnte Parkplätze versperrten den Zugang zu Gottes ureigenem Atlantischen Ozean. Irgendwo dahinter lag das Meer, aber

wenn man nicht den schmalen öffentlichen Strandstreifen besuchen wollte, musste man zahlen, und zwar reichlich, nur um sich die Zehen nass zu machen. Doch auch die Teenybopper brauchten an den Wochenenden Unterhaltung, damit sie Mom und Dad nicht auf die Nerven gingen und beim Genuss ihrer Martinis an der Strandbar störten. Also ... traf der Osten auf den Westen ... und weil wir allmählich einen guten Ruf hatten, wurden wir aus dem Ödland importiert, um die Drecksarbeit zu leisten.

Zuerst mussten wir unser

Equipment in den Sand schleppen. Dort schlossen wir die Amps an ein Verlängerungskabel an. Es war Mitte August, brütend heiß, und wir kamen in voller Montur: schwarze Jeans und Beatles-Stiefel, schwarze Westen mit Schlangenledermuster, die wir bei einer Auktion in Englishtown gekauft hatten, weiße Smokinghemden, lange Haare (immer noch eine Seltenheit) und dazu die blasse Haut der »Binnenländer«. Die Beach Boys waren wir nicht. Die Eltern zeigten sich erheitert und gelangweilt, die Girls waren kokett und neugierig, die Jungs feindselig. Wann immer sich die

jungen Bikinischönheiten vor uns versammelten, kam von den Sportskanonen mit Bürstenschnitt aus dem Hintergrund bockiges Murren. Uns blieb nur eins: Wir mussten spielen. Spielen, bis es ihnen gefiel und sie zuhörten und zu guter Letzt – am wichtigsten! – zu TANZEN begannen. Zuallererst musste man die Mädchen zum Tanzen animieren. Wenn die erst mal loslegten, dann herrschte gute Laune, und plötzlich war man kein bedrohlicher Außerirdischer mehr, der in einer Rakete aus den Sphären von Greaserville hier gelandet war,

sondern bloß »einer von der Band«. Wir beherrschten unsere Arbeit, und für gewöhnlich endete der Tag in Eintracht. Die Kids unterhielten sich mit uns, staunten darüber, wie wir aussahen, woher wir kamen (aus dem finsternen Landesinneren!), und nur gelegentlich muckte ein ganz besonders Starker auf und wollte sich prügeln. Unsere Gigs wurden beaufsichtigt, es war immer ein älterer Rettungsschwimmer oder eine erwachsene Anstandsperson zugegen, damit niemand über die Stränge schlug. Auf dem Parkplatz musste man allerdings achtgeben. Da

rackertest du dich ab, das Equipment im Auto zu verstauen, und dann hörtest du plötzlich: »Was hast du gerade gesagt? Was hast du zu mir gesagt?!« Natürlich hattest du gar nichts gesagt, sondern wurdest nur zu einer freundlichen Keilerei aufgefordert. Zeit, wieder nach Hause zu fahren.

Nach Süden

Südlich von Freehold erwarteten uns andere Herausforderungen. Bei den Greasers handelte es sich um eine Teenie-Subkultur: Lederjacken oder

schnieke Sharkskin-Anzüge,
transparente Nylonsocken, spitze
italienische Arschtritttreter,
Schmalztollen, durchgestylt und länger
damit beschäftigt, sich morgens für die
Schule fertig zu machen als Tante
Jane. Ein falsches Wort, und du
kriegst was in die Fresse. Ein
italienischstämmiges Scheiß-auf-euch-
alle-Volk aus einem ganz eigenen
kleinen terrestrischen Universum.
Viele meiner engeren Freunde waren
Greasers (so genannt wegen ihres
großzügigen Gebrauchs von
Haarpflegeprodukten und ihrer
glatten, öligen italienischen Haut). Mit

ihnen kam man besser aus als mit den Rah-Rahs, es sei denn, sie hegten einen Groll gegen dich. Sie waren die Kids, denen das ehrbare Leben ihrer hart arbeitenden Eltern bevorstand und die das Handwerk oder Gewerbe ihrer Väter weiterführen würden. Sie waren die zukünftigen Bauern, Hausmänner und Kindermacher, sofern sie es denn schafften, die Jahre im wilden Hormontaumel zu überstehen, ohne einen Schaden davonzutragen oder anderen Menschen Schaden zuzufügen. Wenn es ihnen gelang, während dieser kurzen Zeit nicht hinter Gittern zu landen, würden die

meisten von ihnen das Rückgrat der amerikanischen Gesellschaft bilden – Autos reparieren, in Fabriken arbeiten, Felder bestellen und in Kriegen kämpfen.

Ebenfalls südlich an der Route 9 befand sich Freewood Acres, die erste Trabantenstadt, die wir kennenlernten. Besonders an Freewood Acres war nicht ihr Status als allererste Reißbrettgemeinde überhaupt, sondern die Tatsache, dass es sich bei ihren Einwohnern um Dschingis Khans Nachfahren handelte: Mongolen. Sie hatten einen langen Ritt durch russische Steppen

hinter sich, aber dank der Gunst Alexandra Tolstois, Tochter von *Krieg und Frieden*-Leo, schafften sie es nach dem Krieg Ende der Vierziger bis hierher. Alexandra hatte eine Stiftung ins Leben gerufen, die ihnen dabei half, den Sowjets zu entkommen, denn als überzeugte Antikommunisten wären sie Stalin zum Opfer gefallen. Sie hatten die Wahl gehabt zwischen Sibirien und New Jersey ... tja. Statt in Stalins Kerkern waren sie am Highway 9 gelandet und hatten sich in Monmouth County niedergelassen. Ihre Kinder waren in der Freehold High meine Klassenkameraden.

Die Mongolen waren mächtig groß gewachsene Asiaten und durch und durch »grease«. Man stelle sich den größten Asiaten, der einem je untergekommen ist, in einer dreiviertellangen Lederjacke vor, in Oberhemd und Anzughose, Winklepicker-Schuhen und mit einer fettigen schwarzen Pompadourtolle, die auf ohnehin fast schon zwei Meter Körperlänge weitere drei, vier, fünf Zentimeter draufpackt. Diese Typen hatten Ururgroßväter, die fest im Sattel gesessen und die Welt erobert hatten, und ihre New-Jersey-Nachfahren sahen so aus, als könnten

sie es ihnen wann immer nötig
gleichtun.

Die Greasers entlehnten Stil und
Look bei den Schwarzen an der
Schule, mit denen sie zwar höflich
verkehrten, denen sie aber auch
unverhohlen rassistisch begegneten.
Sie pflegten einen Uptown-Stil. Der
tadellose Schnitt und Zustand ihrer
Anzüge, die rosafarbenen, lindgrünen
und babyblauen Hemden mit hohem
Kragen, die Hochwasserhosen – ihr
Äußeres nahmen sie übergenuau.
Wehe, irgendwer vergriff sich
daran ... FASS JA MEIN HAAR
NICHT AN ... FASS MEIN HAAR

AN, UND ES GIBT WAS IN DIE
FRESSE! Eine hochsensible Truppe!
Die Greasers wurden von jemandem
angeführt, den ich Tony nennen
möchte und der lange vor Mario Puzo
ein klassischer *Pate* war. Mit dem
perfektesten kohlschwarzen
Pompadour, den man je gesehen
hatte, stolzierte er durch die
Schulflure, makellos in eine
dreiviertellange schwarze Lederweste
gekleidet. Sein Gesicht war das eines
italienischen Sexgottes, der durch die
feuchten Träume einer jeden kleinen
Cheerleaderin gaukelt. Er gab sich wie

ein König und war der Chef der örtlichen Gang.

Außerhalb der Schule sah man Tony regelmäßig in den Teenclubs, wo er seinen Gehstock mit Silberknauf schwang (und gelegentlich jemanden damit erwischte). Von seinen Lakaien umgeben erschien er auf der Bildfläche wie ein Kleinstadt-Cäsar, seine spiegelblank geputzten Schuhe berührten kaum den Boden, und wo immer er sich blicken ließ, machten die Leute die Bahn für ihn frei.

In den Süden, ins Revier der Greasers an der Route 9, zogen wir als Nächstes, um unser musikalisches

Gewerbe auszubauen. An der Route 9 gab es eine Reihe von Nachtclubs und Pizzerias, die an den Wochenenden von Teenagern bevölkert wurden. Zuallererst war da Cavatelli's Pizza kurz vor Lakewood, eine kleine Pizzeria direkt am Highway, deren Besitzer beschlossen hatte, ein paar Kröten extra zu verdienen, indem er freitags und samstags Tische und Stühle zur Seite rückte und eine Band aufspielen ließ, damit die Kids vor dem Pizzatresen tanzen konnten. In seinem Laden hatte eine Hardcorefraktion von Greaser Girls das Sagen: toupierte

Bienenkorbfrisuren, heller Lippenstift, weiße Haut, dunkler Lidschatten, Lederstiefel, enge Röcke und Push-ups – etwa so wie die Shangri-Las oder Ronettes, gekreuzt mit Amy Winehouse. Die Ladys wurden angeführt von einer gewissen Kathy. Wir kamen an, bauten auf, spielten los ... und niemand reagierte. Niemand. Eine ziemlich unbehagliche Stunde verstrich. Sämtliche Blicke ruhten auf Kathy. Erst als wir den richtigen Song anstimmten, stand sie auf und tanzte wie in Trance, zog irgendwann eine von ihren Freundinnen vor die Band, Sekunden

später war die Tanzfläche voll, und es ging ab. Es war wie ein Ritual. Sie mochte uns. Sobald wir wussten, was sie am liebsten hörte, spielten wir es bis zum Abwinken. Wir wurden offiziell als eine von »Kathys Bands« anerkannt.

Es war alles gut, solange sie dich nicht *zu* sehr mochte. Dann konnte es brandgefährlich werden. Obwohl Cavatelli's Pizza, soweit ich mich erinnere, hauptsächlich von Mädchen besucht wurde, trieben sich dort im Umkreis immer auch irgendwelche miesen Typen rum, und ein anzügliches Wort, ein Gerücht, ein

Anzeichen dafür, dass da mehr laufen könnte als bloß harmloser Spaß, und man musste um die eigene Gesundheit fürchten. Entlang der Route 9 trat man lieber keinem auf die Füße.

Irgendwann hatten wir uns in den IB Club hochgedient, einen unten im Süden angesagten Schuppen. Für jeden Greaser der Himmel auf Erden. Dort traten die besten Bands auf, echte Doo-Wop-Musiker, die sogar schon im Tonstudio gewesen waren. Unser lokaler Doo-Wop-Gott war Nicky Addeo. Mit seinem Falsett sorgte er dafür, dass so manches Baumwollhöschen feucht wurde, und

er hätte selbst dem Leibhaftigen eiskalte Schauer über den Rücken gejagt. Er war die Nummer eins und King der Old-School-Typen, die sich im IB versammelten. Wenn er »Gloria« von den Cadillacs sang, huldigte ihm die Greasergemeinde auf Knien. Die Tanzfläche war gesteckt voll, und man konnte hören, wie sich unter Sharkskin-Stoff harte Pimmel herausfordernd an billigen Nylonstrümpfen rieben. Doo-Wop war bei den Rockern immer noch die Musik der Stunde, selbst 1966, Jahre nach der British Invasion. Ich selbst hab »What's Your Name« und »In

the Still of the Night« von den Five Satins unzählige Male gesungen. Wollte man die Sechziger überleben, musste man eine Handvoll Doo-Wop-Nummern draufhaben.

Für die Castiles waren diese Auftritte unheimlich wichtig. Der Tanzboden war vor lauter Leder kaum zu sehen, und wir gaben uns alle Mühe, dieses sehr spezielle Publikum mit unserer Titelauswahl zufriedenzustellen: Doo-Wop, Soul und Motown gehörten definitiv ins Repertoire. Das war die Musik, bei der Lederherzen höherschlugen. Die düstere Romantik des Doo-Wop, die

lebensnahe Entschlossenheit des Soul und die im Motown angedeutete Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs – sie definierten, worum sich das Leben dieser Leute drehte. Abgesehen von ihren Top-40-Hits hatten die unzivilisierten Posen der Stones und ihrer Sixties-Brüder nur wenig Relevanz für diese Kids. Wer konnte sich all das schon leisten? Man musste kämpfen, sich abrackern, arbeiten, das Seine schützen, seinen Leuten treu bleiben, seinem Blut, seiner Familie, seinem Revier, den Greaserbrüdern und -schwestern und seinem Land. Auf all den Mist konntest du dich

immerhin verlassen, wenn alles andere um dich herum zusammenfiel – wenn der ganze Bullshit mit dem nächsten Modetrend von der Bildfläche gefegt wurde, dein Mädchen schwanger war, wenn dein Dad ins Gefängnis wanderte oder seinen Job verlor und du arbeiten gehen musstest. Wenn das echte Leben an die Tür klopft, ist es der todunglückliche Doo-Wop-Sänger, der die Reue kennt und auch den Preis, den man für die Liebe zahlt, dann ist es der beinharte Soulman – »I take what I want, I'm a bad go-getter, yeah« –, und es sind die Motown-Diven, Männer wie Frauen, die

wissen, dass man im Spiel »weißer/reicher Mann« ein bisschen mitmischen muss. Es geht darum, wohlüberlegte Kompromisse einzugehen, ohne dabei seine Seele zu verkaufen, und sich die Möglichkeit zu verschaffen, von Mal zu Mal nach Höherem zu greifen, bis irgendwann dein Augenblick kommt und du die Regeln aufstellst. So lautete das Credo an der Route 9, und man tat gut daran, sich danach zu richten, sonst drohte nicht nur ein hässlicher musikalischer Tod, sondern gleichzeitig das Risiko, am Samstagabend nicht mehr mit heiler Haut nach Hause zu kommen.

Die Abrechnung

Es war ein Samstagabend wie jeder andere. Wir sollten im IB Club auftreten und freuten uns auf den Gig. Obwohl wir uns inzwischen eher wie eine englische R&B-Gruppe kleideten (wir hatten Tex überstimmt und unsere Uniform abgelegt), hatten wir ein entspanntes Verhältnis zum IB-Publikum und waren bei den Einheimischen beliebt. Alles war cool, solange man ihren Girls nicht zu nahe trat. Inzwischen hatten wir unseren dritten Leadsänger – nennen wir ihn Benny –, und mit ihm hatten wir uns

deutlich verbessert. Zwar sah er nicht wahnsinnig gut aus, er war ein bisschen älter als wir und hatte die Highschool bereits hinter sich, aber dafür konnte er tatsächlich ganz anständig singen. Er hing in der Stadt rum, wohnte in meiner Nachbarschaft in einer eigenen Wohnung, hatte die gewisse Coolness und den Durchblick, den etwas ältere Typen nun mal haben, und so war eins zum anderen gekommen, bis er schließlich als Frontmann unserer Band die Maracas schütteln durfte.

Der Club war voll, vielleicht sechshundert Leute, rundherum nichts

als Leder, toupiertes Haar, Pompadours und genug Grease, um die örtliche Autowerkstatt auf Jahre in Betrieb zu halten. Von der Bühne aus sah ich, wie sich das Rote Meer teilte, als Tony mit seinem Gefolge einlief. Der immer gleiche Auftritt – jedes Mal wieder nett anzusehen. Einer nach dem anderen schob sich durch die Eingangstür, und sofort schlugen Tempo und Temperatur im Raum um. Der Abend konnte offiziell beginnen. Dass die Howell Township Police damals im IB Club auftauchte, wenn es zu Schlägereien kam, war nicht ungewöhnlich. Öffentliche

Ärgernisse zu bereiten war Leidenschaft und Hobby vieler IB-Stammgäste. Hoffentlich würden diesmal keine alten Rechnungen beglichen werden. Wir wollten allesamt unversehrt wieder nach Hause kommen.

Doch in der Bandpause oben auf der Bühne hörten wir plötzlich, dass sie im nächsten Moment zu uns hochkommen und alles zu Kleinholz verarbeiten würden, wenn Benny nicht sofort runterkäme und sich Tonys Leuten auslieferte. Hä? Was war passiert?

Middletown, New Jersey, war

Heimat zweier physikalischer Naturphänomene: Gravity Hill und Thrill Hill. Es war ein weitverbreiteter Initiationsritus, von Freehold bis zum Fuß des Gravity Hill zu fahren, dort zu parken und (wegen der »Beschaffenheit des Geländes«? der mystischen Magnetkräfte der Erde? anhand von New-Jersey-Voodoo?) mitzuerleben, wie das eigene Auto trotz abgestellten Motors auf mysteriöse Weise langsam rückwärts den Hügel raufzurollen schien. In meiner '60er Vette hab ich so manches Mal bei einem spätabendlichen

Rendezvous ein Mädchen mit diesem kleinen Asphaltbluff beeindruckt.

Der Thrill Hill war nichts weiter als ein geradezu unanständig steiler Buckel in der Straße, den man nur mit ausreichend hoher Geschwindigkeit hinaufbrettern musste, damit der Wagen abhob und dich und deine Mitfahrer auf einen kleinen »Luftsprung« in den Nachthimmel mitnahm. Der Haken war nur, dass sich gleich hinter der Kuppe des Thrill Hill eine niedrige alte Eisenbahnbrücke aus Stahl befand. Der »Thrill« bestand nun darin, den Abstand zwischen Autodach und

Brücke möglichst knapp zu halten. Zu viel Höhe, und dir blühte eine ziemlich üble Nacht.

Den Erzählungen der Leute zufolge hatte Benny Tage zuvor drei Personen in seinem Wagen dabeigehabt: die Schwester eines Freundes von Tony auf dem Beifahrersitz und zwei Mitfahrer auf der Rückbank. Benny hatte es tatsächlich fertiggebracht, sich von der Unterseite der Brücke so viel Autodach abrasieren zu lassen, dass die Mitfahrer sich schwer verletzt hatten, während er selbst nur ein paar kleinere Blessuren davongetragen hatte – bis jetzt. Der Bruder der

jungen Frau hatte den Paten gebeten, für Gerechtigkeit zu sorgen, und die sollte nun wiederhergestellt werden. An diesem Abend, in den nächsten paar Minuten. Benny erklärte sich bereit, sich zu ergeben. Ich glaubte zwar nicht, dass er es wirklich ernst meinte, aber wir hätten es sowieso niemals geschehen lassen dürfen. Ich kannte Tony über ein Bandmitglied von früher, und womöglich hätte mich das davor bewahrt, selbst verprügelt zu werden, aber alles andere – Band, Equipment und so weiter – hätte erheblichen Schaden davontragen. Es blieb nur ein Ausweg: die Cops zu

rufen. Und zwar auf der Stelle. Was jeder Anwohner der Route 9, der etwas auf sich hielt, für den feigsten und schmachlichsten Frevel gehalten hätte, erledigte der Manager des Clubs für uns. Er rief die Polizei, Benny wurde von der Bühne geholt und von den Cops aus dem Gebäude eskortiert. Im Spießbrutenlauf zwischen bösen Blicken und bedrohlichem schwarzen Leder setzte er sich in den Streifenwagen und verschwand für immer aus unserem Leben. Er spielte keinen einzigen Ton mehr mit den Castiles. Sein Tamburin gab für alle Zeiten Ruhe.

Arbeit

Die Castiles waren inzwischen recht gut eingespielt. Wir traten regelmäßig an verschiedenen Veranstaltungsorten vor unterschiedlichstem Publikum auf, zum Beispiel bei Feuerwehrfesten und im Marlboro Psychiatric Hospital (wo die Patienten – ja, wirklich – inbrünstig »We Gotta Get Out of This Place« von den Animals mitsangen). Eines Abends spielten wir im Surf and Sea Beach Club am Sea Bright Strip, also tief im Rah-Rah-Land. Wir waren die Vorgruppe einer bekannten Top-40-Coverband, die durch die Gegend

tourte. Davon gab es damals einige. Sie hatten keine eigenen Hits, waren aber musikalisch so gut, dass sie über die Grenzen der eigenen Stadt hinaus bekannt wurden und es schafften, mit den Titeln anderer Musiker auf Tour zu gehen. Der Laden war randvoll mit ruppigen, braun gebrannten Typen, allesamt gekleidet in Khaki und Madras. Wir kamen auf die Bühne und gaben unser aktuelles Repertoire aus psychedelischem Blues zum Besten. Urplötzlich war da etwas Nasses. Wir wurden tatsächlich bespuckt – und zwar lange bevor so etwas bei den Punks einem

Ritterschlag gleichkam. Es waren zwar nur ein paar Typen beteiligt, aber wir hatten die Schnauze voll. Wir spielten unser Set zu Ende und hauten wütend ab. Ein Jahr später sollten uns dieselben Leute im Le Teendezvous zujubeln, einem Club in Shrewsbury, der hauptsächlich für die Rah-Rah-Meute Programm machte, aber für uns den besten Gig entlang der Shore darstellte, auch weil die Girls so scharf auf uns waren. Ins Surf and Sea kehrten wir ebenfalls zurück und feierten auch dort große Erfolge. Aber an besagtem Rotzabend kassierten wir unsere hundert Dollar und fuhren

schleunigst zurück ins Landesinnere zu unseren bescheidenen Städten.

Zwar zählte ich auch ein paar Rah-Typen, die ich am Strand kennengelernt hatte, zu meinen Freunden, aber wenn ich mich zwischen den Rahs und Greasers hätte entscheiden müssen, wären es immer meine Pompadourbrüder daheim gewesen, denen ich mich zugehörig fühlte. Streitigkeiten legten sie ohne Umschweife gerecht bei, behandelten dich dabei aber nie so herablassend wie die Madras-gemusterten, Bier trinkenden Cousins im Osten. Ich schätze mal, das war ein Klassending.

Den Speichel, der mich vor so langer Zeit getroffen hatte, spürte ich immer noch auf meinem Gesicht, als ich 1983, sechzehn Jahre später, nach Rumson zog. Ich war dreiunddreißig und musste echt schwer schlucken, ehe ich mein neues Heim betrat.

Es folgten Battles of the Bands, gelegentlich Hochzeiten und unser erster Auftritt als einzige weiße Gruppe vor einem ausschließlich schwarzen Publikum bei der Tri-Soul Revue im Matawan-Keyport Roller Drome. Der junge schwarze Hipster, der sie organisierte, mochte uns und buchte uns als Vor- und Begleitband

der Exciters. Die Exciters waren eine klassische Gesangsgruppe der frühen Sechziger, hatten mit »Tell Him« einen großen Hit und waren die ersten echten Schallplattenkünstler, mit denen wir in Kontakt kamen. Zum Abendprogramm gehörten erst ein DJ oben auf der Bühne, der zum Tanzen auflegte, und anschließend Livemusik (wir). Wir mussten auf der Tanzfläche zwischen den Tänzern aufbauen. Dann stießen wir im Umkleideraum der Rollschuhbahn zu den Exciters. Die hinreißenden Sängerinnen legten direkt vor unseren Augen so ziemlich alles ab, um in ihre hautengen

Goldlamé-Gewänder zu schlüpfen. (Teenager-Herzattacken und Rock'n'Roll-Himmel!) Dann gingen sie auf die Bühne, bewegten synchron zum Playback ihrer Platten die Lippen und kamen anschließend zu uns herunter, um dieselben Hits noch mal live und in Begleitung der Castiles vorzutragen. Wir beendeten unser Set voller Soul, Soul und noch mehr Soul, hatten das schwarze Publikum, das weißen Hippiejungs sonst mit Argwohn begegnete, tatsächlich überzeugt und die Exciters begleitet, ohne uns zu blamieren. Am Nachmittag hatten wir mit dem

Exciters-Sänger und Bandleader Herb Rooney geprobt. Ich hatte mir eingeprägt, wie er unsere Teenagertruppe musikalischer Analphabeten so drillte, dass sie seine Gesangsgruppe annehmbar begleiten konnte. An jenem Abend fuhren wir in der Gewissheit nach Hause, eine weitere Kerbe in unseren Bettpfosten schnitzen zu dürfen, weil wir einen Job ordentlich erledigt, neue Dinge gelernt und ein schwieriges Publikum bei Laune gehalten hatten, das auch anders hätte reagieren können.

Meine Kent-Gitarre war inzwischen einer türkisfarbenen Epiphone mit

Massivholzkorpus gewichen, einem echten Instrument. Epiphone, eine Gibson-Tochter, baute damals echt gute Gitarren, die preislich ein Stück unterhalb der Weltklasse-Gibsons lagen. Das Instrument hatte ich von Ray Cichon geerbt, dem Leadgitarristen der Motifs, einer legendären Lokalband und der ersten wahren Rock'n'Roll-Truppe, die ich live erlebt hatte.

The Motifs

Walter und Ray Cichon waren Brüder aus Howell Township, New Jersey.

Ray war so hoch aufgeschossen, dass er sich immer nach vorn beugte, entweder über seine Gitarre, die er sich weit oben über der Brust umgehängt hatte, oder über sein Gegenüber, dem er jedes Mal eine Kopfdusche verpasste, wenn er beim Sprechen aus seiner Zahnücke einen Speichelnebel versprühte. Sein Haar war kurz, nach hinten geklatscht, und er kleidete sich wie ein Greaser. Wann immer er sich in seine Gitarre verbiss, löste sich eine Haarlocke, die mit Pomade nicht zu bändigen war, und fiel ihm übers Ohr wie bei Jerry Lee Lewis, wenn er sein Klavier traktierte.

Stand Ray Cichon inmitten seiner Band, fiel er allein schon aufgrund seiner Körpergröße auf. Eigentlich hatte er nie genügend Platz, und immer wieder stand etwas im Weg, was der sympathische Tollpatsch umstieß. Mit grimmiger Leidenschaft holte er aus seiner Gitarre alles raus, sodass die einheimische Fangemeinde immer wieder über die Intensität seines Spiels und die Rasanz seiner Gitarrenläufe ins Staunen geriet.

Ray brachte mir eine Menge bei. Wir hatten die Motifs bei Tanzveranstaltungen unserer Highschool kennengelernt. Mit ihrem

dramatischen Auftritt, ihrer musikalischen Meisterschaft und ihrer rotzigen Präsenz schüchterten sie das Publikum ein und zogen es gleichzeitig in den Bann. Sie spielten die Chevelles so erbarmungslos an die Wand und ließen sie so qualvoll »old school« aussehen, dass die Armen auf der Stelle einpackten. Die Motifs waren keine Punks im Highschool-Alter mehr, sie waren Männer, die Musik machten. Als Ray auf Tex' Einladung hin erstmals bei den Vineyards vorbeischaute, trauten wir unseren Augen nicht. Ein Besuch von Jimi Hendrix persönlich hätte nicht

mehr Aufregung entfachen können. Big Ray war leibhaftig hier bei uns im Viertel, beehrte unseren bescheidenen Probenbereich im Esszimmer (in das er selbst kaum reinpasste) und teilte sein gewaltiges Gitarrenwissen mit unwürdigen jungen Möchtegernmusikanten wie uns. Ray hatte sämtliche Riffs drauf, die der großartige Jimmy McCarty bei den Hits von Mitch Ryder & The Detroit Wheels gespielt hatte, und er zelebrierte sie Note für Note. Rays Hände waren riesig, und er brachte Fingerstellungen aufs Griffbrett, zu denen ich rein physisch gar nicht in

der Lage gewesen wäre. Wenn er spielte, traten seine murmelgroßen Knöchel hervor, und der Sound, der aus seinem Ampeg-Amp kam, weckte sehnächtigen Ehrgeiz in mir. Allerdings versetzte es mir einen Schock, dass Ray – der sämtliche Thronanwärter, die meinten, den einen oder anderen heißen Lick zu beherrschen, vor die Wand fahren ließ –, dass dieser Ray, wenn er nicht gerade auf meinem persönlichen und regionalen Olymp residierte, Schuhverkäufer war! Ich besuchte ihn einmal in seinem Schuhladen, obwohl allein der Anblick, die Absurdität, dass

Big Ray Cichon, mein Gitarren-gott aus der Nachbarschaft, seinen massigen Körper mit Mühe auf einen kleinen Schuhhocker quetschte, um einer alten Mutti einen Schuh in Größe 36 anzupassen, für mich schwer zu ertragen war. Während er Schuhkartons nach vorn trug, lächelte er mich freundlich an und fragte, wann ich wieder bei Tex sei. Er könne ja mal vorbeikommen, um mir ein bisschen Gitarrenunterricht zu geben.

Ray bleibt einer meiner großen Gitarrenhelden, nicht nur weil er ein so außergewöhnlicher Musiker war, sondern weil er da war, an Ort und

Stelle, erreichbar, ein echtes Idol, ein Mann, der sich die Zeit nahm, sein Wissen und Können an einen Haufen nicht sonderlich vielversprechender Kids weiterzugeben. Er war kein Gitarren-genie in weiter Ferne, sondern ein Typ aus dem Viertel, mit all seinen exzentrischen Eigenheiten und offenkundigen Schwächen, der dir beibrachte, dass du mit etwas Hilfe, frühzeitiger Beratung und ausreichendem Arbeitseinsatz Außergewöhnliches erreichen kannst.

Walter Cichon wiederum war ein anderes Paar Schuhe. Er trug die längsten Haare, die ich je an Mensch

oder Tier gesehen hatte, und war der erste echte Star, in dessen Nähe ich mich aufhalten durfte – eine heißblütige Rock'n'Roll-Bestie. Die Unbeirrbarkeit in seinem Auftreten, die Sexualität, die Unverwüstlichkeit und die ungezügelte Sinnlichkeit, die er ausstrahlte, waren für uns alle, die mit ihm Kontakt hatten, gleichermaßen beängstigend und aufregend. Walter war meilenweit davon entfernt, ein Alltagstyp zu sein. Mit den schweren Lidern und dem olivfarbenen Teint war er genau wie Marlon Brando auf eine nicht ganz perfekte Weise absolut perfekt. Als

Frontmann der Motifs wirkte er wie ein verirrter fernöstlicher König. Wir waren die Bittsteller zu seinen Füßen, nur da, um die ebenso knallharte wie coole Teilnahmslosigkeit zu bewundern, die er ausstrahlte, wenn er die Texte zum geheimen Kanon des R&B-Juju der Motifs in sein Mikro raunte. Ein Schamane, ein Rebell, ein Jersey-Mystiker und jemand, von dem man letztlich nicht glauben konnte, dass er das Licht der Welt auf die gleiche Weise erblickt hatte wie man selbst.

Ich musste all meinen Mumm aufbringen, um eines Abends nach

einer Tanzveranstaltung zu Walter zu gehen und zu stottern: »Äh, du warst toll ...« Walter packte seine Percussion-Instrumente zusammen, grummelte irgendwas in sich hinein und marschierte davon. Dass ausgerechnet hier in Central Jersey das Wahre, Schöne und Gute existierte – dafür war er der lebende Beweis. Er lebte, wie es ihm gefiel. (Walter ließ sich von niemandem wegen seiner »langen Haare« anmachen. Aber da beide Brüder als allzeit bereite und versierte Raufbolde galten, kam das ohnehin nicht häufig vor.) Walter stellte unter Beweis, dass man mitten

im Sommer an der Shore die Rebellenflagge im heißen Asphalt hissen und dafür sorgen konnte, dass sie von niemandem so bald wieder eingeholt wurde ... wenn man nur über ausreichend persönlichen Einfluss verfügte und sich auf gewisse Zaubertricks verstand. Wer genügend Kraft aufbrachte, konnte anders sein, konnte seinen Mann stehen. Die normalen Büroangestellten, die Spießer, die Verbindungsstudenten, die große Töne spuckten, weil Mami und Papi zufällig stinkreich waren, mussten das eben schlucken. Man konnte sein, wer man war, und alle

anderen mussten beiseitetreten und es geschehen lassen. Blickte man hinter die Fassade, stellte man fest, dass Walter genauso unkompliziert und lustig sein konnte wie Ray; nur so aufgeschlossen war er nicht.

Eine gewisse Zugänglichkeit verlieh den Motifs Vinnie Roslin, ein temperamentvoller Bassist. Sein Danelectro-Longhorn-Bass baumelte ihm um die Knie, und schulterlanges Haar verdeckte sein Gesicht, bis er es nach hinten warf und ein strahlendes Lächeln zeigte, an dem ihm jeder ansehen konnte, wie viel Spaß er an der Musik hatte. Vinnie würde später

bei Steel Mill zu mir stoßen. Johnny Lewandoski schließlich war ihr Schlagzeuger. Blondes, nach hinten geklatschtes Haar. Er beherrschte sein Instrument genauso meisterhaft wie Ray seine Gitarre und legte die Messlatte für das Schlagzeugspiel im Stil eines Dino Danelli von den Rascals enorm hoch. Jahrelang war das der Maßstab. Trotzdem waren es Walter und Ray, die den größten Einfluss auf mich und unsere Band hatten. Ein Level über uns und gleichzeitig auf ein und derselben Stufe schlugen sie für uns die Brücke zur mystischen Kraft und den Möglichkeiten des

Rock'n'Roll. Sie waren keine Giganten aus Übersee, und doch legten sie die Richtschnur für die Bands an der Shore. Und mehr noch – sie waren aufrechte Persönlichkeiten, deren Musik keine Kompromisse kannte und deren Leben lebbar war, vorstellbar, für uns greifbar.

Walter und Ray Cichon fanden beide ein tragisches Ende. Walter wurde eingezogen und diente als Gewehrschütze in der Provinz Kontum in Südvietnam. Am 30. März 1968 erlitt er bei der Erstürmung eines Hügels eine Kopfverletzung und wurde zurückgelassen, als seine

Einheit sich unter feindlichem Beschuss zum Rückzug gezwungen sah. Das Bergungsteam konnte ihn später nirgends finden, und in der Folge gab es wiederholt Berichte über einen Amerikaner mit einer Kopfverletzung, auf den Walters Beschreibung zutraf und der in jener Gegend und zum ungefähr passenden Zeitpunkt in Gefangenschaft geraten war. Bei Kriegsende zählte Walter zu den vielen tausend Soldaten, die man für verschollen erklärte und deren Leichen nie geborgen wurden.

Jahre später begleitete Ray einen Freund, der Probleme mit ein paar

Einheimischen hatte, und geriet dabei in eine heftige Schlägerei. Er schaffte es zwar noch nach Hause, starb aber Tage später an den Kopfverletzungen. Niemand wurde dafür je zur Rechenschaft gezogen. Ihr Tod macht mich noch heute zornig. Sie waren unsere Helden, sie waren unsere Freunde.

1967 zerquetschte ich mir das Bein und erlitt eine Gehirnerschütterung, als mich auf dem Heimweg in der South Street ein '63er Caddy volle Breitseite auf meiner kleinen Yamaha erwischte. Das zermalmte Bike rutschte unter das Vorderteil des Autos, und ich segelte

(keine Helmvorschrift, kein Helm)
meterweit durch die Luft, bis ich an
der Ecke Institute und South auf den
Drecksasphalt krachte. Ich war dreißig
Minuten lang bewusstlos, den
gesamten Weg von Freehold bis zum
Krankenhaus in Neptune. Dort wurde
ich sofort in die Notaufnahme
gebracht. Wegen meines
geschwollenen Beins musste man mir
die Kleider vom Leib schneiden. Dabei
machten sich ein paar Leute vom
Personal über meine langen Haare
lustig. Tags darauf wurde ich in ein
normales Krankenzimmer verlegt.
Dort gab es Ärzte, die sich weigerten,

meine Kopfverletzung weiterzubehandeln. Als ich später daheim auf der Couch lag und mich immer noch nicht wieder richtig rühren konnte, ließ mein Vater einen Friseur kommen, damit ich von meinen »anstößigen« Locken befreit würde. Das brachte das Fass zum Überlaufen. Ich schrie ihn an und beschimpfte ihn aufs Übelste. Dieses eine Mal hab ich meinem Dad gesagt, dass ich ihn hasse – HASSE. Ich war gekränkt und außer mir vor Wut, aber noch schlimmer war, dass ich den restlichen Sommer nicht mehr mit der Band spielen konnte, weil zu

befürchten stand, dass die Lautstärke der Castiles nach meiner Gehirnerschütterung zu Komplikationen führen könnte. Billy Boyle, der bald darauf Bürgermeister von Freehold werden sollte, vertrat mich vor Gericht und war von meiner Erscheinung derart angewidert, dass er mir noch auf dem Weg in den Gerichtssaal sagte, wenn er der Richter wäre, würde er mich für schuldig befinden (welchen Vergehens, bitte schön?), und dann wandte er sich an meinen Vater: »Doug, wie kommst du eigentlich damit zurecht? Eine Schande ist das.« Mein Vater

schüttelte den Kopf und antwortete beschämt: »Bill, auf mich hört er einfach nicht.« Wir gewannen vor Gericht.

KAPITEL 14

ES WAR EINMAL EIN KLEINER STEVEN

Wann immer wir selbst keine Gigs hatten, waren wir unterwegs, um die Konkurrenz auszuhecken. Seit der britischen Invasion gab es mehr Fernsehshows für Teenager denn je,

allesamt zur besten Sendezeit. In *Shindig!* traten die Shindogs auf – mit dem großartigen James Burton an der Gitarre. Dank *Hullabaloo* traten im Wochenrhythmus die beliebtesten britischen und amerikanischen Gruppen in unser Leben. Zu Hause wurde erbittert um den Besitz der Fernbedienung gekämpft. Irgendwann wurde der Kampf brutal und hässlich. Mein Vater, im weißen T-Shirt und in Arbeitshose auf der Couch ausgestreckt, zeterte los, wenn ich alle paar Minuten aus seinem Lieblingswestern wegschaltete, um nachzusehen, ob meine aktuellen

musikalischen Helden im Ed Sullivan Theater die Bühne stürmten.

Die Macher von *Hullabaloo* richteten im ganzen Land Franchise-Clubs ein, übernahmen jeden stillgelegten Supermarkt und jedes Lagerhaus, statteten es mit dem nie zuvor gesehenen Schwarzlicht aus (dessen Wirkung darin bestand, alles Weiße, einschließlich der Zähne, phosphoreszierend aufleuchten zu lassen), mit ein paar übergroßen Postern und Platz zum Tanzen. Die Clubs buchten die besten Bands der Gegend und gelegentlich auch nationale Acts, die auf Tournee durch

die Stadt kamen. In Freehold durfte ich mich in einem eben pleitegegangenen Supermarkt von der Majestät des Screaming Lord Sutch aus Großbritannien überzeugen.

Der erste Hullabaloo Club, den wir besuchten, befand sich in Asbury Park. Ich ging mit meinem Kumpel Mike Patterson hin, und auf der Bühne standen Sonny and the Starfires mit Vincent Lopez an den Drums. («Mad Dog« hieß er damals noch nicht.) Schwer an Chuck Berry und dem Rockabilly Blues orientiert, wusste Sonny, ein gut aussehender Typ mit Pomade im blonden Haar und

schwarzer Ray-Ban-Sonnenbrille, offensichtlich sehr genau, was er da tat. (Er spielt noch heute in der Gegend und ist cool wie eh und je.) Der nächste Hullabaloo Club, in den wir reinschneiten, lag in Middletown. Mein Blick fiel sofort auf einen Typen mitten auf der Bühne, der eine gigantische gepunktete Krawatte trug, die von seinem Adamsapfel bis auf den Boden reichte. Er war der Leadsänger der Band, die sich The Shadows nannte und gerade durch ihre Version des Turtles-Titels »Happy Together« kurvte. Wer auch immer er sein mochte – er war witzig.

Überdies waren seine Bandkollegen bestens aufeinander eingespielt. Sie blieben den Songs, die sie nachspielten, treu, Arrangements und Harmonien waren authentisch und präzise.

Im Hullabaloo Club spielte man den ganzen Abend lang Fünfundfünfzig-Minuten-Sets mit anschließend fünfminütiger Pause – es sei denn, es gab Krawall, dann musste man sofort wieder zurück auf die Bühne, um das Publikum abzulenken, damit die Lage nicht eskalierte. Während der fünfminütigen Pause der Shadows wurde ich ihrem Frontmann Steve Van Zandt vorgestellt. Da die Castiles

inzwischen recht bekannt waren, wusste er, wer ich war. Wir fachsimpelten ein wenig, verstanden uns auf Anhieb, und dann war schon wieder Zeit fürs nächste Set. So nahm eine der längsten und großartigsten Freundschaften meines Lebens ihren Anfang.

Im Lauf der folgenden Jahre besuchten wir einander immer wieder bei unseren Gigs. Eines Sommerabends erwischte ich ihn bei einem örtlichen Bandwettbewerb in der Arthur Pryor Band Shell auf dem Boardwalk in Asbury Park, bei dem die Shadows in weißen Chinos,

Smokinghemden und schwarzen Westen ihr Paul-Revere-and-the-Raiders-Programm mit »Kicks« spielten. Sie belegten den ersten Platz. Steve und ich bildeten eine zwei Mitglieder starke Gemeinschaft der wechselseitigen Bewunderung. Ich hatte endlich jemanden getroffen, der für Musik empfand, was ich empfand, der sie brauchte, wie ich sie brauchte, und der ihre Kraft mehr respektierte als die meisten anderen Musiker, mit denen ich je in Kontakt gekommen war. Ich verstand ihn und hatte das Gefühl, dass er mich ebenfalls verstand. Von Anfang an waren Steve

und ich ein Herz und eine Seele. Wir konnten leidenschaftlich und stundenlang über Nuancen und Feinheiten all derjenigen Bands debattieren, die wir am liebsten mochten. Das intensive Ergründen noch so geringer Details in Gitarrensound, Stil und Image ... die wunderbare Besessenheit, mit jemandem, der genauso unbeirrbar und verrückt war wie man selbst ... eine Leidenschaft zu teilen, von der man nie genug bekommen konnte ... all das war Außenstehenden nicht wirklich verständlich zu machen. Oder wie The Lovin' Spoonful es mal so

perfekt formuliert haben: »It's like trying to tell a stranger 'bout rock and roll ... Do you believe in magic?«

Steve und ich glaubten felsenfest an diese Magie, und gemeinsam erschufen wir uns eine eigene Welt: nichts als Rock'n'Roll ... den aber ohne Unterlass! Steve wohnte in Middletown und war ohne fahrbaren Untersatz von Freehold eine Ewigkeit entfernt. Als Steve eine neue Band – The Source – gründete, fuhr ich zu seinen Gigs ins Le Teendezvous, dem Club in Shrewsbury. Steve war schon früh Anhänger des Countryrock gewesen und hatte das Repertoire der

Byrds und Youngbloods drauf. Als er irgendwann zur Leadgitarre wechselte, wurde er rasend schnell verdammt gut. Die Castiles hatten damals den Keyboarder Bobby Alfano engagiert und wagten sich immer weiter auf das Terrain des Psychedelic Blues hinaus. Steve schaute immer wieder bei unseren Gigs vorbei, und unsere Freundschaft wurde enger.

Café Wha?, Greenwich Village

In einem kleinen Studio in Bricktown, New Jersey, nahmen die Castiles eine Single auf: »That's What You Get for

Loving Me«, plus »Baby I« auf der B-Seite. Beide Songs hatten wir selbst geschrieben. An jenem Nachmittag verließen wir das Studio mit einem Zwei-Spur-Band und ein paar Acetaten (kleine Folien, die wie 45er Singles aussehen, aber nur wenige Male sauber abgespielt werden können). Wir wussten bereits, dass wir zu Hause nicht mehr weiterkommen würden, weder mit der Platte noch überhaupt mit unserer »Karriere« – die Platzhirsche waren wir ja schon. Eines Samstagnachmittags bei Tex formulierten wir es schließlich: Um wirklich entdeckt zu werden, mussten

wir aus Jersey raus. Seit Frank Sinatra hatte kein Mensch von Rang und Namen mehr gewusst, dass der Garden State überhaupt existierte, oder war den Parkway weit genug nach Süden gefahren, um feststellen zu können, dass hier tatsächlich Leute lebten und sogar Rock'n'Roll gespielt wurde. Man hätte zigtausend Mal spielen können, man hätte sich wehklagend die Seele aus dem Leib schreien können, doch außer den Einheimischen hätte nie jemand davon erfahren.

New York City ... Dort schafften es die Bands zu Ruhm und Reichtum.

Dort mussten wir hin. Tex telefonierte ein bisschen rum und schaffte es irgendwie, uns einen Probeauftritt tagsüber im Café Wha? in Greenwich Village zu organisieren. Der Hammer! Nur wenige von uns waren jemals aus New Jersey rausgekommen, und so was wie das Village im Jahr '68 hatte niemand von uns je erlebt. Wir richteten uns auf der beengten Bühne im Kellergeschoss des Wha? ein und blickten auf Reihen schwarzer Tische, die wie Kirchenbänke ausgerichtet waren und an denen Teenybopper aus Long Island saßen und an überkauften alkoholfreien Drinks

nuckelten, die höchst befremdliche Namen trugen. Dann legten wir los. Den Gig hatten wir bekommen, aber Geld bekamen wir nicht. Sie ließen uns spielen, damit wir einen Fuß in die New Yorker Tür zum großen Erfolg kriegten und zumindest darauf hoffen konnten, dass jemand zufällig reinstolperte und auf Anhieb erkannte, dass er die Stars von morgen entdeckt hatte.

Nur dass das nicht passierte. Entscheidend waren allerdings die Erfahrungen, die wir im Village machten. Keine der Bands, die wir uns anhörten, war sonderlich bekannt,

aber sie waren alle besser als wir. Wir sahen Circus Maximus mit dem jungen Jerry Jeff Walker, der sang und Gitarre spielte. The Source (die New Yorker Version) mit dem zukünftigen Kongressabgeordneten John Hall von den Orleans als Sänger und dem Gitarristen Teddy Speleos, der Jeff Beck so gut spielte wie Jeff Beck selbst. Teddy war ein echter Crack. Oft nahmen Steve und ich nachmittags den Bus, nur um mit offenem Mund dazusitzen und seinen Sound, seine Technik und seine entwaffnende Nonchalance zu bestaunen. Wir würden dem echten

Jeff Beck niemals auf zwanzig Meter nahekomen, aber dieser Typ – der war da, nur Zentimeter von uns entfernt, und wie die Affen, die in *2001* den Monolithen begafften, saßen wir wie hypnotisiert und komplett fassungslos vor ihm. Dann rasten Steve und ich wieder nach Hause zu unseren Gitarren, in der Hoffnung, zumindest etwas von den opulenten Verzerrungen, aber auch was von den honigträgen Tönen einzufangen, die Teddy aus seiner Telecaster gezaubert hatte. Leider schickten unsere Teles bloß einen heulenden, kreischenden, mörderischen

Kettensägenmassakersound gen
Himmel. Wie hatte er das bloß
gemacht? Er hatte GEWUSST, WIE.
Das war die Erklärung.

Die Busfahrten wurden
regelmäßiger Bestandteil unserer
Wochenenden, mitsamt den
Diskussionen darüber, wer besser
war – Led Zeppelin oder die Jeff Beck
Group –, dem Eintauchen ins Village-
Leben mit den Hippies, Schwulen,
Drogendealern, Washington Square
Park ... Wir schwelgten in einem
Gefühl von Freiheit und machten
diesen Ort zu unserem Zuhause
fernab von daheim.

Nur ein knappes Jahr oder zwei, nachdem Jimi Hendrix im Wha? gespielt hatte, traten die Castiles regelmäßig samstags und sonntags dort auf, Wand an Wand mit den Fugs in der MacDougal Street. Die Mothers of Invention spielten gleich um die Ecke im Warwick Theater. Steve und ich hörten Neil Young, als er sein erstes Soloalbum vorstellte. Seine unvermeidliche schwarze Gibson hing an einem winzigen Fender-Amp, und trotzdem ließ er die Wände des Bitter End erzittern. Niemand schenkte uns große Aufmerksamkeit, bis auf eine kleine

Fraktion Teenybopper Girls, denen es unsere Band offenbar angetan hatte und die unseretwegen regelmäßig nach Manhattan kamen. Das war die weite Welt, die freie Welt. Greenwich Village 1968. Hier konnte ich die Freakflagge hissen, und niemand würde mich deswegen einbuchten. Diese Welt konnte ich mein nennen, ein kleines Stück dessen, womit die Zukunft lockte.

Ich hatte damals einen Kumpel, einen wirklich guten New Yorker Gitarristen, der nebenbei mit Drogen dealte. Gelegentlich übernachtete ich bei ihm in seinem Hotelzimmer. Pillen

in allen Farben lagen verstreut auf dem Nachttisch herum wie Bonbons ... Danke, kein Interesse. In Jersey waren Drogen gerade erst Teil des Highschool-Lebens geworden. Ich selbst nahm keine (zu viel Schiss), aber mein Nachbar, mit dem ich ebenfalls befreundet war, hatte zu den Ersten gezählt, die unerschrocken mit Drogen experimentierten. Einmal war ich ins Büro des Schulleiters zitiert worden, und dort hatte man mir eine Menge Fragen gestellt, die mit Drogen zu tun hatten. Bloß hatte ich wirklich keine Ahnung. Zu jener Zeit und bei meinem Aussehen glaubte mir

natürlich keiner auch nur ein einziges Wort. Mir doch egal.

Als der Schulabschluss nahte, ließ es sich der Schulleiter der Freehold High – an sich ein guter Typ, mit dem ich während meiner Highschool-Jahre überwiegend eine höfliche *Détente* gepflegt hatte – nicht nehmen, bei einem Abschlussfeier-Vorbereitungstreffen darauf hinzuweisen, dass es für meine Klasse eine Blamage und Schande darstelle, mich so, wie ich aussah, zu der Zeremonie zuzulassen. Er deutete subtil an, dass irgendwer was unternehmen solle. Mir reichte es. Ich

würde mich nicht zum Objekt oder Opfer einer bescheuerten Strafaktion spießbürgerlicher Selbstjustiz machen lassen. Am Tag der Abschlussfeier an der Freehold Regional High wachte ich im Morgengrauen auf. Während alle anderen noch schliefen, zog ich mich an, lief runter zum Busbahnhof und bestieg den Lincoln Transit Commuter, der um sechs Uhr in der Früh direkt nach New York City fuhr. An der Port Authority stieg ich aus, nahm die Subway zur 8th Street und kletterte die Stufen hoch nach Greenwich Village. Im frühmorgendlichen Junisonnenschein

fühlte ich mich frei wie ein Vogel. Meine Welt! Sollten sie doch ihre kleine Feier haben. Ich war raus aus der Nummer.

Ich verbrachte meinen Graduation Day im Village, wanderte umher, aß Pizza, hing im Washington Square Park ab und schaute im Wha? vorbei, um meine damalige Freundin zu treffen. Im Wha? spürte meine Familie mich schließlich auf und versicherte mir am Telefon, dass schon alles in Ordnung ginge, wenn ich sofort nach Hause käme. Mit meinem neuen weiblichen Anhängsel nahm ich den Bus zurück. Wir kamen am

frühen Abend an, ein paar Stunden nach der Abschlussfeier. Das Haus war voll von Verwandten, die mit mir meinen Abschluss hätten feiern wollen. Mein Vater trat mir an der Eingangstür entgegen, und nach einem einzigen Blick auf meine Freundin ging es für sie direkt zurück zum Busbahnhof. Dad schickte mich hoch auf mein Zimmer, schraubte die Glühbirnen raus und nahm sie mit, damit ich im Dunkeln sitzen und darüber nachdenken konnte, was ich angerichtet hatte. Ich bekam noch kurz Besuch von meiner Tante Dora, die mit Engelszungen versuchte, mich

zur Vernunft zu bringen. Doch an jenem Tag war mir alles egal. Ich hatte genug von der Schule, von meiner Familie und dem ganzen beschissenen Freehold-New-Jersey-Affentheater. Eine Woche später, an der Schwelle zum Sommer, betrat ich das Sekretariat der Schule und holte mein Zeugnis ab.

Drogensommer

In jenem Sommer passierten zwei schlimme Dinge: Erstens hatte ich fürchterlichen Liebeskummer, weil meine Freundin mir den Laufpass gab,

nachdem ich zuvor mit meiner Ex
rumgemacht hatte. Prompt von Reue
gepackt, verbrachte ich meine Zeit
damit, ihr durch sämtliche
Strandbäder in Central Jersey
nachzusteigen und zusammen mit
meinen Prepschool-Kumpanen
»Sunshine« Kruger, »Bird« und Jay
sämtliche Teenclubs zu
durchkämmen. Wir reisten im
»Batmobil«, einem alten schwarzen
Caddy, der irgendjemandem aus
unserem Clan gehörte. Sunshine war
Mitglied bei den Pershing Rifles,
einem Korps paramilitärisch
organisierter Teens, die sich ein

Bajonett auf ihr Gewehr pflanzten und dann Sachen damit machten, dass sich einem die Zehennägel aufrollten. Sie wirbelten es herum wie einen Tambourstock. Einmal musste ich mit ansehen, wie Sunshine sich die halbe Wade absäbelte, als er seine Jongliermanöver in Bermudashorts abzog.

Das waren meine Jungs, und in jenem Sommer retteten sie mir das Leben. Mit offenem Verdeck fuhren wir die Jersey Shore auf und ab. Sie trösteten mich, obwohl ich mir gerade aus reiner Egomanie selbst das Herz gebrochen hatte. In den frühen

Morgenstunden setzten sie mich dann wieder in Freehold ab. Das Haus war natürlich rundherum verriegelt. Daher kletterte ich über das Gitterwerk neben der Küche auf das Seitendach, kickte den Ventilator ein, der in mein Schlafzimmerfenster eingelassen war ... und wurde von meinem Dad in Boxershorts in Empfang genommen. Sein irischer Teint war so weiß wie der eines Eisbären im Morgengrauen, und er fuchtelte mit einem Pümpel herum, um den frühmorgendlichen Fassadenkletterer in die Flucht zu schlagen, der gerade eingebrochen war, um Dads

Reichtümer zu stehlen. Ich ließ das Rollo in meinem Zimmer runter, verschlief den Tag und setzte abends misstrauisch meine Nachtwachen fort.

All das gipfelte darin, dass ich mein Mädchen an einem frühherbstlichen Abend tatsächlich erwischte. Sie war gerade vom Sommer am Strand zurückgekehrt. Ich gestand ihr meine unsterbliche Liebe und erzählte ihr von meinem Traum, irgendwann gemeinsam mit ihr Disneyland zu besuchen. Freundlich, aber bestimmt wimmelte sie mich ab, und mir war klar, dass ich's vermasselt hatte. Tags darauf sollte ich im Community

College antreten. Ich zog erneut eine meiner Abtauchnummern ab und fuhr ins Village, wo ich den Nachmittag auf einer Bank im Washington Square Park verbrachte. Eine herbstliche Brise strich sanft vorüber, und irgendwann war ich darüber weg, fuhr wieder nach Hause, meldete mich mit einem Tag Verspätung zu meinem ersten Semester am Ocean County College an und ließ die Highschool-Tage und den Liebeskummerblues hinter mir.

In jenem Sommer kam es überdies zur ersten Drogenrazzia in Freehold, New Jersey. Ich stand gerade auf der Straße neben »meiner« Telefonzelle

vor dem Zeitungskiosk an der Ecke. In dieser Telefonzelle hatte ich während der Highschool-Zeit zahllose Stunden verbracht, bei Schnee, Graupel, Regen und in brütender Hitze. Allabendlich hatte ich mich dort eingerichtet und mit meiner neuesten Flamme Süßholz geraspelt. Mein Vater erlaubte bei uns daheim kein Telefon. »Kein Telefon, keine Telefonrechnungen«, sagte er. »Kein Telefon, und sie können dich nicht zu einer Aushilfsschicht rufen, weil irgendwer anders bei der Arbeit blaumacht.« Wenn er sich erst einmal am Küchentisch niedergelassen hatte, war meinem Vater nicht mehr danach,

sich durch ein klingelndes Telefon in seinen wüsten, von Mr. Schaefer befeuerten Hirngespinsten stören zu lassen.

Eines Abends kam unser klapperdürerer Dorfdepp angerannt – nennen wir ihn einfach Eddie. Eddie hatte früh mit Drogen angefangen und war inzwischen hemmungsloser User. Er war ein schmales Kerlchen und schwer auf Halluzinogenen. »Ich hab gerade Mrs. Bots hinten im Polizeiwagen gesehen – mit Baby Bots«, rief er. (»Baby Bots« war Vinnies Kind.)

»Ver-schwiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiin-de!«,

herrschte ich Eddie an. »Das bildest du dir doch nur ein! Hier wird niemand zusammen mit einem Baby festgenommen!«

An jenem Abend kassierte das Freehold Police Department bei der ersten Fahndungsaktion in unserer Stadt die Hälfte der Castiles ein. Sie alle wurden mitten in der Nacht den Armen ihrer Eltern entrissen und aufs Revier gebracht. Die Stadt hatte ihren Skandal, es gab mächtig Ärger, und fantastische drei Jahre mit den Castiles waren zu Ende. Nun hatte es in der Band ohnehin Auflösungserscheinungen gegeben.

Zwischen George und mir war es zu Spannungen gekommen. Die Polizeiaktion bescherte uns bloß das endgültige Aus. Die Gruppe, mit der ich meine ersten Gehversuche gemacht und Schritt für Schritt das Podest erobert hatte, auf dem ein kleinstädtischer Gitarrenheld seine Klampfe schwingt, verließ die Bühne. Ohne Zugabe.

KAPITEL 15

EARTH

1968 hatten hart rockende Psychedelic-Blues-Trios die Beatgroups verdrängt. Gefragt waren jetzt Gitarrengötter. Cream mit Clapton und The Jimi Hendrix Experience landeten ihre Hits. Lange, intensive, vom Blues durchtränkte Jams waren an der

Tagesordnung, und ich stand bereit. Ich hatte einen Freund von Tex besucht, einen Exmarine, der mir erzählt hatte, dass in seinem Wandschrank eine Gitarre verstaubte. Er präsentierte mir eine unbesaitete Gibson-Halbakustik mit dem längsten Hals, den ich jemals gesehen hatte. Ich nahm sie mit nach Hause, säuberte sie und zog Saiten auf. Was für ein eigenartiges Instrument hatte ich da in der Hand? Meine Gitarrensaiten reichten kaum bis zu den himmelweit entfernten, übergroßen Wirbeln. Aber als ich sie in meinen Danelectro-Amp einstöpselte – MAGIC! Das fette

Grollen wie das von Eric Claptons psychedelisch bemalter SG haute mich regelrecht um. Der »Sunshine of Your Love«-Sound erfüllte meinen kleinen Probenraum und beförderte mich in eine andere Liga. Niemand, niemand hier in New Jersey bekam einen solchen Gitarrensound hin! Meine Gibson hatte nur einen Tonabnehmer, und die Bündle lagen gruselig weit voneinander entfernt, aber der Sound ... der Sound sagte: BRING ON ALL COMERS!

Nach den Castiles fand ich in dem Bassisten John Graham und dem Schlagzeuger Michael Burke zwei

Leute, mit denen ich gern Musik machte. Sie verstanden sich hervorragend auf die Techniken, die nötig sind, um als Trio zu spielen. Wir probten ein bisschen und stürzten uns in erste Auftritte. Von Anfang an begeisterte unsere neue Combo namens Earth die Einheimischen. Wir hatten Aussehen und Stil – ich mit meinem italienischen Afro, die beiden anderen mit ihrem schulterlangen Haar –, die notwendige Wildheit und ein Repertoire an modernen Bluesstandards, wie Clapton, Hendrix, Beck und dergleichen sie populär gemacht hatten. Ich legte mich schwer

ins Zeug, und die Abende wurden zu endlosen Reihen langer, messerscharfer Soli auf meiner Wunder-Gibson. An unserem Abschnitt der Jersey Shore waren wir die Monsterrock-Könige. Wir holten Bobby Alfano an die Tasten zurück, damit meine schmerzenden Finger sich zwischendurch ausruhen konnten, und schon hatten wir eine hübsche kleine Band beisammen.

Die psychedelische Ära war endlich auch an der Shore angebrochen. Die Leute kamen, setzten sich ein Set lang wie Buddhas vor die Bühne und tanzten sich anschließend in Trance

alles wieder aus dem Kopf. Eines Abends öffnete ein Typ, der etwas von Gitarren verstand, mir die Augen in Bezug auf das »Wunder« an meiner Wunder-Gibson. Er kam an den Bühnenrand und gratulierte mir zu der brillanten Idee, auf einen alten sechssaitigen Gibson-Bass Gitarrensaiten aufzuziehen und ihn wie ein Soloinstrument zu spielen. Ich nickte cool und dachte mir nur: »Ach du Scheiße ... das ist ein sechssaitiger *Bass!*« Wie ein Irrer hatte ich monatelang meine Soli auf einer Bassgitarre gespielt. Kein Wunder, dass der Sound so fett war und das

Griffbrett so ... unmöglich! Aber es hatte funktioniert!

Ungefähr zur selben Zeit fing ich an, Akustiksongs zu schreiben. Ich hatte mir eine zwölfsaitige akustische Ovation gekauft und ein paar von Donovan und Dylan beeinflusste Prog-Style-Songs komponiert, die ich in einheimischen Coffeeshops immer dann vortrug, wenn ich nicht gerade den Blues krachen ließ. Und wir hatten neue Manager: zwei College-Typen. Um nicht eingezogen zu werden, hatte einer von ihnen sich gerade eine Zehe vereist und dann abgehackt. Eine derart beispiellose

Einsatzbereitschaft fand ich beeindruckend. Die beiden finanzierten uns neues Equipment und buchten uns Gigs, und irgendwann bekam ich sogar die Gelegenheit, erstmals Manny's Music in New York City zu besuchen, das Gitarren-Walhalla und Heim der Hitmacher. Mit einem Kredit über dreitausend Dollar von einem der Daddys unserer Manager gingen wir dort einkaufen und marschierten voll beladen wieder zur Tür hinaus, gerüstet und bereit, die Barrikaden zu erstürmen, die uns immer noch den großen Erfolg verwehrten. Auf einen

epochalen Gig am Valentinstag im Long Branch Italian-American Club folgte ein Auftritt im Diplomat Hotel in Manhattan (wo später die New York Dolls auf der Bühne stehen würden). Wir kassierten Eintritt und ließen unsere Fans mit dem Bus durch den Tunnel direkt auf die Tanzfläche des Diplomat-Ballsaals kutschieren. Es wurde ein phänomenaler Nachmittag. Als wir zusammenpackten, sprach mich ein Grieche namens George an. Er stellte sich als Plattenproduzent vor und gab mir zu verstehen, dass ihn die Band nicht sonderlich interessiere – aber von mir sei er sehr angetan. Er

gab mir seine Karte und forderte mich auf, ihn anzurufen. Endlich eine Verbindung zum echten Musikgeschäft – endlich jemand, der schon mal ein Aufnahmestudio von innen gesehen hatte und in der Lage war, etwas auf den Weg zu bringen! »Aufregung« war nicht annähernd das richtige Wort dafür. Ich war hellauf begeistert, aus dem Häuschen, fühlte mich bestätigt und endlich anerkannt. Mir wurde ganz schwindlig bei dem Gedanken, dass sich aus alledem vielleicht ja doch was machen ließe.

Ich rief ihn quasi postwendend an,

und George lud mich in sein New Yorker Zuhause ein. So etwas hatte ich noch nie gesehen: Die riesigen Fenster des Apartments gingen raus zur Avenue. Hohe, stuckverzierte Decken. Eine üppige Holzvertäfelung. Die Krönung war jedoch Georges hinreißende Freundin, ein Star im Nachmittagsfernsehen. Er besaß ein zweispuriges Bandgerät, mit dem wir ein paar meiner Stücke aufnahmen. Zu jener Zeit war ich sehr von Tim Buckley beeinflusst ... daher die Zwölfsaitige. Die spielte Tim nämlich auch, und ich gab mir alle Mühe, sein Timbre und seinen Songwriterstil zu

imitieren. An jenem Abend besuchten wir auch gleich noch eine Session, bei der George produzierte. Ich saß in einem echten, abgedunkelten Studioraum und durfte mir anschauen, wie eine echte Schallplattenaufnahme ablief. Als ich ging, sah ich die Zukunft als Musiker bereits vor mir.

In der darauffolgenden Zeit traf ich George einigermaßen regelmäßig. Manchmal gab es Terminschwierigkeiten – immerhin ging ich noch aufs College. Meine Tante hatte ihre Beziehungen spielen lassen und mir einen Platz am Ocean

County College verschafft, den ich keinesfalls aufs Spiel setzen wollte. Andererseits gefiel es mir dort nicht besonders. In den späten Sechzigern war die Gegenkultur mit dem Bummelzug nach South Jersey unterwegs. Wieder mal zählte ich zu einer winzigen Handvoll Freaks, die sich in einer Sphäre niedrigschwelliger Toleranz behaupten mussten. Allein das College zu erreichen und wieder zurück nach Hause zu fahren war schwer genug. Gegen einen Zuschuss zum Benzingeld konnte ich auf dem Hinweg bei einem Kumpel mitfahren, doch auf dem Heimweg musste ich oft

improvisieren. Im Winter stellte ich mich an eine schützende Werbetafel und wartete in der Eiseskälte an der Route 9, bis am Horizont ein Bus auftauchte. Ich kletterte die Böschung hinauf und wartete, bis der Bus mich im Fernlicht erfasste, anhielt und mich mitnahm. Die Chancen standen dabei fifty-fifty, je nach Laune des Fahrers. An so manchem Abend wurde ich nur mit einem bürstenhaarigen Kopfschütteln bedacht, und die großen Räder rollten an mir vorüber.

Oft blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf meinen Ersatzfahrschein zu verlassen: meinen Daumen. Der

lange, kalte Weg in der Dunkelheit brachte nicht wenige Gefahren mit sich. Es ist mir zum Beispiel passiert, dass Fahrer ihr Tempo drosselten, als wollten sie halten und mich mitnehmen, dann aber die Beifahrertür aufstießen, um mich zu rammen und in den Straßengraben zu befördern. Man musste immer auf der Hut sein. Einmal erlebte ich eine besonders wilde und alkoholisierte Fahrt über die Nebenstraßen zwischen Tom's River und Lakewood. Der Fahrer war ein junger schwarzer Typ, der unentwegt brüllend lachte und eine Flasche Jack zwischen Beine und

Lenkrad geklemmt hatte, bis sie ihm an der Greyhound-Haltestelle in Lakewood wegrutschte und mitsamt dem letzten bisschen Inhalt dem Asphalt eine Dusche verpasste.

Gelegentlich kam auch mein Vater mich abholen, aber das machte alles nur noch schlimmer. Angesichts der Unannehmlichkeit in höchstem Maße missgelaunt, trat er auf dem Heimweg über die Route 9 das Gaspedal bis zum Anschlag durch und behandelte unsere alte Schrottkarre, als wäre sie eine todsichere Massenvernichtungswaffe. Ich biss die Zähne zusammen. Mir blieb ohnehin nichts anderes übrig, als

die Terrorfahrt auf dem Todessitz über mich ergehen zu lassen, bis irgendwann kreischendes Blech verkünden würde, dass unser beider letztes Stündchen geschlagen hatte. Vor unserem Haus kam er schlingernd zum Stehen, sprang ohne ein Wort raus und knallte die Eingangstür hinter sich zu. Wann immer ich nach einer Weile hinterherging, saß er bereits mit Zigarette am Küchentisch und sah mich an, als wären wir uns nie zuvor begegnet.

Es war eine Zeit des Übergangs. Meine Eltern wollten, dass ich mein

Studium fortsetzte, und ich wollte verhindern, eingezogen zu werden. Wir schrieben das Jahr 1968, Amerika nach der Tet-Offensive ... Auf den Straßen herrschte Aufruhr, und es waren nicht mehr nur die Hippies, sondern auch die normale, hart arbeitende Bevölkerung: Durch Walter Cronkite, den einflussreichen CBS-Nachrichtenmoderator, erfuhr das Land, dass uns in Vietnam die Niederlage drohte. Zwei enge Freunde, Walter und Bart, waren im Krieg bereits gefallen, und ich hatte nicht das geringste Bedürfnis, mich zu ihnen zu gesellen.

In New York fragte mich George, ob ich Vollzeitmusiker werden wolle. »Natürlich!« Er erkundigte sich, ob ich mich meinem Studium verpflichtet fühlte. »Natürlich nicht!« Dann riet er mir, das Studium abzugeben und mich ganz meiner eigentlichen Bestimmung und der Musik zu widmen, die ich liebte. »Natürlich ... nur was ist mit der Wehrpflicht?« Ich war neunzehn und Eins-a-Kanonenfutter. »Es gibt jede Menge Typen«, sagte er, »die es irgendwie schaffen, nicht eingezogen zu werden. Überlass das ruhig mir. Das kriegen wir schon hin.«

Am selben Abend fuhr ich mit dem frisch gefassten Entschluss nach Hause, rief meine Eltern in die Küche und berichtete ihnen von George und meinen Absichten. Sie reagierten zurückhaltend, waren unsicher. Es gebe doch auch richtige Arbeit – Arbeit, die auf Dauer sei, auf die man setzen könne ... genau die gleichen Argumente, mit denen ich heute meinen eigenen Kindern komme, wenn es ums Musikbusiness geht. Aber ich hatte mich entschieden. George hatte mir Selbstvertrauen eingepflegt, und am Horizont sah ich bereits den Silberstreifen des Erfolgs,

den ich mir so sehnlich wünschte. Widerwillig erklärten sich meine Eltern einverstanden; es sei schließlich mein Leben. Sie wünschten mir gutes Gelingen, und – »Ring! Ring! Goes the Bell« – waren meine Tage im Hörsaal für immer vorbei.

Bloß George bekam ich nie wieder ans Telefon.

Verweigererlumpen

Nachdem ich jetzt also Vollzeitmusiker war, ging ich meinem Handwerk nach, spielte Gigs und brachte so viel Geld nach Hause, wie

ich konnte. Eines Herbstmorgens hob ich den Metalldeckel unseres Briefkastens und fand darin einen an mich adressierten Brief, machte ihn auf, und da stand tatsächlich schwarz auf weiß: »Herzlichen Glückwunsch, Sie sind auserwählt worden, Ihrem Land als Mitglied der United States Armed Forces zu dienen. Bitte erscheinen Sie am Soundsovielten zur Musterung bei der Einberufungsbehörde.« Da war sie also, die Abrechnung. Mir war ganz flau im Magen. Es war kein Schock, nur kurzfristig ein Schlag in den Unterleib, mit harter Faust ausgeteilt

von der realen Welt dort draußen. Ich war auserwählt worden, den Lauf der Geschichte zu beeinflussen, nicht aus freien Stücken oder weil es mein Wunsch gewesen wäre, sondern weil man Menschen brauchte, die der vermeintlichen kommunistischen Bedrohung in Südostasien Einhalt gebieten sollten. Mein erster Gedanke war: »Kann das wirklich wahr sein? Und was hat das mit mir zu tun, mit meinem Leben und meinen Vorstellungen?« Die Antwort auf die erste Frage lautete: »Darauf kannst du deinen Arsch verwetten!« Und die Antwort auf die zweite Frage,

beschloss ich, sollte sein: »Nichts ... aber auch nicht das Geringste.« Vielleicht hatte ich nur Angst und wollte nicht sterben. Aber ich wollte nun mal auch kein Risiko eingehen, um es herauszufinden. Also entschied ich an Ort und Stelle, mich nicht einziehen zu lassen. Was immer nötig wäre, um *nicht* Soldat zu werden (und ich wusste zu jenem Zeitpunkt nicht genau, was das sein könnte) – ich war bereit, es zu tun.

Ich versteckte den Brief vor meinen Eltern. Bis zur Musterung würde es noch etwa einen Monat dauern, und bis dahin blieb mir Zeit für ein

bisschen Recherche. 1968 kursierten auf der Straße jede Menge Gerüchte darüber, wie man der Einberufung entgehen konnte. Auf meinen Reisen war ich jungen Männern begegnet, die mir davon erzählt hatten, wie sie sich sozusagen gemästet, bis aufs Skelett runtergehungert oder verstümmelt hatten. Ich hatte von den Reichen gehört, denen Ärzte spezielle Gutachten erstellten, mithilfe derer sie in den Staaten und somit in ihrem sicheren Zuhause bleiben konnten. Doch auf so extravagante Maßnahmen konnte ich leider nicht zurückgreifen. Die Ironie wollte, dass »Mad Dog«

Vincent Lopez, Little Vinnie Roslin und ich alle am selben Morgen unseren Auftritt vor der Einberufungsbehörde in Newark haben sollten. Als Brüder, die mit Waffen nichts im Sinn hatten, steckten wir die Köpfe zusammen. Wir hatten einen Freund, der uns erzählte, er hätte drei Tage lang in Milch gebadet und auch so geschlafen. Als er dann zur Musterung ging, hatte er so abscheulich gestunken, dass man ihn auf der Stelle wieder heimgeschickt hatte. Klang gar nicht übel. Der eine todsichere Tipp, der immer wieder von
erfolgreichen

Wehrdienstverweigerern aus der Gegend kam, lautete, auf »geistig instabil« zu plädieren. Geistig instabil ... stimmte doch haargenau! Für Uncle Sam waren wir geistig viel zu instabil! Wir mussten es nur beweisen, dann würden wir die begehrte Untauglichkeitsbescheinigung schon bekommen.

Wir gingen folgendermaßen vor:

SCHRITT 1: Bringt sämtliche Formulare durcheinander und vermurkst sie. Macht der Behörde weis, dass sie gerade versucht, einen drogensüchtigen, schwulen,

pathologisch bettnässenden Irren, der kaum seinen eigenen Namen schreiben kann, ins US-Militär zu pferchen.

SCHRITT 2: Sorgt dafür, dass sie es glauben. Spielt einen vor sich hin sabbelnden, brabbelnden, schwuchtelnden Freak, der einen Scheiß auf Befehle gibt und STP, LSD und alles einwirft, was er sonst noch in die Finger kriegt; einen Hippie-Paria; jemanden, der die Moral der Truppe zersetzen, der die Disziplin aushöhlen, der viel mehr Probleme machen würde, als er wert ist. Kurz: einen Verpiss-dich-so-

schnell-es-geht-Witz von einem Rekruten.

SCHRITT 3: Sorgt dafür, in der Vergangenheit einen Motorradunfall gehabt zu haben, der so schlimm war, dass er euer Gehirn dermaßen zusammengestaucht und zu Brei geschüttelt hat, dass ihr auf dem Schlachtfeld zum medizinischen Risiko werden könntet. Füllt den entsprechenden Teil des Formulars wahrheitsgemäß aus, begeben euch wieder nach Hause und wartet auf euren 4F-Bescheid: dauerhaft untauglich. Ich persönlich versuchte

alle drei Schritte, aber dies würde am Ende meine Einstufung werden.

An jenem Morgen setzten wir uns in einen Bus nach Newark, um uns herum zum größten Teil junge Schwarze aus Asbury Park. Fast jeder von ihnen hatte sich einen Plan zurechtgelegt. Ich saß neben einem bärenstarken blonden Rah-Footballspieler, der mit einem Viertel seines Körpers in einem Gipskorsett steckte, das der komplette Schwindel war, wie er mir verriet. Besonders im Süden gab es Einberufungsbehörden, die solche Scheiße niemals hätten durchgehen lassen und deinen Arsch

umgehend in die Grundausbildung geschafft hätten. Newark stand in dem Ruf, eine der nachsichtigsten Einberufungsbehörden im ganzen Land zu haben ... und ich schätze, so war es auch. Eine erstaunliche Prozentzahl der Jungs im Bus bediente sich individueller Versionen aus der erwähnten Trickkiste und wurde ausgemustert. Am Ende des Tages, als wir die Army allesamt fast in den Wahnsinn getrieben hatten, mussten wir an einem kleinen Tisch am Ende eines langen, leeren Korridors vorbeigehen. Dort saß ein gelangweilter junger Soldat, der dir

entgegensah, als müsste er dir gleich die schlimmste Nachricht deines Lebens unterbreiten. »Ich muss Sie leider davon in Kenntnis setzen, dass Sie als für den Militärdienst untauglich eingestuft wurden.« Nach einem weiteren Blick auf seine Papiere fügte er hinzu: »Sie dürfen durch die nächste Tür treten, sollten Sie sich für einen freiwilligen Hilfsdienst anmelden wollen.« Der Raum hinter dieser Tür war gähnend leer. Weil wir alles so brav mitgemacht hatten und den weiten Weg gekommen waren, erhielten wir noch einen Gutschein für eine Mahlzeit in einem Restaurant

zwei Straßen weiter. Wir tobten hinüber – unsere Füße berührten kaum den Boden – und betraten einen netten, sonnendurchfluteten Diner. Der lächelnde Gastwirt begrüßte uns, als wären wir verloren geglaubte millionenschwere Vettern, und führte uns über diverse Treppen runter in einen feuchtkalten Kellerraum. Dort, an einem langen, modrigen Holztisch, vertilgte ich zusammen mit meinen Drückebergerkumpels so ziemlich das schlimmste Essen und feierte doch eins der schönsten Festmahle meines ganzen Lebens.

Die Busfahrt aus der Stadt hinaus

war das reinste Chaos. Auf den sommerlichen Straßen von Newark tummelten sich massenhaft hübsche und junge schwarze Girls, und meine Brüder aus Asbury Park hielten mit entsprechenden Bekundungen nicht hinter dem Berg. Viele waren gerufen, aber nur wenige auserwählt worden. Vor dem Bahnhof in Asbury Park zischte die Bustür auf und ließ uns wieder aussteigen: Mad Dog, Little Vinnie und mich – unversehrte, freie Männer, die das Leben, wohin auch immer es sie führen mochte, vor sich hatten. Als der Bus weiterfuhr, herrschte auf der Straße plötzlich

Stille. Drei volle Tage waren wir gemeinsam wach geblieben. Erschöpft tauschten wir Abschiedsblicke aus, gaben einander die Hand und gingen unserer Wege. Ich war erleichtert, gleichzeitig hätte ich am liebsten losgeheult. Die fünfzehn Meilen Rückweg nach Freehold trampete ich. Nach Tagen ohne Schlaf und vernünftiges Essen ruhelos und abgespannt, stieg ich zur hinteren Veranda rauf, ging durch die Küchentür ins Haus und traf dort auf meinen Vater. Ich rief Mom dazu, erzählte ihnen, wo ich gewesen war und dass ich es geheim gehalten hätte,

damit sie sich nicht sorgten und weil es mir peinlich gewesen sei, dass George aus New York sich nie wieder gemeldet hatte und meine großen Musikerpläne geplatzt waren. Ich eröffnete ihnen, dass ich bei der Musterung abgelehnt worden sei. Mein Dad, der so oft abschätzig gesagt hatte: »Ich kann's gar nicht erwarten, bis die Army dich endlich holt!«, saß am Küchentisch, streifte Asche von seiner Zigarette, nahm einen Zug, ließ den Rauch langsam von seinen Lippen aufsteigen und nuschelte: »Das ist gut.«

Später hab ich mich manchmal

gefragt, wer wohl an meiner Stelle hatte gehen müssen. Irgendjemand musste es schließlich gewesen sein. Welches Schicksal hatte er erlitten? War er am Leben geblieben? Ich werde es nie erfahren. Jahre später sollte ich Ron Kovic kennenlernen, der *Geboren am 4. Juli* geschrieben hatte, und Bobby Muller, einen der Gründer der Vietnam Veterans of America. Beide Männer hatten gekämpft und Opfer gebracht, sitzen seit Vietnam im Rollstuhl und engagieren sich als Aktivisten gegen den Krieg. Ihnen gegenüber verspürte ich ein Pflichtgefühl, ihnen fühlte ich mich

stark verbunden. Vielleicht war es bloß ein Anflug von Schuldgefühl des Überlebenden ... vielleicht aber auch die gemeinsame Erfahrung einer Generation, die einen Krieg durchlebt hatte, der uns alle betraf. Es waren Männer aus New Jersey wie sie, die an meiner Stelle in den Krieg gezogen waren und ihn ausgefochten hatten. Wenn ich die Mauer in Washington, D.C., besuche und die Namen meiner Freunde lese, weiß ich nur, dass ich froh bin, dort meinen und auch die Namen von Little Vinnie und Mad Dog nicht zu finden.

KAPITEL 16

UPSTAGE CLUB

Tom Potter war ein fünfzigjähriger Bohemien mit grau meliertem Haar, einem gehörigen Schmerbauch und Piratengürtel, den er nie ablegte. Er trug einen Ziegenbart, hatte nur Sex im Kopf und führte einen von ihm selbst gegründeten Musikclub, den

seltsamsten, den ich je erlebt hatte. Seine Ehefrau Margaret war eine kurzhaarige, sexuell ambivalente, Gitarre spielende Kosmetikerin und Chefin der Band Margaret and the Distractions. Sie wirkte wahnsinnig jung und knabenhaft, und anfangs hielt ich sie auch nicht wirklich für weiblich, bis ich in der oberen Etage des Upstage Club Zeuge wurde, wie ein rundes Tittchen aus ihrem T-Shirt rutschte und sich an den oberen Rand ihrer Telecaster-Gitarre schmiegte, während sie auf hinreißende Art und Weise »Mony Mony« von Tommy James zum Besten gab. Ein Team aus

zwei verheirateten Menschen, die auf so großartige Weise *nicht* zusammenpassten, hab ich seitdem nie wieder kennengelernt.

Abenddämmerung bis Morgengrauen, acht Uhr abends bis fünf Uhr morgens – das waren die Betriebsstunden des Upstage Club an der Cookman Avenue in Asbury Park. Tom schloss den Laden zwischen zwölf und ein Uhr nachts für eine Stunde, um den Unrat zu entsorgen und sich für die Nachtschicht in Laune zu bringen. Ohne Schanklizenz und theoretisch auch ohne Drogen war der Club während der späten Sechziger

ein einzigartiger Zufluchtsort für die Nachtschwärmer an der Shore. Die beiden Etagen des Clubs beherbergten oben einen Raum für Jamsessions und unten die Kaffeebar, beides gleichermaßen aberwitzig von Tom persönlich dekoriert. Verwendet hatte er dabei hauptsächlich Farben, die im Dunkeln leuchteten, sowie Schwarzlicht. Eine neonfarbene Nixe aus Pappmaschee schwamm pendelnd unter der Decke. Tom, selbst ernannter Beatnikkünstler, agierte als Diktator, großer Zampano und Oberboss. Er handelte stets impulsiv und ließ seinen Launen freien Lauf.

Er war laut, brüllte in einem fort herum – »Deinen Arsch werf ich gleich die Treppe runter und dann zur Tür raus!« – und konnte sehr, sehr witzig sein, sofern er dich mochte. Mochte er dich nicht, war es besser, einen Bogen um ihn zu machen.

Asbury Park war eigentlich nicht mein Revier, aber in den Fifties war ich an Feiertagen oft mit meinen Eltern hingefahren. Bis in die späten Sechziger war der einstige viktorianische Glanz verblichen, und Asbury war kaum mehr als ein Ausflugsziel für Arbeiter. Positiv am Niedergang war allerdings, dass eine

ansatzweise offene Stadt entstanden war: Schwulenbars grenzten an durchgehend geöffnete Spelunken, und da die Rassenkrawalle erst in naher Zukunft beginnen sollten, herrschte noch eine entspannte Freizügigkeit. Die Castiles waren dort nie aufgetreten. Die Ocean Avenue bestand aus Bars und Strandschuppen für die Sommersäuerer über einundzwanzig. Gefälschte Ausweise wurden zu Spitzenpreisen verhökert, und irgendwie hatte man den Eindruck, sich in einem verkümmernenden Fake-Fort-

Lauderdale der Arbeiterklasse zu befinden.

Als ich das Upstage erstmals betrat, kam ich als unbeschriebenes Blatt. Niemand hatte mich hier je zu sehen bekommen oder spielen gehört. Mir war erzählt worden, dass hier Jamssessions stattfänden. Aber die außergewöhnlichen und langen Öffnungszeiten waren nicht der einzige Geniestreich Tom Potters: Er hatte zwei Etagen über dem Schuhgeschäft im Erdgeschoss am hinteren Ende eines langen rechteckigen Raums eine kleine Bühne errichten lassen. Hinter dieser Bühne

war die Wand über die gesamte Breite wabenähnlich mit Zehn-, Zwölf- und Fünfzehn-Inch-Lautsprecherboxen bestückt – eine unerbittliche, massive, echte »Wall of Sound«. Die Verstärkerköpfe waren auf Fußhöhe in ein kleines Schränkchen gepackt worden, sodass man nichts anderes zu machen brauchte, als eine Gitarre mitzubringen, nach unten zu greifen und sie einzustöpseln. Sonstiges Equipment war überflüssig. Diese Neuheit und die ungewöhnlichen Öffnungszeiten des Clubs machten ihn zum Musikermekka der Shore-Szene. Jede Band, die in die Gegend kam, um

in den Top-40-Clubs von Jersey zu spielen, landete zwangsläufig irgendwann im Upstage und spielte dort bis Sonnenaufgang die Musik, die sie wirklich liebte. Im Sommer standen die Leute noch um drei Uhr morgens Schlange, um eingelassen zu werden. Als Clearingstelle für Musiker war der Club unglaublich gut.

An meinem ersten Wochenende dort sah ich Dan Federici und Vini Lopez mit der Downtown Tangiers Rock'n'Roll, Rhythm and Blues Band samt Frontmann Bill Chinnock an der Gitarre. Schwitzende Sommergäste verwandelten den Club in eine

dampfende Sauna, und ich wusste augenblicklich, dass ich den richtigen Platz zum Abhängen gefunden hatte. Ein paar Wochen später hatte ich meine Gitarre dabei (Einsatz war die Titelmelodie aus *Zwei glorreiche Halunken*) und wartete ab. Der Club war noch nicht voll. Irgendjemand wies mich darauf hin, dass man bei Tom Potter fürs Jamming eine »Zeitnische« buchen müsse, so wie den Tisch in einem Pool-Lokal. Man schrieb seinen Namen auf eine Liste, und dann konntest du, sagen wir, zwischen zwei und halb drei loslegen, sofern du Musiker gefunden hattest,

die bei dir einsteigen wollten. Mein Augenblick kam, und ich ging zur Bühne. Der Bassist und der Schlagzeuger erklärten sich bereit, mir für die nächste halbe Stunde beizustehen. Ich stöpselte mich in Toms Soundwand ein, machte einen Schritt zurück und legte mit »Rock Me Baby« los. Ich bot alles auf, was ich draufhatte. Mit meiner Gitarrenpyrotechnik und den magischen Fertigkeiten meiner achtzehnjährigen Finger brachte ich die Tapete zum Lodern. Ich hatte inzwischen einige Erfahrung, aber in Asbury war ich immer noch ein No-

Name, ein Fremder, der sich anschickte, den Club abzufackeln. Ich sah, wie sich die Leute aufsetzten, näher kamen und mir ihre ungeteilte Aufmerksamkeit schenkten. Und ich bemerkte zwei Typen, die ihre Stühle mitten auf die Tanzfläche schoben, sich setzten und die Arme vor der Brust verschränkten, als wollten sie mir sagen: »Na dann, zeig's uns.« Und ich zeigte es ihnen. Die irre Lautsprecherwand vibrierte so stark, dass ich schon fürchtete, wir könnten durch den Boden brechen und im Verkaufsraum des Schuhgeschäfts

landen. Nach einer halben Stunde Gitarrenapokalypse trat ich ab.

In jener Nacht fand ich neue Freunde. Die beiden Typen mit den Stühlen waren Garry Tallent und Southside Johnny gewesen, und unten in Tom Potters Büro unterhielt ich mich erstmals mit dem sommersprossigen Danny Federici. Er machte mich mit seiner Frau Flo bekannt, die ebenfalls Sommersprossen hatte und eine blonde Bienenkorbperücke auf dem Kopf trug. Danny stammte aus Flemington, New Jersey, und war schon damals derselbe leicht verwirrte,

vernebelte Typ, an dessen Totenbett ich vierzig Jahre und viele Abenteuer später stehen sollte. Ich hatte ordentlich gepunktet. Es gab damals viele gute Gitarristen in Asbury Park – Billy Ryan war der unbestrittene Bluesmeister, und Ricky Disarno machte auf Clapton. Ihr Sound war großartig – der Anschlag, ihre Technik –, aber die Bühnenpräsenz, der Gesang und die Kompetenz eines Frontmannes, die ich mir während meiner Lehrzeit bei den Castiles angeeignet hatte, verschafften mir den anderen gegenüber einen Vorsprung. Ich sprach die Leute an, wandte mich

ihnen zu und begeisterte sie. Ich spielte Gitarre wie ein Dämon, nicht von dieser Welt, und ich nötigte sie zu einer Reaktion.

Im Café im ersten Stock lief mir Vincent Lopez über den Weg. Er war immer noch fast kahlköpfig, gerade erst aus dem Gefängnis entlassen worden und hatte das dringende Bedürfnis, mir sein Aussehen zu erklären. (Klar, Knast.) Dann fragte er mich, ob ich Interesse hätte, mich seiner umstrukturierten Band Speed Limit 25 anzuschließen. Ich war zu jener Zeit mein eigener Herr, Speed Limit genoss in Asbury Park einen

ordentlichen Ruf und machte sogar Geld. Das konnte ich gut brauchen. Mir gefiel die Szene in Asbury, und daher sagte ich: »Klar, sehen wir mal, wie's läuft.« Die Proben mit den anderen Mitgliedern von Speed Limit waren allerdings nicht besonders vielversprechend, und daher beschlossen Vini und ich, gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen. Vini kannte Danny von den Downtown Tangiers, und zusammen mit dem Bassisten Little Vinnie Roslin von den Motifs trafen wir uns in einer Hütte an der Bay Avenue in Highlands, New Jersey. Die Band sollte sich zu Anfang

Child nennen, dann Steel Mill, zur Bruce Springsteen Band werden und schließlich den Kern der ursprünglichen E Street Band bilden.

Dass ein Club wie das Upstage in Asbury Park existierte, war eine einzigartige Chance für die lokale Musikszene und unbezahlbar. Ich führte Steve Van Zandt dort ein. Er kam hervorragend an. Steve und ich waren die besten Leadgitarristen und Frontmänner in der ganzen Umgebung, und unsere Anwesenheit im Club führte zur Zusammenführung und Gründung zahlreicher Bands, die den Kern der

Szene von Asbury Park bilden würden. Zusammen mit Big Bad Bobby Williams, einem 150-Kilo-Erdbeben von einem Drummer, und Southside Johnny rief Steve die Sundance Blues Band ins Leben. Steve und Johnny standen schwer auf Blues und brachten eine starke Truppe zusammen, die überall an der Shore auftrat. Southside Johnny kam aus Ocean Grove, einer Methodistengemeinde in der Gegend. Er war unser einheimischer King of Blues, daher rührte auch sein Spitzname »Southside«. Er war ein griesgrämiger, aber gutherziger

Hinterzimmerintellektueller mit einer großen Seele, der manchmal ein bisschen aus der Spur geriet, und wusste alles, was es über Blues- und Soulmusiker, ihre Karrieren und Veröffentlichungen zu wissen gab. Sein Elternhaus konnte mit einer fundierten Plattensammlung aufwarten, und er hatte sich gründlich mit dem R&B und Soul vertraut gemacht. Wir alle lernten uns im Club kennen.

Siedler

Zu Hause hatte mein Vater

beschlossen, dass es ihm endgültig reichte. Die Stadt und seine Krankheit hatten ihn geschafft. Er wollte nach Kalifornien ziehen und dort ein neues Leben beginnen. Er wünschte sich natürlich, dass meine Mutter und wir alle mitkämen, sagte aber auch, dass er sogar allein fortgehen würde, wenn es sein müsste. Freehold, New Jersey, würde nicht länger auf Doug Springsteen einprägen. Meine Schwester Virginia entschied sich, mit ihrer neuen Familie in Lakewood zu bleiben. Ich entschied mich für Freehold, wo ich ein bescheidenes

Auskommen hatte, weil ich zusehends als King der Bar-Bands galt.

Sechs Monate später, 1969, stand ich als Neunzehnjähriger in unserer Auffahrt und winkte zum Abschied, als meine Eltern und meine kleine Schwester Pam davonfuhren. Sie hatten sämtliche Habseligkeiten auf dem Dach ihres 1960er Rambler verstaут. Mit im Gepäck: dreitausend Dollar, ihre gesamten Ersparnisse. Eine Nacht schliefen diese Okies von der Ostküste im Motel und zwei Nächte im Auto und fuhren insgesamt dreitausend Meilen ins Gelobte Land meines Vaters. Bis auf ihn selbst, der

im Krieg gewesen war, hatte niemand von uns je außerhalb von Central New Jersey gewohnt. Unsere einzige Informationsquelle in Sachen West Coast war eine Hippiefreundin von mir, die meinen Eltern geraten hatte, nach Sausalito zu ziehen, in die kunstbeflissene Touristenfalle kurz vor San Francisco. Kaum angekommen dämmerte ihnen, dass sie dort fehl am Platz waren. Meine Mutter behauptete, dass sie an einer Tankstelle gehalten und den Tankwart gefragt hätten: »Wo wohnen hier Leute wie wir?« Und er habe geantwortet: »Auf der

Halbinsel.« Und genau das taten sie in den folgenden dreißig Jahren. In einer kleinen Wohnung in San Mateo wagten sie den Neuanfang.

Als mein Vater seinen Plan verkündet hatte, nach Kalifornien zu ziehen, war meine Schwester Virginia mit gerade siebzehn Jahren Mutter geworden. Sie hatte keinen Schimmer gehabt, wie man einen Toast machte, und hatte außerdem einen ungestümen frischen Ehemann. Ich wohnte nach wie vor zu Hause und lebte von den zwanzig Dollar die Woche, die ich mit der Musik verdiente. Sofern wir uns zum Bleiben

entschieden, müssten wir auch für uns selbst aufkommen. Nichts bereut meine Mutter heute mehr, und keine Entscheidung in ihrem Leben bereitet ihr schlimmere Schuldgefühle. Trotzdem beschlossen Mom und Dad, mit meiner kleinen Schwester im Schlepptau wegzuziehen. Die beiden waren miteinander durch ein unsichtbares Band verknüpft und hatten schon vor langer Zeit eine Übereinkunft getroffen: Sie würde in ihm einen Mann haben, der sie nie verlassen würde, und er sein Mädels, das ihn nicht verlassen könnte. Dies war das Gesetz, das über allem stand –

sogar über der Mutterpflicht. Zu zweit gingen sie ihren gemeinsamen Weg. Sie würden niemals auseinandergehen. So hatte es begonnen, und so würde es enden, Punkt. Mein Vater schaffte es, meiner Mom, einer sparsamen und selbstlosen Frau, die Skrupel gegenüber ihrer eigenen Familie zu nehmen. Auf lieblosem Terrain tun sich oft die schrägsten Gespanne zusammen. Sie hätten uns bei sich haben wollen. Sie hatten uns gebeten mitzugehen. Aber *sie* hätten niemals bleiben können.

So behelfen wir uns alle auf die eigene Art. Meine Schwester

verschwand nach Cowtown – ins Hinterland South Jerseys –, und ich tat so, als wäre im Grunde alles egal. Ich war allein auf mich gestellt – jetzt gerade im Moment und auf unbestimmte Zeit. Damit war es besiegelt. Hinzu kam allerdings, dass ich tatsächlich froh war für sie beide ... vor allem für meinen Dad. Na los, Pop – weg aus diesem elenden Kaff, von diesem Ort, der uns allen so oft nicht gutgetan hat! Verschwinde von hier, so schnell du kannst! Wie viel schlimmer soll es denn für dich noch kommen? Was auch immer ihre Beweggründe waren – klug oder

unklug, davonrennen oder nach Neuem suchen –, es erforderte Mut und Entschlossenheit und das Bedürfnis nach einer letzten Chance, um an die Zukunft zu glauben. Ich konnte meinem alten Herrn keinen Vorwurf machen. Ich gönnte es ihm. Was zurückgelassen werden musste, musste zurückgelassen werden. Selbst wenn es die eigenen Kinder waren, selbst wenn *wir* es waren. Meine Schwester, die als frischgebackene Mutter schlimmer dran war, litt mehr darunter, deutlich mehr. Was nur verständlich war. Denn wie groß mein Unmut insgeheim auch war,

irgendwann schob ich ihn beiseite, und ganz ehrlich, ich erinnere mich nur noch daran, dass ich es aufregend fand, auf mich allein gestellt zu sein. Mit neunzehn war ich schon woanders, in einer anderen Welt. Und in dieser anderen Welt, tja ... da gab es eben keine Eltern, kein Zuhause. Da waren nur mehr Träume und Musik, und die Zeit stand still. »Quarter to three« für immer. Die Springsteens aus Freehold, New Jersey, gingen mitsamt all ihrer Habseligkeiten in die Diaspora. *Uns* gab es nicht mehr.

Vini, Danny und ich teilten uns die Miete für unser Haus in der South Street. Meine erste Familie war ausgezogen, und meine zweite zog ein. Ungefähr eine Woche später gesellte sich eine vollschlanke und liebenswerte Frau namens Fat Pat zu uns. Sie war in Not geraten, brauchte »für eine Weile« ein Dach über dem Kopf und wurde quasi Teil von Dannys Familie. Danny und Flo erwarteten Nachwuchs: Der kleine Jason war unterwegs. Fat Pat sollte bald als Kindermädchen und Zweitmutter für das erste E-Street-Baby dienen. Wir waren alle nicht

älter als neunzehn. Zur gemischten Truppe kam ein Höllenhund namens Bingo hinzu, der das Haus auf den Kopf stellte und hinschiss, wo es ihm gefiel, und es war schon bald klar, dass die Kernschmelze nicht lange auf sich warten lassen würde.

Das Heim meiner Familie, in dem wir gut sieben Jahre lang gewohnt hatten, verwandelte sich im Nullkommanichts in eine Hippiekommune. Die Küche – geheiligter Zufluchtsort meines Vaters – war jetzt Versammlungsstätte und Gruppenkantine, in der überall halb volle Cornflakes-Kartons

herumstanden und das schmutzige Geschirr sich zu architektonisch prekären Türmen stapelte. Auf unserer Tageskarte stand jedenfalls nie was anderes als ungenießbares Durcheinander. Das Zimmer, in dem meine heiß geliebte Großmutter gestorben war, wurde zur »Funkzentrale« umfunktioniert. Danny, ein Freak, was alle erdenklichen technischen Spielereien anging, war süchtig nach dem neuen Wunderwerk »citizens band radio service« kurz CB-Funk. Dabei handelte es sich um ein Kommunikationssystem, das

hauptsächlich von Fernfahrern genutzt wurde, um einander auf »Smoky«-Standorte (»Highway-Polizei!«) aufmerksam zu machen, »schwängere Rollschuhe« (VW Käfer) zu melden und diejenigen, die in Funkreichweite waren, ein fettes »10-4« (»Verstanden!«) zu senden. Es gab auch größere Heimgeräte, mithilfe derer man mit anderen einsamen Nerds in größerem Umkreis Kontakt aufnehmen konnte. Danny und Mad Dog saßen stundenlang in der Funkzentrale und sprachen hauptsächlich mit Proleten aus dem Hinterland – denn die standen

besonders auf CB-Funk. Bis unsichtbare Freundschaften geschlossen waren, Blind Dates arrangiert und Einladungen ausgesprochen wurden, hatten die unbedarften Funkfreunde nicht die geringste Ahnung, mit was für irren Freaks sie da kommunizierten. Zwangsläufig klopfen sie schon bald an unsere Tür – Anhänger des CB-Kults aus ganz Monmouth County. Sie traten ein und stellten verblüfft fest, dass sie sich mit einer Bande Langhaariger angefreundet hatten, was zu grotesken und irrsinnig komischen, aber auch unbehaglichen

Abenden interkulturellen Austauschs in Moms und Dads einstigem Wohnzimmer führte. (Normalerweise zeigte sich jedoch zu guter Letzt, dass die Leidenschaft für CB stärker war als alle kulturellen Unterschiede.)

Damit der CB funktionierte, brauchte man eine große Antenne, die zudem möglichst weit oben angebracht werden musste. Vinis und Dannys Wunsch, eine noch größere Schar Fremder und Uneingeweihter per Funk einzufangen, veranlasste sie schließlich dazu, das Dach meines Heims in der South Street zu besteigen und auf dem Weg nicht

wieder zu ersetzende Scheiben einzuschlagen. Sie lockten eine Menge Schaulustiger an, als sie versuchten, dort oben etwas anzubringen, was aussah, als wollten wir zu außerirdischen Lebensformen jenseits der Saturnringe Kontakt aufnehmen. Der Empfang wurde klarer – und lauter –, und immer mehr Spinner standen Tag und Nacht vor unserer Tür.

Zu jener Zeit machte Vini seinem Beinamen »Mad Dog« alle Ehre. Seine Launen waren unberechenbar. Bei einem Streit mit Danny – ich weiß nicht, womöglich ging es da um

Senderechte? Sendezeiten? – knallte er eine volle Milchflasche gegen die Kühlschrankschür. Als Nächstes kam es in unserer South-Street-Auffahrt zur Keilerei zwischen Vini und Shelly, einem kurzzeitigen Untermieter, und ich musste raus auf die Straße rennen und vor den Augen meiner langjährigen Nachbarn die Streithähne trennen. Irgendwann hatte man in der gesamten Nachbarschaft genug von uns, und der Vermieter klopfte an die Tür und verkündete, er müsse das Haus zwecks »Renovierung« zwangsräumen. Wir mussten also ausziehen. Nachdem ich hier fast

sieben Jahre lang mit meiner Familie gelebt hatte, schafften wir gerade einmal einen Monat!

Spätabends luden wir unsere Habseligkeiten auf den Pritschenwagen aus den Vierzigern, der unserem Manager Carl »Tinker« West gehörte. Die Wohnzimmercouch stellten wir obendrauf. Ich kletterte hinauf und setzte mich. Ganz vorsichtig und langsam rollten wir über die Ausfahrt – vor Augen eine blendende Zukunft, die uns jedoch schon an der nächsten Ecke von der Polizei vermiest wurde, die uns darüber aufklärte, dass man gemäß

einer städtischen Verordnung nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr umziehen dürfe. Wir zuckten nur mit den Achseln, und höchstwahrscheinlich froh darüber, uns endlich los zu sein, sahen sie uns nach, als wir uns aus der Stadt verkrümelten. Es war ein schöner, lauer Abend, und während ich entspannt hoch oben auf der Couch lag, die Bäume und die wandernden Sterne über mir, überkam mich ein überwältigendes Glücksgefühl. Ich glitt durch die Straßen meiner Kindheit – nicht länger gepeinigter Statist meiner eigenen Vergangenheit

oder meiner Stadt, sondern flüchtiger neutraler Beobachter. Mir stieg der süße Nachtgeruch des Geißblatts in die Nase, und ich musste wieder an die Pracht der Geißblattbüsche hinter dem Kloster denken. Dort hatten meine Kumpels und ich uns an langweiligen Sommernachmittagen getroffen, um den süßen Saft aus den Blüten zu saugen. Ich spürte die Freiheit, jung zu sein und etwas hinter mir zu lassen – einen Ort hinter mir zu lassen, den ich geliebt und verabscheut hatte, an dem ich mich geborgen gefühlt, aber auch sehr gelitten hatte. Während Tinkers Wagen über Straßen rollte,

die noch immer Geheimnisse über Geheimnisse bargen, verspürte ich eine enorme Leichtigkeit, als hätte ich für einen Augenblick die Fesseln der Vergangenheit abgeworfen. Ein Funke meiner Zukunft leuchtete hell in mir auf. Das hier, dies alles – meine Stadt, das Vermächtnis meiner Familie – lag erst mal hinter mir. Ich war neunzehn. Meine Eltern waren unerreichbar und Tausende Meilen weit entfernt, gemeinsam mit meiner geliebten kleinen Schwester. Meine schöne ältere Schwester Virginia war gen Süden verschwunden, die Route 9 runter und in ein Erwachsenenleben,

das ich lange nicht verstand und zu dem ich wenig Kontakt hatte.

Ich bin noch oft zurückgekehrt und habe jene Straßen besucht, bin sie an sonnigen Herbstnachmittagen entlanggefahren, an Winterabenden und im Sommer in unbelebten Stunden nach Feierabend, bei Ausflügen mit dem Auto. Ich bin nach Mitternacht dort hin und her gecruist, hab mich umgesehen, hab gewartet, ob sich was verändert. Ich hab in das warme Licht der Zimmer jener Häuser geschaut, an denen ich vorüberfuhr, und mich gefragt, welches davon mein Heim gewesen

sein mochte. Hatte ich überhaupt je eins gehabt? Ich fuhr an der Feuerwehr vorbei, dem leeren Platz vor dem Gericht, vorbei am verdunkelten Bürogebäude meiner Mom, an der verlassenen Rug Mill und die Institute Street entlang bis zur Nescafé-Fabrik und dem Baseballfeld, vorbei an meiner Rotbuche, die noch immer fest verwurzelt und hoch erhoben über der Leere stand, die einst das Haus meiner Großeltern gefüllt hatte, an der Gedenkstätte am Stadtrand vorüber, wo die weißen Kreuze an unsere gefallenen Kriegshelden gemahnten, vorbei an all

meinen Toten auf dem St.-Rose-Friedhof – an meiner Großmutter, meinem Großvater und Tante Virginia – und anschließend raus auf die stockdunklen Landstraßen von Monmouth County. In meinen Träumen war ich dort noch viel häufiger zu Besuch, trat auf die Veranda des Hauses meiner Großmutter, marschierte in die Diele und ins Wohnzimmer, wo sie an manchen Abenden zusammen mit meiner alten Familie auf mich wartete, während ich an anderen nur auf Leere traf, auf kahle Räume, in denen ich stöberte, rätselte und aufzuspüren

versuchte, was geschehen war und welche Auswirkungen das alles auf mein gegenwärtiges Leben haben mochte. Ich kehrte immer und immer wieder zurück, in meinen Träumen und auch sonst, stets in Erwartung eines neuen Endes für ein Buch, das vor langer Zeit geschrieben worden war. Ich fuhr und fuhr, als könnten die Meilen, die ich zurücklegte, den Schaden beheben, der angerichtet worden war, eine andere Geschichte schreiben und diese Straßen zwingen, ihre streng gehüteten Geheimnisse zu lüften. Sie konnten es nicht. Nur ich allein konnte es, aber so weit war ich

noch nicht. Ich verbrachte mein Leben auf Achse, Hunderttausende von Meilen riss ich ab, und meine Story war immer wieder dieselbe ... Mann kommt in die Stadt. Entwickelt eine gewisse Sprengkraft. Verlässt die Stadt wieder und fährt raus in die Nacht ... dann langsam ausblenden. So, wie ich es mag.

Von meinem Couch-Ausguck oben auf dem Pritschenwagen sah ich, wie unsere Räder die Stadtgrenze überquerten, links auf den Highway 33 abbogen, sich immer schneller drehten und Kurs auf die Ozeanbrise und die neue Freiheit an

der Shore nahmen. Die warme Nachtluft strich an mir vorbei, und ich fühlte mich herrlich und gefährlich losgelöst und freudetrunken. Diese Stadt, meine Stadt, würde mich nie verlassen, und ich könnte ihr auch nie endgültig den Rücken kehren. Aber leben würde ich in Freehold nie wieder.

KAPITEL 17

TINKER (SURFIN' SAFARI)

Carl Virgil »Tinker« West stammte aus Südkalifornien, hatte Ingenieurwesen studiert und war als Surfguru bei Challenger Western Surfboards geendet. In den frühen

Sechzigern kam er an die Ostküste, wo er in einem gedrungenen Backsteingebäude auf einem sandigen, verlassenen Industriegelände seine Firma Challenger Eastern Surfboards eröffnete. Er wurde Tinker genannt, »der Tüftler«, weil es nichts gab, was er nicht hätte reparieren können. Tinker vermochte so gut wie alles umzugestalten, zusammenzuflicken, notdürftig zurechtzubasteln oder auch unter Einsatz einer Brechstange wieder funktionsfähig zu machen. Und er konnte sich was fangen, es häuten und essen. Wenn Black Friday vor der Tür steht oder die Apokalypse

die Uhr aufs Jahr null zurückdreht, kann man sich nur wünschen, Tinker bei sich zu haben. Mehr bräuchte man nicht. Ich hab zugesehen, wie er Autos und Boote von Grund auf und aufs Feinste restaurierte, wie er eine komplette Heizungsanlage in seiner Werkstattgarage installierte und dazu nur ein Ölfass und ein Leitungssystem benötigte ... und wie er ein Tonstudio entwarf und baute – mitsamt Soundanlage, die uns viele Jahre lang auf Tour die besten Dienste leistete. Sowie er die Möglichkeit hatte, unter eine Kühlerhaube zu spähen, konnte er alles zum Laufen bringen, überall.

Zur selben Zeit baute er überdies die krassesten Surfboards an der ganzen Jersey Shore. Tinker war ein genialer Menschenfeind, der seine Arbeit liebte und wertschätzte. Nur Menschen konnte er nicht ausstehen. Wer nicht arbeitete, erschien ihm nutzlos. Zwar trug er einen Pferdeschwanz, kam aus dem Golden State und rauchte ab und zu mal einen Joint, aber er hatte nicht das geringste Verständnis für das »Laid back«-Ethos der Hippies und tolerierte es auch nicht. Zehn Jahre älter und doppelt so fit wie alle anderen in der Band, hatte dieser Big Kahuna in seiner Surfboard-Fabrik

alles unter Kontrolle. Wenn du mit einem persönlichen Anliegen kamst, das mehr als dreißig Sekunden in Anspruch nahm, drückte er dir einen Besen in die Hand und forderte dich auf – »Mach dich nützlich!« –, den Boden zu fegen. Und es war ihm ernst damit. Du fängst an zu fegen, oder du könntest gleich wieder gehen.

Tinker surfte nur an den spektakulären Tagen im September und Oktober, zum sogenannten Hurricane Surf, und das auf einem alten Balsaholz-Board, das eine Tonne wog. Er marschierte raus bis ans Ende der Mole, um ihn herum brachen die

riesigen Wellen, und am Ende der Befestigung warf er sein Brett ins Wasser, sprang hinterher und ritt dann auf dem größten Monster los, das sich aus den Meerestiefen der Ostküste aufbäumte. Wir standen am Strand und sahen ihm kopfschüttelnd zu ... Tinker. Er hielt uns an, uns für die Revolution zu rüsten, zu üben, wie man mit Pfeil und Bogen schießt, immer eine Perkussionspistole dabei zu haben und sie auch laden zu können. Wüste Feuergarben und Blitze explodierten aus den Läufen, wenn wir mit ihnen in die Dunkelheit unseres kleinen Teenager-Ödlands

schossen. »Springsteen«, sagte er dann immer, und er hat mich nie anders genannt, »Springsteen, du hast es drauf, du verzapfst keinen Scheiß wie die anderen Arschlöcher.« Ich hatte es drauf, und nein, ich baute keinen Scheiß: keine Drogen, kein Schnaps, Girls ... na ja, aber nur, solange sie nicht »der Musik« in die Quere kamen. Stör mich bei etwas, und du bist weg vom Fenster! Für mich würde es keine vergeudeten Tage geben und keine kaputten Nächte. Ich hatte es zur Genüge bei den anderen mit angesehen und wollte damit nichts

zu tun haben. Tinker und ich kamen bestens miteinander aus.

Ich hatte ihn im Upstage Club kennengelernt. Nach einem Set fing er mich ab, sagte mir, dass ich seiner Meinung nach tatsächlich spielen könne, und erwähnte Verbindungen zum Quicksilver Messenger Service in San Francisco. Er kenne James Cotton, den großartigen Bluesmusiker, und soviel er wisse, suche Janis Joplin gerade einen Gitarristen. Vielleicht könne ich mich ja um einen Platz in ihrer neuen Band bewerben. Das alles stimmte. Er habe einen Extraraum in seiner Fabrik, in dem wir proben

könnten, und wenn es noch irgendwas gebe, was er für mich tun könne, möge ich bei ihm vorbeischaun. Vor mir stand ein Mann mit einem eigenen Geschäft, mit Beziehungen, mit soliden Finanzen und einer starken Persönlichkeit. Und er zeigte Interesse an mir. Für einen verständnisvollen Ersatzdaddy war ich immer zu haben, und daher hingte ich mich an ihn dran. Er liebte die Musik und wusste, wenn er es sah und hörte, wenn er ein Talent vor sich hatte. Befähigung – welcher Art auch immer – war das Einzige, was er bereit war anzuerkennen.

Nachdem wir Freehold verlassen hatten, bezogen wir zunächst ein Quartier in Bradley Beach, nur ein paar Straßen vom Ozean entfernt. Ich erlebte einen beschaulichen Surfsommer und -herbst, und Jason Federici, das erste E-Street-Baby, kam zur Welt. Wir waren selbst noch Teenager, insofern befand sich dieses Kind jetzt in der Obhut von Kindern. Wir versammelten uns um den Kleinen und behandelten ihn ehrfürchtig wie das Wunder, das er war. Steel Mill erwählte die Surfboard-Fabrik zu seiner künstlerischen Residenz und nutzte

zum Proben den betonierten Raum, den Tinker uns im hinteren Teil der Manufaktur zur Verfügung gestellt hatte. Leider wurden die Mietzahlungen in Bradley jedes Mal wieder zu einer Art Nahtoderfahrung. Mad Dog und ich würden daher bald die Surfboard-Fabrik zu unserem Hauptwohnsitz machen. (Keine Miete!) Nachdem wir dort eingezogen waren, schlief Vini meist auf einer Matratze im Bad. Sein Kopf ruhte nur Zentimeter entfernt vom gurgelnden Toilettenbecken. Ich schlief in der Master Suite, einem Raum in etwa drei Meter Entfernung. Meine

Matratze lag in der einen Ecke, die von Tinker in der anderen, und wir hatten einen Kühlschrank und einen Fernseher. Im Lauf der nächsten paar Jahre atmete ich genügend Glasfaserpartikel und Kunstharzdämpfe ein, um die Hirnzellen einer ganzen Hundertschaft abzutöten. Die Verhältnisse waren beengt, sodass Tinker und ich uns bei der romantischen »Betreuung« der Damenwelt nicht sonderlich ausbreiten konnten. Privatsphäre war so gut wie nicht vorhanden. Sex in der Surfboard-Fabrik war immer eine

kurze, knappe Angelegenheit: verrichtet auf dem Betonfußboden, draußen an der Backsteinmauer, in einem Raum direkt neben anderen schwitzenden, gierenden Liebespäarchen oder – letzte Zuflucht – auf dem Rücksitz eines herrenlosen Autos draußen in irgendeiner staubigen Mulde auf der Industrietrache. Allzu wählerisch durfte man nun mal nicht sein. Aber wir kamen zurecht.

Vini Lopez lernte, als Shaper zu arbeiten, und schliff die Konturen von Tinkers neuen Shortboards so zu, dass sie sich nach vorn verjüngten und die

Bretter blitzschnell über die trübe Meeresbrandung Jerseys glitten. Ich sehe ihn immer noch vor mir, wie er da steht – von Kopf bis Fuß mit Glasfaserstaub bedeckt –, seinen OP-Mundschutz abnimmt und nach hinten in den Probenraum eilt. Wir nannten uns Child und spielten in den späten Sechzigern in den Bars und Nachtclubs entlang der ganzen Shore. Wir machten unsere eigene Musik, boten ab und zu auch Coverversionen an, und weil wir so gut waren, fehlte es uns nicht an Gigs. Die Shore, von Norden bis Süden, war immer noch Machtbereich der Top-40-Coverbands.

Wenn man nicht die einschlägigen Hits spielte, konnte man sich gleich beerdigen lassen. Also spielten wir ein paar, ließen uns aber nur selten auf Kompromisse ein. Die Fähigkeit, die Leute zu begeistern und zu unterhalten, sowie unser handwerkliches Können sicherten uns die Existenz.

Obwohl ich mich, wenn auch nur umständehalber, als Bohemien sah, nahm ich, wie bereits erwähnt, nie Drogen und trank auch keinen Alkohol. Einer meiner ehemaligen Zimmergenossen, ebenfalls ein Gitarrist, bereitete zu jener Zeit mit

einem Kopfschuss allem ein Ende, nachdem er sein Talent verschleudert und sein Leben verpfuscht hatte. Mir waren Menschen begegnet, die ihren Verstand zerrieben, die sich weggeschafft hatten und nie wiedergekommen waren. Mit ein bisschen Mühe gelang es mir, mich im Zaum zu halten, und ich dachte nicht daran, mir unberechenbare Wirkstoffe einzuverleiben. Ich musste die Kontrolle über mich behalten, brauchte die immer neu und schwer abzusteckenden Grenzen. Ich hatte Angst davor, was ich anderenfalls tun oder was mir widerfahren könnte. Ich

hatte bereits hinreichend persönliches Chaos erlebt, um mich nicht auf die Suche nach unbekannten Wirrnissen zu begeben. Während all der Jahre in unzähligen Bars konnte mich nur ein haltloser Trunkenbold, der mir auf den Pelz rückte, so wütend machen, dass ich am liebsten zugeschlagen hätte. Ich hatte meinen Dad erlebt ... und das reichte. Ich brauchte keine Aufputzmittel, um irgendetwas loszuwerden oder was zu finden. Die Musik machte mich so high, wie ich werden wollte.

Ich hatte Freunde, die ohne Rücksicht auf Verluste mit Drogen

experimentierten, und dann war da mein Bauarbeiter-Schwager, der vielleicht mal ein paar Langhaarige wie mich verdroschen hatte, ansonsten aber nicht die geringste typische »Sixties-Erfahrung« gemacht hatte. Er blieb sein Leben lang ein Mann der Fünfziger (wenn auch erheblich toleranter), während ich der Pseudohippie war (freie Liebe ging klar), aber die Gegenkultur stand der Definition nach im Widerspruch zu den konservativen proletarischen Lebenserfahrungen, die ich gemacht hatte. Ich stand zwischen den Fronten und gehörte weder zum einen noch

zum anderen Lager. Vielleicht passte ich aber ja auch zu beiden.

Die letzte Bar-Band

An der Ecke Sunset Avenue und Route 35 war der Pandemonium Club eröffnet worden, der modernste Nachtclub an der Shore. Er befand sich unterhalb der Anhöhe, auf der die Surfboard-Fabrik thronte. Wir konnten sogar zu Fuß hinlaufen. Man spielte auf einer kleinen Bühne direkt hinter dem Tresen, und nur eine kleine Gasse aus Schnapsflaschen, Eis, Bier und Barkeepern trennte dich von

den Gästen, die an der Bar saßen. Der Hintern der Bardame (je knackiger er war, umso schneller verging der Abend), der Tresen, die Hockersitzer, all diejenigen, die sich um die Bar versammelt hatten, ein paar Tische und die Tanzfläche breiteten sich in einem 180-Grad-Panorama um dich herum aus.

Das Pandemonium machte seinem Namen alle Ehre. In dem bunt gemischten Publikum fanden sich immer wieder Gruppierungen, die sich nicht miteinander vertrugen. Trucker auf dem Heimweg über die Route 35, Kids vom Monmouth

College, Touris, die wegen des Sandes und der See zur Shore gekommen waren, Hippies, die wegen der Musik da waren, und Saufnasen sämtlicher Schattierungen – sie alle wurden angezogen vom aktuellen Schick und pseudomondänen Dekor des Pandemonium. Die Gäste waren kulturell und sozial völlig verschieden geprägt. Man konnte ins Pandemonium gehen, um Musik zu hören, um Glückwünsche für ein soeben beendetes Set entgegenzunehmen *und* um sich außerdem wegen der langen Haare von irgendeinem Fernfahrer, einem

Footballschnösel oder einem
polyesterschweren Möchtegern-
Mafioso aus Long Branch anmachen
zu lassen. Für gewöhnlich war es dort
cool ... aber eben nicht immer.

Wenn man in einer Bar direkt
hinter dem Barkeeper spielt, wird man
aus einer einzigartigen Perspektive
Zeuge der menschlichen Dramen, die
sich vor dem Tresen anbahnen und
abspielen. Die Formel war jedes Mal
die gleiche, nur das Timing war von
Fall zu Fall verschieden.

Frau + Alk + Mann + Alk + zweiter
Mann + Alk = Schlägerei

Versonnen verfolgte ich das ewig gleiche Spiel, bis Abend für Abend Stühle flogen, Schläge trafen, Blut troff, geheucheltes weibliches Entsetzen allenthalben für den Weckruf sorgte und die Rausschmeißer ausschwärmten. Man konnte die Frühwarnzeichen erkennen wie bei einem heraufziehenden Unwetter. Einige der Girls hatten ihren Spaß daran. Manchmal konnte man die Rausschmeißer warnen, und sie beruhigten rechtzeitig die Gemüter, bis dann doch die erste Faust flog. Manchmal kam es allerdings so

plötzlich wie eine Sturmbö im Hochsommer und war genauso schnell wieder vorbei. Schnitt zur letzten Szene: Rausschmeißer atmen schwer, Shirts zerrissen, Blutspritzer überall, eine gaffende Menge, die sich im Flutlicht auf dem Parkplatz versammelt, die triumphierenden Blinklichter auf den Streifenwagen der einheimischen Polizei, die den umstehenden Gesichtern einen Rotschimmer verleihen, Cops, die angeschlagene Zeher abtransportieren. Alle gehen nach Hause.

Ein riesiger Sprung für die Menschheit

Am 20. Juli 1969, als der erste Mensch den Mond betrat, hatten wir in dem neuen Club unseren ersten Auftritt im Rahmen eines einwöchigen Engagements. Wenn wir unsere Sache gut machten, würde Gold auf uns herabregnen, und würden wir regelmäßig ins Pandemonium beordert, müssten wir vielleicht nicht mehr ganz so häufig von der Hand in den Mund leben. Wir könnten uns darauf konzentrieren zu schreiben, zu proben und vielleicht sogar ein paar

unserer Songs aufzunehmen. Der Manager des Pandemonium war »Baldy Hushpuppies«, der seinen Spitznamen erhalten hatte, weil er ein hoffnungsloser Fall von Lebemann mittleren Alters mit Glatze war, der an den Füßen stets Hush Puppies trug. Eines Abends war Baldy Hushpuppies nicht in der Stadt, und Baldy Hushpuppies junior, sein Sohn, kümmerte sich um den Laden. Wie der Zufall wollte, sollte die Band das nächste Set zu exakt der Minute beginnen, da die ersten Menschen auf dem Mond landen würden – um 21.56 Uhr. Die Hälfte des kleinen

Publikums aus ungefähr dreißig Leuten wollte, dass wir spielten, die andere Hälfte wollte jenen epochalen Moment der Menschheitsgeschichte andächtig miterleben. Wenn wir also loslegten, würden auf der Stelle die Ersten zur Bar laufen und uns bedeuten, still zu sein, sobald sich die Landung endlich anbahnte. Wenn wir dann aber aufhörten, würden sich andere beschweren, dass die Band nicht spielte.

Irgendwann hatten wir es satt und beschlossen: »Scheiß auf die Mondlandung. Das ist sowieso nur ein Trick von denen da oben. Scheiß auf

euch, Armstrong, Aldrin und Collins! Jetzt wird gerockt!« Mad Dog Lopez, Danny und ich waren dafür, es krachen zu lassen. Widerstand leistete nur unser Bassist Little Vinnie Roslin, ein kleines Technikfreak-Sensibelchen, der uns bekloppte Idioten nannte, die keinen Sinn für entscheidende Ereignisse der Menschheitsgeschichte hätten. Mit solchen Leuten wolle er nichts zu tun haben. Er legte den Bass ab und verließ die Bühne. Er hatte natürlich recht, aber wir hatten uns nun mal entschieden. Nur ein kleiner Schwarz-Weiß-Fernseher in der Ecke der Bar

übertrug die Sendung. Eine kleine Pro-Mondlandungs-Fraktion stand um das Gerät herum und konnte die Blicke nicht von den unscharfen Bildern abwenden, die ihr über eine Entfernung von zweihundertvierzigtausend Meilen aus dem All zugespielt wurden. Die Scheiß-auf-die-Mondlander-Truppe hing in unserer Nähe an der Bar ab und starrte in ihre Biergläser.

Schließlich hatte Mad Dog genug und brüllte ins Mikro: »Wenn nicht sofort jemand den Scheißfernseher ausmacht, komm ich runter und trete das Ding zu Schrott.« Nach dieser

Drohung kam Baldy Hushpuppies junior um die Bar geprescht und erklärte Vini, es sei *sein* Fernseher, und entweder halte Vini jetzt die Schnauze, oder wir könnten uns allesamt verpissen. Mad Dog Lopez hat sich derlei Anschauzer nie bieten lassen, damals genauso wenig wie heute. An jenem Abend trug er – typisch für ihn – ein extravagantes chinesisches Festgewand ... und sonst nichts. Binnen Sekunden gelang es ihm, ein Handgemenge mit dem Junior anzuzetteln. Damit waren wir gefeuert. Sechs Abende gut bezahlter Bar-Gigs, nicht mal weit weg von

daheim, lösten sich in die dünne Luft unter Vinis Robe auf. Stinksauer stiefelten wir den Hügel rauf, und jeder von uns gab Vini stumm zu verstehen, dass er's vermässelt hatte. Allerdings sollten wir uns ohnehin nicht mehr sehr lange mit Bar-Auftritten an der Shore abgeben. Das Konzertgeschäft wartete auf uns.

KAPITEL 18

STEEL MILL

Weil bereits eine andere Band unter dem Namen »Child« firmierte, suchten wir in einer spätabendlichen Brainstorming-Runde im Inkwell Coffee House im West End von Long Branch, New Jersey, nach einem neuen Bandnamen. Das Inkwell war

eine einheimische Institution, nur einen Block vom Strand entfernt und Langhaarigen wohlgesinnt. Der Inhaber wurde nur »Joe Inkwell« genannt – ein Typ mit Hitler-Gebaren, der einen in der Luft zerreißen konnte, wenn man ihn nur schräg ansah. Ich selbst kam halbwegs gut mit ihm aus, und der hundertprozentig im Stil der Beatgeneration eingerichtete Laden war spätabends ein sicherer Zufluchtsort für Ausgeflippte sämtlicher Schattierungen. Man konnte sich einen Cheeseburger reinziehen, mit den Kellnerinnen in

Jeans und schwarzen Strümpfen flirten und eine Weile in einer Umgebung abhängen, in der man sicher sein konnte, von niemandem attackiert zu werden ... außer womöglich vom Inhaber. Ich glaube, es war Mad Dog, der mit dem Vorschlag »Steel Mill« kam. Das klang nach der Richtung, die wir einschlagen wollten: proletarische Musik, heavy, mit lauten Gitarren und einem vom Southern Rock beeinflussten Sound. Wenn man das mit ein wenig Progressive und den vielen eigenen Songs mischte, kam Steel Mill heraus ... ihr wisst schon: *STEEL*

MILL ... wie *LED ZEPPELIN* ...
elementarer, Metal-beeinflusster Ur-
Rock mit nacktem Oberkörper.

Unter diesem Namen ließen wir in
endlos langen Auftritten die Gitarren
aufjaulen und kreischen, und unser
Publikum vergrößerte sich zusehends.
Zu unseren improvisierten Auftritten
in Parks, im örtlichen Zeughaus, auf
der großen Rasenfläche am
Monmouth College oder an anderen
Orten, die dem wachsenden
Stammpublikum genügend Platz
boten, kamen erst Hunderte, dann
irgendwann Tausende. Die Leute
wollten uns sehen. Unsere

Bühnenshow war rau und ruppig, und die Songs gingen so ins Ohr, dass die Menschen wiederkommen wollten, um sie noch mal zu hören, um sich die Texte einzuprägen und die Refrains mitzusingen. Langsam, aber sicher eroberten wir immer mehr Leute, die bald als echte Fans zu uns hielten.

Tinker fuhr mit uns zur University of Richmond in Virginia, wohin er Verbindungen hatte. Wir spielten gratis im Park, brachten die Einheimischen auf den Geschmack und wurden für Unifeste engagiert. Es dauerte nicht lange, bis wir in Richmond extrem populär waren und

bis zu dreitausend Fans zu unseren Southern-Konzerten kamen, obwohl wir nie auch nur eine einzige Platte unter unserem Namen veröffentlicht hatten. Unser Voodoo wirkte tatsächlich auch außerhalb des Garden State! In Bricktown, New Jersey, spielten wir als Vorgruppe von Grand Funk Railroad, stahlen ihnen die Show und zogen dann weiter gen Süden, wo wir im Vorprogramm von Chicago, Iron Butterfly und schließlich sogar von Ike und Tina Turner am Virginia War Memorial spielten. Es dauerte nicht lange, bis Richmond zu unserer zweiten Heimat wurde. Jetzt gab es

zwei Städte, in denen wir vierteljährlich auftreten konnten. Wir nahmen einen Dollar Eintritt und fuhren mit Tausenden nach Hause, die uns über magere Zeiten hinweghalfen. Der Haken war nur, dass wir unsere Präsenz an keinem der beiden Orte übertreiben durften. Einmal alle vier Monate war schon viel. Wir waren zu groß für die Bars geworden und noch zu klein, um richtig durchzustarten. Wir waren Opfer unseres eigenen Erfolgs, wie seltsam das auch klingen mag. Unsere Auftritte zogen Tausende Zuhörer an, aber um das Interesse wachzuhalten

und nicht an Status zu verlieren, mussten wir uns rar machen. Wir sahen uns nach anderen Auftrittsorten um, spielten als Vorband für Roy Orbison bei einem Festival in Nashville, Tennessee, außerdem in Chapel Hill, North Carolina, aber dass wir regelmäßig Sandwiches und Cheeseburger zwischen die Zähne bekamen, hatten wir unseren Fans in Jersey und Virginia zu verdanken. Die langen Wochen zwischen den Auftritten verschafften uns die Zeit, zu proben, unser Zusammenspiel zu verfeinern und es uns in der einzigartigen Position als authentische

lokale Superstars bequem zu machen, die außerhalb ihrer beiden Reviere vollkommen unbekannt blieben. Also ... was sollten wir tun?

Auf nach Westen, junger Mann

Tinker unterhielt uns immer wieder mit Geschichten über San Francisco. Mann, es war immerhin 1970! Warum gehen wir nicht da runter und zeigen denen, was wir können? Wir hatten seit einem Jahr mit landesweit bekannten Bands gespielt und gegen sie nicht mal schlecht ausgesehen. Also her mit den dicken Fischen aus Frisco!

Wir waren mächtig großspurig, aber auch so gut, dass wir uns überall einen Namen machten. Wir hielten uns für die beste unentdeckte Truppe, die man je gehört hatte, und beknieten Tinker, uns an jenen Ort zu bringen, wo die Hippies frei herumliefen. Wir machten einen Deal. Tinker schlug vor, wenn wir jeder hundert Dollar sparten und unsere Originaltitel zu Papier brächten, um sie urheberrechtlich schützen zu lassen, würde er uns bis runter an das ferne Gestade bringen. Daraufhin setzten Danny und ich uns am Abend an den Esszimmertisch und brauchten zwei

geschlagene Stunden, um auch nur einen einzigen Song auf Notenpapier zu bannen. »Scheiß drauf«, sagten wir uns irgendwann, »füllen wir den Rest doch einfach mit irgendwelchen Noten auf. Das merkt Tinker doch nie.« Und so machten wir es. Wir spielten ein letztes Konzert in der Surfboard-Fabrik, um an ein bisschen Startkapital zu kommen, zimmerten uns eine Sperrholzbox, die genau auf Tinkers Pritschenwagen passte, deckten sie mit einer Army-Plane ab, um sie vor Nässe zu schützen, und rüsteten zusätzlich Dannys Kombi mit Matratzen und Wasser aus. Mit diesen

beiden Fahrzeugen, je hundert Dollar in der Tasche und einem Stoßgebet sollten wir es doch wohl schaffen, in drei Tagen den Kontinent zu durchqueren. Wir waren für einen Silvester-Gig, für den es Geld geben sollte, am kalifornischen Esalen-Institut in den Bergen von Big Sur gebucht. Esalen war eins der ersten Studienzentren in den Vereinigten Staaten, die sich der Erforschung des menschlichen Potenzials widmeten. Zu jener Zeit hatten wir davon noch nie gehört, für uns war es nichts weiter als ein Gig. Wir hatten nicht den leisesten Schimmer, wohin es uns verschlagen

würde. Abgesehen von den kurzen Ausflügen in den Südosten war bis auf Tinker keiner von uns je außerhalb von New Jersey gewesen.

Am Abend vor der Abreise nach Kalifornien gingen Mad Dog und ich ins Kino, um uns *Easy Rider* anzusehen. Keine besonders gute Einstimmung auf die Reise. Uns beschlich ein leises Unbehagen, als wir mit ansahen, wie Peter Fonda und Dennis Hopper auf ihren Motorrädern Amerika durchquerten. Bei der letzten Szene, in der ein Cro-Magnon-Hinterwäldler Hopper vom Motorrad schießt, dämmerte uns, dass Leute wie wir

dort unten womöglich nicht allzu freundlich aufgenommen würden. Tinker hatte das natürlich in Betracht gezogen, und so würden wir nicht als friedliebende Hippies kommen, sondern wären bewaffnet. Wir hatten unsere Perkussionspistolen – absolut legal – im Führerhaus des Pritschenwagens gebunkert ... und natürlich sollten wir in Situationen geraten, in denen wir ein paar »bad vibes« verspürten – ein Tankwart, der kein Benzin rausrücken wollte, ein Diner, in dem die Luft brannte –, aber aber richtiger Ärger blieb uns erspart. Immerhin beherrschte Tinker die

universelle Sprache aller
Autoschrauber. Es ist schon
erstaunlich, wie schnell ein wenig
Fachsimpelei über Motoren
interkulturelle Schranken aus dem
Weg räumen kann. Der Ford, in dem
wir saßen, war fast schon ein
Museumsstück, und neugierig fragten
uns die Leute nach diesem
Vierzigerjahrere Relikt aus. Außerdem
wollte man nur zu gern wissen, was
zum Teufel wir eigentlich vorhatten.
Mit seiner lakonischen Art und dem
überzeugenden Sachverstand, was die
mystischen Eigenschaften eines
Verbrennungsmotors betraf, hätte

Tink selbst ein Gespräch mit dem Oberbonzen des Ku Klux Klan in unverfängliche Bahnen lenken können. Tink verband sein umfangreiches Wissen als Schrauber mit einer eigentümlichen und eindrucksvollen Selbstsicherheit, die jedes Ressentiment ausräumte. Schlug das jedoch fehl, erweckte er zumindest immer noch den Eindruck, jederzeit entschlossen zur Waffe greifen und schießen zu können.

Der Morgen brach an, der Pritschenwagen wurde beladen und der Kombi eingeräumt. Ich war einundzwanzig, und wir fuhren

westwärts. Der Westen ... ein Traum!
Der Westen ... Kalifornien! Dort, wo
die Musik war! The Haight, San
Francisco, Jefferson Airplane, Grateful
Dead – und Moby Grape, eine von
Steves und meinen ewigen
Lieblingsbands! Der Westen ...
Freiheit! Meine Leute waren doch
ebenfalls dort. Ich hatte von den
Wüsten gehört, von den Palmen, dem
Wetter, vom Seal Rock, den
Mammutbäumen in Muir Woods, der
Bay, der Golden Gate Bridge ... In
unseren seltenen Telefonaten hatte
Mom mir von ihrem neuen Leben
dort erzählt. Seit fast einem Jahr hatte

ich meine Eltern und meine jüngste Schwester nicht mehr gesehen. Damals konnte sich niemand von uns die Busfahrt quer durchs ganze Land, geschweige denn eine Bahn- oder Flugreise leisten. Mir war überhaupt noch nie jemand begegnet, der je in einem Flugzeug gesessen hatte. Jetzt war es also so weit. Mit meiner Karrierekarawane würde ich zum Familientreffen anrücken, und wir würden alles richtigstellen.

Unser Konvoi aus zwei Fahrzeugen brach im Morgengrauen auf, ließ die Surfboard-Fabrik im Industriegebiet hinter sich, erreichte die Route 35, bog

auf die 33 West und dann auf den New Jersey Turnpike South. Es war Winter, und wir hatten uns für die südliche Strecke entschieden, um so viel Eis und Schnee wie möglich zu vermeiden. Wir waren zu siebt: Tinker, ich, Vinnie Roslin, Mad Dog, Danny, ein Kumpel, der nach Westen wollte und als Fahrer einspringen würde, und schließlich Tinkers allerliebstes Lebewesen, J. T. Woofer, seine Hündin. In der Fahrerkabine des Vierziger-Pritschenwagens fanden Tinker und ich zusammen mit J. T. bequem Platz. Die restliche

Mannschaft saß in Dannys Kombi aus den Sechzigern.

Wir hatten drei Tage, um bis Kalifornien zu kommen. Für Motels war kein Geld da, und Campingsachen hatten wir nicht. Also würden wir durchfahren: Wir würden uns am Steuer abwechseln und nur zum Essen und zum Tanken halten. Ich selbst fuhr damals nicht ... Ich hatte nie ein Auto besessen und hatte überdies keinen Führerschein. Mit einundzwanzig waren meine Transportmittel das Zweirad und der Tramperdaumen. Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr, fuhr ich per

Anhalter, wo immer ich hinmusste, und hatte mich bestens damit abgefunden. Wenn ich sage, ich fuhr nicht, meine ich: ICH KONNTE NICHT FAHREN. Ich hätte im Leben nicht gefahrlos Auto fahren können. Mein Alter hatte nicht genügend Geduld gehabt, um es mir beizubringen, und nach einem schlingernden und stotternden Kurztrip über den Parkplatz des Freehold Raceway hatte Tex die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und aufgegeben. Ich war hinterm Lenkrad ein Totalausfall und deswegen auf diesem

Trip auch nicht als Fahrer eingeteilt worden. Insofern waren wir nur froh, dass ein weiterer Mann mit von der Partie war. Für mich würde es noch jahrelang kein »Racing in the Street« geben.

Alles lief gut ... bis wir nach Nashville kamen. Irgendwie wurden Tink, J. T. und ich dort von dem Wagen mit den anderen Fahrern, an dessen Steuer gerade »Phantom« Dan Federici saß, getrennt. (Später hieß es nur: »Wir haben uns in sämtliche Richtungen umgesehen, aber ihr wart einfach verschwunden.«) Daraus ergab sich ein enormes Problem.

Sämtliche Ersatzfahrer saßen bei Danny im Wagen. Um es bis ins kalifornische Big Sur zu schaffen – von New Jersey aus dreitausend Meilen in drei Tagen –, *mussten* wir rund um die Uhr fahren. Die Räder durften schlicht nicht stillstehen, wenn wir es bis Silvester und zu unserem ersten Gig schaffen wollten. Tausende Meilen lagen vor uns, und Tinker würde das allein nicht hinkriegen. Nachdem der Hund nicht fahren konnte, blieb nur ich ...

»Ich kann nicht mehr«, sagte Tinker an jenem Abend gegen Mitternacht. »Jetzt bist du dran.«

»Du weißt doch, dass ich gar nicht fahren kann?!«

»Ist doch nichts dabei. Außerdem *musst* du fahren – oder wir kommen nicht rechtzeitig zu dem einzigen Job, den wir an der West Coast haben.«

Also klemmte ich mich hinters Lenkrad des uralten Ungetüms, das mich an einen jener Laster erinnerte, die in Clouzots *Lohn der Angst* Nitroglyzerin durch die Urwälder Mittelamerikas transportiert hatten. Was folgte, war mehr als übel: ohrenbetäubendes Knirschen beim widerspenstigen Einrasten der edlen Oldtimergänge und unkontrollierte

Bocksprünge quer über die Fahrbahn, eine Lenkung, die sich selbstständig zu machen schien und den wuchtigen Wagen mit dem gesamten Equipment und all unseren sonstigen Wertgegenständen, die sich in der Kiste unter der Plane befanden, derart ins Schlingern brachte, dass er sich kaum mehr auf der vorgesehenen Spur halten ließ. Ein Frontalzusammenstoß mit nichts ahnenden, vertrauensseligen Verkehrsteilnehmern aus der Gegenrichtung war fast schon unausweichlich.

Aber es musste eben sein. Daher

machten wir es so: Nachdem uns klar geworden war, dass ich keinesfalls in der Lage sein würde, mit dem Wagen loszufahren, legte Tinker den ersten Gang ein und brachte den Wagen ins Rollen. Dann tauschten wir die Plätze in der engen Kabine, wobei ich immer mal wieder auf J. T. trat, die auf dem Boden lag und aufheulte. Ich übernahm vom zweiten bis zum vierten Gang, solange wir uns auf dem Highway fortbewegten. Mit dieser Methode legten wir Aberhunderte Meilen zurück – den gesamten restlichen Weg. Von Danny oder dem anderen Fahrzeug hörten wir nichts

mehr. Wir hatten natürlich keinen Plan B für den Fall gehabt, dass jemand verloren gehen könnte – Handys gab es damals nicht. Zumindest hatten wir einen gemeinsamen Zielort, und deshalb fuhren wir einfach weiter der Sonne entgegen. Leider wurde es für Carl Virgil West keine besonders geruhsame Fahrt. Während er »Schlafpausen« einlegte, kutschte ich uns durch die Wüsten nacht, schlingerte von einer Seite des Highways zur anderen, und wann immer ich mich verstohlen zu ihm umsah und in seine schreckerfüllten,

weit aufgerissenen Augen blickte, konnte ich ihm nicht den geringsten Vorwurf machen. Meine Fahrweise war einfach grottenschlecht. Wir konnten von Glück sagen, dass ich uns nicht in den Tod steuerte.

Die ganze Fahrt über blieb der Wagen gleich schwer zu bändigen. Aber ich fuhr – ohne Führerschein, ohne spezielle Genehmigung, ohne Erfahrung. Wenn wir uns einer Staatsgrenze näherten, einer Mautstation oder einer Waage, versetzte ich Tinker einen Stoß in die Rippen, und ohne anzuhalten, tauschten wir flugs die Plätze. Mit der

Zeit funktionierte das einigermaßen gut, aber wann immer wir im Gebirge an einen Pass kamen, überkam uns Angst und Schrecken. Der Laster hatte eine Knüppelschaltung, und die Lenkung reagierte nur schwerfällig. Man musste kuppeln, schalten, kuppeln, schalten, kuppeln, schalten, der Motor winselte um Gnade, kam auf Touren, schlaffte wieder ab, immer vor und wieder zurück. Der reinste Mord, den ich ihm antat – doch als wir Kalifornien irgendwann erreichten, konnte ich Auto fahren, und Tinker war in so mancher

schlaflosen Stunde das eine oder andere graue Haar gewachsen.

Westen

Die Landschaft war traumhaft schön. Ich war regelrecht euphorisch, als ich im Morgengrauen unseren Pritschenwagen durch die Wüste lenkte, die dunkelblauen und violetten Schattenspiele der Canyons bestaunte und in den fahlgelben Morgenhimmel schaute, aus dem alle Farbe gewichen war, sodass hinter uns nur noch die schwarzen Silhouetten der Berge blieben. Je weiter die Sonne in

unserem Rücken aufstieg, umso lebendiger leuchteten die tiefroten und braunen Ebenen und Anhöhen. In der trockenen Hitze wurden meine Handflächen am Lenkrad salzig weiß. Der Morgen ließ die Erde in gedeckten Farben erwachen, dann folgte das kontrastlose Licht der Mittagssonne, und alles verschwamm zu einem Horizont, der sich über zwei asphaltgraue Fahrspuren senkte und verschwand ... im Nichts, jenem Ort, den ich am liebsten habe. Dann der Abend, wenn das rote Sonnenlicht die Augen blendet und Goldstaub auf die westlichen Berge rieseln lässt ... Ich

fühlte mich wie zu Hause und hatte mich für alle Zeit in die Wüste verliebt.

Tapfer kämpften wir uns weiter voran, durch Texas, New Mexico und Arizona bis zur kalifornischen Grenze und dann weiter nördlich in Richtung der Berge von Big Sur. Wir waren fast am Ziel – nur eine Halloween-Nacht des Schreckens mussten wir noch überstehen. Der Highway 1 nach Big Sur war durch ein Unwetter an der Küste unterspült worden, eigentlich nichts Ungewöhnliches, und Tinker studierte die Karte, um nach einer Alternativroute zu suchen. Wir hielten

im Niemandsland an einer Tankstelle und wollten irgendeinen Einheimischen um Rat bitten. Tinker zeigte ihm die Karte, deutete auf eine feine Schlangenlinie und fragte: »Was ist damit?«

»Hinlotsen kann ich Sie«, antwortete der Tankwart, »aber mit Ihrer Karre sollten Sie die Straße besser nicht befahren.«

Tinker und sein renitenter Widerspruchsgeist hörten nur den ersten Teil der Antwort. Also nahmen wir die Straße. Die ersten paar Meilen erstreckte sich ein frisch asphaltierter Highway vor uns, aber gleich nach

einer unübersichtlichen Kurve verwandelte sich die Straße urplötzlich in eine Rutschbahn aus Staub und Schotter. Uns erwartete eine Höllenfahrt. Auf der Fahrerseite konnte man die Steilwand durchs offene Fenster berühren, und auf der Beifahrerseite gähnte vor dem Fenster – durch keine Leitplanke gesichert – eine abgrundtiefe Schlucht, erwartungsvoll wie eine leere Grabstätte. Kein Mucks mehr von Tinker. Sein stierer, stechender Blick glich dem eines Zombies. Drei mitternächtliche Stunden und dreißig Meilen holperten, rutschten und

rollten wir über die unbezwingbare Passstraße. J. T. klebte regelrecht am Boden, als wäre ihr kurzes Hundeleben durch Mörserbeschuss bedroht. Offenbar spürte sie, dass unser aller Leben am seidenen Faden hing. Nach etwa einer Stunde kapitulierte mein Magen. Der Blick aus der Fahrerkabine wurde mir einfach zu viel. Ich kauerte mich auf den Sitz und schloss die Augen. Schlafen konnte ich natürlich nicht. Der Wagen schlingerte und schwankte, und von den Bergwänden prasselte Geröll wie Hagel auf uns nieder. Eine letzte Kurve noch – und

es war vorbei. Der Highway lag wieder offen vor uns, und zu guter Letzt rumpelten wir durch das Tor des Esalen-Instituts in Big Sur. Weit und breit kein Licht, bloß stockdunkle Nacht. Auf der Suche nach unserer Unterkunft lief ich einen schmalen Pfad hinab ... als Schwarzseher in den kalifornischen Bergen.

Gophers Palast

Wir sollten bei Gopher unterkommen, einem Freund von Tinker, und zwar auf der »Arbeiter«-Seite des kleinen Bachs, der das Esalen-Personal von

den wohlhabenden Gästen trennte, die um der Nabelschau willen hierhergekommen waren. Allerdings war Gopher nicht ganz leicht zu finden. Er wohnte direkt am Steilhang auf einem Baum, hatte sein Zuhause um einen turmhohen Eukalyptus herum gestaltet, dessen Stamm vom Wohnzimmerboden durch einen offenen Schlafraum und durchs Dach ragte. (Hallo, Big Sur!) Es gab einen Kamin, aber keine Toilette und auch kein fließend Wasser. Im Inneren des Hauses kletterte man den Baum hinauf, um in den Schlafraum zu gelangen – für Heinzelmännchen der

perfekte Ort, aber sobald wir einzogen, waren die winzigen »Zimmer« ruck, zuck voll bis obenhin: Tink, ich, J. T. und endlich auch das vermisste Trio Danny und die beiden Vinnies, die irgendwann aus dem Buschwerk gekrochen kamen. Sie waren meinem Gitarrengeklimmer zu Gophers Palast gefolgt, und wir feierten unsere Wiedervereinigung, indem wir einander mit den Schilderungen unserer Erlebnisse zu übertrumpfen versuchten.

Am frühen Abend vor unserer Ankunft hatte Gopher geglaubt, einen Eindringling im Busch zu hören. Er

hatte mit seiner Schrotflinte in die Nacht gefeuert und dabei einen Kurzschluss auf der gesamten Seite des Bergs verursacht. Zusammengedrängt wie Neandertaler im Zentrum einer unsichtbaren neuen Welt saßen wir daraufhin im Feuerschein. Irgendwann schliefen wir erschöpft ein. Als wir im Morgengrauen aufwachten und aus Gophers Eingangstür ins Freie traten, verschlug es uns die Sprache: gigantische, ewig alte Bäume, eine derart üppige Vegetation, dass man sich nur darin verirren konnte, kaum dass man einige Schritte vom Pfad

abwich, und eine Farbenpracht – bunte Winterblumen auf grünen Berghängen hoch über dem smaragdgrünen Pazifik, der im Schein der aufgehenden Sonne zu lodern schien. Mit ein bisschen Geduld konnte man in der Ferne sogar die Wasserfontänen von Walen sehen! Ich hatte noch nie in meinem Leben derart inmitten der Natur gestanden, und ich spürte ihre verehrungswürdige, berauschte Kraft. Ich lief auf einen Baum zu, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Er schien vielfarbiges Laub zu tragen ... bis ich direkt davor stand und Tausende Schmetterlinge in den

stahlblauen Himmel stoben. Das hier war eine andere Welt.

Wir hatten uns schnell orientiert. Dass wir uns im Quartier der Arbeiter befanden, war grundsätzlich auch so gedacht. Es sollte noch Jahre dauern, bis ich in der Lage wäre, meinen eigenen reichen Nabel zu beschauen, und auf der anderen Seite des Bachs gingen Dinge vor sich, auf die wir uns sowieso keinen Reim machen konnten. Mad Dog und ich wurden beispielsweise gleich zu Anfang Zeuge, wie sich die Mitglieder einer Gruppe in weiße Laken wickelten und sich auf dem Rasen lümmelten, um sich in ihre

»Amöbenphase« zurückzusetzen.
Vini und ich fanden das wahnsinnig
komisch und waren uns darin einig,
dass dieser Ort zwar grandios sein
mochte, aber anscheinend auch zu
einer gehörigen Portion
Jahrmarktquacksalberei einlud, die
uns aus Jersey wohlvertraut war und
sich hier im New-Age-Mäntelchen
esoterischer Doppelzüngigkeit
präsentierte. Dann die aus der
Felswand mit Blick übers Meer
sprudelnden heißen Quellen ... heiße
Quellen, ein kaltes Bad und
rundherum nackte Menschen. Das
gefiel uns weltfremden Jersey-Jungs

natürlich, und wir verbrachten so viel Zeit wie irgend möglich damit, den vermögenden Ladys unsere Aufwartung zu machen und fröhlich im ozeanischen Lebenselixier zu planschen. Einige von uns »freundeten« sich besser mit den zahlenden Gästen an und schlichen nachts rüber zur anderen Seite. Damit wir zu essen hatten, schmuggelte das Personal uns morgens Frühstück aus der Küche, und tagsüber streiften wir umher, beobachteten den Esoterikzirkus in der Lodge oder probten in einem kleinen Schuppen

am Meer für unseren großen Silvesterauftritt.

Eines Nachmittags machte ich einen langen Spaziergang durch den Wald. Um mich nicht zu verlaufen, folgte ich dem Pfad, bis ich irgendwann eine Congatrommel hörte. Nach ungefähr zehn Minuten traf ich auf einer Lichtung einen hochgewachsenen, hageren Schwarzen, der einen Dashiki trug und mit seinem Congakonzert die Fauna beglückte. Er sah auf, und von Angesicht zu Angesicht stand ich Richard Blackwell gegenüber, meinem Homie aus Freehold, mit dem ich aufgewachsen war. Was für ein

unglaublicher Zufall! Wir teilten einen »Doktor Livingstone, nehme ich an«-Moment, konnten es nicht fassen, dass wir beide Abertausend Meilen von daheim entfernt zur selben Zeit am selben Ort waren, und beschlossen, es als Wink des Schicksals anzusehen. Ich fragte ihn, ob er Lust hätte, für den Rest unserer West-Coast-Tour bei Steel Mill einzusteigen. Erste Station – Silvester.

Als der Abend endlich kam, ging die Post ab, und zwar nach echter Westküstenmanier. Aus den Bergen kamen tätowierte Earth-Mamas, alte grauhaarige Berg-Opas,

verführerische junge Hippiemädchen auf LSD, die in Zungen redeten und ficken wollten. Es gab Drogen im Überfluss, und entsprechend bediente unsere Show die Niederungen der kalifornischen Acid-Kultur. Tanzen in Trance, Einheimische mischten sich fröhlich unter zahlende Gäste, und wir spielten das Publikum in Verzückung, auch dank Nachbarkumpel Richard Blackwell, der an den Congas zusammen mit Tinker durchgehend für pulsierenden Rhythmus sorgte. Als provinzieller Jersey Boy kam ich mit der überbordenden Spaßsucht irgendwann kaum mehr zurecht.

Jeder drängte einem Drogen auf – und in meiner Zaghaftigkeit machte ich sturer Bock nicht mit. Deswegen spielte ich und spielte, und sie zogen mit, die Hippies aus den Bergen an ihren lodernden Lagerfeuern, uralte Gesichter mit verdrehten Augen, gemeinsam mit wohlhabenden Mittelschichtlern, die um der Erleuchtung willen in den Westen gekommen waren und reichlich hingeblättert hatten für etwas, was wir ihnen in New Jersey für zwei Dollar geboten hätten.

Gegen Morgen wurde es endlich ruhiger. Die Leute machten sich

wieder auf den Heimweg in die Berge. Wir hatten sie gut unterhalten und waren selbst auch unterhalten worden, aber es war anders als zu Hause gewesen. Hier fügte sich die Musik in ein umfassenderes Geschehen, bei dem es um eine »stammesspezifische Bewusstseinsbildung« ging und der Musiker eher Schamane oder psychischer Vermittler war, eher mystischer Mensch als Hardrocker oder Soul-Entertainer. Ich hatte die Band und die Fähigkeiten, das hinzukriegen, aber ich war mir nicht ganz sicher, ob ich mich damit zufriedengeben wollte.

Wir blieben noch ein paar Tage und genossen Big Sur. Am Morgen unserer Abreise saß ich mit einem ziemlich konventionellen texanischen Unternehmer mittleren Alters auf einer Bank, und wir blickten über den Pazifik. Er hatte sich hier im Land der Freaks verloren gefühlt und sein Heil in Esalen gesucht. Ich fragte ihn, weshalb genau er hierhergekommen sei. »Ich hab 'ne Menge Geld verdient und bin nicht glücklich«, antwortete er. Es sollte noch Jahre dauern, ehe ich mich mit einer ähnlichen Problematik würde auseinandersetzen müssen. Trotzdem hatte er etwas, was mich

anrührte. In einer Welt des Kommerzes, in die das Leben ihn gestürzt hatte, war er auf der Suche nach etwas, was darüber hinausging, den weiten Weg hierhergekommen, hatte sein seelenloses Bargeld auf den Tisch gelegt und sich geöffnet. Ich wünschte ihm Glück ... und hoffte, dass er in guten Händen war.

Ein paar Stunden später saß ich mit meiner Reisetasche auf dem Schoß am grünen Rand des Highway 1, die Sonne brannte hoch am Himmel, und ich beobachtete eine kleine Armee aus Ameisen, die zwischen meinen Stiefeln hindurcheilten und leichte

Lasten zu ihrem Staat am Berghang schleppten. Ich blickte über den Highway gen Norden und wartete. Der Geruch von Eukalyptusborke und hohem Gras – dieser einzigartige Geruch Kaliforniens – erinnerte mich daran, dass ich ein junger Reisender in einem fremden Land war. Ein gutes Gefühl. Ein Habicht kreiste im eintönig blauen Himmel über mir, und es vergingen vierzig Minuten, dann eine Stunde. Ein Auto wurde langsamer und hielt vor mir am Straßenrand. Durch das gleißende Sonnenlicht, das sich auf der Windschutzscheibe brach, sah ich zwei

freudig lächelnde Gesichter. Mom und Dad waren gekommen, ihren einzigen Sohn in ihrem gelobten Land willkommen zu heißen.

Promised Land

Für meine Eltern bestand das »Land of Hope and Dreams« aus einer kleinen Wohnung mit zwei Schlafzimmern im ersten Stock einer Wohnanlage in einer typisch kalifornischen Vorstadt namens San Mateo. Küche und Wohnzimmer gingen ineinander über, ein Schlafzimmer nutzten meine Eltern,

ein kleineres gehörte meiner jüngsten Schwester. Sie waren stolz auf ihr neues Zuhause. Sie liebten Kalifornien, hatten Arbeit und führten ein neues Leben. Mein Vater hatte angefangen, Aquarelle zu malen (nach Zahlen), und außerdem quetschte er mit seinen fanghandschuhgroßen Pranken schräge Töne aus der Heimorgel. Er schien sich wohlfühlen. Freehold zu verlassen hatte ihm gutgetan. Mom arbeitete auch hier wieder als angesehene Rechtsanwaltssekretärin, und zwar in einer Kanzlei im Hillsdale Shopping

Center. Mein Vater fuhr Bus am Flughafen.

Ich schlief auf der Wohnzimmercouch, genoss die Hausmannskost, durchstöberte die Secondhandläden von St. Vincent de Paul und der Heilsarmee und war einfach froh, »daheim« zu sein. Ich saß gerade im Wohnzimmer vor dem Fernseher, als meine achtjährige Schwester mir als Willkommensgeschenk einen Kuchen backen wollte. Auf dem Küchentisch hatte sie eine große Schüssel Teig und ein Rührgerät bereitgestellt. Plötzlich hörte ich ein markerschütterndes

Kreischen, als wäre ein Eichhörnchen mit seinem Schwanz in einen Rasenmäher geraten. Ich rannte in die Küche. Kuchenteig war über sämtliche Wände gespritzt, und meine kleine Schwester jaulte und presste sich das Rührgerät – das immer noch lief! – fest an den Kopf. Erst begriff ich überhaupt nicht, was geschehen war. Dann dämmerte mir, dass sich eine Strähne ihres langen braunen Haars in die Quirle verwickelt haben musste, sodass das Ding jetzt schrill kreischend direkt an ihrem kleinen Kopf vibrierte. Stecker raus, Schere gezückt,

ein paar Küsschen, ein bisschen Lachen, und sie war wieder okay.

Nach einer Weile schlugen auch die anderen Bandmitglieder ihre Zelte im Wohnzimmer meiner Eltern auf, allerdings nur für einige Nächte. Wir waren schließlich gekommen, um entdeckt zu werden, und mussten wieder an die Arbeit. Also packten wir unsere Sachen und machten uns auf den Weg nach San Francisco zu unserem ersten Vorspieltermin. Wir fuhren beim Family Dog vor, einem altherwürdigen Ballroom und dem Sitz von Quicksilver Messenger Service. Dort, hieß es, würden neue

Bands gesucht, die als Vorgruppen größere Acts unterstützen sollten. Zu dieser Chance hatte Tinker uns verholten. Ich weiß noch, dass an jenem sonnigen Nachmittag drei oder vier Bands zum Vorspielen antraten. Die ersten beiden waren nicht sonderlich aufregend. Zuversichtlich bestiegen wir die Bühne und legten einen ordentlichen Auftritt hin, spielten vielleicht zwanzig Minuten all die Sachen, die uns daheim zu Stars gemacht hatten, und zweifelten keine Sekunde daran, dass wir den Gig bekommen würden. Nach unserem Set spielte die vierte Band. Sie waren

gut, musikalisch anspruchsvoll, hatten mehrere Gesangssolisten und ein paar wirklich starke Songs. Sie legten zwar keine Show hin, wie wir es getan hatten, aber das schien sie nicht zu kümmern. Sie spielten einfach ... sehr, sehr gut. Und sie kriegten den Gig. Wir hatten das Nachsehen. Als das Ergebnis bekannt gegeben wurde, reklamierten alle anderen, das wäre Beschiss, der Typ, dem der Laden gehörte, hätte ja keine Ahnung ... bla, bla, bla ...

Am selben Abend kehrte ich zu meinen Eltern zurück und lag dort eine Weile nachdenklich auf der

Couch. Sie waren besser gewesen als wir, dabei hatte ich schon lange keine Band mehr gesehen, schon gar keine unbekannte, die uns übertroffen hätte ... die *mich* übertroffen hätte. Trotzdem hatte der Typ, der fürs Booking zuständig gewesen war, recht gehabt. Mein Selbstbewusstsein war leicht angeknackst. Außerdem musste ich wohl oder übel noch einer weiteren unangenehmen Tatsache ins Gesicht sehen: Wir würden hier niemals die Leitwölfe werden, die wir in unserem Heimatstädtchen waren. Hier würden wir bloß eine von vielen durchaus talentierten, kreativen Musikgruppen

sein, die sich alle um denselben kleinen Fressnapf balgten. Sieh an. Ich war gut – sehr gut sogar –, aber nicht annähernd so gut oder so außergewöhnlich, wie mir eingeredet worden war oder wie ich selbst gedacht hatte. Hier in dieser Stadt gab es Typen, die auf ihre Art mindestens genauso gut waren wie ich. Mit einer solchen Tatsache hatte ich mich schon lange nicht mehr auseinandersetzen müssen. Es bedurfte also einer objektiven Neueinschätzung.

Ein paar Tage später war es wieder so weit. Wir spielten in einem Club namens Matrix vor, und diesmal

bekamen wir den Gig. Wir würden als Vorgruppe für Boz Scaggs, Elvin Bishop und Charlie Musselwhite auftreten und sollten dafür eine unserer ersten uneingeschränkten Lobeshymnen kassieren: Im *San Francisco Examiner* schrieb Philip Elwood in Anspielung auf den Regen an jenem Abend eine Kritik unter dem Titel *A Wet Night with Steel Mill*, wie wir sie uns positiver nicht hätten wünschen können. »Noch nie«, hieß es in dem Artikel, »bin ich von unbekannten Talenten derart überrascht worden.« Das verschaffte uns den nötigen Auftrieb, um die

Leute und die Zeitungen zu Hause zu beeindrucken ... und die Hoffnung, dass uns hier vielleicht ja doch noch eine Zukunft erwartete. Im Matrix verdienten wir gerade genug, um die Straßenmaut über die Bay Bridge zu bezahlen und uns ein paar Hotdogs zu leisten. Ja, wir spielten quasi gratis. Eine tolle Erfahrung. Wir lernten Musiker kennen, die bereits eigene Alben aufnahmen, und unterhielten uns mit ihnen. Natürlich waren wir nicht diejenigen, derentwegen das Publikum gekommen war, und mussten entsprechend schuften, was wir aber auch taten. Ich glaube nicht,

dass wir jemanden einschüchterten. Aber ein ums andere Mal beeindruckten wir unseren Teil des Publikums.

Unsere nächste Station war Bill Grahams Fillmore West, das Walhalla San Franciscos.

In der Halle der Götter

Sie alle hatten schon auf dieser Bühne gestanden: The Band, B. B. King, Aretha, San Franciscos bekannteste Gruppen ... und jeden Dienstagabend durfte im Fillmore vorgespielt werden. Wir machten einen Termin aus, und

mit flatternden Nerven fuhren wir los, um die Bühne zu entern und uns einen Namen zu machen. Wir waren eine von fünf oder sechs Bands, die jeweils ungefähr eine Stunde lang für ein zahlendes Publikum spielten, das auf dem Boden hockte. Wir waren alle gut – das mussten wir auch sein, damit wir überhaupt zu der Audition zugelassen wurden –, aber jemand Aufsehenerregendes war nach meiner Ansicht nicht dabei. Manche dudelten sogar im typisch entspannten San-Francisco-Stil einfach vor sich hin. Als schließlich die Arbeiter aus New Jersey die Bühne übernahmen, war mit

einem Schlag alles anders. Wir ließen es krachen, eröffneten unsere explosive Bühnenshow, und binnen eines Wimpernschlags war das Publikum auf den Beinen und feuerte uns an. Mit Standing Ovations traten wir ab. Endlich waren wir wieder wer – und prompt wurden wir für den kommenden Dienstag noch mal eingeladen.

Ich blieb noch ein bisschen im Ballroom, unterhielt mich mit einigen Stammgästen und sonnte mich bestmöglich im Westküstenruhm, als später am Abend noch jemand anderes die Bühne erstrahlen ließ: eine

Band namens Grin. Leadgitarrist Nils Lofgren, der über einen Hammond-Leslie-Lautsprecher spielte, rockte das Fillmore bis Ladenschluss. Zufrieden gingen wir nach Hause und zählten die Tage bis zum nächsten Dienstag. Auch dieser Auftritt würde bejubelt werden ... und wir erhielten das Angebot, in Bill Grahams Fillmore Studios ein Demo aufzunehmen. Genau dafür waren wir dreitausend Meilen weit gereist! Endlich die Chance, nach den Sternen zu greifen!

Eines frischen kalifornischen Nachmittags fuhr Steel Mill also am ersten professionellen Tonstudio vor,

das wir je zu Gesicht bekamen. Es handelte sich um einen klassischen West-Coast-Rockstartreff: holzgetäfelt und von Topfpflanzen verseucht, eine Räumlichkeit, wie ich sie in den kommenden Jahren noch zur Genüge kennenlernen sollte. Als Demo für Bill Grahams Fillmore Records nahmen wir drei unserer besten eigenen Titel auf: »The Judge Song«, »Going Back to Georgia« und »The Train Song«. Wenn man sich selbst zum ersten Mal auf einer professionellen Aufnahme hört, bricht einem der kalte Schweiß aus, und man will am liebsten augenblicklich wieder zur Tür

rauskriechen. Man klingt im Kopf und in den eigenen Träumen immer besser als im kalten Playback-Raum. Dort fällt dir dein tatsächlicher Sound schwer wie ein 250-Kilo-Gewicht auf den Kopf. In deiner Vorstellung bist du immer der bessere Sänger, der bessere Gitarrist, und – im Privatleben – siehst du besser aus. Allerdings haben Magnetband und Film nicht das geringste Interesse an den Illusionen, die du dir insgeheim zusammenspinnst, um dir den Alltag zu erleichtern. Gewöhn dich dran. Nicht ganz so gut zu sein, wie ich dachte, wurde leider zu einem Thema,

mit dem ich mich während unseres Ausflugs an die West Coast wiederholt konfrontiert sah.

Bei dem Demo blieb es jedenfalls. Ein Deal kam nicht zustande. Man bot uns eine Art Vorschusshonorar an, aber echtes Interesse war nicht zu erkennen. Trotzdem: Es tat sich was. Wir bekamen gute Kritiken. Im Matrix waren wir inzwischen so gut wie permanent gebucht. Wir hatten über Bill Grahams Fillmore-Episode von uns reden gemacht und uns mittlerweile ein kleines, aber begeistertes Publikum herangezogen. Gelegentlich besuchte ich meine

Eltern, zog es aber vor, zusammen mit der Band zu wohnen, wo die Post abging. In Berkeley, Marin County oder wo auch immer fanden wir Schlafplätze bei Freunden oder Bekannten, die damit einverstanden waren, dass wir uns auf ihrem Fußboden ausstreckten. Einmal wurde ich beim Trampeln (meiner Spezialität) auf einem kalifornischen Freeway festgenommen. Ohne Geld und Ausweis in der Tasche, geschweige denn einen festen Wohnsitz landete ich in einer Zelle. Auch schon in New Jersey war es mir gelungen, aufs Polizeirevier verschleppt zu werden,

weil ich mich so schlimmer Verbrechen schuldig gemacht hatte wie dem Versäumnis, Kurtaxe zu entrichten, per Anhalter zu fahren oder im »geborgten« Cadillac des Vaters meiner Freundin erwischt zu werden. Immer wieder war meine Mutter zur Stelle gewesen, um mich auszulösen, und auch diesmal kam sie mir zur Rettung und setzte mich am Matrix ab, wo wir abends auf der Bühne stehen sollten. Ich war eben nach wie vor ihr großer Junge. Aber wie nett es auch war, einen rettenden Engel zu haben: Langsam, aber sicher mussten wir der Realität ins Auge

sehen. Es ging nicht mehr voran. Wir hatten kein Geld, keine Arbeit, für die wir vernünftig bezahlt würden, und keine Zukunftsaussichten. Anders als in New Jersey reichte es ganz einfach nicht, alle drei Monate ein Konzert zu geben, um unser Auskommen zu sichern. Hier im Westen fehlte uns ein praktikables, finanziell solides Geschäftsmodell. Wir waren so weit »entdeckt« worden, wie es eben ging, aber es gab einfach zu viele gute Gruppen, als dass jemand willens gewesen wäre, für unsere Auftritte Geld hinzulegen. Es war richtig gewesen, meine Eltern ziehen zu

lassen und allein in New Jersey zu bleiben. Nur dort an unserem schmalen Streifen Ostküste konnten wir als Musiker überleben. Wir mussten zurück.

Tinker liebte sich auf die Schnelle etwas Geld für die Heimreise. Zwar fühlten wir uns nicht als die totalen Versager, aber eben auch nicht als die Gewinner aus unseren Träumen. Wir packten also unsere Siebensachen, ich verabschiedete mich von meinen Eltern, und wir fuhren los in Richtung Richmond, Virginia, einem der zwei Orte, an denen wir Geld verdienen konnten. Wenn wir es bis dorthin

schafften, würden wir wieder arbeiten und ein paar Dollar einnehmen können und uns dann zurück an die Shore verziehen, um hoffentlich unseren zuletzt nicht gerade überschwänglich gewürdigten Status als lokale Rockgötter wiederzuerlangen.

Six Days on the Road

Unsere Karawane aus zwei Fahrzeugen setzte sich zunächst gen Süden in Bewegung. Kurz hinter San Francisco beugte sich Danny während der Fahrt nach unten, um das Radio

einzustellen, scherte dabei so weit aus, um das »Men at Work«-Straßenschild umzufahren, den Straßenarbeitstrupp ins Buschwerk stieben zu lassen, unseren hochgeschätzten Kombi schwer zu verbeulen und anschließend frohgemut gen Jersey weiterzufahren. Alles kein Problem. Probleme sollten sich noch früh genug einstellen. Ich saß mit J. T. hinten im Kombi. An einem Highway in Arizona hielten wir kurz an, um auszutreten. Ich stieg wieder ein, und erst eine Stunde später fiel mir auf, dass auf der Rückbank zu viel Platz war ... Wir hatten J. T. am Highway zurückgelassen! Wir

winkten Tinker an die Seite, und ich gestand ihm mein Vergehen. Sein entrüsteter Blick wanderte über die Wüste, und er grollte mich an: »Fahr zurück und hol sie!« Zwei Stunden nachdem wir J. T. am Straßenrand zurückgelassen hatten, hielten wir wieder dort an, wo wir glaubten, pinkeln gewesen zu sein. Nichts ... nur trockene Stille – so still, dass man in der dünnen Wüstenluft hörte, wie einem das Blut in den Adern pulste. Leere, unendliche Leere. Und dann am westlichen Horizont eine kaum wahrnehmbare Bewegung. Ein Fleck, der sich dort draußen bewegte. Etwas

Lebendiges. Wir stiegen wieder ins Auto, und nach ungefähr einer halben Meile fanden wir J. T., die schon wieder auf dem Weg zur kalifornischen Grenze war. Wir rissen die Wagentür auf, und eine schnaufende, schwanzwedelnde, überglückliche Hündin sprang zu mir auf den Rücksitz und leckte begeistert alles ab, was ihr in die Quere kam. Drei Stunden nachdem wir seinen Hund verloren hatten, hielten wir wieder neben Tinker, der sich am Straßenrand an seinen Pritschenwagen gelehnt und Wache gehalten hatte. J. T. sprang raus und auf direktem Weg

in Tinkers Fahrerkabine. Er verzog keine Miene und sagte nur: »Fahren wir.«

Zwei Tagesreisen vor Richmond gab Dannys Kombi, der ohnehin schon aus dem letzten Loch gepfiffen hatte, vollends auf und blieb ganz einfach liegen. Tot. Uns fehlten die nötigen Ersatzteile, und nicht mal Tinkers begnadete Hände konnten den Kombi wieder zum Laufen bringen. Also: Wir waren in Richmond gebucht, und wir waren zu fünft. In der Fahrerkabine war Platz für drei plus Hund. Zwei würden also am Straßenrand zurückbleiben müssen.

Tinker beäugte die große Sperrholzkiste mit unserer Ausrüstung hinten auf der Ladefläche. Nach einer halben Stunde Umpacken hatten wir zwischen Ausrüstung und Kistenboden etwas über einen halben Meter Kriechzwischenraum freigemacht. Zwei von uns würden sich dort reinquetschen und die restliche Fahrt mit einem Deckel über dem Kopf verbringen müssen.

Es war mitten im Winter und verflucht kalt. In der Fahrerkabine war es schon nicht warm gewesen, aber hinten in der Kiste herrschte klirrende Kälte. Ich weiß nicht mehr,

wieso es ausgerechnet Little Vinnie und mich traf, aber dick angezogen krochen wir hinein und schlüpfen in unsere Schlafsäcke. Nase an Nase kauerten wir uns gegenüber. Wir hatten ein bisschen Wasser, eine Taschenlampe – und einander. Ohne die Möglichkeit, mit der Fahrerkabine Kontakt aufzunehmen, saßen wir eingeklemmt hinter der Riesenladung Rock'n'Roll-Ausrüstung, und sobald der Truck eine Steigung oder ein Gefälle zu bewältigen hatte und sich das Gewicht verlagerte ... Problem! Zwischen Ladeklappe und Marshall-Amp war unser Schicksal nun mehr

untrennbar mit Tinkers
Pritschengefährte verknüpft. Wenn
dem Wagen etwas zustieße ... hätten
wir dort ohne jede Aussicht auf
Rettung festgesessen. Uns stand ein
leerer Pinkelbehälter zur Verfügung,
und die Herrschaften vorn hatten uns
versprochen, alle zwei Stunden
anzuhalten und nach uns zu sehen. So
verbrachten wir die folgenden zwei
Tage. Ab und zu löste Mad Dog einen
von uns ab. Danny hatte angeblich
Probleme mit dem »Eingesperrtsein«.
Die enge Blackbox war nichts für ihn.
Irgendwann kauerte man einfach in

der kalten Dunkelheit und hing seinen Gedanken nach.

Trotz seines Ausgangs sollte der Trip nach Kalifornien nachhaltigen Einfluss auf mich haben. Ich hatte viel von unserem Land gesehen. Ich war auf einige enorm talentierte Musiker getroffen. Besonders die Band, die uns im Family Dog ausgestochen hatte, blieb mir im Gedächtnis. Sie hatten etwas besessen, was uns fehlte – ein erstaunliches Maß an ausgefeilter Musikalität. Sie waren besser gewesen als wir, und das missfiel mir zusehends. Ich hatte durchaus damit gerechnet, talentierteren Leuten zu

begegnen, und wenn das geschah, war es nun mal von Gott gewollt. Ich war schnell, aber wie schon die alten Revolverhelden wussten, gibt es immer jemanden, der schneller ist, und wenn jemand es besser kann als ich, verdient er meinen Respekt und meine Anerkennung – und inspiriert mich dazu, härter an mir zu arbeiten. Davor hatte ich keine Angst. Ich war nur besorgt, meine Fähigkeiten nicht voll auszuschöpfen und über keine umfassende oder hinreichend intelligente Vision dessen zu verfügen, wozu ich in der Lage wäre. Ich war von Natur aus nicht genial, sondern

besaß lediglich ein gewisses Talent. Aber ich würde jedes Quäntchen dessen, was in mir steckte – meine Cleverness, meine musikalischen Fähigkeiten, mein Vermögen, mich gewinnbringend in Szene zu setzen, meinen Intellekt, mein Herz, meine Bereitschaft –, nutzen müssen, um mich selbst Abend für Abend immer wieder anzutreiben und mit noch größerem Eifer und Einsatz zu arbeiten als andere. Nur so konnte ich auf mich allein gestellt überleben. In der stockdunklen Finsternis, in der ich saß, wurde mir klar, dass sich manches

würde ändern müssen, sobald wir
wieder daheim wären.

KAPITEL 19

HEIMKEHR

Als wir Richmond erreichten, waren wir erschöpft, aber froh, endlich wieder in unserer vertrauten Umgebung zu sein. Wir spielten und wurden dafür bezahlt – herrlich. Wir liefen in Jersey ein wie die siegreichen Eroberer und hatten sogar etwas

vorzuweisen: unsere ... unsere ...
BESPRECHUNG! Wir waren vom renommierten Musikkritiker einer großen Zeitung als »harte Jersey-Jungs« bezeichnet worden, die ausgezogen waren, um den Schlappschwänzen von der West Coast mal zu zeigen, wie man richtig **ROCKT!** Wenn jemand uns nicht glaubte, brauchte er es nur in der *Asbury Park Press* nachzulesen.

Darin wurde unsere Rückkehr gefeiert, als handelte es sich dabei um Odysseus' Heimkehr nach Ithaka. Wir hatten Jersey, über das unzählige Witzbolde mit miesen Pointen

herzogen, für einen kurzen Augenblick auf der Rock'n'Roll-Landkarte verewigt. Es würde noch einiges folgen – aber jetzt zelebrierten wir erst mal unsere Heimkehrshow, und ich konnte sogar ein bisschen Cash in meiner Bank bunkern: einer Socke in der obersten Schublade meiner Kommode in der Surfboard-Fabrik. Und ich hatte endlich Zeit, die Band umzuformieren.

Während unserer Safari an die Westküste war es zu Spannungen zwischen Little Vinnie und dem Rest der Band gekommen. So was passiert. Nur die allerwenigsten Bands haben

das Glück, von Auflösungstendenzen verschont zu bleiben. Wir hatten Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Länge unserer Proben und mangelnder Einsatzbereitschaft gehabt. Nun hat jeder seine Eigenheiten, und keine zwei Musiker sind mit der gleichen Hingabe bei der Sache. Aus dem Spannungsfeld einer Gruppe kann man rausfallen, sogar ohne dass man es bemerkt. Vinnie war ein prima Kerl, ein charismatischer Bassist und bei den Motifs einer meiner ursprünglichen Rock'n'Roll-Helden gewesen. Er stammte aus derselben Greaser-Ecke wie ich und

hatte das Tohuwabohu unseres Kalifornienausflugs mit uns durchgestanden. Es würde nicht leicht werden, ihn ziehen zu lassen. Ich drückte mich ... und überließ Mad Dog die Aufgabe. Dog, der weit weniger sentimental war als ich selbst, erledigte die Sache wahrscheinlich gewohnt souverän und kaltschnäuzig: Ich vermute mal, er hat es Vinnie einfach an den Kopf geworfen und ihm das Gefühl gegeben, froh sein zu können, dass wir nicht über ihn herfielen, und war dann einfach gegangen.

Es war an der Zeit, meinen alten

Paisano Steve Van Zandt auf den Plan zu rufen. Wir waren Freunde, aber alle zwei auch Frontmänner und Leadgitarristen, deswegen hatten wir niemals zusammen in derselben Band gespielt. Doch Steel Mill hatte sich inzwischen einen solchen Namen gemacht, dass ich glaubte, Steve würde bereit sein, zu meiner Unterstützung eine Weile bei uns Bass zu spielen. Zusammen fuhren wir ein Stück nach Norden zu einer Musikalienhandlung, wo Steve sich einen durchsichtigen Ampeg-Bass und einen Verstärker kaufen wollte. Zurück in der Fabrik, fingen wir auf der Stelle an zu proben.

Immerhin musste Steve erst mal mit unserem Material bekannt gemacht werden. Wir schafften es tatsächlich, dass Steve sein Equipment in genau demselben Moment aufbaute, als Little Vinnie kam, um seine Sachen abzuholen. Na wunderbar. Steve verzog sich daraufhin ins Nebenzimmer, Vinnie machte einen Mordsaufstand, den wir über uns ergehen ließen, und dann machten wir dort weiter, wo wir aufgehört hatten. Mit Steve am Bass, seiner Art zu spielen und dank unserer langjährigen Freundschaft erwachten in der Band neue Lebensgeister.

Rock'n'Roll Riot

Wir nahmen unsere altbewährte Tourroutine wieder auf: von A nach B, von Jersey nach Richmond und wieder zurück. In den späten Sechzigern und frühen Siebzigern gehörte es quasi zur Alltagskultur, sich Ärger mit der Polizei einzuhandeln. Spielte man ein paar Minuten länger als erlaubt, kamen die Cops vorbei, um dem Heidenlärm ein Ende zu bereiten. Es wurde beinahe schon zur Gewohnheit. Die Polizisten sammelten sich hinter der Bühne, es folgten Diskussionen mit den Hausherren,

und für gewöhnlich wurde ein Kompromiss geschlossen. Den meisten Polizisten ging es nur darum, dass die Musik abgestellt wurde, die Kids heil wieder nach Hause kamen und sie selbst endlich zurück zum Donut-Laden fahren konnten. Aber manchmal waren auch ein paar Hardliner dabei. Wenn Steel Mill spielte, gehörte die Location uns und unserem Publikum. Wir nahmen sie in Besitz. Wir waren zwar nicht arrogant und zeigten uns normalerweise auch gerne zur Zusammenarbeit bereit, aber in jenen Tagen zogen kulturell

entgegengesetzte Kräfte einander nun mal an.

Eines Abends – wir hatten in der Sporthalle der University of Richmond gerade mächtig eingeheizt – hörte ich aus dem Kabuff, in dem sich die Elektrik der Halle befand, eine hitzige Auseinandersetzung. Der Raum befand sich keinen Meter hinter dem Schlagzeugpodest, und ich bekam mit, wie der Streit zusehends eskalierte und Billy, unser Roadmanager, sowie ein städtischer Polizist wie in einem Abbott-und-Costello-Film miteinander rangelten, um zu verhindern, dass einer von ihnen Hand an den

Netzschalter legte. Der Strom war da.
Der Strom war weg. War wieder da.
War wieder weg. Vini Lopez, der eine
Unterbrechung unserer musikalischen
Anstrengungen niemals einfach hätte
aussitzen können, sprang von seinem
Podest und stürzte sich ins
Handgemenge. Die Eindringlinge in
ihren blauen Uniformen wurden aus
dem Feld geschlagen, und die Show
ging weiter, begleitet von jeder Menge
»Scheiß auf die Bullen!«-
Verwünschungen aus dem Publikum.
Als wir kurz nach dem Auftritt unser
Equipment auf Tinkers Laster luden,
war Vini plötzlich verschwunden. Wir

durchsuchten die Halle, durchkämmten die Straßen rund um das Gebäude und warteten darauf, dass er wieder auftauchte. Nichts. Dann erzählte uns ein Student, dass er zehn Minuten zuvor gesehen habe, wie sich Polizisten angeschlichen und einen fluchenden jungen Mann in Handschellen abgeführt hätten. Man hatte Vini schnurstracks ins Bezirksgefängnis abtransportiert, und einen ganzen turbulenten Monat lang ward er nicht mehr gesehen.

Weil wir nicht genügend Geld hatten, um seine Kaution zu bezahlen, blieb uns nur, das zu tun, was wir am

besten konnten: ein Konzert geben – und zwar unter dem Motto »Free Mad Dog«. Wir waren im Clearwater Swim Club in Middletown, New Jersey, gebucht, und es kamen mehrere Tausend Leute. Wir hatten einen Schlagzeuger aus Richmond importiert, gründlich mit ihm geprobt und waren guter Dinge. Der Abend begann entspannt. Doch als die Polizei von Middletown einen Zivilfahnder aus dem Rauschgiftdezernat vorbeischickte, der durch die Reihen gehen und diejenigen festnehmen sollte, die ein paar naturbelassene Kräuter rauchten, war im

Handumdrehen der Teufel los. In ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit wollten die Leute so was nicht hinnehmen und warfen den Drogenfahnder kurz entschlossen in voller Montur in den Pool. Die Sache eskalierte, als der Polizeichef von Middletown eine ganze Busladung Polizisten mit soeben erst angeschaffter SWAT-Team-Ausrüstung schickte, um den Aufruhr niederzuschlagen. Dass wir ohnehin schon länger gespielt hatten als erlaubt, wurde uns als kriminelle Provokation ausgelegt. Man drehte uns den Saft ab (und wieder Déjà-vu ...) – doch dann

machte Tink seinem Namen alle Ehre und zauberte über einen Nebenanschluss erneut Strom auf die Bühne. Die Leute waren begeistert – und das brachte das Fass endgültig zum Überlaufen. Die Cops stürmten den Laden, fuchtelten mit ihren Knüppeln herum und droschen auf die Menge ein. Ein paar kamen sogar von der Seite auf die Bühne und bedrängten die Bandmitglieder. Ein dürrer, kleiner Officer stieß mir seinen Knüppel in den Bauch und schrie: »Her mit dir, Motherfucker, komm schon!« Als ich mich umdrehte, schnappte Danny gerade seinen

schweineteuren Marshall-Top vom Lautsprecherturm. Sekunden später – Cops stürmten von hinten die Bühne – kippten Dannys Lautsprecher urplötzlich »ganz von allein« in ihre Richtung. Die Boxen begruben ein paar der Polizisten unter sich. Heulend vor Schmerzen kamen sie wieder hervorgekrochen und machten sich davon. Ein anderer Kollege sprang auf die Bühne und versuchte, Danny festzunehmen, indem er ihn am Arm packte, doch Flo, Dannys Ehefrau und Jersey Girl durch und durch, sprang hinterher und ergriff Dannys anderen Arm, und dann

lieferten die beiden sich ein Tauziehen à la Keystone Kops mit Danny in der Rolle des Seils. Ein großer Bursche, der mir schon früher bei diversen Shows aufgefallen war, hievte sich mit auf die Bühne und stürmte auf den Polizisten zu. Nur Zentimeter von dessen Gesicht entfernt ließ er eine Schimpftirade im Tenor der tagesaktuell gebräuchlichen Schmähung los: »Bullenschwein, Bullenschwein, Bullenschwein ...« Und so weiter. Der Officer rastete aus, ließ von Danny ab, sprang von der Bühne und jagte den

Burschen durch die Menge. Phantom
Dan entschlüpfte in die Nacht.

Eine Woche lang war die
Lokalpresse voller Artikel unter der
Überschrift »ROCK'N'ROLL-
RANDALE!« Angeblich waren unter
der Bühne Schusswaffen und Messer
gefunden (falsch) und ein Polizeichef
mit einem Verstärker angegriffen
worden (richtig). Die
Bürgerrechtsorganisation ACLU
nahm sich des Falles von
»Polizeibrutalität« an, und alle waren
happy. Wir hielten uns bedeckt. Dann
wurde gegen Danny ein zeitlich
unbegrenzter Haftbefehl wegen

tätlichen Angriffs auf einen Officer ausgestellt, und uns fehlte nicht mehr nur der Schlagzeuger, sondern auch der Keyboarder. Das Geld, das wir bei dem Middletown-Swim-Club-Desaster eingenommen hatten, floss in die Kautions, sodass zumindest Vini aus dem Gefängnis in Virginia entlassen wurde – aber was sollten wir jetzt wegen Danny unternehmen? Er wollte sich unter keinen Umständen stellen. Was nur verständlich war. Im New Jersey der Sechziger ging die Polizei mit Langhaarigen nicht gerade zimperlich um. Wir alle hatten schon davon gehört, dass es im Gefängnis

von Freehold ein dunkles Loch gab, in dem man nackt wie ein Affe eingesperrt wurde, bis man sich vom Gefängnisbarbier den Einheitshaarschnitt aller Knastbrüder verpassen ließ. Eine barmherzige Behandlung war also nicht zu erwarten, daher blieb Danny lieber flüchtig. Das Problem war nur, dass wir spielen mussten und schon in wenigen Wochen ein großer Gig im Monmouth College auf uns wartete. Das Datum rückte näher, und wir versuchten es mit diversen Ersatzpianisten, von denen allerdings keiner unsere Ansprüche erfüllte. Am

Ende verkündete das Phantom, er wolle den Auftritt riskieren. Wenn wir erst mal auf der Bühne stünden, vermuteten wir, würde die Polizei ihn doch wohl nicht vor den Augen von dreitausend johlenden Hippies festnehmen. Das war unser Plan.

Der Abend kam, und wir mussten Danny in die Sporthalle und wieder rausbringen, ohne dass die Cops über uns herfielen. Wir bauten auf, das Publikum wurde eingelassen. Danny versteckte sich auf dem Parkplatz der Sporthalle hinten im Auto eines Freundes und wartete auf grünes Licht. Fünf Minuten vor

Konzertbeginn um acht Uhr schlüpfte ich aus der Hintertür, klopfte ans Wagenfenster und nannte das Losungswort: »Showtime!« Ich hörte nur: »Ich komm nicht raus.«

»Hä?«

»Ich kann nicht. Hier sind überall Cops. Ich hab sogar welche auf dem Dach gesehen.«

Ich sah mich um. Nichts als das Zirpen der Grillen in den Bäumen. Ich suchte das Dach ab. Nichts. Ich ließ den Blick über den Parkplatz schweifen. Nichts. Dann drehte Danny das Fenster runter, und ein penetrant süßlicher Geruch waberte mir in der

Abendluft entgegen. Danny hatte sich in einen Zustand leichter Paranoia gekippt. Ich forderte ihn auf, den Wagen zu verlassen. Seine Sicherheit liege in meinen Händen, und es werde schon alles gut gehen. Phantom ließ noch ein bisschen Gemecker und Gebettel vom Stapel, doch nach nochmaligem Einsatz meiner Stimme der Vernunft stieg er aus, und wir betraten ungehindert das Gebäude.

Kaum waren wir drinnen, wurde er überschwänglich und lauthals von »Party Petey«, einem weiteren einheimischen Keyboarder, willkommen geheißen:

»Daaaannnnnyyy!« Einen
Wimpernschlag später hatte Mad Dog
Lopez Party Petey ausgeknockt, und
wir mussten über ihn drübersteigen,
um auf die Bühne zu kommen. Wir
legten los mit »The Judge Song«, und
die Halle tobte. Wir führten einen
kleinen Freudentanz auf und
beglückwünschten uns dazu, der
einheimischen Polizei ein Schnippchen
geschlagen zu haben – niemand,
absolut *niemand* würde Danny vor
diesem Publikum in Gewahrsam
nehmen. Am Ende ließ ich sogar als
Geste der Hippiesolidarität unsere
Brüder und Schwestern aus dem

Publikum mit auf die Bühne kommen. Uns umgab eine wogende Menge aus Menschen mit glasigen Augen und Batikklamotten. Danny ließ die Orgel stehen und verschwand über den vorderen Bühnenrand zur Vordertür hinaus – immer noch frei. Power to the people! Aber zu was für einem verdammt scheißhohen Preis. So weitermachen konnten wir jedenfalls nicht. Also überredeten wir Danny, sich in der darauffolgenden Woche zu stellen. Wir holten ihn auf Kautions wieder raus, und es gab einen kurzen Prozess, der als Schlag ins Wasser endete, soweit ich mich erinnere ...

und das war's. Ich hatte die Nase voll. Die Outlaw-Tage waren hiermit vorbei.

Steve und ich hatten mit Steel Mill eine Menge Spaß. Ich war nicht nur froh, ihn an meiner Seite zu haben, sondern Steve hatte als Bassist auch einen aggressiven, direkten Stil, und mir gefielen seine Gesangsharmonien. Ich hatte schon immer mit meinen Gesangsqualitäten gehadert und geglaubt, die Töne nicht richtig zu treffen, und auch mein Stimmumfang war nicht gerade berauschend. Ich konnte mich in das, was ich da sang, auch nicht hineinversetzen wie ein Joe

Strummer, ein Mick Jagger oder andere großartige Frontmänner des Rock'n'Roll oder des Punk, die zwar auch keine überragenden Stimmen hatten, aber alles wettmachten, indem sie mit Leib und Seele in ihren selbst geschriebenen Songs aufgingen und so einen unverkennbar persönlichen Stil entwickelten. Ich war der Ansicht, dass wir unsere Band nur mit einem besseren Sologesang nach vorn bringen könnten, und würde dafür meinen Status als einziger Sänger jederzeit aufgeben. Bei Mercy Flight, einer ziemlich beeindruckenden Band aus Richmond, gab es einen gewissen

Robbin Thompson, der eine der besten noch unentdeckten Rockstimmen besaß, wie ich fand. Er war eine Mischung aus John Fogerty und Rod Stewart und führte seine Band mit enormer Power und einem individuellen Stil. Einer anderen Gruppe – besonders einer, die man kennt – den besten Mann abspenstig zu machen fällt zwar nicht gerade unter nachbarschaftliche Fairness. Aber das bereitete mir keine schlaflosen Nächte. Ich wollte die beste Mannschaft, die ich kriegen konnte. Also erzählte ich den anderen von

meiner Idee. Sie hielten es für unnötig, aber sie fügten sich.

Robbin Thompson zog rauf in den Norden, und für eine Weile machten wir auf Sam & Dave des Hardrock. Wir waren eine gute Band – wenn auch vielleicht nicht ganz so gut wie wir ursprünglichen vier. Robbin war ein großartiger Sänger, trotzdem hatte ich letztendlich das Gefühl – bei einem derart engen Zusammenspiel innerhalb einer so kleinen Besetzung sowie dem Festhalten an meinem Songmaterial –, dass es doch besser zu uns passte, wenn ich allein als Solosänger die Band anführte. Eine

weitere Lektion – überdies eine, mit der ich vierzig Jahre später bei der E Street Band erneut konfrontiert werden sollte.

Stilistisch entwuchs ich allmählich dem Heavy Rock, dem Roots'n'Boogie von Steel Mill. Ich hörte Van Morrison und Joe Cockers *Mad Dogs and Englishmen* und wollte mich wieder meinen Soulwurzeln widmen. Ich beratschlagte mit Mad Dog und Steve darüber, einen neuen Weg einzuschlagen und eine zehnköpfige, durch Bläser und Backgroundsänger verstärkte Rock'n'Soul-Band zu gründen, die ausschließlich neues,

eigenes Material spielen sollte. Vor nicht allzu langer Zeit war ich im Upstage gewesen, und dort hatte mich ein junger schwarzer Keyboarder schier umgehauen. Er war sechzehn und einer der großartigsten Musiker, die ich je in Asbury gehört hatte: Davey Sancious, ein musikalisches Genie mit einer unglaublichen Bühnenpräsenz. Aus ihm würde ein Star werden, und ich wollte ihn in meiner Band. David hatte den Mut besessen, die Gleise zu überschreiten, um sich auf der Suche nach musikalischen Abenteuern in die vornehmlich weiße Welt des Upstage

Club zu wagen. Er bescherte der Szene vollkommen neue Impulse und sorgte für enorme Begeisterung. Die Grenze zwischen Schwarz und Weiß war in Asbury zwar halbwegs durchlässig, aber allzu oft passierte so ein Übertritt trotz allem nicht. Garry Tallent spielte bei Little Melvin and the Invaders, einer komplett schwarzen Soulband, in den schwarzen Clubs in der Umgebung. Da war auch der junge Clarence Clemons am Saxofon mit von der Partie. Wann immer meine Lieblingssoulmusiker dort auftraten, war ich in der Orchid Lounge an der

Springwood Avenue anzutreffen. Ein Weißer war im Orchid zwar ein Fremdkörper, belästigt wurde er allerdings nicht. Wir alle kauften Klamotten bei Fisch's, dem angesagten Superfly-Laden der schwarzen Community. Erst die Rassenkrawalle sollten daran etwas ändern. Sie sorgten dafür, dass die beiden Communitys einander mit größerem Argwohn begegneten denn je. Fisch's brannte bis auf die Grundmauern ab, und bei einem Ausflug an die Springwood Avenue fühlte man sich kaum mehr willkommen. Gleichzeitig schienen jene Unruhen die

experimentierfreudigeren Musiker
einander in die Arme zu treiben.
Davey schloss sich meiner neuen Bruce
Springsteen Band an ... und ich ließ
die Tage langhaariger,
gitarrenschwenkender Herrlichkeit
hinter mir.

KAPITEL 20

ENDLESS SUMMER

In der Surfboard-Fabrik ging das Leben derweil weiter. Von den Kids, die ihre Bretter zur Reparatur brachten, hatten Mad Dog und ich surfen gelernt, und für eine Weile waren wir sogar ziemlich ernsthaft bei der Sache. Zu jener Zeit schliefen wir

oft am Strand, unter dem Pier am North End Beach in Long Branch. Mad John's Surf Shop befand sich auf der Strandpromenade direkt über uns, und wenn es regnete, flüchteten wir uns in den Laden, wo wir in unsere Schlafsäcke krochen und uns wie die Sardinen neben andere Surfer ohne festes Dach über dem Kopf zwischen die Boards quetschten. Am Morgen stolperten wir dann wieder raus in die eher seichte Jersey-Brandung, um einen weiteren Tag am Wasser und in den Wellen zu verbringen. Wir surften von früh bis spät, und rückblickend verbrachte ich dort ein

paar der schönsten Sommer meines Lebens. Es ging um nichts anderes als um Musik, Girls und Wellen, genau wie es diverse Songs beschrieben. Mein gebrauchtes Challenger-Eastern-Longboard beherrschte ich inzwischen ziemlich gut. Ich liebte dieses Brett, es machte wirklich einen Heidenspaß. Als irgendwann die Shortboards aufkamen, legte ich mir mit einem gewissen Widerwillen eines zu, das nur eins achtzig war – eine richtige Rakete! Und obwohl er alter Schule war und nie Gefallen an den kurzen Brettern fand, fing Tinker aufgrund der hohen Nachfrage vonseiten der

jungen Surfer an, auch solche Boards zu bauen. Als ich das erste Mal eine Welle mit meinem neuen Board erwischte, war es so unglaublich schnell und wendig, dass es mir unter den Füßen wegschoss. Wie gesagt, eine Rakete vor dem Herrn. Später brach ich mir bei einem Surfunfall einen Schneidezahn mit dem Ding ab. Steve Van Zandt hatte mein Missgeschick vom Strand in Bradley aus beobachtet, und als ich danach aus dem Wasser kroch, lief ich zu ihm hoch und sagte: »Mann, irgendwas stimmt da nicht. Ich ziehe viel zu viel Luft.« Mit Augen groß wie

Untertassen starrte Stevie mich an und meinte dann: »Kein Wunder. Da ist ein Zahn kaputt ... dein Schneidezahn.« Und so war ich zum ersten Mal in meinem Leben dazu gezwungen, einen Zahnarzt aufzusuchen. Bis dahin hatte mein alter Herr derlei Angelegenheiten immer mit einem Stück Bindfaden geregelt: Ein Ende des Fadens wurde an die Türklinke, das andere um den wackelnden Zahn geknotet, und mit dem Zuschlagen der Tür war der Fall erledigt. Der Zahnarzt überkronte den abgebrochenen Schneidezahn und richtete den schief stehenden

Nachbarzahn. Harte Nummer, aber der wirklich große Schrecken sollte mir erst noch bevorstehen.

Später in diesem Herbst wäre ich nämlich um ein Haar ertrunken, weil ich mich in den Hurricane Surf hinausgewagt hatte, was ich auf alle Fälle hätte bleiben lassen sollen. Mad Dog und ich hatten den ganzen Vormittag lang am Strand gesessen und debattiert, ob wir rauspaddeln sollten oder nicht. Um die Mittagszeit kam irgendein Draufgänger dazu und überredete uns, mit rauszukommen. Wir hatten einen Heidenspaß – bis zu dem Moment, da sich am Horizont

eine gigantische Welle auftürmte. Ich ruderte wie ein Wahnsinniger und fand von einer Sekunde auf die andere zu meinem katholischen Glauben zurück. »Lieber Herrgott«, betete ich so inbrünstig wie nie zuvor, »bitte, bitte mach, dass ich es über den Kamm dieses Monsters schaffe!« Keine Chance. Ich wurde zermalmt, in Richtung der Steinbuhnen geschleudert und unter zwei weiteren Brechern begraben. Das Brett war ich gleich zu Anfang losgeworden; die Leinen für die Fußgelenke kamen erst nach den Siebzigern in Mode. Obwohl meine Schwimmkünste erbärmlich

waren, rettete ich mich am Ende mit knapper Not. Als ich schließlich ziemlich lädiert und mit schmerzenden Gliedern aus dem Wasser robbte, sah ich wahrscheinlich aus wie eine dieser Kreaturen, die gerade aus der Ursuppe gekrochen kommen. Anschließend lag ich noch eine ganze Weile mit trommelndem Herzen und japsend am Strand und dankte einem Gott, an den ich nicht mehr glaubte. Aloha und auf Wiedersehen, Hawaii. Mein Traum von gut viereinhalb Meter hohen Pipelines war erst mal ausgeträumt.

Auf der Suche nach Sängerinnen für die Bruce Springsteen Band – so der Name meines neuen Ensembles – hielten wir Auditions in der Fabrik ab. Auf unsere Anzeige in der *Asbury Park Press* hatten sich tatsächlich ein paar mutige junge Damen gemeldet, die nun durch eine düstere Industriebrache fahren mussten, um ihr Talent an einem Ort unter Beweis zu stellen, der wie ein Paradies für Sexualstraftäter wirken musste. Es kamen Singvögel im Vegas-Look, Opernsängerinnen, schrecklich anzuhörende, aber überaus unterhaltsame Prä-Karaoke-

Wannabes, die sowohl unseren guten Manieren als auch unserer Selbstbeherrschung einiges abverlangten. Ich telefonierte damals sogar mit einer gewissen Patti Scialfa, damals noch im Highschool-Alter, der ich in Manier eines wohlmeinenden Vaters erklärte, dass es sich um ein Engagement in einer tourenden Band handele und eine junge Lady wie sie doch besser erst die Schule abschließen solle. Irgendwann stießen wir auf Delores Holmes und Barbara Dinkins, zwei schwarze Gospelsängerinnen aus dem Westen von Asbury. Die beiden passten perfekt ins Konzept.

Schwieriger allerdings gestaltete sich die Suche nach guten Bläsern. Ein paar Jazzer wären die ideale Lösung gewesen, aber es schien schier unmöglich zu sein, Jungs aufzutreiben, die rudimentäre R&B-Parts für kleines Geld spielen wollten. Am Ende hatten wir dann doch noch Glück, und die Band war klasse.

Ich schrieb »You Mean So Much to Me«, das später von Southside Johnny und Ronnie Spector gecovered wurde und auf Southsides erstem Album landete. Nach einem guten Dutzend Shows dämmerte mir, dass es kaum möglich sein würde, eine derart große

Band in einer so frühen Phase ihrer Entwicklung ohne stabile finanzielle Grundlage beisammenzuhalten. Zudem wurde mir bald klar, dass das Publikum für einen Namen bezahlt. Steel Mill existierte nicht mehr, und genauso schien es um meine Anziehungskraft bestellt zu sein. Eine »Bruce Springsteen Band« – selbst wenn sie als »ehemals Steel Mill« angekündigt wurde – konnte keine für das Überleben unserer Gruppe hinreichende Zahl von Konzertbesuchern anziehen, wie es die alte Band vermocht hatte.

Trotzdem waren nach Steel Mill

Banddemokratie und Bandnamen für mich gestorben. Ich führte die Band an, spielte Gitarre, sang und schrieb sämtliche Nummern. Wenn ich schon das Gros der Arbeit und der Verantwortung schulterte, konnte ich auch gleich komplett das Ruder übernehmen. Ich hatte keine Lust mehr auf Streitereien bei der Entscheidungsfindung oder auf Unklarheiten hinsichtlich der Frage, wer die kreative Richtung meiner Musik bestimmte. Ich wollte die Freiheit, meiner Muse zu folgen, und zwar ganz ohne unnötige Diskussionen. Von nun an hielt ich

allein die Zügel in der Hand, und alle Verantwortung lag bei mir – auch die finanzielle.

Aus der Rückschau betrachtet war dies eine der klügsten Entscheidungen meines noch jungen Musikerlebens. Meiner Meinung nach hat das fortwährende Bestehen der E Street Band – mittlerweile sind mehr als vierzig Jahre seit ihrer Gründung vergangen – mit der Tatsache zu tun, dass es nie oder vielmehr nur minimale Unklarheiten in Bezug auf die Rollen ihrer Mitglieder gab. Jeder war sich seiner Aufgabe sowie seiner Freiräume und Grenzen innerhalb der

Band bewusst. Ob meine
Bandkollegen über einige meiner
Entscheidungen weniger erfreut
waren? Ganz sicher. Ob sie sich über
bestimmte Entscheidungen ärgerten?
Definitiv. Allerdings hat keiner von
ihnen je mein Recht infrage gestellt,
die entsprechenden Entscheidungen
zu fällen. So herrschte Klarheit, und
diese Klarheit ermöglichte uns, einen
Bund zu schmieden, der auf einem
grundlegenden Prinzip basierte: Wir
arbeiteten zusammen, aber es war
meine Band. Ich errichtete eine
wohlwollende Diktatur. Kreativer
Input war in der von mir geschaffenen

Struktur willkommen, aber am Ende des Tages war es mein Name, der über der gestrichelten Linie und auch auf den Plattencovern stand. Später, in schwierigeren Zeiten, blieb dafür auch der Ärger allein an mir hängen. Von diesem Zeitpunkt an hatte ich also das letzte Wort. Natürlich kam es selbst bei dieser Regelung zu Reibereien, aber wir hatten mit der Zeit ein halbwegs fest definiertes System etabliert, um Probleme aufzuspüren und angehen zu können.

Der erste Rückschlag, den ich für diese Entscheidung kassierte, war der fast vollständige Verlust von Steel

Mills Hardrock-Power-Fangemeinde, mit dem auch die zuvor regelmäßigen Einnahmen flöten gingen. Als uns dann auch noch die Bläsersektion verließ, schrumpfte die Bruce Springsteen Band von neun auf sieben Mitglieder zusammen. Dank unseres Rufs als die neue Band der »Leute von Steel Mill« hatten wir zwar ein paar Gigs im Süden, wo wir allerdings erfahren mussten, dass es selbst 1971 noch Läden gab, die uns lieber ohne unsere schwarzen Sängerinnen sehen wollten. Offiziell hieß es dort, das Publikum könne nichts mit »diesem Sound« anfangen und wolle ganz

einfach Musik hören, die mehr nach meiner alten Rockband klang.

Vor einem Konzert in Richmond rief mich eins der Girls an, das ihren Freund, einen hitzköpfigen Kerl, mit auf Tour gebracht hatte, und bat mich vorbeizukommen. Ich fuhr zum Motel der beiden, und als sie die Tür öffnete, sah ich auf den ersten Blick, dass er sie verprügelt hatte. Die Kopfwunde war so tief, dass man den blanken Knochen sehen konnte. Der Typ selbst war natürlich verschwunden. An diesem Abend absolvierten wir die Show zu fünft und schleppten uns anschließend zurück nach Jersey. Am Ende dieser

Minitour hatten wir nicht nur beide Sängerinnen eingebüßt, sondern auch sämtliche Engagements.

Ungefähr zur selben Zeit hatte Tinker es geschafft, den Großteil der Truppe mit seinen misanthropischen Anwandlungen zu vergrätzen. Beleidigungen und Beschimpfungen waren ein fester Bestandteil seines Alltags. Bei ihm bekam im Grunde jeder sein Fett weg, nur mich ließ er in Ruhe. Zu dem stetig anwachsenden Unmut wegen seines Verhaltens kam die wachsende Unzufriedenheit mit einigen von Tinkers Entscheidungen in seiner Funktion als Manager. Diese

beiden Faktoren – plus normale zwischenmenschliche Ermüdungserscheinungen – besiegelten das Ende von Carl Wests Amtszeit als Manager der Band. Tinker hatte in all der Zeit eine Menge für mich getan und sollte mir schon bald noch sehr viel mehr helfen. Was uns verband, war eine echte Freundschaft, und von denen hatten weder Tink noch ich selbst sonderlich viele. Irgendwann war die Challenger-Eastern-Surfboard-Fabrik in Wanamassa Geschichte, und wir bezogen unser neues Hauptquartier in einer Garage in Highlands. Zu jener

Zeit war Highlands ein eher unwirtlicher Ort, ein von hinterwäldlerischen Raubeinen bevölkertes Fischerstädtchen im Flachland von Central Jersey, wo Hummer an Land geholt wurden. Den Innenausbau der heruntergekommenen Garage übernahmen wir selbst; wir hämmerten und bohrten, zogen Wände ein, dämmten unser Aufnahmestudio. Im Grunde war es eine klassische Carl-West-Produktion – vom Versorgungsnetz abgekoppelt und komplett unter dem Radar. Wir waren Geister in der

Maschinerie, eine Bande von Städtern, die weder Steuern zahlten noch einer geregelten Beschäftigung nachgingen oder sich an die gängigen Spielregeln hielten – komplett losgelöst von der rechtschaffenen Welt.

Irgendwann im Herbst machte ich mich auf den Weg zu der Garage, um Tinker die schlechte Nachricht zu überbringen. Er lag gerade draußen unter seinem Pritschenwagen, die Beine auf der Straße, und schraubte am Motor. »Tink ...« Ich hörte das kühle Klicken von Werkzeug, das auf dem Gehweg abgelegt und dann wieder hochgehoben wurde. Sehen

konnte ich nur seine untere Körperhälfte.

»Yeah ...«

»Die Jungs haben entschieden, dass es an der Zeit ist, mal unserer eigenen Wege zu gehen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und zu schauen, wie's dann läuft ...«

»Was immer du für richtig hältst, Mann.« Schweigen. Dann das kratzende Geräusch von Werkzeug, das über den Asphalt gezogen wurde. Noch mehr Schweigen. Ich drehte mich um und ging.

Der neue, von mir angestrebte Sound war eine Mischung aus gutem

altem Songwriting und von Soul und R&B beeinflusster Rockmusik und sollte später die Grundlage für meine ersten beiden Platten bilden – *Greetings from Asbury Park* und *The Wild, the Innocent & the E Street Shuffle*. Schluss mit dem Gitarrenspektakel, fortan stand für mich das songdienliche Zusammenspiel als Band im Vordergrund. Ich fand schnell heraus, dass diese Herangehensweise zwar auf persönlicher und musikalischer Ebene erfüllender für mich, im Garden State allerdings nicht annähernd so einträglich war wie dröhnender Hardrock. Es wurde zusehends

schwierig, über die Runden zu kommen. Mit der Zeit war ich zunehmend auf die zwanzig Dollar pro Abend angewiesen, die Tom Potter uns an den Wochenenden für Jamsessions im Upstage zahlte. Mit dreißig, vierzig Eiern konnte ich problemlos eine Woche überleben. Doch dann entschied Tom, den Upstage Club aufzugeben und nach Florida zu ziehen. Seit er und Margaret sich getrennt hatten, hatte er allein in dem gemeinsamen Apartment gewohnt. Ich übernahm die Wohnung ... eine traurige Angelegenheit. Das Apartment war

die reinste Freakshow: speziell konzipiert für die beiden, zwei liebenswerte, aber doch sehr eigene Persönlichkeiten. Sie hatten sich für eine bizarre, heftige Schwarz-Rot-Farbwelt entschieden, an der Küchendecke klebten unzählige Kronkorken, und überall standen eigenwillige Konstruktionen aus Softdrinkdosen und Flaschen herum. Der Kühlschrank war komplett mit Playmate-Postern aus dem *Playboy* beklebt. Kurz gesagt hatte Tom jeden erdenklichen Müll in noch nie zuvor gesehene Kreationen verwandelt, die sich zu einem Designstil der Marke

»Boho auf LSD« zusammenfügten und beim Betrachter wohl einen ganz ähnlichen Effekt auslösten wie ein Blick auf die Rückbank von Tom Waits' Cadillac. Im Nachhinein betrachtet war das Ganze ein wahrhaftiges Stück Outsider-Kunst. Inmitten dieses Kunstwerks zu wohnen war allerdings eine andere Sache ... aber genau das taten ich und zwei Kollegen.

Tom Potter selbst – unser durchgedrehter, großmäuliger, trinkfester Pirat mit der Leckt-mich-doch-alle-am-Arsch-Attitüde – hatte grässlichen Liebeskummer gehabt.

Margaret war auf und davon, mitsamt all ihrer sonderbaren Vorzüge, und würde auch nicht mehr zurückkommen. Mit einem Mal war Tom all seiner Unruhestifterenergie beraubt. Er wurde still, nachdenklich, brach regelmäßig in Tränen aus und war nur mehr ein Schatten des Kerls, der Wochenende für Wochenende den Affenzirkus im wahrscheinlich wildesten Teenclub der Nation gebändigt hatte. Vorbei die Zeiten von Wettbewerben à la »Wer trägt den kürzesten Minirock?«. Vorbei die Zeiten, in denen wir im Morgengrauen aus dem Club krochen,

die Strandpromenade entlangspazierten und uns am Strand schlafen legten. Black Tiny, White Tiny, Big Bad Bobby Williams, Southside, Garry, Steve und ich, Big Danny, Little Danny, Party Petey, die Outlaw-Bikernomaden, die herumstreunenden Teenybopper, die Nachtclub-Sripper und die Shore-Musiker, die im Sommer zu Hunderten in den Laden gepilgert waren, als wäre es Mekka – sie alle mussten sich ein neues Zuhause suchen. Das Upstage, der Club, in dem ich meine engsten Musikerfreundschaften geschlossen

hatte und der eigentliche Geburtsort der E Street Band, war Geschichte.

An jenem Morgen, als Tom nach Florida aufbrach, versammelten wir uns vor dem Club und dankten ihm: dafür, dass er für uns da gewesen war, und für das fabelhafte Chaos, das er angezettelt hatte. Ein paar Handschläge und Umarmungen später kletterte er in seine Schrottkiste und verabschiedete sich auf Nimmerwiedersehen in Richtung Süden.

KAPITEL 21

BEATNIK DELUXE

Im Erdgeschoss eine Drogerie, im ersten Stock ein voll ausgestatteter Schönheitssalon mit zwei Reihen riesiger Haartrockner in Bienenkorbform – das war der Ort, an dem Tom und Margaret einst ihre Brotjobs verrichtet hatten und wo ich

das Grundgerüst zu *Greetings from Asbury Park* schrieb. Die Wohnung im zweiten Stock verfügte über einen großen Erker, von dem aus man direkt auf die gegenüberliegende Zentrale der Nation of Islam schauen konnte. Tom hatte uns sein riesiges, auf eins zwanzig hohen Pfählen montiertes Bett dagelassen, das gut achtzig Prozent des Raums einnahm. Hätte das Bett sprechen können, Tom hätte ihm erst noch die Zunge rausschneiden müssen. Mein kleines Zimmer lag im hinteren Teil, von dem aus man in eine kleine Küche und auf einen abgefahrenen Dachgarten

gelangte. Es war die coolste Bude in der ganzen Stadt, und hier wohnte ich nun zusammen mit zwei Freunden und steuerte im Monat sechzig Dollar für die Miete bei. Diese sechzig Dollar waren allerdings zusehends schwierig aufzutreiben.

Wir hatten keine Gigs mehr, waren wegen unserer nur mehr aus Eigenkompositionen bestehenden Playlist aus der Top-40-Coverszene ausgeschlossen worden, und die Zeit glorreicher Konzerte schien ebenfalls schon lange her zu sein. Kurz gesagt: Wir brauchten dringend eine neue Einnahmequelle. Glücklicherweise

hatten Steve und ich eine Idee. Dazu klapperten wir als Erstes Asbury Park von einem Ende bis zum anderen ab, und zwar an einem Samstagabend, auf dem Höhepunkt der Sommersaison. Dem Club, in dem am wenigsten los war, wollten wir uns als Hausband andienen. Wir begannen im Norden und arbeiteten uns bis in den Süden vor. Gegen Mitternacht betraten wir eine Bar namens Student Prince, die ein Maurer aus Freehold erst kürzlich übernommen hatte. Er stand hinter der Theke, und außer Steve und mir – und einem vereinzelt, ziemlich traurig anzusehenden Gast, der am

hinteren Ende des Tresens hockte – war niemand da. Uns war sofort klar, dass wir hier richtig waren. Draußen tobte das Leben, aber mit diesem Ort hatten wir das Schwarze Loch von Asbury gefunden. Unser Angebot an den Besitzer des Ladens war denkbar simpel: Er brauchte uns nicht zu bezahlen, dafür würden wir einen Dollar pro Besuchernase kassieren, spielen, was immer wir wollten, und am Ende des Abends mit den Einnahmen von der Tür wieder nach Hause gehen. Im Grunde hatte er kein Risiko.

Nachdem wir ihm den Deal erklärt

hatten, dachte er kurz darüber nach.

»Und was genau wollt ihr spielen?«

»Was uns in den Sinn kommt.«

»Hmm ... ich weiß nicht recht ...«

Absolute Hochsaison, und der Schuppen war menschenleer – für einen Barbesitzer ganz sicher ein Gefühl wie nach einem ordentlichen Leberhaken. Viel bitterer konnte es für einen Laden an der Jersey Shore kaum laufen. Trotzdem war der Widerstand gegen Bands mit eigenen Kompositionen in unserer Heimatstadt so groß, dass er uns allen Ernstes mit »Ich weiß nicht« kam! Am Ende bekamen wir den Job, und

eine Woche später ging es los. Unsere zum Quintett zusammengeschrumpfte Truppe – Mad Dog, Steve, Davey Sancio, Garry Tallent und ich – schlug zu ihrem ersten Konzert im Student Prince auf. Wir kassierten unseren Dollar Eintritt und spielten vor fünfzehn Leuten. Fünf Fünfzig-Minuten-Sets, von neun Uhr abends bis drei Uhr morgens. Am Ende schnappten wir uns unsere fünfzehn Dollar von der Tür – drei Dollar pro Kopf – und gingen unserer Wege. Mit Steel Mill hatten wir dreitausend Dollar pro Abend verdient – ohne Plattenvertrag und ebenfalls bei nur

einem Dollar Eintritt! Als dieses Geld nach Abzug der Unkosten aufgeteilt war, hatte sich jedes Bandmitglied mit ein paar hundert Dollar in der Tasche auf den Heimweg machen können. Wenn man wie wir keine Steuern zahlte, keine Angehörigen verpflegen und auch keine teure Miete aufbringen musste, konnte man in den Jahren '71/72 von ein paar Hundert Dollar eine sehr, sehr, sehr lange Zeit ordentlich leben. Und jetzt schickte ich meine Jungs mit *drei* Dollar nach Hause!

In der folgenden Woche zogen wir das Programm noch einmal durch.

Wir spielten vor dreißig Leuten und machten dreißig Dollar. Sechs pro Kopf. Die Woche drauf kamen achtzig, dann hundert, dann hundertfünfundzwanzig Menschen. Irgendwann begannen wir, freitags *und* samstags zu spielen, dann mittwochs, freitags und samstags, und jedes Mal lockten wir hundert bis hundertfünfzig Leute an, das Maximum in diesem Laden. Immerhin war damit vorerst unser Lebensunterhalt gesichert. Wir hatten uns einen kleinen harten Kern von Fans erarbeitet, Leute, die kamen, weil sie nirgends sonst in dieser Stadt selbst

gemachte Musik hören konnten. Diese Leute hielten uns am Leben. Es war eine coole, kleine Szene. Mit der Zeit kamen auch unsere alten Freunde vorbei und jamzten mit. Danny Federici und Flo tauchten wieder auf. Eines Abends zog sie ihm mit einem schweren Bierglas eins über die Nase, weil er mit einem anderen Mädchen geflirtet hatte. An einem anderen Abend feuerte jemand eine Pistole ab. Verletzt wurde niemand. Die Konzerte waren wie eine private Hausparty, die dreimal pro Woche stattfand und zu der eine ziemlich hippe eingeschworene Gemeinschaft

kam. Der Maurer war happy. Die Band war happy. Das Publikum war happy.

Im Student Prince war ich sogar am Wochenende jenes für meine Generation prägenden Kulturevents gewesen – als vom 15. bis 17. August 1969 fünfhunderttausend Menschen im Ortsteil White Lake in Bethel, New York, einfielen und sich auf Max Yagurs Farm versammelten, um mit einem Festival den vorläufigen Höhepunkt all dessen zu markieren, was sich bis dahin entwickelt hatte. Für mich war es ein Wochenende wie jedes andere auch, an dem ich in

einem kleinen Club für ein trinkfreudiges Publikum aus Locals und Freunden spielte. Von meiner Warte aus war das Spektakel oben im Norden mit zu viel Aufwand, zu viel Fahrerei und zu vielen Drogen verbunden. Auch wenn es damals nicht nach einer großen Sache ausgesehen haben mag, war ich doch voll und ganz mit meinem eigenen Abenteuer beschäftigt.

Big Man Walking

Nach wie vor war ich an der Umsetzung meines Rock'n'Soul-

Sounds interessiert und immer noch auf der Suche nach einem guten Saxofonisten. Ich hatte mich in die Platten der ganz Großen vertieft – Gary U. S. Bonds, King Curtis, Junior Walker, Dion – und war ganz einfach verrückt nach dem Sound eines mitreißenden Rock'n'Roll-Saxofons. Irgendwann kam ein Kerl namens Cosmo vorbei, jammte mit uns und war echt gut. Er hatte einen roten Wuschelkopf und Gerüchten zufolge semipsychotische Züge: Bei ihm brannten die Sicherungen noch schneller durch als bei Mad Dog. Mir war klar, dass das schiefgehen würde.

Zwei von dieser Sorte in der Band, und im Nullkommanichts würden unsere Fahndungsfotos in der Hauptpost von Asbury Park ausgehängt.

Eines Tages erwähnte Garry einen Typen namens Clarence Clemons, den er von gemeinsamen Sessions mit Little Melvin and the Invaders kannte, jener hiesigen Soulband, die in den schwarzen Clubs von Asbury Park und Umgebung auftrat. Seiner Schilderung zufolge war Clarence an seinem Instrument ein Zauberkünstler. Das Problem war nur, dass ihn niemand ausfindig machen

konnte. Der Zufall wollte es schließlich, dass Clarence eines Abends in der Wonder Bar im Norden Asburys spielte, während wir im Student Prince am südlichen Ende der Stadt auftraten. Er hatte einiges von mir gehört und sich nach seinem Gig mit dem Saxofon unter dem Arm auf den Weg gemacht, um zu sehen, was es mit alldem Gerede auf sich hatte.

Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein düsterer, stürmischer Abend. Ein Nor'easter hatte die Stadt heimgesucht und den Circuit leer gefegt. Die Ocean Avenue und die Kingsley Street hatten sich in

sturmgepeitschtes Niemandsländ
verwandelt, in dem die
Straßenlaternen an den Masten
schepperten. Die Stadt war wie
gestorben. Wir aber standen auf
der Bühne und spielten für ein paar
hartgesottene Gäste, die in den Laden
gekommen waren, um sich
aufzuwärmen, ein bisschen was zu
trinken und Musik zu hören. Als der
Big Man am Student Prince ankam
und die Eingangstür aufzog, fegte
durch die Ocean Avenue eine
Sturmbö, die so heftig war, dass sie die
Tür des Clubs aus den Angeln riss und
die Straße hinabschleuderte. Ein gutes

Omen. Ich blickte auf und sah im hinteren Teil des Raums eine große schwarze Gestalt im Halbschatten. Das war er. King Curtis, Junior Walker und all meine Rock'n'Roll-Fantasien in einer Person vereint. Er kam zur Bühne vor und fragte, ob er ein bisschen mitspielen dürfe. Natürlich durfte er. Oben stellte er sich zu meiner Rechten auf, setzte sein Instrument an und legte los mit einem Ton, der klang wie eine Naturgewalt: groß, satt und rau. So etwas hatte ich noch nie gehört. Mir war auf der Stelle klar: Das war der Sound, nach dem ich gesucht hatte. Mehr noch: Die

Chemie zwischen uns hatte vom ersten Augenblick an gestimmt, und als wir dort oben Seite an Seite auf der Bühne standen, fühlte es sich an wie ein Blick in die Zukunft. Es war der Vorgeschmack ... nur sollte es dabei noch eine ganze Weile bleiben. C hatte andernorts ein festes Engagement, und ich konnte ihm nicht sonderlich viel bieten. Am Ende des Abends unterhielten wir uns noch ein wenig, lobten die Fähigkeiten des jeweils anderen und versprachen einander, in Kontakt zu bleiben. Doch ehe ich Clarence wiedertreffen sollte, lag noch

ein langer Weg über holprige Straßen vor mir.

Endlich war wieder ein bisschen Stabilität eingeleitet. Hundertfünfzig Dollar pro Abend – mit marginalen Schwankungen je nach Publikumsgröße – ergaben dreißig für jeden und somit wöchentlich ungefähr neunzig Dollar, von denen man problemlos leben und sogar noch etwas sparen konnte. Zu jener Zeit hatte ich mich gerade in ein hübsches Surfer Girl verguckt – ein den Drogen verfallenes, wildes Ding, das sich an keine Regeln hielt. Sie war der perfekte Gegenpol zu dem

Kontrollfreak in mir und stillte meinen Hunger nach all den blonden, perfekten Wesen, die ich nie hätte haben können. Sie war so lebendig, lustig und kaputt, dass ich ihr schlicht nicht widerstehen konnte. Sie rief einen regelrechten Messiaskomplex in mir hervor, den mir die Katholiken in der Schule antrainiert hatten, und machte sich später – völlig zu Recht – derart gnadenlos darüber lustig, dass es mir das Herz zerriss. Sie war schon ein bisschen rumgekommen, bis Kalifornien und wieder zurück, und kannte ein paar zweitklassige Rockstars, schleppte die Kerle mit zu

unseren Gigs, damit sie meine Band
»entdeckten«, und sprang
anschließend mit ihnen in die Kiste.
Was für mich bei der Sache
heraussprang? Ein feuchter
Händedruck und haufenweise
Sprüche im Stil von: »Ihr Typen seid
echt klasse.« Eine Zeit lang wohnte ich
sogar bei ihr und ihrer Freundin in
einem Apartment in Long Branch,
New Jersey. Während Surfer Girl sich
die Nächte um die Ohren schlug,
redete die Freundin Klartext mit mir,
tröstete mein geschundenes Ego,
versicherte mir, dass ich was Besseres
verdient hätte und so weiter und so

fort. Sie hatte eine Tochter, ein wundervolles kleines Wurmchen, und ich spielte eine Weile Daddy. Es war nett, aber im Grunde waren wir bloß zwei Herumtreiber mit einem wunderschönen kleinen Wesen im Schlepptau. Trotz meiner häufigen Umzüge hatte ich eine Sache aus meiner Kindheit aufbewahrt: mein erstes Schaukelpferd. Es war aus Holz, nur sechzig Zentimeter hoch, cremefarben mit hellroten Tupfern, ein Appaloosa in Miniaturformat, und ich liebte dieses Ding. Ich schenkte es ihr, für die Kleine.

Nach einiger Zeit hatte ich genug.

Die ganze Situation warf mich derart aus der Bahn, dass ich in einem Zustand vollkommener Verwirrung entschied, erneut nach Westen aufzubrechen, um mein Glück an einem Ort zu suchen, wo es nichts gab, was mich an irgendwas erinnern konnte. »Sandy ... for me this boardwalk life is through.« Mein Surfer Girl machte die Biege, und unsere gemeinsame Freundin ging mit einem Zirkus auf Tournee: dem Ringling Bros. and Barnum & Bailey Circus. Hin und wieder kreuzten sich unsere Wege. Jahre später traf ich Mutter und Tochter zusammen im

Stone Pony wieder, beide wunderschön wie eh und je. Doch ehe ich Jersey den Rücken kehrte, sollte noch eine weitere wichtige Sache an der Ostküste passieren.

Darf ich vorstellen: Mike Appel

Ich hing bei einem Kumpel ab, Louie Longo, und zwar direkt bei einem Trailerpark in Highlands, New Jersey. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wohnte Tinker in einem kleinen Bungalow, wir waren nach wie vor befreundet, sahen uns relativ häufig, und hin und wieder besuchte

ich ihn in seiner neuen Werkstatt an der Main Street, die wir zusammen eingerichtet hatten: Dort schraubte er Lautsprecheranlagen zusammen, freundete sich mit Nachbarn an, verärgerte und vergrätzte sie, restaurierte in liebevoller Kleinstarbeit alte Autos und Boote, stellte allerlei subversive Dinge an, heckte Millionen-Dollar-Pläne aus und bastelte darüber hinaus an allen möglichen Sachen herum. An jenem Tag kam er zu Louie rüber, wo ich gerade auf der Vordertreppe saß und Grashalme zählte. »Ich fahr nach New York, um einen Plattenproduzenten zu treffen.

Kannst mitkommen und ihm ein paar Songs vorspielen. Wie sieht's aus?« Aus irgendeinem Grund war ich an diesem Nachmittag ein bisschen zögerlich. Vielleicht hatte ich einfach genug von all den ach so vielversprechenden Möglichkeiten, die sich mir alle naselang boten. Seit Jahr und Tag schüttelte ich die Hände von Leuten, mit deren Hilfe wir einen Fuß in die Tür des Musikbusiness hätten kriegen können/sollen/müssen, doch keins dieser Treffen hatte je zu irgendwas geführt. Andererseits hatte ich gerade ein paar richtig gute Akustiksongs geschrieben und war

nach wie vor der Meinung, der beste unentdeckte Musiker weit und breit zu sein. Also hüpfte ich in Tinkers Kombi, und los ging's über die gelbe Ziegelsteinstraße zur Smaragdstadt.

Wir hielten vor einem Gebäude an der Fifth Avenue und fuhren mit dem Fahrstuhl hoch zum Sitz von Wes Farrell Music. Es war schon spät, und die Belegschaft war bereits gegangen, als wir ein dunkles Großraumbüro mit jeder Menge Arbeitsnischen betraten. Ein Mann in den Dreißigern mit kurzen schwarzen Haaren kam auf uns zu und hieß Tinker mit hartem New Yorker Akzent willkommen.

Tink stellte uns einander vor, und dann schüttelte ich zum ersten Mal Mike Appels Hand. Anschließend gingen wir in Mikes Büro, ein Schuhkarton von einem Raum, ausgestattet mit einem Piano, einem Tape-Rekorder, einer Gitarre und ein paar Stühlen. Das ganze Setting schien wie eine schmucklose Version des Brill Building zu sein: ein Ort, an dem Musikverlage eine Vielzahl von Songwritern beschäftigten, die tagaus, tagein damit beschäftigt waren, heute die Hits von morgen zu schreiben. Der Chef von Mikes Verlag, für den er mit einem Kollegen zusammen den Hit

»Doesn't Somebody Want to Be Wanted« für die TV-Serien-Band The Partridge Family geschrieben hatte, hieß Wes Farrell. Mike erzählte mir in relativ blumigen Worten, wer er war und was er alles draufhatte – nämlich Verlag plus Produktion plus Management. Ich spielte ihm ein paar Songs vor, Vorgänger der Stücke, die auf *Greetings from Asbury Park* landen sollten, und Mike zeigte Interesse. Dann allerdings musste ich ihm erklären, dass ich soeben im Begriff war, meine Liebeskummerflucht nach Kalifornien anzutreten. Natürlich würde ich eines Tages

wiederkommen ... oder auch nicht.
Als wir uns voneinander
verabschiedeten, gab er mir seine
Nummer und meinte, ich solle mich
melden, wenn es mich wieder an die
Ostküste verschlagen würde.

KAPITEL 22

CALIFORNIA DREAMIN' (DIE ZWEITE)

In den Vorweihnachtstagen packten Tinker und ich unsere Sachen, um zum zweiten Mal in seinem alten Pritschenwagen von einer Küste zur anderen zu fahren. Wir machten es

genauso wie beim letzten Trip: zweiundsiebzig Stunden und dreitausend Meilen ohne Schlaf, in einem Rutsch. Auf der ersten Teilstrecke in Richtung Süden legten wir kurzerhand einen Zwischenstopp in unserem alten Revier in Richmond, Virginia, ein. Wir landeten in einem Stripclub, wo Tinker sich mit einer Tänzerin anfreundete. Während er beschloss, die Nacht mit jener Dame zu verbringen, kam ich bei einer alten Südstaatenfreundin unter. Als wir uns am nächsten Morgen bei seinem Wagen wiedertrafen, hatte Tinker die Tänzerin mitsamt gepackten Koffern

im Schlepptau. Sie habe die Nase voll vom Neuen Süden und in der Nacht spontan beschlossen, sich unserer Reisegruppe anzuschließen und es im Neuen Westen zu probieren. Sie war ein nettes Mädchen und eine angenehme Reisebegleitung. Sie hatte Freunde an der Westküste und sprach davon, vielleicht ein Bauchtanzstudio in Nordkalifornien zu eröffnen – dem idealen Ort für ein derartiges Geschäft. Relativ ereignislos ging es für uns weiter, bis wir beim Überqueren der Bergketten im Westen in ein paar hässliche Schneestürme gerieten. Ich hatte zwar

immer noch keine Fahrerlaubnis, aber das zählte zu den unwichtigeren Details. In den Bergen passierten wir meilenlange Schlangen von Sattelschleppern, die mit laufenden Motoren und in der Kabine dösenden Fahrern am Rand des Highways parkten, weil sie bei Schnee und Eis die Passstraßen nicht raufkamen.

In der Nacht verschwand dann irgendwann die Straße vor unseren Augen. Der Schnee lag so hoch, dass man den Seitenstreifen nicht mal mehr erahnen konnte. Wir hatten zwar Ketten aufgezogen, aber der Wagen rutschte trotzdem ständig über die

schmierige Fahrbahn. Als unsere Tänzerin immer nervöser wurde, hielten wir am Ende an. Tinker und ich stiegen aus, kletterten auf den Pass hinauf und hielten Ausschau, konnten aber keine weiteren Fahrzeuge ausmachen. Es schneite in einer Tour weiter, Unmengen schwebten vom Himmel herab und schlossen uns zusehends ein. Um uns herum herrschte Stille – eine Stille wie in einer toten Wüste. Heftiger Schneefall kann ziemlich nervenaufreibend sein. Für uns im Osten waren Schneestürme bislang immer mit einem Gefühl der Freiheit

einhergegangen – keine Arbeit, keine Schule, die Welt hielt endlich mal die Klappe, und ein jungfräuliches Weiß legte sich über die dreckigen Straßen, sodass es sich anfühlte, als hätte Mutter Natur all deine Fehlritte ausgelöscht. Du kannst nicht wegrennen, du kannst nur noch abwarten. Wenn du deine Tür aufmachst, breitet sich vor dir eine Welt ganz ohne Spuren aus, in der dein alter Pfad und deine Geschichte fürs Erste unter einer Landschaft des Vergebens begraben werden, und du blickst auf einen Ort hinaus, an dem was komplett Neues entstehen kann. Das mag zwar eine

Illusion sein, aber es ist eine Illusion, die in der Lage zu sein scheint, die Selbstheilungskräfte der menschlichen Seele anzuregen, um ein gottgefälliges Leben in Einklang mit der Natur anzustreben. Eine Menge Schnee – und damit meine ich *Massen* an Schnee – ist allerdings ein anderes Paar Schuhe. Das Gefühl der Freiheit verwandelt sich in ein Gefühl des Gefangenseins. Das schiere Gewicht der Schneemassen wird zu einer existenziellen Angelegenheit, und dann setzt irgendwann die Angst vor dieser dunklen, unter all dem Weiß begrabenen Welt ein. Zweimal hab ich

das bisher erlebt: einmal in Idaho, wo es zweiundsiebzig Stunden lang ohne Unterlass geschneit hatte, wo der Strom ausgefallen war und am Ende alles danach aussah, als wäre die ewige Nacht angebrochen und der Tag des Jüngsten Gerichts gleich dazu. Das zweite Mal war in jener Nacht auf dem Highway, oben am Pass. Dort war die Stille allmächtig, das Gewicht erdrückend und die wenigen Begrenzungen so schwer zu erkennen, dass jeder verdammte Bezugspunkt zu verschwinden schien. Es war, als hätte jemand die Welt plan geschliffen und auf eine weiße Tischplatte

reduziert, an deren Kanten man jederzeit in die Tiefe stürzen konnte. Alles wurde reduziert auf passierbare versus unpassierbare Orte, und man hätte meinen können, die ersten Ozeankartografen hätten recht gehabt: Die Welt ist flach, und eine falsche Bewegung zu weit nach links oder nach rechts kann dich an den Rand des Abgrunds bringen, wo tief unten die Monster lauern.

Wir stiegen wieder in unseren Wagen, und Tink – dessen innerer Misanthrop bei der Aussicht auf das nahende Ende der Welt ganz sicher Freudentänze aufführte – steuerte

unseren rollenden Sarg im Schnecken tempo den Highway entlang, bis wir die höchsten Gipfel hinter uns gelassen hatten und wieder in die Welt der Lebenden mit ihren sicheren Straßen zurückkehrten. Der Rest des Trips bestand aus Tankstellen, Raststätten, Geschichten aus dem erotischen Leben unserer Reisebegleiterin und dem endlosen Highway. Als wir Kalifornien erreichten, setzte Tinker mich in San Mateo am Haus meiner Eltern ab, wo meine alten Herrschaften mich in Pyjamas willkommen hießen. Drinnen ließ ich meine Tasche auf den Boden

fallen, warf mich auf die Couch und
verfiel in einen
vierundzwanzigstündigen
Komaschlaf.

Ich hatte vor, ein neues Leben zu
beginnen, an einem neuen Ort, weit
weg von all meinem Beziehungsblues
an der Ostküste. Ich hatte um die
dreihundert Dollar gespart. Das war
mein Startkapitel. Als Erstes machte
ich mich auf die Suche nach bezahlten
Gigs, musste allerdings schon bald
feststellen, dass es zwar Orte gab, an
denen ich meine Akustiksongs spielen
konnte, Open-Mike-Abende und so,
doch nichts davon wäre bezahlt

gewesen. Hier war ich wieder ein kompletter Nobody. Meinen Ruf als Bar-Band-König hatte ich an der Ostküste zurückgelassen. Wieder war ich nichts mehr als ein weiterer Möchtegern mit Gitarre und einer Handvoll Songs. Solo war da nichts zu machen. Also besuchte ich ein Clubkonzert nach dem anderen und hielt Ausschau nach einer etablierten Band, die einen Sänger/Gitarristen mit mitreißender Bühnenperformance brauchte. Eines Abends sah ich in San Francisco eine ziemlich gute Funk'n'Soul-Truppe, die das Publikum in Wallung brachte. In der

Pause unterhielt ich mich mit einem der Bandmitglieder und erfuhr, dass sie tatsächlich gerade nach einem Ersatz für ihren alten Gitarristen suchten. Die perfekte Möglichkeit! Die Musik der Jungs war etwas jazziger als meine, aber ich war guter Dinge, dass ich es schaffen könnte. Am Ende des Konzerts tauschten wir Telefonnummern aus und vereinbarten einen Termin, um ein bisschen zu jammen. Als der entscheidende Abend gekommen war, fuhr ich zu ihrem Probenraum, einem Lagerhaus im Süden von San Fran, parkte den Wagen, ging rein, lernte

den Rest der Band kennen und stöpselte meine Gitarre ein. Wir spielten ungefähr vierzig Minuten. Ihre Musik war eine Herausforderung, trotzdem hatte ich das Gefühl, mich ordentlich geschlagen zu haben. Dann zogen sie sich zur Beratung in einen anderen Raum zurück. Raus kam am Ende nur der Typ, mit dem ich während des Konzerts gesprochen hatte. Ohne Job schickte er mich meiner Wege. Na klasse. So rundheraus abgelehnt hatte ich mich das letzte Mal bei meinem ersten San-Francisco-Trip gefühlt.

Langsam, aber sicher ging mir dieser Ort gewaltig auf die Nerven.

Die nächsten drei Wochen drehte ich auf der Suche nach einem bezahlten Job als Musiker jeden Stein um. Am Ende kam ich zu dem Schluss, dass es womöglich das Beste wäre, selbst eine Band zusammenzustellen, irgendwo vorzuspielen, einen Club zum Kochen zu bringen und dem Schicksal seinen Lauf zu lassen. Bei einem Spaziergang durch das Hillsdale Shopping Center betrat ich kurz entschlossen einen Fotoladen, um ein paar Bilder entwickeln zu lassen, die ich auf dem

Trip geschossen hatte, und kam dort mit einem jungen Angestellten ins Gespräch, der wie Anfang zwanzig aussah und nebenbei erwähnte, dass er Bass spiele. Er hatte eine kleine Band, die auf der Suche nach einem Gitarristen war, und fragte mich, ob ich am Wochenende nicht vorbeikommen und mit ihnen jammen wolle. Sie stammten aus San Jose, was schon ein ordentliches Stück Weg für mich war, aber egal. Mittlerweile war ich ziemlich verzweifelt und außerdem fast pleite.

Am Wochenende lieh ich mir den Wagen meiner Eltern aus, fuhr eine

Stunde Richtung Süden und folgte der Wegbeschreibung in einen typischen Mittelschichtvorort. Die Gegend sah aus wie die Kulisse von *Die Abenteuer Ozzie und Harriet*: lange Straßenzüge mit bescheidenen Häusern im Ranchstil, dazu Standard-Doppelgaragen und makellos gepflegte Rasen vor der Tür. Ich hielt vor dem Haus des Typen aus dem Fotoladen ... und dann sah ich sie, meine neue Band. Sie standen in der offenen Garage: mein neuer Kumpel am Bass und zwei Kids, die nicht älter aussahen als vierzehn, an Schlagzeug und Gitarre. Das klassische Set-up war

zur Straße hin ausgerichtet. Die kleinen Verstärker hatten sie um den Schlagzeuger herum angeordnet, der wie Dennis the Menace mit langen Haaren aussah. Das waren Kids – richtige Kids, wirklich noch Kinder –, die gerade spielen lernten und die Instrumente höchstwahrscheinlich eben erst vom Weihnachtsmann bekommen hatten. Und ich mittendrin.

Ich holte meine Gitarre aus dem Wagen, baute auf und legte eine Show für sie hin, die bis Sonnenuntergang andauerte. Ich packte jeden Trick aus, den ich draufhatte, und schaffte es im

Lauf des Nachmittags sogar, ein paar Nachbarn von ihren Rasenmähern und Grills wegzulocken. Ich spielte, als stünde ich auf der Bühne des Madison Square Garden. Ich brauchte das einfach. Als es Abend wurde, packte ich zusammen, dankte den Jungs für den wundervollen Nachmittag und fuhr wieder in Richtung Norden zum Haus meiner Eltern. Ich fühlte mich bescheuert, traurig und glücklich zugleich. Hier würde ich es niemals schaffen. Kalifornien war nichts für mich. Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr hatte ich mein eigenes Geld verdient. Keinen Penny hatte ich

von meinen Eltern angenommen, seit ich mit der Gitarre angefangen hatte, und ich wollte ganz bestimmt nicht jetzt damit anfangen. Meine alten Herrschaften hatten ohnehin kein Geld übrig – keine zwanzig Dollar, keine zehn. Alles, was ich von ihnen erwarten konnte, waren eine Couch im elterlichen Wohnzimmer, dazu ein Kissen und eine Decke und vielleicht ein bisschen Kleingeld. Mein Nachmittag mit den Teenies hatte jeden Zweifel ausgeräumt: Ich musste wieder dorthin zurückkehren, wo ich kein Nobody, sondern ich selbst gewesen war – ein Sohn New Jerseys,

ein Gitarrenwunderkind und König einer Bar-Band-Szene, ein Kleinstadtheld, der große Fisch im kleinen Teich und, nicht zu vergessen, jemand, der eigenes Geld verdiente. Es sah danach aus, als wäre mein kleines Reich an der Ostküste der einzige Ort, an dem mein Talent mich über Wasser halten könnte. Meine Frauenprobleme erschienen mir plötzlich ziemlich unwichtig, und ich begann, Pläne für die Heimfahrt zu schmieden.

Mexiko (Montezumas Rache)

Kaum hatte ich meinen Entschluss gefasst, fragte mich mein Vater, ob ich ihn auf einen Trip nach Mexiko begleiten wolle, bei dem auch ein Zwischenhalt in Long Beach am Liegeplatz der *Queen Mary* geplant sei – jenes Ozeanriesen, der ihn im Zweiten Weltkrieg nach Europa gebracht hatte und den er sich nun noch mal ansehen wollte. Sein Plan sah vor, von Long Beach aus weiter nach Tijuana zu fahren, sich dort ein Jai-Alai-Match anzusehen und ein bisschen Touri zu spielen, um sich dann auf dem Rückweg mit Mom und meiner kleinen Schwester in Disneyland zu

treffen. Ich witterte die Chance, alte Wunden zu heilen, und sagte zu. Mein Vater bestand darauf, unseren Familienhund Smokey mitzunehmen, eine Mischung aus Hütehund und was weiß ich noch alles, der kurz zuvor erst unser Weihnachtsfest sabotiert hatte. Als wir an Heiligabend von der Mitternachtsmesse heimkamen, hatte uns hinter der Tür eine Szene erwartet, bei deren Anblick man glatt hätte argwöhnen können, unser Wohnzimmer wäre zum Schauplatz eines Gangbangs geworden – die Elfen des Weihnachtsmannes mit Rentier Rudolph ... überall Lamettastreifen,

Weihnachtsbaumkugeln, Fetzen von Geschenkpapier und -bändern sowie umgekippte Wasserbecher. Der Weihnachtsbaum war umgerissen, sämtliche Geschenke zerkaut ... mittendrin der hechelnde Smokey, der unser Lob für seinen Einsatz erwartete.

Im Auto herrschte von Anfang an nicht die Stimmung, die wir uns beide erhofft hatten. Wir gaben unser Bestes, trotzdem gingen wir einander auf die Nerven. Unser Zwischenstopp in Long Beach war ein einziger Flop. Wie ein mauliger Teenager latschte ich über die *Queen Mary* und meckerte

in einer Tour. Auf diesem Schiff hatte mein Vater höchstwahrscheinlich die wichtigste Reise seines Lebens angetreten, und ich war nicht dazu in der Lage, das zu respektieren. Heute würde ich alles dafür geben, noch mal mit ihm auf diesem Schiff herumspazieren zu können. Jeden Schritt würde ich auskosten, jedes Detail erfragen, mir jede Anekdote anhören. Damals allerdings war ich einfach noch zu jung, um die Vergangenheit hinter mir lassen zu können, zu jung, um meinen Dad als einen Mann mit einer eigenen

Geschichte wahrzunehmen und diese Geschichte auch zu würdigen.

Wir fuhren weiter in Richtung Süden nach Mexiko, überquerten bei San Diego die Grenze und nahmen uns ein Motel ein Stück außerhalb von Tijuana. Dort schlossen wir Smokey in unserem Zimmer ein und machten uns auf den Weg in die Stadt. Wir sahen uns ein Jai-Alai-Spiel an und schlenderten durch das Touristenviertel. Mein Vater kaufte sich dort eine Uhr von einem Straßenhändler und prahlte anschließend mit seinem Schnäppchen – bis zu jenem Moment,

da das Ding nach exakt zwanzig Minuten den Geist aufgab. Wir machten ein Erinnerungsfoto – ich auf einem Esel, der wie ein Zebra angemalt war, Dad in dem dahinter angespannten Wagen. Auf dem Sombrero, den ich auf dem Foto trage, steht »Pancho«, auf dem von Dad »Cisco«. Als wir wieder im Motel waren, mussten wir feststellen, dass Smokey sich an der Tür zu schaffen gemacht hatte. Vom Türknauf abwärts war das Holz mit tiefen Kratzern übersät. Entsprechend musste mein alter Herr die Brieftasche zücken. Adiós, México.

Zurück in Richtung El Norte. Wir fuhren nach Disneyland, trafen Mom und meine Schwester, verbrachten einen Nachmittag am »glücklichsten Ort auf Erden« und machten uns dann auf den Heimweg, der dank einer geheimnisvollen Abkürzung meines Vaters drei unheimliche Nachtfahrstunden länger dauerte als geplant. Am Ende dieses Tages waren wir alle stehend k.o.

Kurz nach unserer Rückkehr rief Tinker an. Er wolle wieder Richtung Ostküste aufbrechen. Unverzüglich buchte ich den Platz auf seinem Beifahrersitz, verabschiedete mich von

meinen Eltern und meiner kleinen Schwester, versicherte ihnen, dass ich sie lieb hätte, und dann hieß es wieder: zweiundsiebzig Stunden, dreitausend Meilen, in einem Rutsch bis Jersey. Nachdem wir ein und dieselbe Toilette benutzt hatten, ließ ich Dad allerdings noch ein kleines Gastgeschenk der speziellen Art zurück, das ich mir irgendwo unterwegs eingefangen hatte ... Filzläuse.

Mach's gut, Junge, und danke für das schöne Andenken.

KAPITEL 23

DAS HIER IST EINE BAR, IHR IDIOTEN!

Kaum war ich zurück, erfuhr ich, dass Steve, Southside und ihre Sundance Blues Band für einen Gig im Captain's Garter in Neptune, New Jersey, gebucht waren. Ich schnappte mir

meine Gitarre und machte mich direkt auf den Weg dorthin, um ein bisschen mitzumischen. Der Laden war rappelvoll, und wir rockten das Haus wie in alten Zeiten. Das Publikum feierte uns und war restlos begeistert von der Show und unserer Musik. Ein großartiger Abend. Nach dem Auftritt marschierten Steve und ich ins Büro des Managers, um unsere Gage in Empfang zu nehmen und über die unserer Ansicht nach todsicheren Folge-Gigs zu sprechen. Wir hatten gerade den Laden zum Kochen gebracht, sodass wir ein paar anerkennende Worte vom Chef und

Zusagen für zukünftige Konzerte erwarteten.

Der Manager war ein großgewachsener, phlegmatisch wirkender junger Mann mit schlohweißen Haaren. Er trug eine rote Rettungsschwimmer-Windjacke und stand mit ausdruckslosem Gesicht hinter seinem Schreibtisch. An Lob oder Anerkennung war gar nicht zu denken. Wir fragten ihn, wie die Chancen für zukünftige Gigs stünden, woraufhin er uns ganz ruhig und sachlich erklärte, dass es keine geben werde. Er pflichtete uns bei, dass eine Menge Leute gekommen seien und

ausgelassen gefeiert hätten. Aber sie hätten nichts getrunken, weil sie zu sehr mit unserer Musik beschäftigt gewesen seien. Als hätten wir das nicht schon selbst bemerkt, fügte er noch hinzu: »Das hier ist eine Bar, ihr Idioten!« Und eine Bar verdiente ihr Geld nun mal damit, dass man dort Alkohol verkaufte. Wurde nichts verkauft, verdiente die Bar kein Geld und die Barkeeper entsprechend auch kein Trinkgeld. Und damit war es aus mit unserem kleinen Traum von großen Konzerten am Highway 35 in Neptune. Für Kneipenbesitzer steckte nun mal kein Geld in solchen

Abenden, und folglich gehörten wir als Musiker auch nicht zum Erfolgsrezept des Captain's Garter. An jenem Tag hatte ich erstmals Terry Magovern gegenübergestanden – Barmanager, Rettungsschwimmer und Navy SEAL –, der später dreiundzwanzig Jahre lang mein Assistent sein und zu einem engen Freund von mir werden würde. Doch an diesem Abend ließ er uns abblitzen.

Plan B (Zurück in die Smaragdstadt)

Ich bezog wieder mein Zimmer in Tom Potters Beatnikbude in Asbury. Mir war inzwischen klar, dass meine Bar-Band-Karriere mich vorerst nicht weiterbringen würde. Ich musste mit leichterem Gepäck reisen und in der Lage sein, die Leute allein mit meiner Stimme, meiner Gitarre und meinen Songs zu begeistern. Stimme, Gitarre, Songs. Drei Werkzeuge. Mit meiner Stimme würde ich wohl nie auch nur einen Blumentopf gewinnen. Und meine Fähigkeiten in puncto Akustikgitarrenbegleitung waren eher rudimentär. Blieben die Songs. Die Songs mussten wahre Feuerwerke

sein. Ich wusste, dass es jede Menge guter Gitarristen auf diesem Planeten gab, viele davon auf meinem Level oder besser. Aber wie viele gute Songwriter gab es eigentlich? Songwriter mit einer eigenen Stimme und einer eigenen Story, die ein Publikum in ihre Welt entführen und für die Dinge begeistern konnten, die sie antrieben? Nicht viele. Eine Handvoll allerhöchstens.

Einer stach unter dieser Art von Singer-Songwritern besonders hervor: Bob Dylan, der Mann, der mir eine Heimat gegeben hatte. *Highway 61 Revisited* und *Bringing It All Back Home*

waren nicht nur großartige Platten, sondern in meiner Erinnerung auch die ersten Momente, da mir jemand eine wahrhaftige Beschreibung desjenigen Ortes vorgesetzt hatte, an dem ich lebte. Die Dunkelheit, das Licht – es war alles da ... Die Schleier der Illusion und der Täuschung hatte er zu Boden gerissen. Er ging gegen das unaufrichtige höfliche Getue und die verdummende Alltagsroutine an, mit der Korruption und Verfall verschleiert wurden. Die von ihm beschriebene Welt war für alle und jeden sichtbar, sowohl in meiner kleinen Heimatstadt als auch auf den

Fernsehschirmen unserer vereinsamten Wohnzimmer ... Aber sie blieb unkommentiert, wurde schweigend hingenommen. Dylan inspirierte mich und gab mir Hoffnung. Er stellte die Fragen, die kein anderer zu stellen wagte, ganz besonders nicht einem Fünfzehnjährigen: »How does it feel ... to be on your own?« Zwischen den Generationen hatte sich eine Kluft aufgetan, und mit einem Mal fühlte man sich verwaist, alleingelassen im Fluss der Geschichte, nur einen Kompass mit wild rotierender Nadel als Hilfe, heimatlos im Innern. Bob

nordete uns wieder ein. Er war der Leuchtturm, an dem wir uns orientierten, um uns in der neuen Wildnis namens Amerika zurechtzufinden. Er erschloss für uns neues Terrain, zeigte Flagge, schrieb die Songs und sang die Zeilen, die so wichtig für die Zeit und für das emotionale und seelische Überleben so vieler junger Amerikaner waren.

Als er 1997 den Kennedy-Preis erhielt, durfte ich bei der Verleihung »The Times They Are A-Changin'« spielen. Später hatten wir auf einer Treppe einen kurzen Moment unter vier Augen. Er dankte mir dafür, dass

ich gekommen war, und sagte: »Wenn es irgendetwas geben sollte, was ich für dich tun kann ...« Ich dachte nur: »Machst du Witze, Mann?«, und antwortete: »Du hast bereits unendlich viel für mich getan!« Als junger Musiker war genau das mein Ziel: Ich wollte eine Stimme sein, die die Erfahrungen und Realitäten der Welt formulierte, in der ich lebte. Mir war klar, dass ich im Jahr 1972 dafür zum einen meine Songwriter-Fähigkeiten aufpolieren und zum anderen persönlicher denn je werden musste. Nach meiner Rückkehr aus Kalifornien war ich ein paarmal

aufgetreten und hatte so ein bisschen Geld beiseitelegen können. Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich auf, mit einer Band zu spielen, und konzentrierte mich voll und ganz aufs Songwriting. Ich begann, Musik zu schreiben – nachts, mit der Gitarre in meinem Zimmer oder auf einem alten Aeolian-Spinett, das unten im Schönheitssalon rumstand. Es waren die Songs, die später auf *Greetings from Asbury Park* landen würden.

Außerdem rief ich Mike Appel an. Er konnte sich noch an mich erinnern und lud mich ein vorbeizukommen. Also setzte ich mich in den Lincoln

Transit nach New York City, traf mich mit Mike bei Wes Farrell Music und spielte ihm die neuen Sachen vor. Das seien Songs, sagte er, mit denen wir eine ganze Menge Türen aufstoßen könnten. Er drehte förmlich durch vor Begeisterung. Er quasselte ohne Punkt und Komma, gestikulierte wild mit den Händen, während sein Gesicht sich rot färbte, und verglich mich in nur dreißig Sekunden mit Dylan, Shakespeare, James Joyce und Bozo dem Clown. Sein Enthusiasmus war so ansteckend, dass selbst Friedhofsleichen bei seinem Geplapper einen Ständer bekommen

hätten. Mike konnte eine schier unglaubliche Begeisterung in dir entfachen, eine Begeisterung für dich selbst. Wie ein Marktschreier oder Wanderprediger war Mike zu einhundertzehn Prozent von allem überzeugt, was gerade aus ihm raussprudelte. Eine Gabe, die nicht viele haben. Als ich sein Büro verließ, war meine Zukunft als Superstar quasi beschlossene Sache. Jetzt mussten wir nur noch die richtigen Leute dazu bringen, sich einen Nobody wie mich anzuhören. Ich schrieb weiter, fuhr regelmäßig nach New York und lernte Mikes Partner Jimmy Cretecos

kennen, der eine sanftere, freundlichere Version von Mike war. Unsere Zusammenarbeit begann, indem wir ein paar Tapes mit Rohversionen meiner Songs aufnahmen. Irgendwann lud Jimmy mich in sein spektakuläres Apartment in Tuxedo Park ein – eine echt protzige Hütte, dazu noch eine wunderschöne Frau, und es wirkte auf mich, als hätten diese Typen es geschafft, indem sie ein paar Bubblegumhits geschrieben hatten. Mike gab zu, dass sie ihr Geld größtenteils mit Jingles verdienten. (Eines Tages begleitete ich ihn zu einer

seiner Sessions und spielte am Ende tatsächlich Mundharmonika auf einem Demo für Beech-Nut-Kaugummiwerbung.)

In der Zwischenzeit schmiedeten wir zwar allerlei Pläne, aber es gab immer noch ein Hindernis. Bevor Mike seine vielfältigen Talente für mich einsetzen werde, erklärte er mir, müsse er sich absichern. Mit anderen Worten: Es mussten Verträge abgeschlossen werden. Ich hatte noch nie in meinem Leben einen Vertrag unterzeichnet und wusste einen Scheißdreck darüber. Logisch also, dass ich diesen Schriftstücken

gegenüber argwöhnisch war. Ich hatte so lange Zeit außerhalb des Systems gelebt, dass ich keine Ahnung von juristischen Angelegenheiten hatte und diesbezüglich weder im musikalischen noch in anderen Bereichen Bescheid wusste. Ich kannte keine Anwälte, war mein ganzes Leben lang immer nur cash entlohnt worden, hatte nie Einkommensteuer bezahlt, einen Mietvertrag unterschrieben oder Formulare ausgefüllt, die mich auf irgendeine Art gebunden hätten. Ich besaß weder eine Kreditkarte noch ein Scheckheft, sondern hatte bloß das, was in meinen Hosentaschen

klimperte. Von meinen Freunden hatte niemand einen College-Abschluss. Mein Asbury Park war eine Insel, meine Jungs Kleinstadtrebellen aus Arbeiterfamilien. Smart, ja, aber im akademischen Sinne eher ungebildet. Zudem hatte ich noch nie jemanden kennengelernt, der schon ein richtiges Album gemacht oder einen amtlichen Plattenvertrag unterschrieben hätte. Überhaupt hatte ich niemals mit echten Geschäftsleuten zu tun gehabt. Auf professioneller Ebene war ich schlichtweg ahnungslos.

Mike erläuterte mir die einzelnen Verträge, welchen Zweck sie hätten

und wie sie uns absichern würden. Produktion? Das regelte die Tonaufnahmen: Ich würde bei Laurel Canyon Productions unter Vertrag stehen, Mikes und Jimmys Firma. Die beiden würden meine Platten produzieren und an ein Major-Label verkaufen. Verlag? Mike und Jimmy würden meine Musik über Laurel Canyon Publishing verlegen und sich theoretisch darum bemühen, dass andere Künstler meine Songs spielten. Von den Tantiemen würde ich als Urheber die Hälfte bekommen, von den Verlagserlösen hingegen würde ich nichts sehen. Management? Wie

bei Elvis und dem Colonel sah auch Mikes Geschäftsmodell vor, dass wir alles fifty-fifty teilten. Das Problem war nur, dass alle Unkosten aus meiner Hälfte gedeckt werden sollten. Unterm Strich war die ganze Angelegenheit ziemlich verquer und kontraproduktiv und sollte letzten Endes enormen Schaden anrichten, aber was verstand ich schon davon?

Was für mich einzig und allein zählte: Ich mochte Mike, und ich war mir sicher, dass er meine musikalische Vision teilte. Wir wollten nicht nur ein paar erfolgreiche Platten und eine Handvoll kleiner Hits produzieren.

Wir wollten einen bleibenden Eindruck hinterlassen, Einfluss ausüben, die höchste Stufe der Leiter erklimmen, das Maximum dessen erreichen, was ein Musiker erreichen konnte. Wir wussten beide, dass der Rockmusik mittlerweile eine kulturprägende Rolle zukam. Ich wollte mich mit den Themen meiner Zeit auseinandersetzen und eine Stimme finden, die musikalisch, sozial und kulturell Wirkung entfaltet ... und Mike hatte verstanden, dass genau das meine Ziele waren. Zugegeben, ich war nicht sonderlich bescheiden, was meine Fähigkeiten anbelangte.

Natürlich war mir klar, dass ich hochstapelte – so ist das eben mit Künstlern –, aber ich war tatsächlich überzeugt davon, der authentischste Musiker zu sein, der je eine Bühne betreten hatte. Mein Ego war riesig. Talent hatte ich, und das Handwerkszeug zur Umsetzung meiner Träume hatte ich mir durch jahrelange Bühnenerfahrung und hartes Selbststudium erarbeitet. Selbstverständlich hatte ich auch Zweifel – und durchaus auch einen Sinn für Humor, wenn es um die Größe meiner Eier und den riesigen Happen vom Kuchen ging, den ich

mir sichern wollte ... Aber genau das machte doch verdammt noch mal den Spaß daran aus! Ich wusste, dass ich für diese Sache geboren war. Es lag mir einfach im Blut.

Im Endeffekt hätte mir Mike auch seine Unterhose hinhalten können. Um einen Fuß in die Tür zu kriegen, hätte ich auch darauf unterschrieben. Ich war meiner angestrebten Musikerkarriere so nah wie nie zuvor. Ich konnte es spüren. Ein paar Abende lang versuchte ich, mich auf eigene Faust durch das Juristenlatein der Verträge zu arbeiten; weit kam ich nicht. Also setzte ich mich mit Mikes

Anwalt Jules Kurz zusammen, der mir erneut geduldig die Eckdaten der einzelnen Verträge erklärte. Irgendwann sagte ich mir: »Scheiß drauf.« Ich musste es einfach ins Musikbusiness schaffen – und wenn eine Unterschrift auf nichtssagendem Papier der Eintrittspreis war, dann sollte es eben so sein. Sollte ich als Versager enden, wäre dieser Kram ohnehin bedeutungslos. Wenn ich es aber bis nach ganz oben schaffen sollte, stünden darin doch nur unwichtige Details. Dann hätte ich es nämlich geschafft – alles andere würde sich schon regeln. Erst sehr viel später

würde ich gezwungen sein, mich wieder mit dem Thema zu beschäftigen, aber da sollte es natürlich schon zu spät sein. Ich unterschrieb – argwöhnisch und zögerlich, widerwillig, aber auch einigermaßen unbekümmert – einen Vertrag nach dem anderen, den letzten draußen auf einem Parkplatz mitten in New York, irgendwann abends auf der Motorhaube eines Autos. Der Pakt war geschlossen.

KAPITEL 24

VORWÄRTS, AUFWÄRTS

Unsere erste Audition war bei Atlantic Records. Ich erinnere mich nur noch daran, dass ich in irgendein Büro hochfuhr und für irgendjemanden spielte. Kein Interesse. Als Nächstes erschlich sich Mike einen Termin bei – und ich konnte es selbst kaum

glauben – niemand Geringerem als John Hammond. Ja, *der* John Hammond, der legendäre Produzent, der schon Dylan, Aretha Franklin und Billie Holiday gesignt hatte, ein wahrer Gigant im Musikbusiness. Ich hatte damals gerade die Dylan-Biografie von Anthony Scaduto gelesen, und jetzt sollte ich den Mann treffen, der all das möglich gemacht hatte!

Richtig eingesetzt war Mikes Plappermaul so effektiv und scharf wie ein chirurgisches Instrument. Er hätte Jesus überreden können, vom Kreuz zu steigen, dem Weihnachtsmann das Heilige Fest

madigmachen und Pam Anderson von der Brustvergrößerung abhalten können. Uns hatte er mit seinen Laberkünsten von der Straße ins Allerheiligste katapultiert, in John Hammonds Büro. Der Mann war ein Genie von einem Manager. Seither hat sich das Musikgeschäft sehr verändert, aber damals war es noch möglich, dass ein Mann wie John Hammond, eine Legende in der Branche, absolute No-Names wie uns, ein paar über die Straßen von New York dahergelaufene Typen, in seinem Büro empfing! Ich bin mir sicher, dass Mike sich für diesen Termin mächtig

hatte ins Zeug legen müssen, aber der Wahnsinn war es trotzdem. Später erzählte mir John, dass seine Assistentin Mikie Harris, eine absolute Vertrauensperson, die ihm die Leute vom Hals hielt, nach Mikes Anruf nur gesagt habe: »John, ich glaube, mit diesem Kerl solltest du dich mal treffen.« El Dorado hatte seine Tore geöffnet, und wir spazierten geradewegs hinein.

Da ich keine eigene Akustikgitarre besaß, hatte ich mir ein billiges Teil mit angeknackstem Hals von Vinnie »Skeebots« Manniello geliehen, dem einstigen Castiles-Drummer.

Allerdings hatte der keinen Gitarrenkoffer besessen, sodass ich mit dem geschulterten Instrument hatte losziehen müssen. Ich war in den Bus gestiegen und dann im *Asphalt Cowboy*-Stil mit der Gitarre auf dem Rücken durch die Straßen gelaufen. Es war ein kitschiges Gefühl – als wäre ich irgendein Angeber und jeden Moment drauf und dran, einen Song zu schmettern. Mit der blanken Gitarre in der Hand betrat ich also mit Mike das Büro ... und dann standen wir vor ihm: vor John Hammond, meinem Musikbiz-Helden, einem Mann mit grau meliertem Bürstenschnitt,

Hornbrille, breitem Lächeln und grauem Anzug mit Schlips. Hätte ich mich im Aufzug nicht mit ein bisschen mentalem Jiu-Jitsu warm gemacht, wäre ich in einen Zustand absoluter Panik verfallen. »Du hast nichts, wirklich rein gar nichts zu verlieren«, redete ich mir ein. »Du kannst nur gewinnen, wenn die Sache klappt. Wenn's schiefgeht, hast du immer noch all das, womit du hergekommen bist. Du bist ein freier Mann und keiner Menschenseele verpflichtet. Du wirst deinen Weg gehen und du selbst bleiben. Egal wie es läuft, nach dieser Nummer wirst du immer noch dieser

Mensch sein.« Als wir aus dem Fahrstuhl stiegen, hatte ich sogar beinahe daran geglaubt. Nervös, aber meiner selbst sicher war ich in das Meeting gestieft.

Kaum hatten wir das Büro betreten, blitzte in jenem Mann, der eigentlich doch meine Interessen vertreten sollte, seine ureigene Tendenz zur Großmäuligkeit auf, die uns später noch schwer zu schaffen machen würde. Ich war der Ansicht, dass man aufhören kann, gegen eine Tür zu hämmern, wenn sie erst einmal offen ist. Mike nicht. Er stürmte quasi mit schwingenden Fäusten hinein. Ohne

große Umschweife oder erkennbaren Willen zur Zurückhaltung und noch ehe ich auch nur eine Note gespielt hatte, erklärte er John, dass ich womöglich die Inkarnation von Jesus, Mohammed und Buddha in Personalunion sei und er mich nur in dieses Büro gebracht habe, um zu sehen, ob unser Gastgeber den guten Dylan lediglich durch Zufall entdeckt hatte oder tatsächlich über ein brauchbares Paar Ohren verfügte. Zweifelsohne eine sehr interessante Art, mich vorzustellen und bei dem Mann zu punkten, in dessen Händen unsere Zukunft lag ... Anschließend

setzte sich Mike – hochzufrieden mit seiner »glasklaren Ansage« – auf eine Fensterbank und spielte mir den Ball zu, eine Taktik, die er noch oft wiederholen sollte. John erzählte mir später, er sei in diesem Moment kurz davor gewesen, uns zu hassen. Stattdessen lehnte er sich zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf, lächelte und sagte: »Spiel mir was vor.« Ich saß ihm direkt gegenüber und spielte »It's hard to be a saint in the City«. Als ich fertig war, blickte ich auf. Er lächelte immer noch, und ich hörte ihn sagen: »Junge, du gehörst auf Columbia Records.«

Ein Song – mehr war nicht nötig gewesen. Mir ging das Herz auf, und ich spürte ein eigenartiges Kribbeln unter der Haut, während weit entfernte Sterne meine Nervenenden zum Glühen brachten. »Das war wunderbar. Spiel mir noch was«, fuhr er fort, ich spielte »Growin' Up« und eine Nummer mit dem Titel »If I Was the Priest«. John mochte die katholische Bildsprache und die Tatsache, dass ich ohne Klischees auskam. Dann schlug er einen Termin zum Vorspielen bei Clive Davis vor. John hatte sowohl erfolgreiche als auch weniger erfolgreiche Acts für

Columbia unter Vertrag genommen, und deshalb, erklärte er mir, liege dieser Tage das letzte Wort bei Clive. Dann fragte er mich, ob es möglich sei, mich noch am selben Abend irgendwo live spielen zu sehen. Mike und ich versicherten ihm, dass wir einen Club ausfindig machen würden. Ein Handschlag, und raus waren wir aus dem Büro. Wir fuhren im Fahrstuhl nach unten, verließen das Black Rock Building von CBS, und als wir auf die Straße hinaustraten, brachen wir in Jubel aus.

Wir waren soeben in den Himmel hinaufgeklettert und hatten uns mit

den Göttern unterhalten, und diese Götter hatten uns bestätigt, dass wir Blitze schleudern und Donnerschläge krachen lassen konnten! Jetzt ging's los. Jetzt ging endlich alles los. Nach Jahren des Wartens, nach all den anstrengenden Kämpfen für diese eine Sache, von der ich beinahe geglaubt hatte, dass sie sich nie mehr einstellen wollte, war es zu guter Letzt geschehen. Mit Skeebots' nackter Schrottgitarre auf der Schulter, dem Schwert, das wir soeben aus dem Stein gezogen hatten, schlenderten wir durch die Straßen, genehmigten uns zur Feier des Tages einen

Cheeseburger und nahmen dann ein Taxi ins Village. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt.

Wir fingen mit dem Bitter End an. Keine Chance. Das Café au Go Go. Auch nichts. Mein altes Schlachtfeld, das Café Wha? – geschlossen. Schließlich versuchten wir es in einem Kellerclub an der MacDougal Street, dem ursprünglichen Gerde's Folk City. Der Manager dort, Sam Hood, sollte mich später als Chef des Max's Kansas City am Union Square noch kräftig unterstützen. Er teilte uns mit, dass am Abend ein Open-Mike-Event anstehe und ich zwischen acht und

halb neun spielen dürfe. John Hammond lief kurz vor acht Uhr ein, gesellte sich zu den anderen sechs Gästen, und los ging's. Wenn ich eins konnte, dann live spielen. Ich erzählte Storys, riss Witze und legte eine fesselnde Vorstellung hin. »Saint in the City«, »Growin' Up«, »If I Was the Priest«, ein Song namens »Arabian Nights« und noch ein paar mehr Stücke, und die Show war vorbei. John strahlte. Ich konnte auch performen.

Die Sache kam ins Rollen ... wenn auch ein bisschen langsamer als erhofft. Ein paar Wochen nachdem

ich John kennengelernt hatte, führte er mich in Clive Davis' Büro, wo ich freundlich begrüßt wurde. Ich spielte ein paar Songs für Clive, und dann – *tada!* – hieß man mich als Teil der Columbia-Records-Familie willkommen. John schleppte mich ins CBS-Studio an der 52nd Street, und wir nahmen unter seiner Regie ein Demo auf. Es waren die letzten Tage des Tonstudios, wie man es seit den Fünfzigern gekannt hatte: Die Tontechniker, Assistenten und Angestellten dort liefen noch in Anzug und Krawatte rum und waren gestandene Männer, allesamt

langjährige Studioprofis vom alten Schlag. Ich stand in der Mitte eines fast schon klinisch sauberen Raums und sang ein Dutzend oder mehr Songs in das vor mir hängende Mikrofon. Für ein paar Stücke spielte ich auch eine Klavierbegleitung ein. Alles war auf das Notwendigste reduziert – genau wie John mich hatte hören wollen. Wenn ich die Demos heute auflege, weiß ich nicht, ob ich selbst nur einen Cent auf diesen jungen Burschen gesetzt hätte. Ich bin bloß froh, dass John es damals tat.

Mittlerweile waren meine Ersparnisse erschöpft, und ich lebte

von den Resten meines Kommodenschubfach-Bankdepots in der Fabrik, von den paar Kröten, die Mike mir zusteckte, und von der Großzügigkeit anderer Menschen. Ich hatte eine niedliche Freundin, die mir ab und zu Geld für eine Mahlzeit gab, und unterhielt nebenbei eine eher sporadische Beziehung zu einer Frau, die ein eigenes Unternehmen führte und einen schicken Sportwagen fuhr. Sie war hinreißend jüdisch, ein bisschen älter als ich und sammelte mich gelegentlich vor dem Upstage an der Cookman Avenue auf, um mit mir in ihrer Eigentumswohnung hoch über

den Stränden von Asbury Park die Nacht zu verbringen. Hin und wieder kam es dabei zum – wie ich mir sicher bin – schlechtesten Sex unseres Lebens (falls es so was überhaupt gibt). Sie hatte sämtliche Trümpfe in der Hand, was mir aber nichts ausmachte, und für eine Weile führten wir eine ganz nette, aber ziemlich verkorkste Semibeziehung. Die regelmäßigen Abende in ihrer grundsoliden Mittelschichtbehausung machten mir das Leben in den Kellergeschossen von Asbury ein bisschen weniger trostlos und stellten darüber hinaus eine

gemütliche und willkommene
Abwechslung für mich dar.

Nachdem der Vertragsvorschuss auf
sich warten ließ, machte ich eine
ziemlich bittere Dürreperiode durch,
eine der schlimmsten meines Lebens.
Zum ersten Mal war ich vollkommen
blank und hatte mitunter sogar
Schwierigkeiten, etwas Essbares
aufzutreiben. Die sechzig Dollar Miete
für Toms Bude konnte keiner von uns
dreien mehr aufbringen. Als es
unerträglich wurde, rief ich eines
Abends Mike an und erzählte ihm von
meiner verzweifelten Lage und der
drohenden Obdachlosigkeit. Er könne

mir fünfunddreißig Dollar geben, erwiderte er, wenn ich zu ihm in die City käme. Ich kratzte die letzten Pennies aus meiner Kommodenschublade zusammen und zählte die Münzen ab: Ich hatte gerade genug Geld, um den Dodge Seneca meiner Freundin (ein Wagen mit Drucktastenautomatik!) mit ein paar Litern zu betanken und die Mautgebühr für die Fahrt nach New York City zu entrichten. Ich rechnete alles durch, bis zum letzten Cent.

Ich holte den Wagen ab, tankte für ein paar Dollar und fuhr in Richtung Manhattan. Alles lief wie geplant – bis

ich zum Lincoln Tunnel kam. Im Fenster der Mautstelle hing das berühmte Schild mit der Aufschrift »No Pennies«. Ich hatte aber nur Pennies. Also reichte ich der Frau im Mauthäuschen meinen letzten Dollar ... in einzelnen Pennymünzen. »Die kann ich nicht annehmen«, sagte sie, und ich erwiderte: »Ma'am, das ist mein letztes Geld, und wenn Sie mich jetzt zwingen umzukehren, reicht das Benzin im Tank nicht mal mehr für den Heimweg.« Ich war ihrer Gnade völlig ausgeliefert. »Tja«, sagte sie, »dann werden Sie hier wohl so lange warten müssen, bis ich jeden einzelnen

dieser Pennies gezählt habe.« Und genau das passierte dann. Akribisch und demonstrativ langsam zog sie jede einzelne Münze über das harte Metall der Schalterfläche und zählte Penny für Penny – alle einhundert Stück, die ich für die Ein-Dollar-Maut des Lincoln Tunnel zusammengekratzt hatte. Dann, mit einem Pokerface, streckte sie die Hand durchs offene Wagenfenster und sagte: »Den hier kann ich nicht annehmen. Sie müssen umkehren.« Eingeklemmt zwischen Daumen und Zeigefinger glänzte ein kanadischer Penny ... *einer!* Ich stieg aus dem Wagen, und während hinter

mir ein Hupkonzert erklang und sich in ihr Gezeter mischte – die Fahrer in der Schlange hatten von unserem Schmierentheater die Nase gestrichen voll –, begann ich, den Innenraum des Wagens abzusuchen. Wir schrieben das Jahr 1972, und damals war in jedem amerikanischen Auto mit einem Minimum an Selbstachtung ein bisschen Kleingeld unter irgendeinem Sitz zu finden. Nachdem ich ein paar unendlich lange Minuten in sämtlichen Ritzen gesucht hatte, fand ich tatsächlich einen Penny zwischen den Sitzpolstern der Rückbank. Ich marschierte zurück zum

Mauthäuschen und drückte ihr die Münze in die Hand. In der Zwischenzeit hatte sich die Kakofonie der stehenden Blechlawine in eine, wie mir schien, wunderschön reduzierte Oper aus bellenden Autohupen und den schreienden Stimmen aufgebracht. Fahrzeughalter verwandelt. »Los, fahren Sie schon«, sagte die Frau im Mauthäuschen, »aber bleiben Sie mir beim nächsten Mal mit Ihren Pennies vom Leib!« Merke: Im richtigen Leben brauchst du einen Dollar, um nach New York City reinzukommen. Mit

neunundneunzig Cent lassen sie dich vor den Toren verhungern.

Ich traf mich mit Mike, bekam meine fünfunddreißig Dollar und fuhr wieder nach Hause. Meine Mitbewohner waren immer noch nicht in der Lage, ihren Anteil an der Miete aufzubringen, sodass der Rausschmiss unweigerlich bevorstand. Um dem Ärger zu entgehen, stahlen wir uns eines Nachts still und leise davon. Ich steuerte den Strand an und schlüpfte in meinem Schlafsack, neben mir mein Surfboard und ein kleines Bündel Habseligkeiten. Ein neuer Tiefpunkt war erreicht. Tags darauf machte ich

mich auf den Weg nach Loch Arbour Beach, meinem favorisierten Surfsport am nördlichen Ende von Asbury. Unterwegs entdeckte ich einen alten Kumpel auf der Dachterrasse eines kleinen Sommerhäuschens. Der Junge hieß Big Danny Gallagher und war größer als Clarence Clemons. Ein echter Hüne. Er hatte leuchtend rotes Haar, und als er sich später einen dieser alttestamentarischen, feuerroten Bärte stehen ließ, sah er aus wie eine Figur aus der irischen Sagenwelt. In seiner Jugend war er eine ziemlich furchteinflößende Erscheinung gewesen und hatte gelegentlich das

dazu passende Temperament aufblitzen lassen. Sein Bruder sei kürzlich an einer Überdosis gestorben, erzählte er, und nun saß er wie benommen rum und versuchte, irgendeinen Sinn in dieser Tragödie zu finden. Als er mich fragte, was bei mir gerade los sei, erzählte ich ihm, dass ich gerade aus Potters Bude rausgeflogen und quasi obdachlos sei. Ohne viel Aufhebens bot er mir an, bei ihm einzuziehen.

Die kleine Obergeschosswohnung bestand nur aus zwei Räumen. Im Schlafzimmer stand Dannys Kingsize-Wasserbett, das keinen Platz für

andere Möbel ließ. Dann gab es noch eine kleine Kochnische und daran angeschlossen ein Wohnzimmer, in dem ich meinen Schlafsack auf dem Boden ausrollte. Dort hauste ich während der Aufnahmen zu *Greetings from Asbury Park*. In jener Zeit fuhr ich oft mit dem Bus in die City, spielte als Opener für Acts wie Dave Van Ronk, Biff Rose oder Birtha (die erste weibliche Metalband auf der Bühne des Max's Kansas City), bekam dafür ein paar Dollar in die Hand gedrückt und sauste anschließend zur Port Authority zurück, um den letzten Bus nach Asbury zu erwischen. Sam Hood

hatte mich im Max's angeheuert, und meine Auftritte dort zogen ein interessantes Grüppchen von hippen Szeneleuten an: Paul Nelson, den großartigen Musikjournalisten; Paul Williams, den Begründer des *Crawdaddy*-Magazins (der ersten ernst zu nehmenden Rock'n'Roll-Gazette) sowie Folksänger und Village-Legende David Blue. Der sprach mich eines Abends nach meinem Set an, stellte mich später im Bitter End erst Jackson Browne vor, der gerade mit seinem ersten Album tourte, und schleppte mich anschließend weiter, damit ich nach einer Coffeehouse-Show Odetta,

die bekannte Folksängerin, kennenlernte. Bei Jackson legte David Blue auch gleich ein Wort für mich ein, sodass ich während eines seiner Sets mit auf die Bühne gehen und »Wild Billy's Circus Story« spielen durfte. Ich war jung, ungebunden und begeistert ob der guten Gesellschaft.

Greetings from Asbury Park

Die Aufnahmen zu *Greetings* sollten oben in Blauvelt, New York, in den 914 Studios von Brooks Arthur stattfinden, wo jedoch sofort eine angespannte Atmosphäre herrschte.

Mike und Jimmy leiteten die Aufnahmen als Produzenten und hatten einen eigenen Tontechniker mitgebracht, einen ehemaligen Fallschirmspringer aus Israel namens Louis Lahav, der nach Amerika übergesiedelt war und jetzt mit den beiden zusammenarbeitete. Nur fanden am allerersten Aufnahmetag für mein allererstes Album kaum Aufnahmen statt. Mike war in einen Streit mit dem von Columbia beauftragten Tontechniker geraten, der zudem noch gewerkschaftlich organisiert war und darauf bestand, seinen Job zu machen und die

Oberherrschaft übers Mischpult zu übernehmen. Ein paar Jahre später sollte sich dieses System grundlegend verändern, und die Künstler entschieden selbst, mit welchen Produzenten und Tonleuten sie ins Studio gingen. Im Jahr 1973 allerdings steckte diese Art der künstlerischen Entscheidungsfreiheit noch in den Kinderschuhen, und die Plattenindustrie funktionierte größtenteils nach althergebrachten Mustern. Während der Tag zu einer Serie von Auseinandersetzungen, Beleidigungen und wütenden Telefonaten verkam, saß ich nur rum

und wartete. Mike war ganz er selbst: streitlustig, kämpferisch und zum Schreien komisch. Er drehte den armen Kerl regelrecht durch den Wolf. Schließlich trafen Gewerkschaft, Plattenfirma sowie Mikes und Jimmys Unternehmen, die Laurel Canyon Productions, eine Vereinbarung: Louis Lahav sollte als Tontechniker arbeiten, Mike und Jimmy produzierten, ich spielte die Songs ein, und der Tontechniker mit der Gewerkschaft im Rücken bekam das volle Gehalt dafür bezahlt, dass er sich während der Aufnahmen auf die Couch setzte und Zeitung las. Endlich Frieden im

Studio. So oder so ähnlich lief es auch bei den Recordingssessions zu meinen nächsten beiden Alben ab.

Das Studio befand sich an der Route 303 gleich um die Ecke eines griechischen Diners. Wir konnten dort preiswert aufnehmen und nach unserem eigenen Rhythmus arbeiten, ohne von neugierigen Labelbossen behelligt zu werden, die wissen wollten, wofür ihr Geld draufging. Zum Essen gingen wir rüber zum Griechen, wo ich eine Kellnerin zu meiner Muse erkor, die den weltschönsten Körper seit Tante Betty hatte. Es passte also alles.

Ich hatte Mike und Jimmy von der Notwendigkeit überzeugt, eine Band dazuzuholen, während John Hammond, Clive Davis und Columbia weiterhin in dem Glauben waren, sie hätten mit mir einen Folksinger-Songwriter unter Vertrag genommen. Zu jener Zeit lief das Genre Singer-Songwriter ausgesprochen gut. Die Charts waren voll von ihnen. James Taylor führte die Meute an. Columbia hatte mich unter Vertrag genommen, damit ich gemeinsam mit Elliott Murphy, John Prine und Loudon Wainwright – jeder Einzelne als »neuer Dylan« gefeiert – in die

Akustikschlacht an der Spitze der Charts zog und gegen meine Zeitgenossen antrat. Was ich meinen Mitstreitern indes voraushatte, war meine langjährige Rock'n'Roll-Erfahrung, die ich zwar weitab vom Schuss, aber vor jedem nur erdenklichen Publikum gesammelt hatte. Ich hatte die härtesten Seiten des Jobs kennengelernt, und ich war gierig nach mehr. Diese über Jahre entwickelten Talente würden mir noch eine große Hilfe sein, um mich von der Konkurrenz abzuheben und meinen Songs Gehör zu verschaffen.

Mike Appel hatte vor den

Aufnahmen zu *Greetings* nie gesehen, wie ich mit einer kompletten Band vor Publikum performte. Mit anderen Worten: Der wichtigste Mann in meiner Mannschaft hatte keine Ahnung, wozu ich fähig war. Ich versuchte, es ihm zu erklären. »Ich glaube, du verstehst es nicht, Mike ... Stell mich mit einer Band auf die Bühne, und das Publikum wird durchdrehen.« Als wir mit *Greetings* auf Tour gingen, hatte ich Mad Dog, Danny Federici, Garry Tallent und Clarence Clemons an meiner Seite. Mike war nicht auf den Kopf gefallen. Er sah unseren ersten Gig und sagte:

»Mannomann, du weißt ja wirklich, was du tust!« Ich glaube, bis dahin hatte er angenommen, er würde auf irgend so eine Marotte von mir eingehen, als er mich zusammen mit den Jungs ins Studio ließ.

Auf *Greetings* konnte ich ein paar meiner Kollegen unterbringen: Vini Lopez, Davey Sancious und Garry Tallent. Auch Steve Van Zandt bekam einen Cameo-Auftritt: Er ruckelte an meinem Danelectro-Verstärker, um der Hallspirale ein Donnergrollen für das Intro von »Lost in the Flood« zu entlocken. Eigentlich hätte Steve auch auf den Songs der Platte spielen sollen,

aber als Zugeständnis an den Singer-Songwriter, als der ich unter Vertrag genommen worden war, entschieden wir uns gegen E-Gitarren. Nach drei Wochen hatten wir die Scheibe im Kasten. Die meisten Songs waren inhaltlich betrachtet verfremdete autobiografische Stücke. »Growin' Up«, »Does This Bus Stop«, »For You«, »Lost in the Flood« und »Saint in the City« hatten ihren Ursprung in den Menschen, Orten, Begegnungen und Ereignissen aus meinem Leben, jenen Dingen, die ich gesehen und erlebt hatte. Ich hatte mich für einen impressionistischen Schreibstil

entschieden und die Namen verändert, um meine Protagonisten zu schützen. In den Songs strebte ich nach einer eigenen Stimme, wollte etwas finden, was unverwechselbar war und eindeutig zu mir gehörte.

Als wir die Aufnahmen bei Columbia ablieferten, meinte Clive Davis nur: »Keine Hits ... nichts, was man im Radio spielen könnte.« Ich ging runter an den Strand und kam mit »Spirit in the Night« zurück, dann setzte ich mich zu Hause hin, kramte mein Reimlexikon raus und schrieb »Blinded by the Light« – zwei der besten Nummern auf der Platte. Und

endlich schaffte ich es, Clarence ausfindig zu machen, der seit jenem Abend im Prince wie vom Erdboden verschluckt gewesen zu sein schien, und so landete sein cooles Saxofon auf diesen letzten beiden Tracks. Es machte wirklich einen Riesenunterschied! Das Ergebnis war ein Sound, der verdammt nah an das herankam, was ich mir in Sachen Klang für mein allererstes Album vorgenommen hatte. Der Vorläufer der E Street Band gab sein Bestes, um wie eine echte Studioband zu klingen, und die Worte strömten nur so aus meinem Mund in Richtung Mikrofon.

Danach schrieb ich nie wieder in demselben Stil. Nach der Veröffentlichung bekam ich einen Haufen Dylan-Vergleiche zu hören, sodass ich diese Herangehensweise schleunigst hinter mir ließ. Die Lyrics auf *Greetings* und der Geist, der dieser Platte innewohnt, hatten meinem unbefangenen, unbewussten Selbst entstammt. Wenn du deine ersten Songs schreibst, geschieht das meist zu einer Zeit, zu der du dir nicht sicher sein kannst, dass sie jemals gehört werden. Bis zu dem Augenblick, an dem du sie auf Platte bannst, gibt es nur dich und die Musik – und diese

Phase erlebst du nur ein Mal.

KAPITEL 25

LOSING MY RELIGION

Ich war zweiundzwanzig Jahre alt und hatte noch nie Alkohol getrunken – nicht einen Schluck. Ich war zwar in Kneipen aufgetreten und hatte mein ganzes Leben lang mit Leuten zu tun gehabt, die Alkohol tranken, aber selbst hatte ich nie das Verlangen

verspürt, das Zeug auszuprobieren. Die Erfahrungen mit dem Alkoholkonsum meines Vaters hatten mir gereicht. Der Anblick der Furcht einflößenden, alles verschlingenden Kreatur, in die er sich beim Trinken verwandelte, hatte mich davon überzeugt, die Finger davon zu lassen. Er hatte sich selbst verloren. Die Güte und Liebe, die in seinem Herzen reichlich vorhanden gewesen waren, waren fortgerissen worden von einer Flut selbstmitleidiger Wut und Raserei, die unser Zuhause in ein Minenfeld aus Angst und Unbehagen verwandelten. Man konnte nie wissen,

wann es mit ihm wieder durchgehen würde. Als Kind nahm meine Nervosität derartige Ausmaße an, dass ich unkontrolliert zu blinzeln begann. Hunderte Male pro Minute kniff ich die Augen zusammen, und in der Schule nannten mich die anderen Kids deswegen »Blinky«. Zudem knabberte ich in einer Tour an meinen Fingergelenken, bis sie sich in braune, knüppelharte Schwielen groß wie Glasmurmeln verwandelten. Nein, Alkohol schien wirklich nichts für mich zu sein.

Je näher die Fertigstellung meines ersten Albums rückte, umso nervöser

wurde ich. Würde mein Rock'n'Roll-Traum wirklich Realität werden? Hatte ich eine gute Platte gemacht? Würde ich mich landesweit behaupten können? War ich wirklich derjenige, der ich glaubte zu sein? Derjenige, der ich sein wollte? Ich wusste es nicht, aber ich wusste, dass ich es bald herausfinden würde. Ich war begeistert von dieser Aussicht – doch gleichzeitig machte sie mir Angst.

Ich schätze mal, das sah man mir auch an. »Junge, was ist denn los mit dir?«, fragte Big Danny eines Nachmittags, als er von seinem Job auf dem Bau nach Hause kam. »Ich weiß

genau, was du jetzt brauchst. Komm mit.« Wir fuhren zum Osprey, einer Bar in Manasquan, New Jersey. Unzählige Nachmittage hatte ich früher vor diesem Laden gestanden und den Bands gelauscht, die drinnen auftraten – voll konzentriert auf die Musik und den Kopf voller Fantasien über die braun gebrannten College-Mädchen, die durch die Schwingtüren ins Innere der Bar schlüpfen. In den Sommermonaten der Jahre '64, '65, '66 und '67 war ich die zwanzig Meilen von Freehold nach Manasquan fast täglich per Anhalter gefahren. Mitgenommen hatten mich besorgte

Mütter, Autofahrer mit Alkoholfahne, Trucker, Tuning-Freaks, die zeigen wollten, was ihre Kisten draufhatten, Geschäftsleute und auch – allerdings nur ein Mal – ein Handelsvertreter, der ein bisschen zu viel Interesse an mir zeigte. Ich saß bei Leuten auf dem Beifahrersitz, die ihre Autoradios mit Halleffekten aufgemotzt und neben dem Schaltknüppel gefederte Single-Plattenspieler installiert hatten. Ich fuhr mit jedem Landei, Redneck, Spießbürger und Draufgänger mit, den die Jersey Shore zu bieten hatte. Ich liebte es zu trampen und dabei

neue Leute kennenzulernen. Heute fehlt mir das.

Hunderte Stunden hatte ich als Teenager in der drückenden Hitze vor dem Osprey zugebracht und der Musik gelauscht, die nach draußen drang. Drinnen war ich jedoch nie gewesen. Stattdessen hatte ich zwischen den Schwingtüren hindurchgespäht und auf die Schatten im Inneren gestarrt, die Silhouetten der Band, die ihr Equipment aufbaute. Ich hörte, wie Gläser klirrten und Leute lachten, hörte Fetzen ausgelassener Gespräche und das Zischen der Schlagzeugbecken, das die

Geräuschkulisse zerschnitt und sich draußen auf den in der Augustsonne gleißenden Asphalt der Straßen von Manasquan legte. In den Pausen kamen die hip aussehenden Musiker vor die Tür, rauchten und unterhielten sich beiläufig mit dem jungen Typen, der sich den ganzen Nachmittag lang gegen ein am Bordstein geparktes Auto lehnte. Es waren nur ein paar Kneipenmusiker bei der Arbeit, aber ich wollte genau das, was sie hatten, wollte Zutritt zu diesem verqualmten, nach Bier und Sonnencreme duftenden Himmel, der nur ein paar verbotene Schritte hinter

den Schwingtüren lag. Am Ende der Pause schaute ich zu, wie sie zurück in das Reich meiner Träume schlüpfen und ihre Silhouetten kurz darauf über der johlenden Menge auftauchten. Wenn dann die ersten Noten von »What'd I Say« oder einem anderen Frat-Band-Klassiker ihren Weg nach draußen fanden, hatte ich schon wieder Stellung bezogen. Der Unterricht ging weiter.

Jetzt sollte ich den Laden also von innen kennenlernen. Tür auf, Tür zu, und drin waren wir. Big Danny bahnte uns einen Weg zur Bar, nur wenige Meter entfernt vom Ort meines lang

vergangenen Livemusikstudiums, und wir erfuhren, dass die Shirelles, die so großartige Hits wie »Will You Still Love Me Tomorrow« und »Baby It's You« hatten, am Abend auftreten sollten. Aber bevor es losging ... knallte Danny erst mal ein kleines Shotglas mit einer goldenen Flüssigkeit vor mir auf den Tresen. »Nicht nippen, nicht kosten. Einfach mit einem großen Schluck runterkippen!« Und genau das tat ich. Keine große Sache. Dann noch mal das Ganze, und allmählich spürte ich ihn ... den ersten Rausch meines Lebens. Nach einer weiteren Runde hatte ich das Gefühl,

dass mir der beste Abend meines noch jungen Lebens bevorstünde. Worüber hatte ich mir überhaupt Sorgen gemacht? Alles war gut, wunderbar sogar. Die Meskal-Engel kreisten über mir und beglückten meine Seele; alles andere war Bullshit. Dann stiegen die Shirelles auf die Bühne. Sie trugen paillettenbesetzte Kleider, die wie aufgemalt aussahen, und klangen einfach großartig, während ich ... der einsame Ranger ... irgendwann aus voller Kehle die Songs mitsang und jeden vollquatschte, der mir über den Weg lief. Und dann geschah ein Wunder. Parfümduft kroch mir in die

Nase, und eine bildhübsche Frau mit schwarzen Haaren und olivfarbenem Teint tauchte neben mir auf. Sie kam mir irgendwie bekannt vor, aber ich erkannte sie erst auf den zweiten Blick: Es war eine der ehemaligen Star-Cheerleaderinnen von meiner alten Schule, der Freehold Regional High. Während wir uns unterhielten, achtete ich sorgsam darauf, meinen neuen besten Freund nicht zu vernachlässigen ... Jose Cuervo Gold.

Unser Gespräch hatte mit Fragen à la »Wie ist es dir ergangen?« unbeschwert begonnen. Doch während der Abend langsam zur

Nacht wurde, entfaltete der Alkohol seine Wirkung, und ich erfuhr von einer Scheidung und vom jähen Ende einer Highschool-Liebe. Tränen kullerten. Es war aus und vorbei. Obwohl mir die Geschichte herzlich egal hätte sein können, hing ich an ihren Lippen, als würde sie mir gerade die Geheimnisse der Qumranschriften offenbaren. Sie erzählte und erzählte, aber meine Sinne waren voll und ganz auf ihre Haare, ihre Augen, ihre Lippen, ihr T-Shirt fixiert. Dann, als die dunklen Geister des Tequila sich allmählich der Region unterhalb meiner Gürtellinie bemächtigten,

erklang die Glocke zur letzten Runde. Die Lichter gingen an, die Rausschmeißer schoben die Leute zur Tür, und ich verabschiedete mich ... von Big Danny. Kurz darauf saß ich in einem Auto in Richtung Freehold, auf der Rückbank ein Kumpel, der sich die Freundin meiner Excheerleaderin angelacht hatte. Wir waren auf dem Weg in meine Heimatstadt, dem Ort meiner Kindheitssünden, und ich war mehr als bereit, dort einen weiteren Frevel zu begehen.

Irgendwo entlang der Strecke, ein Stück westlich von einem heruntergekommenen Freizeitpark

namens Cowboy City, in dem Jersey-Besucher im Sommer am Nachmittag auf kleinen Eseln reiten, einen Postkutschenüberfall miterleben und den historischen Schießereien des alten Westens beiwohnen konnten, kam im Radio ein schmalziges Liebeslied. Erneut kullerten Tränen aus den schieferblauen Augen der Cheerleaderin, als sie mir erklärte, dass das *ihr Song* gewesen sei. Ob mich das Lied nicht auch berühre, wollte sie wissen. »Nicht besonders«, antwortete ich, was natürlich ein Fehler war. Der Wagen hielt, und mit einem Mal standen mein Kumpel und ich – der

verwirrten Gefühlswelt meiner
urplötzlich von Selbstvorwürfen
geplagten Highschool-Liebe sei
Dank – um vier Uhr morgens auf
dem Seitenstreifen der Route 33 vor
dem Maschendrahtzaun des Earle
Naval Ammunition Depot.

Nachdem wir den Rücklichtern
Lebewohl gewinkt hatten, brachen wir
in hysterisches, alkoholbefeuetes
Gelächter aus und wälzten uns am
Straßenrand im Gras. Daumen raus,
und weiter ging's, per Anhalter. Weil
es damals noch nichts Ungewöhnliches
war, mitten in der Nacht zwei
torkelnde Schnapsleichen wie uns

mitzunehmen, hatten wir Glück und wurden von einer mitfühlenden Seele aufgegebelt und den ganzen Weg zurück nach Asbury Park mitgenommen. Pünktlich zum Morgengrauen lief ich zu Hause ein und hatte die meiner Meinung nach großartigste Nacht meines Lebens hinter mir ... glaubte ich zumindest so lange, bis ich mit hämmerndem Schädel, schmerzenden Gliedern, staubtrockenem Mund und leicht verblödet aufwachte. Mein erster Kater. Gelohnt hatte er sich allemal. Immerhin war es mir gelungen, die Stimme in meinem Inneren, dieses

großmäulige, selbstgeißelnde, von Schuld und Zweifeln durchzogene Geplapper in meinem Kopf einen Abend lang zum Schweigen zu bringen. Im Gegensatz zu meinem Vater schien ich eher der vergnügte Trinker zu sein, der unter Alkoholeinfluss zu Albernheit neigte und gelegentlich – allerdings meist erfolglos – das sexuelle Abenteuer suchte. Von diesem Zeitpunkt an floss für eine ganze Weile der Meskal ... in Form von Tequila.

Greetings war im Kasten, und ich hatte die ersten paar Kröten Vorschuss bekommen, die leider komplett für die

Kaution draufgingen, um Big Danny nach irgendeiner Dummheit aus dem Knast zu holen. Zurück in seiner Wohnung, legte ich mein Album auf, um es Danny vorzuspielen – dem ersten Hörer! Und Volltreffer! Er mochte es. Aber eine Frage hatte er: »Wo sind die Gitarren?« Ich war der Gitarrist mit den flinksten Fingern aller Zeiten, zumindest in Monmouth County, aber auf meinem Album war von Gitarren keine Spur. Danny war der erste Mensch aus meinem Umfeld, der die neuen und im Vergleich zu meinem früheren Material doch etwas andersartigen Stücke zu hören

bekommen hatte. Ich hatte mich bewusst dafür entschieden, mich auf die Verbesserung meines Songwritings zu konzentrieren, denn das war meiner Ansicht nach genau der Punkt, in dem ich mich von anderen unterschied. Ich ahnte, dass es hier in meiner Stadt ganz sicher ein paar Alben brauchen würde, ehe meine kleine Anhängerschaft verstünde, was ich da trieb. Aber ich hatte eine richtige Platte aufgenommen, mit richtigen Songs, einem Cover und allem Drum und Dran, veröffentlicht von einem echten Plattenlabel! So was hatte es hier bisher nie gegeben.

I Heard It on the Radio

Die Dinge kamen ins Rollen. Columbia Records verschickte einen Promofilm an all ihre Großstadtdependancen, in dem Clive Davis über mein Album redete und die Lyrics zu »Blinded by the Light« rezitierte, als handelte es sich um ein Shakespeare-Gedicht. Trotzdem verkaufte sich *Greetings* nur dreiundzwanzigtausendmal. Ein Flop in den Bilanzen der Plattenfirma – in meinen Augen jedoch ein Wahnsinnserfolg. Wer waren all die

fremden Menschen, die sich meine Musik kauften?

Als es passierte, stand ich gerade an einer Straßenkreuzung in Connecticut, wo wir einen College-Gig spielen sollten. An der Ampel hielt ein Auto, und aus den Radioboxen dröhnte »Spirit in the Night«. Das erste Mal, dass du deinen Song im Radio hörst – der größte Rock’n’Roll-Traum überhaupt! –, vergisst du nie. Plötzlich war ich Teil jenes geheimnisvollen Zugs der Popmusik, der mich schon damals, als ich noch im Auto meines Großvaters an den »Knöpfen« des Funkturms vorbeierollte und

einlullende Doo-Wop-Klänge meine schläfrigen Augen liebkosten, in seinen Bann gezogen und seither nie wieder losgelassen hatte. Das Radio hatte mich in meinen Teenagerjahren am Leben erhalten und mir die Luft zum Atmen geschenkt. Für meine Generation hörte sich Musik am besten an, wenn sie aus einer dieser winzigen blechernen Radioboxen kam. Später, im Studio, stand immer auch ein kleiner Radiolautsprecher auf dem Mischpult, und wir segneten einen Mix erst ab, wenn der Song auch auf diesem Lautsprecher ordentlich Druck hatte. Musik aus dem Radio ist wie ein

gemeinschaftlicher Fiebertraum, eine kollektive Halluzination, ein mit Millionen geteiltes Geheimnis, ein Flüstern im Ohr eines ganzen Landes. Läuft im Radio großartige Musik, ist das wie ein natürlicher subversiver Akt gegen die kontrollierten Nachrichten, die täglich von den Machthabern, den Werbefirmen, den Mainstream-Medien, den Nachrichtenagenturen und den Wächtern des Status quo mit ihrer Geist, Seele und Lebenslust abstumpfenden Agenda über den Äther geschickt werden.

In den Sechzigerjahren stammte die erste von mir als aufrichtig und

ungefiltert empfundene Beschreibung meiner Welt von Leuten wie Bob Dylan, The Kingsmen, James Brown und Curtis Mayfield. »Like a Rolling Stone« überzeugte mich davon, dass eine wahrhafte, ungeschminkte und kompromisslose Sicht der Dinge über das Radio Millionen von Menschen erreichen konnte, dass sie Denkweisen verändern, Mut machen und der anämischen Poplandschaft Amerikas neues Leben einhauchen konnte, dass sie eine Warnung aussprechen und eine Herausforderung darstellen konnte, die das Zeug hatte, zum essenziellen Teil der gesellschaftlichen

Debatte zu werden. Diese Musik war sowohl in der Lage gewesen, die Herzen meiner Landsleute zu berühren, als auch die Gedanken eines schüchternen, orientierungslosen Fünfzehnjährigen in einer Kleinstadt in New Jersey zu beflügeln. »Like a Rolling Stone« und »Louie Louie« versicherten mir, dass irgendwo irgendwer in Zungen sprach, und das Beste daran war, dass dieser verrückte Rausch als 1. Zusatzartikel unserer Verfassung ein amerikanisches Geburtsrecht darstellte. Hab ich im Radio gehört.

Als ich dort an der Ecke stand und

»Spirit in the Night« aus dem Autoradio eines Fremden hörte, fühlte ich mich endlich glücklich. Es war mehr als nur ein Nervenkitzel oder ein Wonneschauer. Es war genau das, was ich immer hatte tun wollen: die Menschen ehren, die mich inspiriert hatten; einen bleibenden Eindruck hinterlassen, meine Meinung äußern und hoffentlich diejenigen ermutigen, die später, lange nachdem ich und meine Generation verschwunden wären, die Fahne weitertragen würden. Wir mochten noch sehr jung gewesen sein, aber wir nahmen den Spaß ernst. Auch jetzt noch,

dreißig Jahre später, jagt mir
der gleiche wonnige Schauer über
den Rücken, wenn die Radiowellen
zum ersten Mal ein neues Stück von
mir in die Welt hinaustragen.

KAPITEL 26

UNTERWEGS

Greetings from Asbury Park kam am 5. Januar 1973 in die Läden und erhielt viele gute Rezensionen, wurde hier und dort aber auch verrissen. Nach der Veröffentlichung machten wir uns auf den Weg. Unser erster offizieller Gig war eine Gratisshow im

Vorprogramm von Cheech und Chong an einem College in Pennsylvania. Das Comedy-Duo mit den Kifferwitzen war zu jener Zeit ganz obenauf und das Auditorium rappelvoll. Unsere Tour sollte mit einem großartigen Gig losgehen. Sogar der Big Man war an Bord. Ich hatte eine neue Gitarre, eine 1950er Promenadenmischung mit Telecaster-Korpus und dem Hals einer Esquire, die ich für hundertfünfundachtzig Dollar in Phil Petillos Gitarrenladen in Belmar erstanden hatte. Es war der beste Deal meines Lebens. Das Ding war so abgegriffen wie ein Stück vom

Heiligen Kreuz und für mich vielleicht gerade deshalb ein unendlich wertvolles Instrument – die Gitarre, auf der ich die nächsten vierzig Jahre lang spielen würde. Für unsere Liveshow hatten wir die Songs von *Greetings* in ein Rock'n'Soul-Gewand gekleidet und gaben sie mit viel Spaß ungefähr fünfundzwanzig Minuten lang zum Besten ... bis mir jemand auf die Schulter tippte, während ich gerade am Klavier saß, und mir ins Ohr flüsterte, dass jetzt Schluss sei. Irgendjemand war offenbar der Meinung, dass wir lang genug gespielt hätten. Wir gingen mit akzeptablem

Beifall ab, und danach hieß es: Show Nummer eins erledigt. Noch unzählige mehr zu spielen.

Die Tourbedingungen waren nicht die besten. Zu fünft quetschten wir uns in Vinis Schrottkiste und mussten uns mit dem Fahren abwechseln. Ich durfte als Einziger nicht ans Steuer. Zum einen hatte ich noch immer keine Fahrerlaubnis, zum anderen galt mein Fahrstil als leichtsinnig und verantwortungslos gegenüber Leib und Leben der Band. Und so hieß es fahren, spielen, schlafen (wo man eben unterkam: in billigen Motels, den Wohnungen der Promoter, bei

Freundinnen hier und da), fahren, spielen, schlafen, fahren, spielen, schlafen, fahren, spielen, schlafen. Wir eröffneten für Chuck Berry, Jerry Lee Lewis, Sha Na Na, Brownsville Station, die Persuations, Jackson Browne, die Chambers Brothers, die Eagles, Mountain und Black Oak Arkansas. Wir traten mit NRBQ und Lou Reed auf und begleiteten Chicago, die Hitmaschine mit der Bläsertruppe, auf eine dreizehntägige Stadiontour. Außerdem spielten wir als Headliner mit Bob Marley and the Wailers als Vorband (damals auf ihrer ersten US-Tour) im winzigen, nur

hundertfünfzig Besucher fassenden Max's Kansas City. Wir traten überall in Amerika auf, wurden gefeiert, gelegentlich ausgebuht und mit Frisbees beworfen, bekamen hervorragende Kritiken und wurden verrissen. Mike buchte uns Shows auf Automessen und im Sing-Sing-Gefängnis. Was mich anging, gehörte all das zum Job dazu. Das war jetzt unser Leben. »Nine to five« kam für mich nicht mehr infrage. Mein Job war zwar mit jeder Menge Überstunden verbunden und oft echt anstrengend, aber meine Arbeitswoche bestand quasi aus sieben Tagen Wochenende

und war im Grunde ein einziger rauschhafter Trip, bei dem ich mich immer wieder fragte, ob das nicht alles nur ein Traum war.

Sicher, die Bedingungen waren im Allgemeinen ziemlich mies, aber was war denn der Vergleichsmaßstab? Das schäbigste Highway-Motel lag immer noch eine Stufe über meinen Behausungen daheim. Ich war dreiundzwanzig und verdiente meinen Lebensunterhalt mit Musik! Es ist kein Zufall, dass man diese Beschäftigung nicht »arbeiten« nennt, sondern SPIELEN! Ich habe genug Schweiß auf den Bühnen dieser Welt

gelassen, um mindestens eins der
sieben Weltmeere damit zu füllen,
und seit mehr als vierzig Jahren hab
ich mich selbst und meine Band bis an
die Grenzen und darüber hinaus
getrieben, aber ... für uns ist es immer
noch SPIELEN, ein lebenspendendes,
freudebringendes, schweißtreibendes,
manchmal auch schmerzhaftes
Vergnügen, ein genauso
erschöpfendes wie erfrischendes
Privileg mit einer kathartischen
Wirkung, jeden Abend aufs Neue.
Selbst wenn du über dein eigenes
Elend singst, meinerwegen auch über
das Elend der ganzen Welt oder über

die schrecklichsten Erfahrungen
deines Lebens, gibt es irgendwas bei
diesem Stelldichein der Seelen, was
den Blues vertreibt. Irgendwas, was
die Sonne hereinlässt, was dir die Luft
zum Atmen schenkt, was dich
wiederaufbaut, und zwar auf eine Art
und Weise, die man nicht erklären,
sondern nur erleben kann. Es ist
etwas, wofür es sich zu leben lohnt,
und es war meine Rettungsleine,
meine Verbindung zum Rest der
Menschheit in einer Zeit, in der mir
derartige Verbindungen schwerfielen.
Ist das hart? Auf jeden Fall. Ist jeder
physisch und psychisch dazu in der

Lage? Nein. Gibt es Abende, an denen du einfach nicht mehr magst? Na klar. Aber selbst an diesen Abenden kommt immer ein Moment, in dem etwas passiert – die Band übertrifft sich selbst, oder im Publikum erstrahlt ein Gesicht, oder du siehst jemanden, der mit geschlossenen Augen deine Texte mitsingt ... und plötzlich ist da diese Verbindung, diese gemeinsame Liebe für die Dinge, die dir wichtig sind. Oder ... es stehen ein paar unheimlich gut aussehende Frauen im Publikum. Das hilft für gewöhnlich auch ganz gut.

Führ mich zum Schotter

Wir verdienten fünfunddreißig Dollar die Woche, um Miete und Rechnungen brauchten wir uns nicht zu kümmern. Das war der Deal und die einzige Möglichkeit, mit der wir es uns leisten konnten, auf Tour zu bleiben. Das System basierte auf Vertrauen: Man gab die Höhe seiner Ausgaben an und bekam dann die entsprechende Summe ausgezahlt. Bei jedem von uns fiel das ein bisschen anders aus: Einige mussten Unterhalt für Partner oder Kinder zahlen, manche mussten andere unerwartete

Ausgaben bestreiten und brauchten mehr ... doch es hielt sich jeder an die Spielregeln. Meistens zumindest.

Nach Steel Mill hatte ich beschlossen, dass mir die Zusammenarbeit mit meinem Kumpel Danny Federici, so lebenswürdig der Kerl auch sein mochte, zu anstrengend war und mich zu viele Nerven kostete. Er benötigte einfach zu viel Fürsorge und Aufmerksamkeit, nachdem in seinem Leben so ziemlich alles das Prädikat »fucked up« verdiente. Als es allerdings an der Zeit war, eine Tourband zusammenzustellen, war Davey Sancious nicht verfügbar. Ich

brauchte aber einen Keyboarder, und ich kannte keinen besseren als Danny. Er spielte einfach toll und war ein wahrhafter Folkmusiker, dessen Stil vom Akkordeonunterricht in seiner Kindheit geprägt war. Seine rechte Hand besaß eine lyrische Leichtigkeit, eine Flüssigkeit und Spontaneität, wie ich sie nie bei einem anderen Musiker gehört hatte. Die Verbindung von seinem Herzen zu seinen Fingern war so kurz und so direkt wie bei sonst niemandem. Seine Linke tat buchstäblich nichts – seine Selbstwahrnehmung, nicht aber sein musikalischer Intellekt, pausierte beim

Spiel. Die Töne flossen mit Leichtigkeit und einer solchen Freiheit, waren derart wunderbar gewählt und so perfekt platziert, dass es wirkte, als würden sie direkt aus seiner Seele strömen. Er war ein echter Begleitmusiker, bescheiden und immer im Dienst des Songs, nie auffällig durch überladenes Spiel oder in Konkurrenz zu seinen Mitmusikern, er suchte einfach nur den freien Raum und füllte ihn mit den perfekten Tönen. War ein Stück im Studio eingespielt und benötigte noch ein bisschen Pep, schickte ich Danny in die Aufnahmekabine und

ließ ihn einfach machen. Er schaffte es jedes Mal.

Nur lag es leider auch in seiner Natur, jedes System, mit dem er in Berührung kam, zu seinem Vorteil auszunutzen, und das auch mit seinen Kollegen zu probieren war für jemanden wie Danny im Grunde genauso natürlich, wie der Tastatur all diese wunderschönen Töne zu entlocken. Bei der Angabe seiner Fixkosten übertrieb er maßlos und sackte die Differenz ein. Mit dreiundzwanzig Jahren blickten Danny und ich schon auf eine lange und holprige gemeinsame Geschichte

zurück und hatten bereits eine Menge zusammen durchgestanden. Was mich deshalb am meisten anpisste, war die Tatsache, dass ich ständig als nervige Stimme der Zurückhaltung und Vernunft auftreten musste, als Schiedsrichter über Fragen professioneller Grenzen und angemessenen Verhaltens – mit einem Wort: als Daddy. Aber letzten Endes musste irgendjemand hier die Grenzen setzen – also tat ich es. Doch dann überschritt er eine von ihnen: Wir waren ziemlich pleite, und durch seine Falschangaben bestahl er quasi alle. Ich fuhr auf direktem Weg zu

Dannys Wohnung und stellte ihn, wütend wie ich war, zur Rede. Als ich daraufhin nur das klassische Federici-Schulterzucken zur Antwort bekam, trat ich seine teuren Lautsprecher zu Schrott und ging. Ich mochte Danny ehrlich gern, aber Zwischenfälle dieser Art und schlimmer sollten in den nächsten vierzig Jahren ein fester Bestandteil unserer Freundschaft bleiben.

An Weihnachten kehrte ich triumphierend in meine Heimatstadt Freehold zurück. Demut. Großzügigkeit. Neeeeein ... natürlich hab ich euch nicht vergessen! Gab es

eine bessere Überraschung zu den Feiertagen als die Heimkehr eines erfolgreichen Sohnes zu seinen Wurzeln? Auf dem Programm stand ein Weihnachtskonzert für die Einheimischen in einem russischen Social Club namens Rova Farms, der ein Stück außerhalb von Freehold lag und fünfhundert Zuschauer fasste. Allerdings sollten diese fünfhundert Zuschauer sich an jenem Abend eine zünftige Massenschlägerei liefern ... übrigens die einzig wirklich gefährliche Prügelei unserer gesamten Clubkarriere. Während der ersten Stunde lief noch alles rund. Um den

feierlichen Geist der Weihnachtszeit beschwören zu können, hatten wir extra »Santa Claus Is Coming to Town« von den Crystals einstudiert. Doch kaum erklangen die ersten Noten des Songs, explodierte der Club regelrecht, und an mehreren Stellen im Publikum brachen gleichzeitig wüste Prügeleien aus. Möglich, dass die Sache mit Gangstreitigkeiten zu tun hatte, ich erinnere mich nicht mehr genau. Als ich vom Chaos vor der Bühne aufblickte und mich zum Ausschank wandte, sah ich, dass sogar der Barkeeper mitmischte. Er stand auf dem Tresen und trat von dort

nach den Köpfen seiner Gäste. Dann fiel mein Blick auf den hinteren Teil des Veranstaltungssaals, wo sich eine Art Empore mit einem Geländer im Westernstil befand. Dort wurde gerade ein Mann übers Geländer bugsiert, während ich meine musikalischen Weihnachtsgrüße durchs Mikrofon schickte. Nach ein paar Metern freien Falls krachte er zu Boden. Als Nächstes sprang Richard Blackwell, der an diesem Abend die Congas für uns übernommen hatte, mitten hinein in die sich prügelnde Menge, um seinen Bruder David zu suchen, den ich noch von ganz früher

kannte. Irgendwann tauchte die Polizei auf und brach das Konzert ab. Mehrere Personen mussten auf Krankenbahren rausgetragen werden; erstaunlicherweise war niemand ums Leben gekommen. Eine hässliche Stille senkte sich herab. Wir spielten noch ein halbes Stündchen, dann hieß es fröhliche Weihnachten und gute Nacht allerseits.

Ach, zu Hause ist es doch am schönsten.

KAPITEL 27

THE WILD, THE INNOCENT & THE E STREET SHUFFLE

Damals ging eine Tour noch fließend in die nächste über. Keiner von uns zählte mit. Wir spielten einfach. Mein

Vertrag mit Columbia sah vor, dass ich alle sechs Monate ein neues Album lieferte – eine Regelung, die sich aus dem Plattenbusiness der Fünfziger und Sechziger rübergerettet hatte, als Singles noch die Charts beherrschten. Damals packte man als Künstler einfach eine Sammlung bestenfalls mittelmäßiger Stücke rund um die Hitsingle und nannte das Ganze dann Album. Dann kam *Sgt. Pepper* und veränderte über Nacht die Spielregeln. Das Album war nun der Goldstandard, wenn es in der Popwelt um erfolgreiche Aufnahmen ging. Schon bald sollte es als ausreichend

und planmäßig gelten, wenn ein Künstler alle zwei oder drei Jahre ein Album veröffentlichte. Kürzere Abstände oder gar nur eine Jahresfrist zwischen zwei Platten, und man hatte plötzlich den Ruf als überpräsent weg. 1973 war das allerdings noch anders.

Wir veröffentlichten *Greetings from Asbury Park* und *The Wild, the Innocent & the E Street Shuffle* im selben Jahr und tourten nebenbei. *The Wild, the Innocent* nahmen wir über einen Zeitraum von drei Monaten erneut in den 914 Studios auf. Mike und Jimmy hatten mich inzwischen oft genug mit Band auf der Bühne gesehen, um

anzuerkennen, dass es Zeit für Rock'n'Roll war. Davey Sancious saß wieder am Piano und läutete die Zeit unserer Keyboard-Doppelspitze ein. Er steuerte fantastische Parts zum Album bei und war eine großartige Erweiterung unserer Studio- und Tourneetruppe. Wir fuhren täglich von der Shore hoch nach Blauvelt und abends wieder runter. Auch Richard Blackwell ließ sich im Studio blicken und spielte Congas auf »New York City Serenade« und »E Street Shuffle«. Gegen Ende uferten die Aufnahmen zu Marathonssessions aus, und wir standen rund um die Uhr im

Studio. Clarence und ich campierten sogar für ein paar Tage in einem Zelt im Garten hinter dem Gebäude, um möglichst effektiv an unseren letzten Overdubs arbeiten zu können. Gegen Ende war ich volle drei Tage am Stück wach, und das ganz ohne irgendwelche Aufputschmittel. Ich war nicht mal mehr dazu in der Lage, mir einen kompletten Song anzuhören, und nickte alle paar Minuten ein, bevor ich von den anderen wieder wach gerüttelt wurde, damit ich den Rest des fertig abgemischten Songs absegnen konnte.

Der Eröffnungstrack meiner

zweiten Platte, »The E Street Shuffle«, war ein teils fantasiertes, teils reales Abbild einer Gemeinde ... einer aus den frühen Siebzigern. Blues, R&B und Soul hatten nach wie vor enormen Einfluss und wurden an der Jersey Shore viel gehört und oft gespielt. Musikalisch hatte ich mich bei diesem Stück von einem Hit von Major Lance, einem Dancesong aus den Sechzigern unter dem Titel »The Monkey Time«, inspirieren lassen. Die Charaktere erinnerten entfernt an Bekannte aus Asbury Park in den Jahren '69 / 70. Ich wollte eine bestimmte Nachbarschaft beschreiben,

den Lebensstil in einem Viertel, und ich wollte einen Tanz ohne vorgeschriebene Schrittfolge erfinden, eben jenen Tanz, den man Tag für Tag und Abend für Abend aufführte, um über die Runden zu kommen.

Ich hatte die vergangenen drei Jahre in Asbury Park gelebt, hatte mit angesehen, wie die Stadt von Rassenkrawallen erschüttert worden war und wie es langsam, aber sicher mit ihr bergab ging. Der Upstage Club, in dem ich den Großteil der E Street Band kennengelernt hatte, war inzwischen längst Geschichte. Der Boardwalk war nach wie vor geöffnet,

auch Madam Marie war noch da – aber die Leute blieben weg. Mittlerweile mieden viele Stammgäste Asbury Park und fuhren in weniger gebeutelte Ferienorte weiter im Süden.

Nach meinem Rausschmiss aus Potters Wohnung über dem Schönheitssalon und dem kurzen Gastspiel als Big Danny Gallaghers Mitbewohner zog ich mit meiner aktuellen Freundin zusammen. Ich hatte sie an einem sonnigen Herbstmorgen am nördlichen Ende des Asbury Boardwalk kennengelernt, wo sie in einer Snackbar arbeitete. Sie hatte italienische Wurzeln und Sinn

für Humor – ein lebensfrohes Mädchen mit viel Temperament, einem leichten Silberblick und einer Brille, die mich an die wundervolle Welt der Bibliotheken erinnerte. Wir bezogen eine umgebaute Garage in Bradley Beach, nur fünf Minuten von Asbury entfernt. Dort schrieb ich den Song »4th of July, Asbury Park (Sandy)« – den Abschiedsgruß an meine adoptierte Heimatstadt und an das Leben, das ich dort vor meinem Plattenvertrag geführt hatte. Sandy selbst war eine Kombination mehrerer Mädchen, die ich an der Shore kennengelernt hatte. Ich benutzte den

Boardwalk und den Niedergang der Stadt als Metaphern für das Ende einer Sommerromanze und die Veränderungen in meinem eigenen Leben. »Kitty's Back« war eine Art Rückbesinnung auf den jazzigen Rock, den ich gelegentlich mit einigen meiner früheren Bands gespielt hatte: ein twistender Swing-Tune, ein Shuffle, ein verfremdetes Stück Big-Band-Musik. Ich wusste, dass ich 1973 Songs brauchen würde, mit denen ich als unbekannter Künstler ein Publikum mitreißen konnte. Als chronischer Opener stand mir nie viel Zeit zur Verfügung, um einen

bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Ich schrieb ein paar längere, wilde Nummern, »Thundercrack« zum Beispiel, »Kitty's Back« und »Rosalita«. Die Songs waren seelenverwandte Nachkommen der ausgedehnten Prog-Stücke, die ich für Steel Mill geschrieben hatte, und sollten Band und Publikum gleichermaßen erschöpft und nach Luft japsend zurücklassen. Gerade wenn die Zuhörer dachten, der Song wäre vorbei, wurden sie von einer Fortsetzung überrascht, die die Musik auf ein neues Level hob. Im Grunde handelte es sich um meine

Interpretation des Grand Finales einer Soulrevue. Ich wollte damit die wild rasende Leidenschaft dieser Events entzünden. Meine Jungs sollten spüren, dass sie sich verausgabt hatten, wenn sie nach den Stücken die Bühne verließen.

»Wild Billy's Circus Story« wiederum war eine schwarze Komödie, die auf meinen Erinnerungen an die Jahrmärkte und den Clyde Beatty-Cole Bros. Circus basierte, der während meiner Kindheit jeden Sommer in Freehold Station gemacht hatte. Gegenüber der Rennbahn gar nicht weit entfernt von

unserem Haus hatten die Zirkusleute auf einem Acker ihre Zelte entlang eines Mittelgangs aufgeschlagen, und ich war seit jeher neugierig gewesen, was in den dunklen Nischen jenseits dieses Mittelgangs vor sich ging. Während ich an der sicheren Hand meiner Mutter dort entlangschlenderte, ahnte ich, dass das von strahlenden Lichtern in Szene gesetzte Zirkusleben in der Manege, das ich gerade noch erlebt hatte, auch seine Schattenseiten haben musste ... Dort zwischen den Zelten fühlte sich alles eher Angst einflößend und unbehaglich an, hatte insgeheim aber

auch etwas Erregendes an sich. Sicher, ich war happy mit meiner Kewpie-Puppe und der Portion Zuckerwatte. Trotzdem lauerte dort noch was anderes. »Wild Billy« war auch ein Song über die Anziehungskraft und die Einsamkeit eines Lebens jenseits etablierter gesellschaftlicher Grenzen. Mit vierundzwanzig hatte ich schon einige Erfahrungen in dieser Welt gesammelt. Das war, im Guten wie im Schlechten, genau das Leben, das ich führen wollte. »Incident on 57th Street« und »New York City Serenade« waren romantische Geschichten über New York City – die

Stadt, die mir seit dem sechzehnten Lebensjahr als Zufluchtsort vor der Enge der Kleinstädte New Jerseys gedient hatte. Gerade in »Incident« griff ich ein Thema auf, zu dem ich noch oft zurückkehren sollte: die Suche nach Erlösung. In den folgenden zwanzig Jahren arbeitete ich mich in einer Art und Weise an diesem Thema ab, wie es nur ein braver Junge mit katholischer Erziehung vermochte.

»Rosalita« war meine musikalische Autobiografie: eine Art humorvolle Vorschau auf *Born to Run* und ein Song über den Wunsch auszubrechen und

das Kleinstadtleben hinter sich zu lassen. Als Teenager war ich mit einem Mädchen zusammen gewesen, deren Mutter mir mit einer gerichtlich angeordneten Kontaktsperre gedroht hatte, um mich von ihrer Tochter fernzuhalten. Sie hatte sich an meinen bescheidenen Verhältnissen gestört und an meinem (für eine Kleinstadt) eher rebellischen Gehabe. Ihre Tochter war eine süße Blondine und das erste Mädchen, mit dem ich am Ende eines unbeholfenen Fummelnachmittags im Haus ihrer Eltern erfolgreich Geschlechtsverkehr gehabt hatte (auch wenn ich mir im

Eifer des Gefechts nicht absolut sicher sein konnte). Ich verfasste »Rosalita« als eine Art Abrechnung mit all jenen, die mich abgeschrieben, mich runtergezogen oder beschlossen hatten, dass ich nicht gut genug für irgendetwas oder jemanden war – eine zentrale Geschichte aus meiner Vergangenheit, die gleichzeitig die Gegenwart berücksichtigte (»the record company, Rosie, just gave me a big advance«) und zudem einen Blick in meine Zukunft warf (»Someday we'll look back on this and it will all seem funny«). Bei dieser Passage sollte es nicht darum gehen, dass all das

später einmal lustig SEIN würde, sondern dass es lustig SCHEINEN würde ... wahrscheinlich eine der brauchbarsten Zeilen, die ich je zu Papier gebracht habe.

Zu der Zeit von *The Wild, the Innocent* hatte ich keinen Erfolg, also machte ich mir auch die meiste Zeit keine Gedanken darüber, wohin die Reise gehen würde. Immerhin ging es aufwärts mit mir, so hoffte ich jedenfalls ... oder zumindest ging es hinaus in die Welt. Mit einem Plattenvertrag in der Tasche und als Mitglied einer Band auf Tour hatte ich das Gefühl, besser dran zu sein als

viele meiner Freunde, die in einer
Nine-to-five-Welt voller
Verantwortung, Rechnungen und
Kredite gefangen waren. Ich hingegen
hatte das Glück, genau das tun zu
können, was ich über alles liebte. Mit
den mitreißenden
Eröffnungsakkorden von »Rosie« im
Ohr trommelte ich meine Band
zusammen und stürzte mich furchtlos
ins Tourleben. (Das mit der Furcht
sollte erst später kommen.)

Als *The Wild, the Innocent & the E Street
Shuffle* endlich in trockenen Tüchern
war, waren wir fix und fertig und
kehrten im Halbschlaf nach New

Jersey zurück. Mike schnappte sich die Bänder, übergab sie der Plattenfirma, und wir warteten auf eine hoffentlich enthusiastische Reaktion. Die Platte war für mich sehr viel befriedigender als *Greetings*. Ich empfand das Album als ein wirklich gutes Beispiel dafür, was ich aus meiner Band sowohl musikalisch als auch aufnahme- und arrangementtechnisch herausholen konnte. Ich war zuversichtlich, mit »Kitty's Back«, »Rosalita«, »New York City Serenade« und dem semiautobiografischen »Sandy« gezeigt zu haben, welches Maß an Tiefgründigkeit, Spaß und

Spielfreude wir auf eine Platte bannen konnten.

Showdown

Mittlerweile war John Hammond weg, hatte sich zur Ruhe gesetzt, und auch Clive Davis war gegangen. Die mächtigen Labelbosse, meine großen Unterstützer, jene Männer, die mich ursprünglich in das Label eingeführt hatten, waren verschwunden. Ein Machtvakuum tat sich auf, und neue Leute traten auf den Plan, um die Lücken zu schließen.

Ich wurde zu einem Meeting

einbestellt, um mit A&R-Chef Charles Koppelman über das neue Album zu sprechen. Wir hörten uns einen Großteil der ersten Seite an, und dann teilte er mir ohne Umschweife mit, dass *The Wild, the Innocent* nicht veröffentlichungsreif sei. Es entspreche aus musikalischer Sicht nicht den gängigen Standards, sagte Koppelman und bat mich, ihn ein paar Tage später in eins der Columbia-Studios zu begleiten, wo er mir zeigen wollte, was »richtige« Musiker aus den Songs machen konnten. Sicher hatte er nur beste Absichten, aber ich lehnte seine Bitte ab und erklärte ihm, dass

dies meine Band sei, dass ich mich ihr gegenüber verpflichtet fühlte, dass die Platte in meinen Ohren hervorragend klinge und dass ich stolz auf das Album sei und es genau so veröffentlichen wolle. In der darauffolgenden Einschätzung meiner Zukunftsaussichten nahm Mr. Koppelman kein Blatt vor den Mund. Sollte ich auf die Veröffentlichung der Platte im gegenwärtigen Zustand bestehen, würde sie höchstwahrscheinlich auf dem Müll landen, nur mehr dürftig beworben werden und – genau wie ich – in der Versenkung

verschwinden. Was sollte ich also tun? Ich mochte das Album so, wie es war, und bestand stur darauf, nichts daran zu verändern. Was dann allerdings geschah, war genau das, was Mr. Koppelman vorhergesagt hatte.

Als wir für *The Wild, the Innocent* auf Promotour gingen, wussten nur wenige, dass ich überhaupt ein neues Album veröffentlicht hatte. Bei einem texanischen Radiosender erzählte man mir sogar, dass ein Vertreter meiner Plattenfirma bei seinem letzten Besuch verschiedene Neuerscheinungen von Columbia Records vorgestellt und der Musikredaktion explizit geraten habe,

meine Musik aus der Rotation zu nehmen, weil »die Songs zu lang« seien. Eine überraschende Wendung: Mein Label bemühte sich nun also darum, dass meine Platten *nicht* im Radio liefen. Allerdings sollte dies erst der Anfang sein. Als Nächstes brach ein heftiger Streit zwischen Rock'n'Roll-Drill-Sergeant Mike Appel und den neuen CBS-Bossen aus, in dessen Verlauf Mike sämtlichen unartigen leitenden Columbia-Angestellten zu Weihnachten mit Kohle gefüllte Socken schickte. Frohes Fest, ho, ho, ho!

Auf Long Island spielten wir ein

Konzert in einem Laden namens Fat City. Die Führungsriege von Columbia war ebenfalls gekommen und marschierte in den Club, um sich die Vorband anzusehen, die sie unter Vertrag nehmen wollten. Als wir dann die Bühne betraten, verließen sie geschlossen die Location. Viel schlimmer konnte es gar nicht mehr kommen. Mike stand mit Stift und Notizblock bewaffnet an der Tür und notierte die Namen der Verräter auf seiner persönlichen Abschussliste.

Im Grunde glaubten diese Leute, dass wir früher oder später von allein aufgeben würden, um wieder zu

unseren Brotjobs oder an die Uni zurückzukehren oder einfach in den Sümpfen von Jersey zu verschwinden. Ihnen war nicht klar, dass sie es mit Typen zu tun bekommen hatten, auf die nirgends ein Zuhause oder ein normales Alltagsleben wartete und die auch keine brauchbaren Fähigkeiten oder Talente besaßen, um sich in der normalen Welt allmonatlich einen Gehaltsscheck zu verdienen. Es gab nichts, zu dem wir hätten zurückkehren können ... und wir liebten die Musik! Es gab nur diesen einen Weg für uns. Wir waren gekommen, unser Versprechen

einzulösen – »liberate you, confiscate you ...« und den ganzen Rest. Ein Zurück gab es nicht mehr.

Wir hatten kein Geld, und mit der Unterstützung der Plattenfirma schien es auch erst mal vorbei. Unser Wochengehalt war zwar zunächst auf fünfzig, dann sogar auf fünfundsiebzig Dollar gestiegen, aber unser Stern am Columbia-Himmel befand sich im Sinkflug, und unsere Ziehväter dort waren verschwunden. Es gab inzwischen andere vielversprechende Künstler, und selbst wenn wir triumphiert hätten, gab es niemanden mehr, der sich damit hätte

rühmen wollen. Die Männer, denen die Anerkennung dafür zugestanden hätte, waren gegangen. Wir waren Waisenkinder.

A DJ Saved My Life

In den Fünfzigern, Sechzigern und Siebzigern war der Radio-DJ noch immer ein rätselhaftes, kaum greifbares Wesen. Wenn die Stadt sich schlafen legte, saß er allein im Studio, umgeben von unzähligen Regalen randvoll mit der großartigsten Musik, die du je zu hören bekamst. Der DJ war ein wahrer Freund; ein Mensch,

der dich voll und ganz verstand. Ein Mensch, der dein Geheimnis und deine Begeisterung für die eine wirklich wichtige Sache in deinem Leben mit dir teilte: die Musik.

Er lag dir damit in den Ohren. Entweder so ungestüm wie der alte Cousin Brucie, dessen Geplapper die Radiowellen von WABC-AM beherrschte, wenn er dich in seiner Sendung auf den hundertprozentig besten Samstagabend deines Lebens einstimmte. Oder so vertraulich und ruhig wie bei einer Rock'n'Roll-Séance, angeleitet von Richard Neer mit seinen Mitternachtsandachten oder

Alison Steele mit ihren sanft
gesäuselten Ansagen auf WNEW-FM.
Diese Leute waren wie menschliche
Brücken in die Welt, die sich in
deinem Kopf entfaltete. Sie
dokumentierten die Veränderung, die
in dir stattfand, während eine Platte
nach der anderen lief, und ermutigten
dich, weiter nach dem einen Song zu
suchen, der dein Leben umkrempeln
würde. Ich hörte diesen einen Song
viele Male. »Hound Dog«, »I Want to
Hold Your Hand«, »Like a Rolling
Stone« – sie alle kamen über das AM-
Radio zu mir und ermutigten mich,
die Mauern meines Heimatstädtchens

einzureißen und meinen Traum leben zu wollen. Genauso war es auch bei *Astral Weeks*, der Platte, die mich lehrte, an das Schöne zu glauben und an die unendliche Güte meines lokalen FM-Radiosenders.

Ich erinnere mich immer noch an dieses winzige Betongebäude, das entlang des New Jersey Turnpike kurz vor New York inmitten von Industriegestank und Marschland stand: ein Gebäude, an dem ein hell erleuchtetes Schild mit einer Stationskennung prangte. Ich schätze mal, es war nicht viel mehr als eine Relaisstation, aber als junger Tween

stellte ich mir anfangs vor, dass es sich um das Hauptquartier eines Senders handelte – dass all meine Lieblings-DJs in diesem Bunker im Niemandsland vor New York eingepfercht worden waren, um von dort aus mutig und unerschrocken die Tunes über den Äther zu jagen, von denen ganz New Jersey und mein Leben abhingen. War das denn möglich? Konnte dieses kleine und verlassen wirkende Grenzfort, dieser weit von der Zivilisation entfernte Außenposten tatsächlich das Zentrum meiner Gefühlswelt sein? Denn hier, mitten in den Sümpfen von Jersey, so stellte ich

es mir zumindest vor, arbeiteten mächtige Radiomänner und -frauen, die man nur dem Namen und der Stimme nach kannte.

Damals, als die Mitglieder der E Street Band noch eine Bande herumkreibsender Clubmusiker waren, die versuchten, einen Fuß in die Tür der Musikindustrie zu kriegen, gab es für mich zwei einschneidende Radio-Erlebnisse. Einmal verbrachte ich einen Nachmittag mit dem Bostoner Top-40-Promo-Beauftragten und fuhr mit ihm durch die Stadt, um meine erste Single »Blinded by the Light« in den

Top-40-Playlists der Radiosender unterzubringen – eine echt interessante Erfahrung. Der erste Sender, bei dem wir aufschlugen, wollte uns nicht mal ins Gebäude lassen. Beim zweiten kamen wir rein und trafen sogar den DJ. Der legte »Blinded« auf und gab dem Song genau zwölf Sekunden, bevor er genug hatte. »Madman drummers bummers ...« – und *zzzzzzrrrrriippppp*, kratzte die Nadel alles kaputt, was ich geschaffen hatte und woran mein Herz hing. »Wann kommt eigentlich die Neue von Chicago raus?«, war die einzige Reaktion, die ich von ihm

erhalten sollte. Den Rest des Nachmittags fuhren wir ziellos durch die Gegend, tranken Bier und erzählten einander dreckige Witze. Danach wusste ich, dass ich nicht für die Top 40 gemacht war. Mein zweites radiobezogenes Aha-Erlebnis ereignete sich bei einem schlecht besuchten Gig in einer Location namens Main Point in Bryn Mawr, Pennsylvania, wo ein gewisser David Dye auftauchte, seines Zeichens DJ bei WMMR, Phillys örtlichem FM-Sender. Er sah zu, wie wir vor dreißig Konzertbesuchern spielten, kam nach dem Gig zu uns und sagte: »Hey,

Mann, ihr gefällt mir.« Als wir in dieser Nacht in unserem Tourbus die Stadt verließen, hörten wir im Radio, wie *Greetings from Asbury Park* für die schlaflosen Musikliebhaber der Gegend gespielt wurde. Mit der Zeit lernte ich so ziemlich jeden Radio-DJ in den Rock'n'Roll-Metropolen Amerikas kennen. Ed Sciaky beispielsweise, einen großartigen DJ und Fan aus Philly, in dessen Wohnung ich gelegentlich unterkam, wenn wir in der City of Brotherly Love gastierten. Oder Kid Leo aus Cleveland, der jeden Freitag mit »Born to Run« das Ende der

Arbeitswoche einläutete. Oder Richard Neer, den ich oft mitten in der Nacht in seiner Sendung anrief, einfach nur um mit ihm zu plaudern. Es gab noch viele andere mehr. Es entstanden persönliche Beziehungen, und ich lernte diese Leute kennen, genau wie ihre Heimatstädte. Ich verbrachte Zeit mit ihnen, und sie kündigten mich auf meinen Konzerten an. In der Zeit vor den Achtzigern und vor dem Pay-to-play-System waren diese Leute Promoprofis, die ihr eigenes Ding durchzogen und damit nicht nur die Industrie ausbremsten, sondern mir auch ein paar Hits schenkten, die ich

andernfalls womöglich nicht gehabt hätte. Dann kamen die computergesteuerte Programmerstellung und die landesweit vereinheitlichten Playlists, und die Radiolandschaft veränderte sich für immer. Aber damals, als wir »fast berühmt« waren, ließen uns diese Männer und Frauen viel Liebe und wertvolle Unterstützung zukommen und boten uns und unserer Musik eine dringend benötigte Bleibe.

Adiós, Perro Loco

Madman drummers bummers ...

Auf der Tour zu *The Wild, the Innocent* wurde eine Sache offensichtlich: Wir brauchten eine ruhigere Hand am Schlagzeug. Vini war auf seine eigene verquere Art ein wundervoller Drummer, dem nichts über seinen eigenen Stil ging (was man sehr deutlich auf den ersten beiden Alben hört). Wir alle hatten uns aus der Jam-Band-Tradition des Upstage Club hinausentwickelt und uns angewöhnt, sehr überladen zu spielen. Auf unseren ersten beiden Platten war Vinis Schlagzeug *all over the place*, aber er wusste, wie er es anstellen musste,

damit es trotzdem passte. Sein hyperaktives Spiel lag in seinem hyperaktiven Charakter begründet, und die Kombination aus dem von Louis Lahav produzierten fetten Sound und Vinis Stil ergab ein paar ziemlich exzentrische, aber auch aufregend einzigartige Schlagzeugtracks.

Vini konnte der herzlichste, mitfühlendste Mensch der Welt sein, ein wirklich liebenswürdiger Kerl, nur um in der nächsten Sekunde komplett Amok zu laufen. Mit der Zeit zehrte diese Eigenschaft gewaltig an den Nerven diverser Bandmitglieder.

Hauptsächlich betroffen waren diejenigen, die unter den handfesten Konsequenzen von Mad Dogs Rasereien zu leiden hatten. So hatte beispielsweise Danny Prügel bezogen und Steve Appel, Mikes jüngerer Bruder, der uns während der Tour unterstützte, ein blaues Auge kassiert. Ähnlich erging es zahllosen Fremden, die Mad Dog von seiner unbeherrschten Seite kennenlernten. Auch mit Vini auszugehen war ein riskantes Manöver. Als wir eines Abends in eine Strandbar wollten und ich gerade die Treppe zur Tür der Location hochstieg, kam mir ein

Knäuel aus Armen und Beinen entgegengeflogen und polterte die Stufen herunter. Es war Vini. Man hatte ihn schon aus dem Laden geschmissen, bevor der Rest von uns überhaupt reingekommen war. Nur die Präsenz von Big Danny, der in den richtigen Momenten einschritt und durch seine bloße Erscheinung die aufgebrauchten Gemüter zu besänftigen vermochte, entgingen wir so manchem Schlamassel. An einem anderen Abend tauchte Vini ziemlich mitgenommen und von Schürfwunden und blauen Flecken übersät zu einem Gig auf. Er hatte sich

über die Jahre einige Feinde gemacht. Offenbar hatte ein besonders rachsüchtiger Vertreter herausgefunden, dass Vini jede Nacht gegen halb vier mit dem Fahrrad den Boardwalk entlang zu seiner Wohnung nach Bradley fuhr, und war auf die Idee gekommen, in Reifenhöhe einen dünnen Draht quer über die Strandpromenade zu spannen. Mad Dog war mit ordentlich Tempo in den Draht gerauscht, mit dem Kopf voraus über den Lenker geflogen und hatte sich bei der Landung ordentlich Prellungen sowie

Schürf- und Schnittwunden zugezogen.

Dann allerdings ... ging er einen Schritt zu weit. Eines Nachmittags trieb er Clarence Clemons derart auf die Palme, dass der schier explodierte. Er packte Vini, legte seine Pranken um dessen dünnen Hals, drückte ihn zu Boden und rammte einen mordsschweren Hi-Fi-Lautsprecher nur Zentimeter neben dem Kopf des Drummers in die Erde, um den tollwütigen Hund wieder zur Vernunft zu bringen. Vini sprang auf, rannte aus dem Haus und kam auf direktem Weg zu mir in meine

Garage nach Bradley Beach. Er sah aus, als hätte er ein paar Sekunden zu lang am Strick gebaumelt – seine Augen waren hervorgetreten, seine Beine zitterten, und er war vollkommen entkräftet. Er zeigte mir die großen roten Striemen an seinem Hals, schrie rum, Clarence hätte ihn umbringen wollen, und setzte mir dann die Pistole auf die Brust: »Brucie, entweder ich oder er.« Vinis Ultimatum war sicher nicht der beste Weg, um seine Probleme innerhalb der E Street anzugehen, aber es half nichts. Es war meine Band und mein Revier, ich war hier Bürgermeister,

Richter und Vollstrecker in Personalunion, also beruhigte ich ihn und versprach ihm, mich der Sache anzunehmen.

Diskussionen wurden geführt, Beschwerden vorgetragen, Dampf abgelassen. Die Jungs hatten genug, Mike ebenfalls. Vini meinte immer, er hätte damals gehen müssen, weil er sich zu offen gegen die Geschäftspraktiken der Band ausgesprochen hatte. Möglicherweise lag er damit nicht mal falsch, aber letzten Endes hatte jeder von uns seine Gründe, warum Vini gehen musste. In meinem Fall ließ sich alles auf die

Tatsache herunterbrechen, dass sich meine Musik veränderte und ich für mein neues Material einen versierteren Drummer mit klarerem, besserem Timing brauchte. Ich mochte Vini von Herzen, ich tue es immer noch. Er ist ein großartiger Kerl, ein einzigartiger Drummer und Sänger und ein loyaler Freund. Wir hatten viel zusammen durchgemacht, und Vini war immer einer meiner entschlossensten Unterstützer gewesen. Es fiel mir wirklich schwer, mich von dem raubeinigen Haudegen zu trennen, der mir so sehr ans Herz gewachsen war und mit dem ich so viele

Abenteuer erlebt hatte. Sein Stil prägt meine ersten beiden Alben durch ein wundervoll beseeltes Spiel und eine Exzentrizität, die perfekt zum eklektischen Charakter der Songs passt. Vini war in den härtesten Zeiten der E Street Band unser Drummer gewesen, in Zeiten, als die Gruppe noch eine echte Folkband aus den Straßen Asbury Parks war und Musiker vereinte, deren Stil sich aus der musikalischen Community dieses Ortes heraus entwickelt hatte.

KAPITEL 28

SATELLITE LOUNGE

Es war hart, Vini die schlechte Nachricht zu überbringen. Ich glaube, am Ende übernahm Mike Appel diese Aufgabe. An dem Wochenende nach Vinis Verabschiedung waren wir eigentlich für eine Show in der Satellite Lounge in Fort Dix gebucht,

einem coolen Laden, in den es Einheimische ebenso zog wie das im Fort stationierte Militärpersonal aus South Jersey. Ich hatte dort bereits Jahre zuvor einige spektakuläre Shows von Sam & Dave gesehen. Besitzer und Manager des Ladens war ein »Freund von uns«. Wir hatten schon in diversen Clubs gespielt, die von dessen »Jungs« geführt wurden, und dabei im Grunde immer eine Menge Spaß gehabt. Das Problem war jetzt nur, dass wir momentan keinen Drummer hatten und die Show deshalb eigentlich hätten absagen müssen. Ich gab Mike Bescheid, der

mich kurz darauf zurückrief und lediglich meinte: »Wir *müssen* spielen.« Offenbar gab es ein Problem mit dem Besitzer der Satellite Lounge, also telefonierte Mike mit ein paar anderen »Freunden von uns«, den Jungs von Uncle Al's Erlton Theatre Lounge, wo wir jedes Mal großartig ankamen und fürstlich behandelt wurden, damit sie bei unserem Dilemma mit der Satellite Lounge Vermittler spielten. Der Plan ging allerdings nicht auf, im Gegenteil, es machte die ganze Sache nur noch schlimmer. Später gab Mike in Kurzversion seine Unterredung mit dem Satellite-Chef wieder: »Solltet ihr

nicht spielen, machen wir eine Handvoll Hausbesuche und werden euch die Finger brechen. Wenn ihr spielt, ist euch unsere Liebe gewiss.« Ich dachte nur: »Wer sehnt sich nicht nach Liebe?« Es war ein Angebot, das ich nicht ablehnen konnte ... und im Großen und Ganzen auch die Geschichte, wie Ernest »Boom« Carter zu uns stieß – ein Schlagzeuger, von dem ich fast nichts wusste und den ich nur ganz kurz getroffen hatte –, um an jenem Wochenende hinter dem Drumset zu sitzen und später bei der wichtigsten Aufnahme zu trommeln, die die

E Street Band je machen sollte (und nebenbei bemerkt: auch nur auf dieser einen Aufnahme). Boom war ein Freund von Davey aus Kindertagen. Davey hatte ihn angerufen und zu Tinkers Surfboard-Fabrik bestellt. Er probte die ganze Nacht durch, lernte unser gesamtes Liveset, fuhr nach Fort Dix, wo es nicht ungewöhnlich war, dass Shows erst um ein, zwei Uhr nachts begannen, und spielte ein geniales Konzert mit uns. Willkommen, Boom Carter, in der E Street Band.

Der Satellite-Eigentümer hielt Wort: Wir kamen in den Genuss

seiner Liebe. Dazu muss man wissen, dass zu jener Zeit die Ölkrise herrschte, was uns oft Probleme bereitete. Auf Tour verbrachten wir Stunden mit leer gefahrenem Tank auf dem Seitenstreifen, wo die Sattelschlepper nur wenige Zentimeter an unserem Econoline vorbeirasteten, sodass uns manchmal nichts anderes übrig blieb, als illegal zum Absaugschlauch zu greifen. Nicht aber in dieser Nacht: Als wir unser Equipment einpackten, eskortierte uns unser inzwischen wohlmeinender »Freund« raus auf den Parkplatz und strahlte uns an, während die Polizei

vorfuhr, die Tanks unserer Fahrzeuge bis zum Rand füllte und uns eine gute Reise wünschte.

Boom erwies sich als großartiger Neuzugang. Er besaß einen jazzigeren Drumstil, als ich es mir für unseren neuen Schlagzeuger gewünscht hätte, aber nachdem er sich in die Band integriert hatte, brachte er einen Swing in sein Rockdrumming ein, der einfach wunderbar passte. Die Band bestand nun aus drei schwarzen und drei weißen Jungs, was einen fast schon magischen Mix an musikalischen Einflüssen ergab. Davey hatte von Rock bis Soul eigentlich alles drauf,

aber in seinem Spiel gab es ein tief verwurzeltes Jazz- und Gospelslement, das ihn aus der Masse von Rock-Keyboardern herausstechen ließ. Mit dieser Mischung aus Folk, Rock, Jazz und Soul hatten wir das notwendige Werkzeug an der Hand, um jede beliebige Richtung einzuschlagen. Karrieretechnisch allerdings sah es nach wie vor verhältnismäßig düster aus.

Die Zukunft ist geschrieben

Wir traten oft in Colleges auf und spielten eines Tages durch Zufall an

der Uni des Sohnes von Irwin Siegelstein, dem frisch vom Fernsehen zur Musik gewechselten neuen Columbia-Records-Chef. Der Gig lief blendend, aber ich war derart frustriert von der mangelnden Promotion durch unser Label, dass ich in einem Interview mit der College-Zeitung kein gutes Haar an Columbia ließ. Siegelstein junior hatte unser Konzert gesehen und auch die College-Zeitung gelesen und erzählte seinem alten Herrn davon. Mr. Siegelstein, der – das muss man ihm zugutehalten – nicht so tat, als würde er tatsächlich viel von

Popmusik verstehen, nahm den Hinweis seines Sohnes ernst, und kurze Zeit später erhielten wir eine telefonische Einladung zum Abendessen mit dem neuen Labelboss. Mike und ich gingen also mit unserem neuen Chef essen, und Mr. Siegelstein fragte: »Wie können wir diese Sache wieder in Ordnung bringen?« Er war ein von Grund auf ehrlicher Vermittler, der erkannt hatte, dass wir einen Wert für seine Firma darstellten, und der die bestehenden Probleme aus der Welt schaffen wollte.

Zur selben Zeit gab es noch eine weitere erfreuliche Wendung. In

Boston hatte ein Mann »die Zukunft des Rock'n'Roll gesehen« ... und *mich* damit gemeint! Wir hatten im Harvard Square Theatre als Vorband für Bonnie Raitt gespielt, die – Gott hab sie selig! – zu jener Zeit eine der wenigen Künstlerinnen war, die uns wiederholt als Opener auftreten ließ, und ein gewisser Jon Landau, damals Musikjournalist beim *Real Paper*, hatte einen Artikel über das Konzert verfasst: eine der besten Kritiken aller Zeiten, ein wahrer Lebensretter von einem Text.

Es waren die Zeilen eines Fans, eine wundervoll formulierte Würdigung

der Kraft und der Bedeutung von Rock'n'Roll, in der Landau das Gefühl der Zugehörigkeit und Kontinuität ansprach, das diese Musik unserem Leben schenkte, und sowohl die Community erwähnte, der die Musik zwar nicht helfen, die sie aber sehr wohl stärken konnte, als auch die Einsamkeit beschrieb, die sie zu lindern vermochte. An jenem Abend in Boston hatte sich die Band von ihren Herzen leiten lassen, und genau das hatte Jon ebenfalls getan. Seinen oft zitierten Satz hatte er in Zusammenhang gesetzt mit der Vergangenheit, der Gegenwart und

der Zukunft der Musik, die er liebte; er hatte sich auf die Kraft bezogen, die diese Musik ihm einst geschenkt hatte, und auf ihre Fähigkeit, sich selbst zu erneuern und ein weiteres Mal auf sein Leben einzuwirken. So hilfreich und erdrückend (auf lange Sicht eher hilfreich, würde ich sagen) dieses »auf der ganzen Welt gehörte Zitat« auch war, schien es doch immer ein wenig aus dem Kontext gerissen und seiner wundervollen Feinsinnigkeit beraubt ... Aber wen interessiert das heute noch? Wenn schon jemand die Zukunft sein musste, warum nicht ich?

Licht am Ende des Tunnels

Nach unserem Dinner mit Irwin Siegelstein und Mr. Landaus »Prophezeiung« wurden in diversen Zeitungen und großen Musikmagazinen Anzeigen für *The Wild, the Innocent & the E Street Shuffle* geschaltet, die alle schrien: »Ich hab die Zukunft gesehen« – und ich war zurück im Spiel. Wie schnell sich das Blatt doch wenden konnte. Unser Label war wieder auf unserer Seite, unsere Plattenverkäufe stiegen an, während wir weiterhin auf Tour waren und Abend für Abend die

Konzertsäle zum Kochen brachten. Und ich ... Ich musste eine neue Platte liefern, mein drittes Album, das letzte vertraglich garantierte für Columbia. Die Karten lagen auf dem Tisch, es ging um alles oder nichts. Die Frage war nun, ob ich – Kritiker und eingeschworene Fangemeinde mal ausgenommen – das Interesse des richtig großen Publikums wecken konnte, das sich auf der anderen Seite der Radiolautsprecher befand. Künstler, die nur auf eine Kultanhängerschaft zählen konnten, hatten keine Zukunft bei Columbia Records. Sollten wir dieses Mal nicht

einschlagen, würde das Label unseren Plattenvertrag wahrscheinlich auslaufen lassen und uns zurück in die Amateurliga, ab in die Pinelands von South Jersey schicken. Es war Zeit für eine Platte, mit der ich mein Versprechen einlösen und allen zeigen konnte, was ich mit meiner Musik zu tun vermochte. Es musste etwas Episches, etwas Außerordentliches sein – etwas, was es in dieser Form noch nicht gegeben hatte. Es war schon eine Weile her, aber ich hatte wieder diesen Geschmack im Mund, diesen Geschmack von damals, als ich an jenem sonnigen Morgen vor einer

Handvoll Kids gestanden und erstmals Blut geleckt hatte. Einen Song hatte ich bereits für mein neues Album. Sein Titel lautete »Born to Run«.

BUCH ZWEI

BORN TO RUN

KAPITEL 29

BORN TO RUN

Ich schrieb »Born to Run« auf der Bettkante in der 7 ½ West End Court, einem kleinen Bungalow in West Long Branch, New Jersey, den ich kurz zuvor gemietet hatte. Zu jener Zeit erteilte ich mir gerade selbst einen kleinen Crashkurs in Sachen Rock der

Fünfziger und Sechziger. Auf dem Tischchen direkt neben meinem Klappbett stand mein Plattenspieler, und es bedurfte nur einer schlaftrunkenen Körperdrehung, um die Nadel auf mein jeweils aktuelles Lieblingsalbum fallen zu lassen. Abends schaltete ich das Licht aus und ließ mich von Roy Orbison, Phil Spector oder Duane Eddy sanft ins Reich der Träume geleiten. Diese Platten sprachen wesentlich mehr zu mir als die Rockmusik der späten Sechziger und frühen Siebziger: Liebe, Arbeit, Sex und Spaß. Spectors und Orbisons düstere romantische

Visionen entsprachen meiner eigenen Wahrnehmung von Liebe als denkbar prekäres Unterfangen. Es waren handwerklich perfekte, anregende Aufnahmen, getragen von fantastischen Songs, fantastischen Stimmen, fantastischen Arrangements und herausragenden Musikern. Sie waren beflügelt von echtem Studio-Genius, von Leidenschaft ... UND ... es waren Hits! Sie uferten an kaum einer Stelle aus. Sie verschwendeten keine Zeit mit endlosen Gitarrensolos oder ausschweifendem monolithischen Getrommel. Sie hatten vielleicht stellenweise einen Hang zum

Opernhaften und zur opulenten
Grandezza, übten aber immer auch
Selbstbeherrschung und
Zurückhaltung. Diese Art von
Ästhetik sprach mich im frühen
Stadium der Arbeit an »Born to Run«
sehr an. Von Duane Eddy übernahm
ich den Gitarrensound, »Tramps like
us ...«, dann ba-BA ... BA-ba, das
harte Gitarrenlick. Von Roy Orbison
kam der volltönende, runde, fast
opernhafte Klang der Stimme;
zumindest versuchte ich mit meinem
beschränkten Stimmumfang, mein
großes Vorbild nachzuahmen. Von
Phil Spector schaute ich mir den

Ehrgeiz ab, einen Sound zu erzeugen, der die Welt in ihren Grundfesten erschüttern sollte. Ich wollte ein Album schaffen, das sich anhörte wie das ultimative Album der Menschheit: das Album, das man sich kurz vor dem Untergang anhörte ... anhören MUSSTE. Dieser eine gloriose Sound ... dann die Apokalypse. Von Elvis stammte die massive Körperlichkeit, und natürlich hinterließ auch Dylan seine Spuren – in der Bildwelt und dem Wunsch, nicht nur über IRGENDETWAS zu schreiben, sondern über ALLES.

Ich legte mit dem Gitarrenriff los.

Wenn das Riff erst steht, bist du auf einem guten Weg. Dann schrammelte ich ein paar passende Akkorde, während ich vor mich hin murmelte, murmelte, murmelte ... und dann: »Tramps like us, baby we were born to run ...« Das war alles, mehr hatte ich nicht. Ich war mir sicher, den Titel »Born to Run« schon mal irgendwo gelesen zu haben. Vielleicht hatte er in Silbermetallic auf der Kühlerhaube eines Wagens gestanden, der auf dem Asbury Circuit rumgecruist war. Oder ich hatte ihn in einem dieser Hot-Rod-B-Movies aufgeschnappt, die ich mir in den frühen Sechzigern mit

Begeisterung reingezogen hatte. Vielleicht schwebte er aber auch einfach irgendwo dort draußen, flottierte an einem typischen Circuit-Samstagabend zwischen Seeluft und Abgasen über der Kingsley Street und der Ocean Avenue. Aber egal woher der Titel stammte – er enthielt die beiden entscheidenden Zutaten für einen Hit: sowohl Altbekanntes als auch Neuartiges. So wird beim Hörer Überraschung und Wiedererkennen gleichermaßen ausgelöst. Ein Smashhit vermittelt einem immer das Gefühl, als wäre er schon immer da gewesen,

als hättest du gleichzeitig aber noch nie zuvor etwas Vergleichbares gehört.

Die Nummer war nicht leicht zu schreiben. Die Arbeit an dem Titelsong begann an jenem Nachmittag, war allerdings erst nach sage und schreibe sechs Monaten der Irrwege und Fehlschläge fertig. Ich wollte klassische Rock'n'Roll-Bilder verwenden: die Straße, das Auto, das Mädchen ... und was sonst noch dazugehört. Es war eine Sprache, wie sie auch schon Chuck Berry, die Beach Boys, Hank Williams und jeder andere verirrte Highwayman seit Erfindung des Rads hoch- und

heiliggehalten hatten. Aber um diesen Bildern echte Durchschlagskraft zu verleihen, musste ich daraus was Neues, Frisches formen, das über bloße Nostalgie, Sentimentalität und Vertrautheit hinausging.

Ich war ein Kind der Vietnamkriegsjahre und der Morde an Kennedy, King und Malcolm X. Amerika hatte seine Unschuld verloren, die es in den Fünfzigern unter Eisenhower angeblich noch besessen hatte. Politische Morde, wirtschaftliche Ungerechtigkeit, institutionalisierter Rassismus waren an der Tagesordnung. All das waren

Konflikte, die zuvor geflissentlich aus dem Bewusstsein der amerikanischen Gesellschaft verbannt worden waren. Angst lag in der Luft – das Gefühl, dass die Dinge kein gutes Ende nehmen würden und das moralische Fundament unter unseren Füßen bröckelte. Der Traum, den wir von uns selbst gehabt hatten, schien beschmutzt und die Zukunft für alle Zeiten unsicher zu sein. Das war die spürbare Stimmung im Land – und auf diesen Highway wollte ich meine Figuren hinausschicken. All das sollten sie in ihrem Wagen als Gepäck

dabei haben. Das war längst überfällig, der Zeitgeist schrie förmlich danach.

Um uns als Gesellschaft weiterzuentwickeln, würden wir bereitwillig die Last unserer noch lange nicht verbüßten Vergangenheit schultern müssen. Der Tag der persönlichen und historischen Rechenschaft war gekommen.

Ich hatte mit Klischees, Klischees, Klischees begonnen und war dann erst auf ein Stück wahres Ich und die aktuelle gesellschaftliche Lage gestoßen. »In the day we sweat it out on the streets of a runaway American dream ...«, »It's a death trap ... a

suicide rap«. »I want to guard your dreams and visions ... I want to know if love is real.« Genau das stand auf dem Spiel: unsere Träume, unsere Visionen. »Together, Wendy, we can live with the sadness, I'll love you with all the madness of my soul«, denn weniger wird nicht reichen. »Someday ... I don't know when, we're gonna get to that place where we really want to go and we'll walk in the sun«, doch bis dahin bleibt uns bloß diese Straße, das ewige Jetzt, das für den Rock'n'Roll Feuer und innerstes Mark ist ... »Tramps like us, baby we were born to run ...«

Über Monate hinweg sickerte die Geschichte, die ich unbedingt erzählen wollte, in den Songtext ein. Nur ganz langsam fand ich Worte, die ich ohne Vorbehalte singen konnte, was beim Schreiben immer mein erstes, letztes und einziges Kriterium ist. Ganz langsam ... fühlte sich der Text *echt* an. Und eines Tages war er fertig, mein Meilenstein, meine Blaupause für das neue Album, verpackt in den Sound dröhnender Hod-Rod-Motoren und angesiedelt vor der Kulisse eines Low-Budget-Movies, was zusammen für den nötigen Dreck sorgen und den perfekten Kontrast zu meinem

hochtrabenden Anspruch bilden sollte.

Der Songtext war noch nicht mal fertig, als wir uns auch schon in die Aufnahmen der Instrumente stürzten – der Drum- und Gitarrensounds. Wir schichteten Instrument auf Instrument, mischten alles immer wieder neu ab, Track für Track, kombinierten unterschiedliche Instrumente, bis wir die für den Rock'n'Roll-Overkill nötigen zweiundsiebzig Spuren auf die in den 914 Studios verfügbaren sechzehn Spuren runtergebrochen hatten. Es würde Boom Carters einziger im Studio aufgezeichneter E-Street-

Auftritt am Schlagzeug sein. Er hatte sich einen ausgezeichneten Moment ausgesucht. Es sollte auch das letzte Recording mit Davey Sancious werden. Bald darauf würde Columbia ihm einen Solovertrag anbieten, und zusammen mit Boom würde er die Band verlassen – kurz bevor die fetten Jahre anbrachen! Es würde im Übrigen auch die letzte Platte bleiben, die wir in den 914 Studios aufnahmen, bei der nur Mike und ich das Produktionsteam bildeten. Während wir bis acht Uhr früh im Studio saßen, völlig erledigt, weil wir die ganze Nacht über dem Endmix gebrütet

hatten, hämmerte schon die nächste Band an die verschlossene Studiotür. Damals gab es noch keine automatisierten oder computerisierten Mischpulte. Noch mussten wir alle buchstäblich Hand anlegen. Louis Lahav, unser Tontechniker, bediente mit der Linken die Fader für die Gitarren, mit der Rechten steuerte er die Keyboards aus. Mike kümmerte sich um die Stimmen und die Akustikgitarren in der letzten Strophe, während ich mich über ihre Schultern beugte, um das Saxofonsolo und das Gitarrenriff im Outro zu regeln. Es musste ein einziger durchgehender

Take werden – ohne Schneiden, Splitten oder Zusammenstückeln. Als das Klopfen und Rufen vor der Studiotür immer lauter wurde, versuchten wir es ein allerletztes Mal. Wir waren uns sicher, dass wir es im Kasten hätten, waren in Wahrheit aber viel zu müde, um es tatsächlich noch beurteilen zu können. Ich nahm die Bänder mit nach Hause und hörte sie mir jeden Morgen an, während die Sonne durchs Schlafzimmerfenster fiel. Sie klangen fantastisch. Ich hatte genau die Platte produziert, die ich hatte machen wollen. So was passiert einem nicht allzu oft.

Doch die Plattenfirma wollte mehr Lead Vocals. Wir buchten ein New Yorker Studio, doch am entscheidenden Abend war uns schon nach einer halben Stunde klar, wie aussichtslos die Sache war. So einen Sound würden wir nie wieder hinkriegen. Wir würden auch nicht annähernd diese Kompaktheit erreichen, diesen tobenden »Wall of Sound« aus Gitarren, Keyboards und Drums. Den Bossen zuliebe hörten wir uns noch mal die Takes aus der ursprünglichen Session an. Ja, hier und da war die Stimme präsenter, aber ihnen fehlte ... *die Magie*. Der Sänger

sollte so klingen, als wollte er sich mit aller Macht in einer Welt Gehör verschaffen, die sich einen Scheißdreck um ihn scherte. Nein, es gab nur eine einzige Aufnahme, bei der man das Gefühl hatte, als heulten die Turbinen einer startbereiten 747 im eigenen Wohnzimmer auf, als wäre das Universum für den kurzen Augenblick – beim Anschlag eines kosmischen Akkords – im Gleichgewicht. *Twang*. Dann hebt die Kiste ab. Wir hatten diesen Moment eingefangen. Wir hatten es genau ein Mal geschafft ... aber genau dieses eine Mal reichte.

Nachdem Boom und Davey die Band verlassen hatten, schalteten wir eine Anzeige in der *Village Voice*. Ein neuer Drummer und ein Pianist mussten her. Wir spielten mit dreißig Schlagzeugern und dreißig Keyboardern jeweils dreißig Minuten lang. Es kamen Leute zum Vorspielen, die einfach nur ein bisschen mit der Band abhängen wollten oder die ein Schlagzeug mit einer doppelten Bassdrum anschleppten und sich im Ginger-Baker-Stil durch »Spirit in the Night« trommelten. Eine Avantgarde-Violinistin, deren Performance dem Kratzen von Fingernägeln auf einer

Schiefertafel ähnelte, folterte uns eine halbe Stunde lang. Aber ob grässlich oder gut: Jeder bekam seine vollen dreißig Minuten und einen Händedruck.

Am Ende übernahm Max Weinberg aus South Orange, New Jersey, das Schlagzeug, und Roy Bittan aus Rockaway Beach klemmte sich hinter das Keyboard. Ihre musikalischen Fähigkeiten hatten die der Mitbewerber um Längen übertroffen, und als wir zurück ins Studio gingen, verliehen beide unserem Sound eine neue Note. Sie waren die ersten Jungs in der E Street Band, die nicht aus

unserer alten Nachbarschaft stammten.

Während »Born to Run« bereits von sämtlichen FM-Radiosendern gespielt wurde (wir hatten ihnen die Single in der Annahme geschickt, dass das Album alsbald folgen würde – eine eklatante Fehleinschätzung!), standen wir wieder im Studio. Doch auch nach mehreren misslungenen Sessions in den 914 Studios waren wir in Sachen Album keinen einzigen Schritt weiter. Das Problem bestand eindeutig in der miesen Ausstattung des Studios: Regelmäßig gaben die Pianopedale, Teile des Aufnahme-Equipments und

diverser anderer Kram den Geist auf. Wir versuchten, »Jungleland« aufzunehmen – der Song war schon eine ganze Weile fester Bestandteil unserer Liveshows, und die Band hatte ihn drauf, aber wegen all der technischen Pannen kam einfach kein Schwung in die Bude. Irgendwas lief komplett schief. Nach einer Reihe vermasselter Aufnahmetermine standen wir immer noch am Anfang, und mein finales »Meisterwerk« drohte zu scheitern. Wir traten auf der Stelle. Wir brauchten Hilfe.

KAPITEL 30

JON LANDAU

Es war in einer Winternacht in Cambridge, Massachusetts. Ich stand auf der Straße vor Joe's Place, unserer Konzertlocation, und hüpfte von einem Bein aufs andere, um mich warm zu halten. Ich überflog die Rezension unseres zweiten Albums,

die der Besitzer des Ladens draußen ans Schaufenster geklebt hatte, um ein paar zahlende Gäste anzulocken. Im selben Moment näherten sich von links zwei Männer. Der eine war der Musikjournalist Dave Marsh, der andere der Verfasser ebenjenes Artikels – der siebenundzwanzigjährige Jon Landau. Er stellte sich neben mich und fragte: »Und, was meinst du?« *Und, was meinst du?* Das waren die ersten von ungefähr zehn Milliarden Wörtern, die Jon und ich seither gewechselt haben, und ich habe sie in all den Jahren des gemeinsamen Nachdenkens, der

Nabelschau, des Philosophierens, des Analysierens und Musikmachens immer wieder von ihm gehört. *Und, was meinste?* Diese Frage bildet seit vierzig Jahren so was wie die Klammer unserer Freundschaft.

Die Rockmusik wird in ihrem Herzen immer eine Welt der einfachen, urwüchsigen Schaffenskraft bleiben. In diesem Genre erfindet sich die Musik immer wieder neu – schlichter Rockabilly, Punk, Soul und früher Rap ... In die Welt der Gedanken und Reflexionen einzutauchen ist alles andere als notwendig, um großartigen

Rock'n'Roll zu machen. Die Sprengkraft von ungeschliffenem Talent und kreativem Instinkt mag viele der brilliantesten Momente in der Musikgeschichte hervorgebracht haben (einige davon sogar ganz sicher!), aber ... wenn du hell, leuchtend *und* lange brennen willst, dann brauchst du mehr als deine ursprünglichen Instinkte. Du musst handwerkliche Fähigkeiten und eine kreative Intelligenz entwickeln, die dich weiterbringen, wenn die Dinge mal nicht mehr von allein laufen. Sie helfen dir dabei, über Jahre hinweg kontinuierlich dein Publikum zu

erreichen und weiter kraftvolle Musik zu machen. Sie bescheren dir die Energie, die dich kreativ wie körperlich am Leben erhält. Das Unvermögen vieler Rockmusiker, ihr Verfallsdatum von wenigen Jahren zu überdauern und mehr als ein paar großartige Alben rauszubringen, bevor sie wieder in der Versenkung verschwinden (oder Schlimmeres!), schien mir immer an der zerrissenen Natur derjenigen zu liegen, die von diesem Business angezogen werden. Es sind starke, besessene Persönlichkeiten, die von Zwang, Leidenschaft, Narzissmus und

Berufung befeuert werden, von Charakterzügen, die häufig eine verletzliche Innenwelt aus Angst, Hunger und Unsicherheit verbergen – eine höllisch explosive Mischung, die manch einen daran hindert, irgendwann den entscheidenden Schritt zu tun, sich seines Verstands zu besinnen und ein Leben zu führen, das den Erfordernissen des Geschäfts entspricht. Nachdem dich der erste Kontakt mit dieser schillernden Welt schier umgehauen hat, hast du besser einen Plan in der Hinterhand, denn du musst dazu bereit sein, dich persönlich weiterzuentwickeln, wenn du dich

länger als die berühmten fünfzehn Minuten in dieser Branche tummeln willst. Zwar sind des einen fünf Minuten sicher mehr wert als fünf Jahrzehnte vieler anderer. Aber auch wenn eine gewisse Faszination darin liegt, wie eine Supernova aufzuflammen, die Plattenverkäufe durch die Decke zu treiben, schnell zu leben, jung zu sterben und dabei eine bildhübsche Leiche zu hinterlassen, will ich hier doch mal ein gutes Wort für das Leben einlegen. Ich persönlich mag meine Götter alt, grau und lebendig. Nehmen wir Dylan. Das Piratenkommando der Stones. Die

ungebrochene Ich-hoffe-ich-werde-
steinalt-bevor-ich-sterbe-Livepower
von The Who. Den fetten, bis in den
Tod faszinierenden Brando. Sie alle
stellen für mich die lohnendere
Alternative dar. Wie gern hätte ich
noch diese letzte Michael-Jackson-
Show gesehen – oder einen
siebzigjährigen Elvis, der sich immer
wieder neu erfindet und seine
Begabungen voll ausschöpft. Ich hätte
gerne miterlebt, was Jimi Hendrix
noch alles aus seiner E-Gitarre
rausgekitzelt hätte und wie Keith
Moon, Janis Joplin, Kurt Cobain und
all die anderen, durch deren frühen

Tod und vergeudetes Talent die Musik enormen Schaden erlitten hat, weitergelebt und den Segen ihrer Begabung und die Bewunderung ihres Publikums genossen hätten. Zu altern hat etwas Beängstigendes, aber auch etwas Faszinierendes, und große Künstler verändern sich im Laufe ihres Lebens oft auf interessante Weise. Außerdem wünscht man denjenigen, die einem so viel Freude, Wissen und Inspiration geschenkt haben, ein langes, friedvolles Leben und alles Glück der Welt ... beides nicht selbstverständlich.

Jugend und früher Tod haben für

die Mythenbildner unter den Überlebenden schon immer eine verführerische Mischung dargestellt, und der gefährliche, ja zerstörerische Selbsthass war schon immer Brandbeschleuniger für das Feuer der persönlichen Transformation. Wird das »neue Selbst« in Flammen hervorgebracht, werden gleichzeitig immer auch die beiden untrennbar miteinander verbundenen Zwillinge Kontrolle und Hemmungslosigkeit entfesselt. Das macht das Leben interessant. Das Spannungsverhältnis zwischen diesen beiden Kräften sorgt dafür, dass wir einen Künstler

faszinierend finden und ihm gerne zusehen; doch es sorgt eben auch für die zahlreichen weißen Kreuze am Rand des Highways. Viele, die diesen Weg gegangen sind, brannten aus oder fanden den Tod. Der Rock'n'Roll-Todeskult ist eins der Lieblingsthemen in Literatur und Musik, aber in der Realität springt für den Sänger und seinen Song nicht viel dabei heraus – außer einem ungelebten guten Leben, möglicherweise Kindern und geliebten Menschen, die er zurücklässt, und einer zwei Meter tiefen Grube in der Erde. Der frühe, von Glorienschein

umgebene Abgang ist tatsächlich für den Arsch.

Wenn man insofern nicht zu der Handvoll musikalischer Revolutionäre gehört – und ich gehörte nicht dazu –, dann muss man sich andere Ziele setzen. Auf der sich beständig verändernden Rennbahn war ich mehr für die Langstrecke gemacht. Ich hatte jahrelang Erfahrung gesammelt, ich war körperlich ausdauernd und von der Veranlagung her niemand, der unnötige Risiken einging. Ich war einfach neugierig, was ich in einem lebenslangen Prozess des Muskmachens würde hervorbringen

können, und die erste Voraussetzung dafür war, dass ich lang genug am Leben blieb. Aber ganz egal wie man gestrickt ist: So was ist in meinem Business leichter gesagt als getan. Siehe die oben genannten Fälle.

Auftritt »the king« (mit kleinem k)

Jon Landau war der erste Mensch, dem ich begegnete, der über eine Sprache verfügte, in der man solche Ideen und Gedanken ausdrücken und diskutieren konnte. Er war beseelt von der reinen Liebe des Fans zur Musik und zu Musikern, gleichzeitig hatte er

sich aber auch zum Kritiker entwickelt, konnte sozusagen einen Schritt zurücktreten und die Dinge, die er liebte, objektiv analysieren. Diese beiden Begabungen standen einander kein bisschen im Weg. Er besaß eine natürliche Intuition, und wir beide teilten den Glauben an die unerschütterlichen Werte des Musikerseins: das Handwerk, die Freude an der harten Arbeit und die methodische Ausformung der eigenen Talente. Viele unserer Lieblingsalben waren auf dieser Basis entstanden. Muscle Shoals, Motown und die frühen Aufnahmen der Beatles hatten

bewiesen, wie aus bodenständiger, aber disziplinierter Studioarbeit revolutionäre Musik entstehen konnte. Das war auch unser Plan und unser Credo.

Jon und ich waren beide nicht nur eingeschworene Musikfans, sondern auch junge Männer auf der Suche. Jon war jemand, der mir als Freund und Mentor beiseitestehen konnte, und ich hatte den Eindruck, dass er mit seinem Wissen meine Kreativität zu beflügeln und die Wahrheitssuche zu vertiefen vermochte, die ich zu einem Teil meiner Musik zu machen suchte. Außerdem entwickelte sich zwischen

uns schon bei der ersten Begegnung diese ganz besondere Chemie, die einem das Gefühl gibt: »Ich kenne dich.« Jon war gebildeter als die meisten meiner Kumpels. Ich war daran interessiert, meinen Job besser zu machen und gut zu werden. Nein, nicht nur gut ... großartig. Und was immer dazu nötig war – her damit! Klar, wenn du nicht die nötige Begabung besitzt, kannst du so was nicht erzwingen. Aber wenn du das Talent, den Willen, den Ehrgeiz und auch noch die Bereitschaft hast, dich neuen Gedanken, Einflüssen und potenzieller Kritik auszusetzen, dann

stärkt und unterstützt das deine Arbeit und bringt dich näher an dein Ziel.

Ich weiß noch, wie ich Jon in den frühen Tagen unserer Freundschaft in seinem New Yorker Apartment besuchte. Stundenlang redeten wir über Musik und hörten uns Platten an. Es war die gleiche starke Verbindung, die ich auch mit Steve hatte ... und doch irgendwie anders. 1974 war ich ein junger, sich entwickelnder Musiker. Ich interessierte mich für meine Vorgänger, für Künstler, die Brüder im Geiste waren, Menschen, die ähnlich wie ich gedacht und die vor mir die gleichen Wege beschritten

hatten. Jon wusste, wer sie waren und wo man sie finden konnte: in welchen Büchern, Filmen und auf welchen Platten. Wir gingen ungezwungen miteinander um, wir waren einfach Freunde, die miteinander plauderten und Ansichten über Dinge austauschten, die sie inspirierten und bewegten. In endlosen nächtlichen Unterhaltungen sprachen wir über alles, was den eigenen Blick auf die Welt erweiterte und einen hungrig aufs Leben machte. Meine ersten beiden Platten waren mittlerweile Vergangenheit, und ich war drauf und dran, eine neue Stimme zu

entwickeln. Mein bislang eher lyrischer Stil trat in den Hintergrund. Als wir begannen, gemeinsam an *Born to Run* zu arbeiten, stieg Jon auch gleich in die praktische Arbeit mit ein. Er war ein überaus fähiger Arrangeur und geradezu genial darin, allein mit Bass und Schlagzeug die Basis für eine Aufnahme zu schaffen. Er bewahrte uns davor, alles heillos zu überfrachten, und dirigierte uns hin zu einem klareren, direkteren Sound. Ich war sofort dazu bereit, von meinem Eklektizismus, der Ungezügelmtheit, dem Streunerstil abzurücken und stattdessen einen gezielten Punch in

die Magengrube zu landen. Wir vereinfachten die Basic-Tracks, sodass wir darauf immer neue Sounds und Instrumente stapeln konnten, ohne in heillosem Chaos zu versinken. Auf diese Weise wurzelte *Born to Run* tief in der Rockgeschichte und klang zugleich modern. Wir erschufen dichten, dramatischen Rock'n'Roll. Mit *Born to Run* hat Jon definitiv seine beste Arbeit als Produzent abgeliefert und ich eins meiner besten Alben.

Abgesehen von der Produktion war Jon der aktuellste in einer langen Reihe von Fans, Freunden und Freaks, die für mich gewisserweise

eine Vaterrolle spielten. Ich hatte es mir zur Lebensaufgabe gemacht, jemanden zu finden, der für meinen wenig brauchbaren alten Herrn übernehmen konnte. Die Last, die ich ihm damit aufbürdete, war gewaltig und sicher nicht fair, aber darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. Irgendjemand *musste* das doch hinkriegen. Ich glaube, Jon hätte zu dem Zeitpunkt selbst ein bisschen Unterstützung brauchen können. Er erholte sich gerade von einer kräftezehrenden Krankheit, einem langen Krankenhausaufenthalt und einer schmerzlichen Scheidung.

Wenigstens war ich ihm ein guter Kumpel, vielleicht in Teilen sogar die Verkörperung seines eigenen Rock'n'Roll-Traums, und auf kaum merkliche Art trug ich so möglicherweise auch zu seiner Entwicklung bei. Er hatte bereits das Album *Back in the USA* von MC5 produziert, und mit mir hatte Jon jetzt die Gelegenheit, seine praktischen Talente weiter zu entfalten, während er mich mit seinen Fähigkeiten wiederum zu einem effektiveren, kreativeren Songwriter und Musiker machte.

Was die Texte anging,

konzentrierte ich mich auf
Identitätsfragen: Wer bin ich? Wer
sind wir? Was und wo ist unsere
Heimat? Was macht Männlichkeit und
Erwachsensein aus? Was sind die
eigenen Freiheiten und die
Verantwortlichkeiten? Ich wollte
wissen, was es hieß, Amerikaner zu
sein, Teil einer historischen Epoche, in
der die Zukunft so nebulös und
unsicher zu sein schien wie die dünne
Linie am Horizont. Kann ein
Rock'n'Roll-Musiker dazu beitragen,
diese Linie neu zu formen? Ihre
Richtung zu beeinflussen? Und wenn
ja, inwieweit? Mit so unterschiedlichen

und einander scheinbar konträr gegenüberstehenden Musikrichtungen wie die von Woody Guthrie und Elvis, Top-40-Radio und Bob Dylan sowie Tausenden von Auftritten in Bars im Rücken brannte ich darauf, einen Schritt weiter zu gehen und nach meiner wahren Aufgabe und meiner Zugehörigkeit zu forschen.

Neben meiner Frau Patti, meiner Band und ein paar engen Freunden hat Jon immer zu denjenigen gehört, denen ich meine persönlichsten Gedanken anvertraute. Wenn dich jemand auf einer wichtigen Wegstrecke begleitet und die Chemie

zwischen euch stimmt, schenkst du ihm irgendwann dein Herz, und was immer wir gemeinsam tun, ist von Liebe und Respekt durchzogen. Es geht um mehr als nur ums Business. Das ist etwas Persönliches. Wenn jemand mit mir arbeiten will, dann muss ich mir sicher sein können, dass er mit Herz dabei ist – das war immer schon das Hauptkriterium für mich. Und aus diesem Grund rockt die E Street Band auch noch nach über vierzig Jahren Abend für Abend mit der unverminderten Power einer Dampfwalze. Wir sind mehr als ein Konzept oder ein bestimmter Stil. Wie

sind eine Philosophie, ein Kollektiv mit einem professionellen Ehrenkodex. Er basiert auf dem Prinzip, dass wir bei jeder einzelnen Show das Beste geben, alles aus uns rausholen und euch damit an das erinnern, was *ihr* habt, an *euer* Bestes. Es ist für uns ein Privileg, uns mit den Menschen vor uns direkt auszutauschen, mit einem Lächeln und mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele. Es ist eine Ehre und ein Riesenspaß, bei einem Konzert mit all denjenigen zusammen zu sein, in die man so viel investiert hat – und sie in dich –, mit der Band, den Fans, mit

den Sternen über dir, und demütig (manchmal auch nicht ganz so demütig) seinen Job zu machen: als dankbares kleines Glied in einer langen beseelten Kette.

Flussaufwärts

Bei unseren Entdeckungsreisen war Jon mein Clark und ich sein Lewis. Wir kämpften uns Seite an Seite durch manch abenteuerliche Wildnis. Er wurde mein Freund und Ratgeber in einer Zeit, in der ich mich in bedrohlicher Nähe zu meinen inneren Abgründen aufhielt. Ehe ich Jon

begegnete, kannte ich niemanden, der auch nur drei Minuten in der Praxis eines Psychiaters verbracht hätte. Ich bin aufgewachsen unter ziemlich kranken Menschen, die kaum verhohlen depressiv waren und ein verstörendes, unberechenbares Verhalten an den Tag legten. Das hatte Spuren bei mir hinterlassen. So was wie Therapie war für meine Leute in New Jersey nie ein Thema gewesen. Als ich dann aber selbst in jenen gähnenden, tiefschwarzen Abgrund blickte, sorgte Jon dafür, dass ich mir Hilfe nahm und mein Leben wieder neu ausrichtete. Ich schulde

meinem Freund großen Dank für seine Engelsgüte, seine Großzügigkeit und seine Zuneigung. Natürlich war er auch ein verdammt guter Manager. Nicht zuletzt ihm ist es zu verdanken, dass es uns nach all den Jahren immer noch gibt. Wenn Jon und ich über zukünftige Projekte reden, hat er immer zwei Aspekte im Blick: meine Gesundheit und mein seelisches Wohlergehen. (Dann erst kommt die stressige Tourplanung.) Gesundheit und Wohlergehen – ausgerechnet das waren meine lang gesuchten Antworten auf alles, was ich in den sich allmählich lichtenden Nebeln von

Freehold, New Jersey, stets vermisst hatte. Die beiden Antworten auf Fragen verantwortungsvoller Elterschaft und Freundschaft. Und zwar die einzig belastbaren Antworten.

Natürlich kam irgendwann der Tag, an dem sich alles änderte. Einen Ersatzvater oder Mentor brauchte ich nicht mehr, nur mehr einen Freund und Partner. Jon wiederum brauchte keine Verkörperung seines Rock'n'Roll-Traums mehr. Stattdessen begann er, auch andere Künstler erfolgreich zu managen. Wir waren erwachsen geworden oder

irgend so was Schreckliches. In diesen Übergangsjahren kam es zu Spannungen und Missverständnissen zwischen Jon und mir, zu taktierenden Gesprächen und ängstlich besorgten Telefonaten, während unter der Oberfläche Wut und Enttäuschung schwelten. Es ist nicht leicht, sich gemeinsam weiterzuentwickeln. Menschen erstarren in ihren Gewohnheiten, meißeln ihre Sicht der Dinge in Stein. Die meisten Beziehungen überleben das nicht. Zwanzig Jahre nach unserem gemeinsamen Aufbruch hatte ich mich verändert – ganz genau wie Jon. Das

war richtig und gut so. Für eine Weile schien es fast, als wäre unsere Beziehung Opfer unserer eigenen Talente und Möglichkeiten geworden. Doch als die Geschichte sich irgendwann zuspitzte und unerträglich zu werden drohte, hockten wir uns in meinem Garten zusammen und klärten es auf unsere eigene ruhige Art. *Und, was meinste?*

Gemeinsam steuerten wir unser Boot den wilden, reißenden Teil des Flusses entlang, den Mike und ich zuvor nicht hatten bewältigt können, weil sich der Flusslauf und die Landschaft beständig und auf

unvorhersehbare Weise verändert hatten. Als wir endlich wieder offene, ruhigere Fahrwasser erreichten, sah ich über die Schulter. Mein Clark war immer noch da. Vor ihm im Bug hockte sein Lewis. Und vor uns beiden lag noch immer musikalisches Neuland, das es zu durchqueren, zu erforschen und zu vermessen galt, es gab auch weiterhin jede Menge guter Musik zu machen – kein Grund also, jetzt innezuhalten und umzukehren.

KAPITEL 31

THUNDER ROAD

Als bei einer Abendsession in den 914 Studios irgendwann endgültig die Luft raus war, beugte sich Jon zu mir rüber und flüsterte: »Du bist ein Weltklassekünstler. Du solltest in einem Weltklassestudio arbeiten.« Das leuchtete mir ein. Meine Freundschaft

mit Jon war langsam und beständig enger geworden, sodass ich irgendwann beschlossen hatte, ihn ins Studio einzuladen. Vielleicht würde er als außenstehender Beobachter uns hier und da unter die Arme greifen. Wieder zurück in New York genehmigten wir uns einen mitternächtlichen Imbiss. Und während wir in einem kleinen Diner nebeneinander auf Barhockern am Tresen saßen, bot Jon mir an: »Wenn ich dir bei irgendetwas helfen kann, dann scheu dich nicht zu fragen.« Er schien eine klare Vorstellung davon zu haben, an welcher Stelle wir das Ruder

rumreißen mussten. Ich dachte eine Weile darüber nach. Ich bin eher der vorsichtige Typ und lasse nicht ohne Weiteres neue Leute in den engsten Kreis, aber in seinem Fall war es zum einen notwendig, und zum anderen war er der richtige Mann. Ich mochte Jon und vertraute ihm. Unsere Arbeitsbeziehung war aus unserer musikalischen Freundschaft heraus entstanden. Er war kein kühler Profi, sondern ein Vertrauter, der möglicherweise das nötige Know-how besaß, um mir zu einer richtig guten Platte zu verhelfen. Denn genau dazu war ich angetreten.

Ich redete mit Mike und erklärte ihm, dass ich es für den nächsten notwendigen Schritt hielt. Er war sich erst nicht sicher, aber ich trat so überzeugend auf, dass er irgendwann zustimmte. Kurze Zeit später betraten wir die legendären Record-Plant-Studios in der West 44th Street in Manhattan. An unserem ersten Abend bediente dort ein magerer italienischer Bursche das Bandgerät. Sein Job bestand darin, die Bänder zu wechseln und die Maschine auf Anweisung des Tontechnikers ein- und auszuschalten. Er war ein typischer New Yorker – großspurig, spleenig und mit einem

ganz eigenen schrägen Humor. Als ich am nächsten Abend wiederkam, saß er am großen Mischpult und vertrat Louis Lahav. Jon hatte bereits angedeutet, dass wir einen neuen Tontechniker bräuchten – er und Mike hatten sich der Sache annehmen wollen. Ich fragte Jon, ob der junge Italiener womöglich das Zeug dazu hätte, und er erwiderte: »Das schafft er, denk ich mal.« Und so wurde Jimmy Iovine, schlitzohriges Großmaul und junger Studiohase mit einer rasend schnellen Auffassungsgabe (und nur wenige Jahre später einer der weltgrößten

Musikmogule und *American Idol*-Mentor!), Tontechniker bei der wichtigsten Platte meines Lebens.

Jon war schon bei einigen Proben in New Jersey dabei gewesen, und gemeinsam hatten wir begonnen, unsere typisch langen, komplexen Arrangements einzudampfen. Diesen Stil hatten wir hinter uns gelassen. Jon hatte mir dabei geholfen, die Songs auf maximale Wirkung hin zu komprimieren. Er machte mir klar, dass länger nicht unbedingt besser war – kürzer auch nicht notwendigerweise, aber da hatte ich seine Lektion bereits verinnerlicht,

und Jon musste mich richtiggehend bremsen, damit ich nicht auch noch die Axt an das klassische Intro und das Outro von »Backstreets« anlegte. Jons Tipps waren absolut zielorientiert: Wie konnte man mit minimalem Einsatz den maximalen Effekt erzielen? Die Arrangements begannen Gestalt anzunehmen, und als wir schließlich ins Record Plant gingen, war der Knoten geplatzt. Wir konnten endlich mit den Aufnahmen beginnen.

Ich hatte mir *Born to Run* als eine Reihe locker verbundener Episoden vorgestellt, die sich während eines einzigen langen Sommertags und der

darauffolgenden Nacht abspielten. Das Album beginnt mit der frühmorgendlichen Mundharmonika von »Thunder Road«. Die zentralen Figuren des Albums werden vorgestellt und die entscheidende Frage aufgeworfen: Willst du was riskieren? »The screen door slams, Mary's dress sways« – eine perfekte Eröffnungszeile. Von dort aus kann es überallhin gehen. »We're pulling out of here to win.« Einen besseren Abschluss wird man kaum finden. Er definiert den Einsatz, um den hier gespielt wird, und die Fallhöhe der nun folgenden Handlung. Dann der

ansteigende, Highway-aufsprengende Sound von Clarence' Saxofonsolo. Ladies and gentlemen, hier kommt der Big Man! Auf »Thunder Road« folgt »Tenth Avenue Freeze-Out«, die Geschichte einer Rock'n'Soul-Band mit dem Sound eines rauschenden Straßenfests. Hier hat Steve Van Zandt seinen einzigen Auftritt auf *Born to Run*. Er hatte dafür spontan die Crème de la Crème der New Yorker Jazzszene für seinen selbst arrangierten Bläasersatz gewinnen können, unter anderem die Brecker-Brüder und David Sanborn (die allesamt gedacht haben mussten:

»Wer ist dieser durchgeknallte Fucker im Muskelshirt und mit Stroh-Fedora?«), und er hatte sie dazu gebracht, einen primitiven Boardwalk-Soul zu blasen. Dann rasen wir mit Vollgas durch »Night« und landen beim getragenen Klavier, der Orgel und den zerbrochenen Freundschaften der »Backstreets«: »We swore forever friends ...«

Die B-Seite der LP geht los mit dem Breitwanddonnern von »Born to Run«. Der Song steht genau im Zentrum der Platte, bildet den Dreh- und Angelpunkt für alles, was davor und danach kommt. Es folgt der Bo-

Diddley-Beat von »She's the One«. (Schon beim Schreiben der Nummer konnte ich hören, wie C das Saxofonsolo darüberbläst.) Während sich die Dämmerung herabsenkt, halten wir auf Michael Breckers Trompete zu, und dann ab durch den Tunnel zum »Meeting Across the River«. Inzwischen ist Nacht, wir sind in der City und auf dem spirituellen Schlachtfeld von »Jungleland« angekommen. Die Band arbeitet sich durch einen dramatischen musikalischen Satz nach dem anderen. Dann kommt Clarence' stärkster Moment. Dieses Solo. Das

Abschwellen der Musik, eine letzte feige Attacke von hinten in Form meines Gesangsoutros – »The poets down here don't write nothing at all, they just stand back and let it all be ...« –, die letzten Klänge quasi ein gigantisches Opernfinale.

Am Ende des Albums ist der frühe Optimismus unserer beiden Liebenden auf den dunklen Straßen eines Film-Noir-Settings harten Proben unterworfen worden. Wir lassen sie zurück als Spielbälle des Schicksals, in einem Land voller Konflikte und Ambivalenzen und mit unsicherer Zukunft. In diesen Songs sind bereits

die Grundzüge der Charaktere vorgezeichnet, die meine Arbeit der nächsten vier Jahrzehnte prägen würden – ebenso wie die Frage, um die sich meine Texte drehen sollten: »I want to know if love is real.« Mit diesem Album verabschiedete ich mich von meiner jugendlichen Vorstellung von Liebe und Freiheit. Von jetzt an sollte es nur mehr komplizierter werden. *Born to Run* markierte eine Scheidelinie.

In einem Zweiundsiebzig-Stunden-Marathon spielten Clarence und ich Phrase für Phrase das »Jungleland«-Saxofonsolo ein, mischten in einem

zweiten Studio »Thunder Road« ab und sangen in einem dritten »Backstreets« ein, während die Band in einem eigenen Raum im Stockwerk darüber probte. Wir schafften es auf den allerletzten Drücker, die Aufnahmen im Kasten zu haben, bevor die *Born to Run*-Tour startete. Eigentlich hätte das so nicht passieren dürfen. Eine Platte muss schon Monate vor dem Tourauftakt fertig sein und rechtzeitig zum Start veröffentlicht werden. Aber es ging einfach nicht anders. In der frühen Morgendämmerung, nach drei Tagen ohne Schlaf, sprangen wir in die

wartenden Autos, die uns auf direktem Weg nach Providence, Rhode Island, kutschieren sollten, und enternten die Bühne.

Auch danach rang ich noch Monate mit *Born to Run*, weigerte mich, das Album zu veröffentlichen, und schleuderte es schließlich sogar vor den Augen des entsetzten Jimmy Iovine in den Hotelpool. Während der laufenden Tour hatte er das finale Master vorbeigebracht, aber um es uns anhören zu können, hatten wir in einen Plattenladen in der Innenstadt fahren und den Inhaber bitten müssen, uns einen Plattenspieler zur

Verfügung zu stellen. Hin- und hergerissen stand ich hinten im Laden, und Jimmy verfolgte jeden meiner Gesichtsausdrücke mit einem Blick, der ausdrückte: »Bitte sag Ja, und wir machen einen Haken dran!« Jimmy, Jon und Mike drehten allmählich durch. Trotzdem konnte ich der Veröffentlichung immer noch nicht zustimmen. Alles, was ich hörte, waren die vermeintlichen Schwächen der Platte. Der fette, bombastische Rocksound, »Jersey-Pavarotti« im Duell mit einem Roy-Orbison-Imitator ... genau die Dinge, die der Platte ihre Schönheit, ihre Kraft und

ihre Magie verliehen. Ich steckte in der Klemme. Mir schien, als könnten wir das eine nicht ohne das andere haben. Geduldig erklärte Jon mir, dass »Kunst« manchmal auf mysteriöse Weise wirke: Was für echte Größesorge, könne zugleich auch eine der vermeintlichen Schwächen sein, genau wie bei Menschen. Irgendwann ließ ich los.

KAPITEL 32

JACKPOT

Am 25. August 1975 lagen alle Asse auf dem Tisch, die Würfel landeten auf voller Punktzahl, und ein endloser Strom Silbermünzen rasselte in den Schacht des einarmigen Rock'n'Roll-Banditen. JACKPOT! Bingo! Volltreffer! Wir hatten einen HIT

gelandet! Ich war vollkommen aus dem Häuschen und gleichzeitig extrem misstrauisch. Als Zweckoptimist, aber heimlicher Pessimist befürchtete ich, mit dem Jackpot würde auch sein gefürchteter Zwillingbruder auftauchen ... irgendwelcher Ärger, wie bei einem üblen Voodoozauber, einem Furienfluch, dem Malocchio – dem »bösen Blick«, der sich gegen einen richtet. Und ich sollte recht behalten. Das Ganze war eine Nummer zu groß für einen Fünfundzwanzigjährigen.

Die erste große Herausforderung begegnete mir in Gestalt von *Time* und

Newsweek, die anriefen und mich auf ihre Titelseiten bringen wollten. Ich zögerte. Damals gab es normalerweise keine Entertainer – und erst recht keine Rock'n'Roller – auf den Covern seriöser Nachrichtenmagazine. Mitte der Siebziger sah die Medienlandschaft komplett anders aus als heute. Von »Medien« konnte nicht mal die Rede sein. Es gab kein *People*-Magazin, kein *Us*, kein Internet, kein *Entertainment Tonight*, keine spaßigen Talkrunden, kein E! Entertainment Television, kein MTV, kein TMZ, keine Kabelkanäle und kein Satellitenfernsehen. Es gab lediglich

Tageszeitungen, und im Network Television berichteten allabendlich um sieben Uhr gesetzte ältere Herren in Anzügen von den Ereignissen des Tages. Aber das war's auch schon. Es gab zwar ein paar Boulevardblätter, aber die scherten sich einen Dreck um junge Rock'n'Roller. Die wollten wissen, was gut abgehangene Stars wie Elizabeth Taylor und Richard Burton in ihrem Privatleben trieben oder wen Frank Sinatra gerade vögelte. Aber auch wenn *Time* und *Newsweek* renommierte Publikationen waren, lag hier bereits eine Vorahnung der bald so mächtigen Popkultur (und der

schwindende Einfluss der klassischen Presse) in der Luft. Die modernen Medien und das dazugehörige Getöse, Gekreische und Geplapper waren schon zu hören.

Ich hatte die Wahl. Kein Interview, kein Cover. Oder Interview *und* Cover ... beides. Trotz meiner jungen Jahre wusste ich, wie schnell man auf Nimmerwiedersehen in der Versenkung verschwinden konnte. Ich hatte auf meinem langen Weg schon diverse Rückschläge und Enttäuschungen einstecken müssen, und der prickelnde Vorgeschmack des Erfolgs, der zum Greifen nah zu sein

schien, war mir im Mund sauer geworden. Doch JETZT WAR NICHT DER ZEITPUNKT ZU KNEIFEN! Ich war eher der zurückhaltende, wortkarge Typ und würde es auch immer bleiben, aber ich musste einfach wissen, was für mich drin war. Um keinen Preis wollte ich vierzig Jahre später an einem sonnigen Nachmittag in meinem Schaukelstuhl sitzen und den Hätt-ich-doch-bloß-Blues schieben. Ich musste an meinen Dad denken, der von Zigarettenrauch umwabert in einer Tour lamentierte: »Ich hätt ja diesen Job bei der Telefongesellschaft kriegen können,

aber dann wär ich so viel unterwegs gewesen ...« Stattdessen hatte er sich für Bier und Blues entschieden und gab seiner Familie die Schuld daran, dass er im Leben nie wirklich was erreicht hatte. Eine lebende Leiche.

Ich überlegte hin und her, aber am Ende siegten mein Ego, mein Ehrgeiz und die Befürchtung, die Chance meines Lebens zu verpassen, über die Unsicherheit. Ich rief Mike an ... »Lass die Presse rein.«

Hype

Als der Riesenrummel losging, hing

ich gerade in einem Liegestuhl im Sunset Marquis Hotel ab. Das Marquis war eine legendäre Absteige für exzentrische Rockmusiker in Los Angeles. Als die Magazine mit meinen Covern ausgeliefert wurden, waren wir gerade im Westen und spielten im Roxy am Sunset Strip. Die Shows sollten der Höhepunkt unserer Westküstentournee werden, nach der heroischen Schlacht, die wir zu Hause im Osten im New Yorker Bottom Line geschlagen hatten. Mit den Auftritten im Bottom Line hatten wir uns als Anwärter für die erste Liga in Stellung gebracht. Fünf Abende lang

jeweils zwei Shows hintereinander gaben wir auf der winzigen Bühne in der 15 West 4th Street unser Bestes. Eine bahnbrechende Erfahrung: Die Band übertraf sich selbst, während ich in einer halsbrecherischen Showeinlage über die wackligen Tischchen im Publikum tänzelte. Wir brachten die Luft zum Brennen. Klar, natürlich gab es auch die üblichen Nörgler, und wenn unsere Show jemanden nicht überzeugte, würde er auch noch eine Weile weitermäkeln. Aber innerhalb der Band und draußen auf den Straßen konntest du spüren,

dass die Sache allmählich ins Rollen kam.

Mit den Gigs im Bottom Line hatten wir die Messlatte ein ordentliches Stück höher gelegt. Wir waren dort quasi wiedergeboren worden, und inzwischen wehte ein neuer Wind in der Band. So wie *Born to Run* unseren Standard auf Platte setzte, definierten die Shows uns als Liveact: Wir packten das Publikum beim Schlafittchen, rüttelten es gründlich wach und lieferten eine Alles-oder-nichts-Performance.

Das Erste, was ich in L.A. von dem ganzen Rummel mitbekam, war der

manisch grinsende Steve Van Zandt, der um den Pool wetzte wie ein Zeitungsjunge aus Middletown, New Jersey, der mit dem Austragen zu spät dran war. Steve verteilte Exemplare von *Time* und *Newsweek* mit meiner Visage vorn drauf an jeden Sin-City-Sonnenanbeter, der in Wurfweite kam. Mir selbst drückte er je zwei Ausgaben in die Hand. »Ist das nicht der Hammer?« Ich warf einen Blick auf den Titel und dachte nur: »O Gott«, um mich postwendend in meinem Hotelzimmer zu verkriechen. Mir war immer noch nicht wohl dabei, aber jetzt gab es kein Zurück mehr.

Wie sagt Hyman Roth in *Der Pate – Teil II*? »Das ist eins der Mittel, die zu unserem Geschäft gehören.« Klar, ich hatte mir immer eine gewisse ambivalente Haltung geleistet; sie hatte mich geschützt und meinen brennenden Ehrgeiz nicht allzu weit in den Vordergrund treten lassen. Gleichzeitig ... hatte ich doch unermüdlich genau darauf hingearbeitet ... RUHM ... keine kleinen Gigs mehr mittwochs, freitags und samstags in der Kneipe um die Ecke, kein Wochenendmusikerdasein mehr, nicht länger der verarmte Held irgendeines College-Kids ... sondern

echte BERÜHMTHEIT! DAS VOLLE PROGRAMM, DIE HITS, DER RUHM, DAS GELD, DIE FRAUEN, DIE ANERKENNUNG und DIE FREIHEIT, nach den eigenen Bedürfnissen zu leben, es bis zum Äußersten zu treiben oder wohin auch immer dies alles mich bringen sollte.

Ich hatte mir den Rückweg selbst verbaut. Von hier an ging es nur noch vorwärts, also steuerten wir entschlossen in die entsprechende Richtung. Jetzt zählte nur noch eins: Ich musste richtig gut sein – so gut, wie ich immer geglaubt und wie ich es

versprochen hatte, so gut, dass dieser ganze Trubel um uns gerechtfertigt war. Die Aufregung da draußen war allerdings nichts im Vergleich zu der Show, die in mir selbst ablief – ein regelrechtes Feuerwerk. Hoch, runter, rein, raus, meine Laune pendelte von einem Extrem ins andere, wie bei einem manisch-depressiven Trapezkünstler, der unter der Zirkuskuppel hin- und hersauste. Das Einzige, was mich davon abhielt, endgültig in die Stratosphäre abzudriften, waren meine Band und unsere Auftritte. Die Shows waren *echt*, jedes verdammte Mal ... meine

Freunde waren *echt*, und zwar jeder einzelne ... und das Publikum war *echt*, jedes einzelne Mal. Ich war nicht allein. Ich schleppte jetzt zwar eine ziemliche Last mit mir herum, aber ich war nicht allein. Die Männer, die ich mir als Wegbegleiter ausgesucht hatte, waren an meiner Seite. Ihr Trost, ihre Gemeinschaft war unschätzbar wertvoll. Egal wie verrückt es draußen zuging: Wann immer ich mich auf der Bühne umdrehte, sah ich in vertraute Gesichter. Das waren die Leute, die mich verstanden und die wussten, wer ich wirklich war.

Die Shows in L.A. liefen gut. Martin

Scorsese und Robert De Niro schauten vorbei, und ein paar Tage später organisierte Marty für die Band eine Sondervorführung von *Hexenkessel*, die er mit dem Kurzfilm *The Big Shave* eröffnete. Jack Nicholson, der wie ich aus Jersey stammt und in Neptune City in der Nähe von Asbury Park aufgewachsen war, hatte ich da bereits kennengelernt. Nach der Show hingen wir zusammen in einer kleinen Bar über dem Roxy ab, und ich fragte ihn, wie er mit dem Erfolg fertig werde. Er meinte nur, als es bei ihm so richtig losgegangen sei, sei er bereit dafür gewesen. Ich war mir nicht ganz

sicher, ob das auf mich auch zutraf, würde es aber bestimmt bald herausfinden. Wir steckten mitten in den Vorbereitungen für eine Englandtournee, und unsere Shows dort würden diesbezüglich eine echte Nagelprobe darstellen.

London Calling

Die Beatles, die Stones, die Animals, die Yardbirds, die Kinks, Jeff Beck, Clapton, Hendrix, The Who – wir waren auf dem Weg zur Insel unserer Helden. England, das Land der zweiten Wiederkunft, an dessen

Strand der amerikanische Blues und Rock'n'Roll der ersten Generation angespült, verstanden, gründlich verdaut und zu etwas Wunderbarem umgeformt worden war. Die Beatbands, der Rock der zweiten Generation, hatten wahre Herkulesarbeit vollbracht. Sie hatten mit die beste Musik, die je geschaffen worden war, komplett runderneuert. Sie hatten den alten Formen eine Injektion Jugendlichkeit und Popinstinkt verpasst, fantastische Hits geschrieben und damit die Charts aufgemischt. Sie hatten Generationen von Kids wie mir den Weg zur Musik

einiger der talentiertesten Amerikaner gebahnt, die je eine Mundharmonika, eine Gitarre oder einen Stift in Händen gehalten hatten. Meine erste Dosis Howlin' Wolf, Jimmy Reed, Muddy Waters und Arthur Alexander hatten diese Leute mir verabreicht. »House of the Rising Sun«, ein alter Folksong, war von den Animals zum modernen Blues über ein tragisches persönliches Scheitern umgeschrieben worden. Die Rolling Stones pumperten neues, wildes Leben in Chuck Berrys größte Hits, während die Beatles mit viel Liebe und frischem Wind den frühen R&B coverten. Ich bin ihnen

allen, diesen jungen Engländern, zu größtem Dank verpflichtet, weil sie meine Aufmerksamkeit auf große Künstler lenkten, die um 1964 in amerikanischen Haushalten kaum gehört worden waren.

Hier in England lebten all die Gründe, derentwegen wir da waren. London, Liverpool, Manchester und Newcastle – bei diesen Städten klangen automatisch auch die Namen unserer favorisierten britischen Beathelden mit. Es war ein sagenumwittertes Reich, und trotzdem waren wir hier, landeten in Heathrow – wir, die neuen Vertreter

des musikalischen Mutterlandes. Wir hatten die Chance, uns mit einer kleinen Gegenleistung zu revanchieren ... vorausgesetzt, wir wären dazu imstande.

Als ich im Hotel eintreffe, bekomme ich sofort den *Melody Maker* und den *New Musical Express* in die Hand gedrückt, Englands einflussreichste Musikmagazine. Bei beiden bin ich auf dem Cover, in einem werde ich hymnisch gefeiert, im zweiten gnadenlos verrissen. Na dann. Packen wir's an. Wir spielen im Hammersmith Odeon, einem umgebauten Kino im Herzen

Londons. Als wir vor dem Laden
vorfahren, steht in Leuchtbuchstaben
über dem Eingang: »FINALLY.
LONDON IS READY FOR BRUCE
SPRINGSTEEN.« Rückblickend
betrachtet war dies für meinen
Geschmack nicht gerade der richtige
Tonfall. Ich fand es vielleicht ein
bisschen zu ... anmaßend? Und kaum
bin ich drinnen, fällt mein Blick auf
eine Flut von Postern und Flyern, die
auf jeder glatten Fläche kleben und
auf jedem Stuhl liegen und die mich
als DEN NÄCHSTEN
GOTTVERDAMMTEN
SUPERSTAR ankündigen. Das ist der

Todesstoß! Normalerweise lässt man das Publikum über so was selbst entscheiden. Mich überkommt leichte Panik, und ich werde sauer. Stinksauer. Das Ganze ist mir wahnsinnig peinlich, und ich ärgere mich im Namen meiner Fans. So läuft das nicht. Ich weiß, wie man so was ordentlich anpackt. Ich kenn mich aus. Spiel deine Musik und halt ansonsten die Klappe. Mein Geschäft ist das SHOWgeschäft, und da bietet man den Leuten eine SHOW und lässt das REDEN bleiben. Man SAGT den Leuten nicht, was sie zu denken oder zu fühlen haben, man MACHT SEIN

DING und lässt sie selbst entscheiden. Nur so hab ich es bis hierher geschafft – indem ich den Leuten eine SHOW geboten habe. Wenn man versucht, ihnen Gedanken und Gefühle vorzuschreiben, ist man ruck, zuck der kleine faschistoide Madison-Avenue-Werbefritze: Hey, Mister *Superstar*, raus aus meinem Kopf und rein in meine Füße und mein Herz! So macht man seinen Job. So präsentiert man sich anständig.

Das muss ich unbedingt in Ordnung bringen. Also hetze ich durch den Saal, stauche Mike Appel zusammen, reiße jedes einzelne Poster von der

Wand und zerfetze jeden Flyer, der mir in die Finger kommt. Ich brauche eine saubere, nüchterne Arbeitsumgebung. Ich muss den Saal für meine Fans, für mich und meine Band zurückerobern. Als es endlich Zeit für unseren Auftritt ist, bin ich fix und fertig. Ein nervöses Wrack. Selbst mit fünfundzwanzig bin ich immer noch ein Landei. Ich war noch nie in Übersee. Wie gesagt, ich weiß, dass ich gut bin, aber ich bin eben auch ein Hochstapler. Ein künstlerischer Balanceakt! In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ist »Authentizität« nur mehr das, was

man persönlich daraus macht: ein inneres Spiegelkabinett. Zieh dir die Arbeitsklamotten an, junger Mann. Mach kein großes Gewese. Wenn du mal älter bist, lässt du die ganzen Eitelkeiten hinter dir. Du nimmst alles nur noch, wie es kommt. Aber als junger Kerl bist du ein gefundenes Fressen für die Tricks und Täuschungen deines eigenen Bewusstseins. Mir war in diesem Moment vollkommen klar, dass ich alles andere als ausbalanciert war. Ich wusste es, ich war komplett verängstigt, und das entsprach mir nicht. Ich hätte es überhaupt nicht sein

müssen – aber ich war es nun mal. Diese jämmerliche Furcht ist nicht der Zustand, in dem man ins Rampenlicht treten möchte, nur ...

... jetzt ist SHOWtime! Wir schleichen auf die Bühne. Das Publikum wirkt zugeknöpft, im Saal herrscht eine nervöse Anspannung. Das ist mein Zuständigkeitsbereich. Als Frontmann musst du die Zuschauer spüren lassen, dass sie sich ruhigen Gewissens in deine Hände begeben können. Du hilfst ihnen dabei, sich so sicher und frei zu fühlen, dass sie aus sich rausgehen und der Mensch sein können, der sie an diesem

Abend gerne sein wollen. Ich selbst stehe während des gesamten Auftritts neben mir. Widerstreitende Persönlichkeiten kämpfen in mir darum, das Mikro zu übernehmen, während ich mich verzweifelt darum bemühe, diese coole, unverzichtbare Scheiß-drauf-Haltung einzunehmen, die alle Unsicherheit in einem wegbrennt, sodass du die Hörner senken und losstürmen kannst. Doch in diesem Augenblick denk ich zu viel nach, mach mir einen Kopf über alles ... was in meinem Kopf vorgeht. Mein guter Freund Peter Wolf, der Frontmann der J. Geils Band, hat

einmal gesagt: »Das Schlimmste, was du auf der Bühne tun kannst, ist darüber nachzudenken, was du gerade tust.« Und er hat recht. Genau diesen Zustand erlebe ich JETZT GERADE auf der Bühne. Teilweise fühlt es sich so an, als wäre mein Leben bedroht, als würde dieses wacklige Kartenhaus – dein sorgsam geschaffenes Bühnen-Selbst – jeden Moment in sich zusammenfallen, als würden deine Maske, dein Kostüm, deine Verkleidung, deine erträumte Persönlichkeit sich in Wohlgefallen auflösen – und im nächsten Moment schwingst du dich himmelhoch,

beflügelt von deinem »wahren« Selbst, von der Musik, die deine Band hoch oben über dem versammelten Publikum macht. Diese beiden Extreme liegen in Wahrheit nur um Haaresbreite auseinander. Genau das macht es so spannend. Deshalb zahlen die Leute Geld dafür und nennen es LIVE. Jeder einzelne Gig deines Lebens wird mehr oder weniger von dieser Spannung getragen, und jeder einzelne birgt in sich das Potenzial katastrophalen Scheiterns oder überragenden Triumphs. Die meisten Auftritte absolviert man zwar auf einer Art Normalniveau, irgendwo

zwischen den erträglichen oberen und unteren Ausschlägen der Kurve ... aber wenn die Spannungskurve erstmal steil ansteigt ... dann aufgepasst! Dann scheint alles möglich – und zwar nicht unbedingt auf beruhigende Weise.

Jeder kennt das auf die eine oder andere Art, in größerem oder kleinerem Maßstab, und weiß, wie man dann kämpft, um damit fertigzuwerden. Die meisten würden es wohl vorziehen, so was nicht vor Tausenden von Zuschauern durchzumachen, aber ... das ist nun mal mein Job. Ich gehe an diesen

merkwürdigen Ort, um genau diese Art von Selbstgespräch zu führen. Natürlich hat man da so seine Strategien, also ... ich zum Beispiel mobilisiere meinen Willen. Wenn es bei Auftritten drauf ankommt, dann kannst du dich darauf verlassen, o zweifelnder Zuschauer, selbst wenn die Sache verloren scheint, die Geier bereits kreisen und das warme Blut wittern: Dann übernimmt mein Wille das Ruder, *der geballte Wille meiner Band*, unsere unbeugsame Bereitschaft, eher zu sterben, als klein beizugeben, und wir kommen zurück, um dir so richtig einzuheizen und den Tag in neuer

Größe wiederaufleben zu lassen. Das hab ich von einer Meisterin gelernt: von meiner Mutter. Es war ihr *Wille*, dass wir eine Familie waren, also waren wir es. Es war ihr *Wille*, dass wir uns nicht in sämtliche Winde zerstreuten, also geschah es nicht. Es war ihr *Wille*, dass wir mit Respekt durch die Straßen unserer Stadt liefen, und so taten wir es.

Wir nähern uns dem Ende des Sets, und jetzt da ich wieder Boden unter den Füßen habe, steigt heiße Energie in mir nach oben, das Publikum schart sich um mich, und die Band legt noch eine Schippe drauf, um all das

abzuliefern, weswegen wir die gut dreitausend Meilen über den Atlantik gekommen sind. Ich gebe Gas, vielleicht zu viel Gas, und dann ist es vorbei. Ein knochenharter Abend. Ich bin enttäuscht von mir, weil ich meiner inneren Zerrissenheit so viel Platz eingeräumt habe. Es folgt ein unerfreulicher Zwischenstopp auf der »Siegesfeier« der Plattenfirma. Anschließend schleppe ich mich allein zurück in mein Hotel und würgen etwas runter, was die Briten allen Ernstes Cheeseburger nennen. Die haben vielleicht Eier. Dieses Ding ist definitiv kein Cheeseburger. Noch auf

der Bettkante mit einer Wolke kreisender schwarzer Krähen über mir schwöre ich mir hoch und heilig, mich auf der Bühne nie wieder so von meinen Zweifeln übermannen zu lassen. Es gibt schließlich noch hinreichend andere Gelegenheiten, auf meine innere Stimme zu hören, auf ihren oftmals weisen Rat. Außerdem bin ich das der Band schuldig. Ein Auftritt ist nicht der richtige Zeitpunkt, um mein fantastisch fruchtbares und ewig zweifelndes Bewusstsein Selbstkritik üben zu lassen. Für uns, die wir aus dem Mekka der Bar- und Showband-Elite

kommen und die wir glühende Fans von James Brown, Sam Moore und anderen hartgesottenen Soulmen sind, die jedes Mal ablieferten, wenn sie die Bühne betraten, ist »Professionalität« kein Schimpfwort. One, two, three, four – Motherfucker! Auf der Bühne ist der Moment, Leistung zu erbringen, das Leben zu feiern, ABZULIEFERN ... und NICHT, sich in die eigene Düsternis zurückzuziehen und Nabelschau zu betreiben. Das schwor ich mir.

In dem Dokumentarfilm über den Auftritt der E Street Band im Hammersmith Odeon von '75, der im

Born to Run-Box-Set enthalten ist, hätten meine inneren Abgründe eigentlich zu sehen sein müssen. Sind sie aber nicht. Man sieht bloß eine Band, die ein straffes, ausgezeichnetes Programm spielt. Man sieht uns rauskommen, mit einer Setlist bewaffnet, von der sich andere junge Bands eine gewaltige Scheibe abschneiden könnten, und hauen ein ordentliches Jersey-Brett aus Rock und Punksoul raus. An jenem Abend haben wir uns in aller Form bei unseren englischen Fans vorgestellt und die Basis für eine wunderbare vierzigjährige Freundschaft gelegt.

Trotzdem war mir der Abend damals derart unangenehm und peinlich, dass ich mir den Konzertfilm erstmals 2004 ansehen konnte – dreißig Jahre später! Da fand ich ihn tatsächlich sehenswert, ein großartiges Zeugnis der Band, wie sie in ihrem Seventies-Look performt, mit Disco-Anzügen, Lederjacken und Strickmützen. Was mir an jenem Abend so zugesetzt hatte, war ausschließlich der Film, der in meinem Kopf abgelaufen war. Aber mein Körper und mein Herz hatten genau gewusst, was zu tun war, hatten sich nicht beirren lassen und die Sache einfach durchgezogen. Es war eine

starke Trainingseinheit gewesen. All diese aufreibenden Gigs, die maroden Bühnen, ein langes Jahrzehnt mit Auftritten auf Feuerwehr- und Faschingsfesten, in Autokinos, bei Supermarkteröffnungen und in handtuchschmalen Kaschemmen, in denen sich niemand einen Scheiß um dich kümmerte – das alles hatte sich in dieser dunklen Stunde ausgezahlt. Wir waren unzählige Male an solchen Orten gewesen – zwar nicht ganz wie dort im Hammersmith, aber eben doch oft genug, um darauf vorbereitet zu sein.

In der Nacht lag ich im Bett in

einem fremden Land und war mir selbst fremd. Die beunruhigende Frage, die mich einfach nicht mehr losließ, lautete: »Was ist da gerade passiert?« Ich wälzte mich schlaflos hin und her. »Boah ... das war ein bisschen mehr als das, wonach ich verlangt hatte.« In Wahrheit war es natürlich genau das, wonach ich gesucht hatte – nur war ich in jenem Augenblick nicht so weit, um das zu überreißen. Denn – rückblickend gesehen – so unangenehm und nervenzermürend es auch war: Ohne diesen überhitzten Hype und den dazugehörigen Rummel, der *einen*

einzigem Auftritt derartig hohe Wellen schlagen ließ, hätte jede andere anständige kleine Band aus Jersey wohl zahllose Trips nach England benötigt, um eine ähnliche Wirkung zu erzielen oder überhaupt auch nur bemerkt zu werden. Alles, was wir jetzt noch tun mussten, war, in die neue Rolle reinzuwachsen ... und war das nicht genau mein Ding? Wie auch immer. Unser erster Abend im Hammersmith Odeon wurde zu einem unserer »legendären« Auftritte, aber eben auch der Punkt, an dem mir klar wurde, dass man seinen Willen aktiv und offensiv durchsetzen muss,

sonst nimmt man dir, was du geschaffen hast, einfach wieder aus der Hand oder missbraucht es – mit unabsehbaren Folgen. Und zwar nicht mal in böser Absicht. Du wirst einfach benutzt, zum Guten oder zum Schlechten, sie bieten dich dar auf dem Altar der großen Marketinggötter, deren Ziele und Absichten von den Erbanlagen des großen Kommerzes gelenkt werden.

Ganz oben in der Nahrungskette des Musikgeschäfts, in den großen Konferenzräumen hoch über den Wolken (oder in meinem Fall in Japan), fragen die Oberbosse den

zuständigen Manager am Ende eines Tages nicht: »Wie viele gute Platten haben wir in diesem Jahr veröffentlicht?« Sie fragen: »WIE VIELE PLATTEN HABEN WIR VERKAUFT?« Sein Schicksal und oft auch deins hängt von der entsprechenden Antwort ab. Versteht mich nicht falsch, Leute: In den Plattenfirmen, selbst in großen Konzernen sitzen Menschen, die Musik lieben, die echte Fans sind, ein Teil des Ganzen sein wollen und die es aufgrund ihrer Neigungen auf die Businessseite verschlagen hat. Sie sind deine unverzichtbaren Mitstreiter, und

die meisten mir bekannten Musiker haben kein Problem damit, wenn ihnen jemand dabei hilft, ihre Platten zu verkaufen. Aber wenn du die Bedingungen dieser Partnerschaft nicht knallhart aushandelst, dann gängelt man dein Talent und lenkt es in eine Richtung, die da oben für richtig befunden wird. Ohne böse Absicht, wie gesagt. Trotzdem kann es zu großem Schaden ... oder zu Ruhm! ... oder zu beidem führen. Mittlerweile hat das Internet die Spielregeln des Marktes ziemlich auf den Kopf gestellt – allerdings noch nicht zur Gänze. Das Verhältnis

zwischen der kreativen und der kommerziellen Seite ist und bleibt ein komplizierter Tanz. Wenn du dein eigenes Ding durchziehen willst, musst du versuchen, genau das Publikum zu erreichen, das deinen Fähigkeiten entspricht. Du musst deine Karriere auf dem aufbauen, was du dir erarbeitet hast, was du wertschätzt, was an Begabung in dir steckt, und du musst verdammt auf der Hut sein. In den frühen Jahren hatte meine Plattenfirma ganz sicher keine bösen Absichten. Vielmehr waren sie dort Opfer ihrer blauäugigen Businesspläne und ihrer eigenen Begeisterung. Sie

arbeiteten in Anbetung der mächtigen Götter des Kommerzes und machten ihren Job, während ich mir meinen draufschafter ... und das ziemlich behände.

Nach London beruhigte sich die Lage ein bisschen. Wir fuhren weiter nach Schweden, wo eiskalter Winter und permanente Nacht herrschten. Wir pennten dicht zusammengedrängt auf Zwergengeliegen in klaustrophobisch engen Hotelzimmern. Wir trieben uns auf den Straßen Stockholms herum und besuchten in einem Nachtclub eine Live-Sex-Show. Splitternackte Skandinavier zogen auf einer

winzigen Bühne das volle Programm durch. Wir saßen in der letzten Reihe und kicherten wie kleine Schuljungen. Es war saukomisch, verrückt, irgendwie aber auch beängstigend. Als der Morgen graute, liefen wir – als echte Kenner und weltgewandte Gourmets, die wir waren – in den vermutlich einzigen McDonald's ein, den es damals in Europa gab. Von Schweden aus ging es weiter nach Amsterdam, wo wir in einem wunderschönen Opernhaus spielten und im Rotlichtbezirk wie die Bauerntrampel mit offenen Mündern in die Schaufenster gafften. (»Ich trau

mich da nicht rein!«) Dann führte uns die Tour für einen weiteren Gig im Odeon wieder zurück nach London, und diesmal hielt ich die Dämonen in meinem Kopf in Schach. Wir lieferten eine fantastische Show ab, die uns das Gefühl gab, dass hier zwischen all unseren verehrten jungen Vorvätern vielleicht wirklich noch Platz für uns war. Das war befreiend, und als wir uns wieder auf den Heimweg machten, blieb ein süßer Nachgeschmack zurück.

Nach Hause ... zu den echten Cheeseburgern. »I'm so glad I'm livin' in the USA.« Danke, Chuck Berry!

Wir verließen England mit dem Hauch eines Triumphgefühls und ohne die Befürchtung, uns komplett zu Narren gemacht zu haben – ein kleines bisschen wie ein Planwagentreck, der unter Beschuss geraten war, es aber trotzdem durch den unberechenbaren Westen geschafft und auf dem zerfurchten Trail nur den einen oder anderen Skalp eingebüßt hatte. Trotzdem hatte es mich gründlich durchgerüttelt. Diese vier Shows waren unsere 1975er Europatournee, und dabei sollte es auch '76, '77, '78 und '79 bleiben. Fünf Jahre würden wir nicht mehr hierher

zurückkehren, bis ich mir sicher sein konnte, dass wir gereift waren, mehr Selbstvertrauen und ein paar mehr Alben mit starkem Material im Gepäck hatten und uns wirklich bereit fühlten, die Sprach- und Kulturbarrieren zu überwinden und unsere europäischen Brüder und Schwestern ein für alle Mal für uns zu erobern.

Born to Run hatte uns in eine andere Liga katapultiert. Wir waren jetzt eine neue junge Kraft, mit der man rechnen musste, und finanziell gesehen bewegten wir uns aus den roten Zahlen in die schwarzen

(zumindest hypothetisch). Wir hatten einen echten Erfolg gelandet, zumindest für den Augenblick. Dorthin zu gelangen hatte uns vier der fünf Jahre meiner ursprünglichen Vertragsvereinbarung mit Laurel Canyon gekostet. Ironischerweise liefen, gerade als wir die Ernte einfuhren, die Verträge mit Laurel Canyon und Mike Appel nur noch für ein Jahr. Das war mir nicht bewusst gewesen, ganz im Gegensatz zu Mike.

KAPITEL 33

THE E STREET BAND

Mit deinem ersten Erfolg erzeugst du tief im Bewusstsein deiner Fans ein Image, das dich ein Leben lang wie ein Schatten begleitet. Du hinterlässt deine Fingerabdrücke auf ihrer Fantasie ... und dort bleiben sie haften. Dieser wichtige erste Moment, mit all seinen

Freiheiten und Limitierungen, kann nicht mehr ausgelöscht werden. Dieses Selbst, diese klar abgegrenzte künstlerische Identität, nach der du gesucht hattest: Dein Publikum hat dir gerade bestätigt, dass du sie gefunden hast. Plötzlich war ich nicht mehr »der neue Dylan«, sondern ... »Bruce Springsteen«. Und meine Musiker wurden von sorgfältig ausgewählten Sidemen zur E Street Band.

Ich wollte von Anfang an mehr sein als ein Solo-Act, war aber nicht scharf auf eine demokratische Band, in der jeder das gleiche Stimmrecht hat. Damit hatte ich so meine Erfahrungen

gemacht, und es waren nicht die besten gewesen. Demokratisch strukturierte Rockbands sind meist eine tickende Zeitbombe. Dafür gibt es eine ganze Reihe von Beispielen; das prominenteste sind wohl die Beatles. Trotzdem wollte ich gute Musiker und Freunde um mich scharen, Menschen, auf die ich mich verlassen konnte. Ich bestand auf gemeinsamen Wurzeln. Die hatten alle großen Rockbands. Irgendwas an der gemeinsamen Herkunft – oder zumindest der Illusion davon – erweckt im Publikum den Eindruck einer verschworenen Gemeinschaft und des

Zusammenhalts. Als Bandleader suchst du nicht unbedingt nach den *besten* Musikern. Du suchst nach den *richtigen* Musikern, zwischen denen eine einzigartige Chemie entsteht. Die Beatles, die Stones, die Sex Pistols, die New York Dolls, The Clash und U2 – all das sind Gruppen, deren musikalische Einschränkungen zur Keimzelle ihres besonderen Stils und ihres musikalischen Grenzgängertums wurden.

Ich wollte die kreative Unabhängigkeit und Entscheidungsfreiheit eines Solokünstlers, aber auch die wilde,

kraftvolle Livepower, die nur eine echte Rock'n'Roll-Band rüberbringen kann. Da ich keinen Grund gesehen hatte, nicht das Beste aus beiden Welten zu vereinen, hatte ich einen Vertrag als Solokünstler unterzeichnet und meine alte Crew angeheuert – nicht als *Begleitband*, nicht als *eine* Band, sondern als *meine* Band. Das war der entscheidende Unterschied. Sie sollten keine Gruppe anonymer Begleitmusiker sein, sondern künstlerisch eigenständige Persönlichkeiten, die sich frei entfalten sollten. James Brown hatte Maceo, Bo Diddley hatte seine rechte Hand,

Jerome, und wurde außerdem von Duchess und Lady Bo begleitet (zwei mit Gitarren bewaffnete Frauen). Diese Musiker verliehen meinen Helden eine zusätzliche Aura und machten sie nur umso aufregender. (Ich stellte mir immer vor, dass James und Bo auch privat mit ihren Musikern abhingen, dass sie alle denselben Background hatten und gemeinsam das Mysterium dieser fantastischen Musik teilten. Bo hatte einfach gewusst, dass für den spezifischen Kosmos seines Sounds Jerome an den Maracas wichtiger war als jeder Bassist – auf den er im

Übrigen komplett VERZICHTETE.
Das muss man sich mal vorstellen: Auf
neunundneunzig Komma neun
Prozent aller Platten der letzten
fünfzig Jahre hört man einen BASS!
Aber Bo meinte nur: »Scheiß drauf!
Mehr Bass als den in meiner rechten
Hand, mit der ich die Gitarre
anschlage und Donner erzeuge,
brauche ich nicht. Aber was ich
wirklich brauche, ist mein Kumpel
JEROME hier mit seinen Maracas!«
(Ergo: Jerome war wichtig.) Genau das
wollte ich auch.

Ich hatte als Solokünstler bei
Columbia unterschrieben, und folglich

spielte die Band auf Springsteen-Platten. Doch live beschwor ich eine kollektive Identität herauf, eine lebendige Präsenz der Figuren aus meinen Songs. Schließlich hieß es James Brown *and* His Famous Flames, Buddy Holly *and* the Crickets – und dieses »*and*« war wesentlich. Es verhiess Partystimmung, eine Gemeinschaft wurde zusammengetrommelt, DU BRACHTEST EBEN DEINE GANG MIT! Also waren wir bei Liveauftritten Bruce Springsteen *and* the E Street Band. Das machte neugierig. Das klang nach einer Welt,

die man erkunden wollte. Das Publikum sollte sich oben auf der Bühne selbst erleben, die Städte, aus denen es kam, und die eigenen Kumpels wiedererkennen. Und dazu braucht es nun mal eine Band.

E Street

Als Gemeinschaft legen wir die Karten offen. Wir machen nicht auf cool. Wir lassen die Hosen runter. Obwohl mir bei anderen Performern ein gewisses künstlerisches Versteckspiel durchaus gefällt, umgeben wir uns als Gruppe nicht mit einem Schleier des

Nebulösen und Mysteriösen. Wir wollen zugänglich sein und verstanden werden, genau wie die Bar-Band aus deiner Gegend, nur eben im etwas größeren Maßstab. Eine echte Rock'n'Roll-Band entsteht an ganz normalen Orten, zu ganz normalen Zeiten. Entscheidend dafür ist, dass sich Musiker mit einem ähnlichen Hintergrund zusammentun und wie bei einem leckeren Cajun-Eintopf etwas entsteht, was mehr ist als die Summe seiner Teile.

$$1 + 1 = 3$$

In der elementaren Mathematik der realen Welt ist eins plus eins gleich zwei. Für den Normalsterblichen (ja, auch für mich) funktionieren im Alltag die Dinge nach diesem Prinzip. Man geht zur Arbeit, macht seinen Job, zahlt seine Rechnungen und kommt wieder nach Hause. Eins plus eins macht zwei. Das sorgt dafür, dass die Welt sich dreht. Aber Künstler, Musiker, Poeten, Magier, Mystiker und Artverwandte werden dafür bezahlt, dass sie diese Gleichung auf den Kopf stellen. Wenn sie zwei Stöcke aneinanderreiben, entfachen sie Feuer. Irgendwann in seinem Leben

vollbringt jeder mal ein solches alchemistisches Wunder – nur ist es verdammt schwer, sich diese besondere Fähigkeit zu bewahren und nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Menschen kommen nicht unbedingt zu Rockshows, um Neues zu erfahren. Vielmehr wollen sie an etwas *erinnert* werden, was sie bereits wussten und tief in ihren Eingeweiden spüren: Wenn diese Welt zur Höchstform aufläuft, wenn wir in Höchstform sind, wenn unser Leben erfüllt ist, dann ist eins plus eins gleich drei. Diese Gleichung gilt in der Liebe, in der Kunst, im Rock'n'Roll und bei

Rock'n'Roll-*Bands*. Und aus diesem Grund ist das Universum auch niemals restlos logisch zu erklären. Deshalb wird Liebe immer ekstatisch und verwirrend bleiben und echter Rock'n'Roll nie aussterben.

Diese Gleichung ist es also, die du anwenden solltest, wenn du eine Band zusammenstellen willst.

Zum Appell

Als sich die E Street Band ursprünglich zusammenfand, hatte ich persönlich keinen Schimmer, mit wem genau ich es bei meinen Mitstreitern

zu tun hatte. Die meisten von uns hatten einander erst vor Kurzem kennengelernt. Erst nachdem der Bandleader die magische Formel »One, two, three, four« eingezählt hat, zeigt sich, ob die Magie tatsächlich funktioniert. Asbury Park war in musikalischer Hinsicht alles andere als ein üppig bestellter Garten. Das meiste dort war ziemlicher Wildwuchs, und du musstest mit dem vorliebnehmen, was sich dir darbot. Folglich hatte ich bei der Zusammenstellung der Band auch keinen Masterplan gehabt. Ausschlaggebend war allein eine gewisse Intuition gewesen, die

gemeinsamen Wurzeln und vor allem, ob es richtig abging, wenn wir zusammen spielten. Letztlich brauchst du einfach Glück und ein gutes Händchen.

Max Weinberg, Garry Tallent, Steve Van Zandt, Danny Federici, Roy Bittan, Clarence Clemons – das war der harte Kern der Truppe, die in den nächsten vierzig Jahren rockte, bis es krachte, Legenden hervorbrachte, Flächenbrände entfachte, Hüften zum Schwingen brachte, heftig Liebe machte ... und ja, mitunter auch Viagra naschte ... die legendäre E Street Band.

AM BASS: Garry Tallent, ein Southerner und Rock'n'Roll-Besessener. Garry war einer von den Jungs, die ich am allerersten Abend im Upstage Club kennenlernte. Als Bassist war er dort eine verlässliche Größe, und als eher bodenständiger Typ bildete er unter der ansonsten leicht versponnenen Klientel unseres Stammlokals eher die Ausnahme. Seine ruhige und unkomplizierte Art hat mein Leben und das der Band von Anfang an bereichert. Garrys Spielweise ähnelt der von Bill Wyman, dem ersten Stones-Bassisten. Sie wirkt mitunter

unscheinbar, fast transparent – als würde etwas aus deinen Träumen aufsteigen und ihnen ein sanftes Ruhekissen bereiten –, aber wenn es darauf ankommt, spielt er dir ein ordentliches Brett. Er ist keiner, der eine große Show abzieht, sondern steht in der großen Tradition schweigsamer Männer am Bass.

AN DER ORGEL: »Phantom« Danny Federici, ein weiterer Mann der ersten Stunde aus dem Upstage. Wir haben eine Menge zusammen durchgestanden. Danny zog den Ärger förmlich an. Lange waren es Drogen, Alkohol, ein exzessives,

verschwenderisches Leben und zartflüsternde Stimmen, die sein zerrissenes Herz und seine verwirrte Seele trösteten. Doch seine Musik ... Seine Musik machte vieles wieder wett. Sobald Danny an den Tasten stand, waren die persönlichen Probleme, die er mit sich herumschleppte, wie weggefedt. Wenn man Danny spielen hörte, hörte man ... Freiheit. Die meisten Musiker lassen sich von ihrem Wissen einengen. Möglicherweise spielen sie brillant, doch irgendwo tief in ihrer Musik klingt immer mit, was sie *wissen*, *was sie sich erarbeitet* und

studiert haben, und das nimmt ihnen ein Stück von ihrer Leichtigkeit. Das ist nun mal das Schicksal von uns Sterblichen. Danny hingegen *wusste* nichts von seinem *Wissen*. Er hatte keinen Schimmer von den Songs, den Akkordfolgen, den Arrangements, der Tonart, dem Text oder wovon auch immer du erzählen wolltest. Aber er hatte absolut Ahnung vom Spielen! Wenn man ihn zu einem Musikstück befragte, konnte er oft nicht mal die einfachsten Auskünfte geben. (»Danny, wie fängt das Stück an?« – Achselzucken.) Aber sobald

eingezählt war, lief er zur Höchstform auf. Dann fand er Zugang zu irgendeiner entlegenen Region seines Hirns, wo alle notwendigen Informationen abgespeichert waren, und drehte voll auf. An der Orgel war er frei ... aber eben nur an der Orgel. Unsere reale Welt hat mit Freiheit nicht allzu viel am Hut, doch in der Kunst lebt und atmet sie. Das war die Welt, in der sich Dannys Schönheit ganz entfalten konnte, in der er aufflatterte und flog. Doch wie viele von uns verzweifelte er an der anderen Welt, die am Bühnenausgang auf ihn

wartete. Mein verstorbener Freund wird für mich immer ein Mann der Rätsel und menschlichen Schwächen bleiben, doch sie wurden bei ihm wie bei kaum einem anderen durch ein intuitives, geradezu mystisches Musikverständnis überwogen.

AN DER GITARRE: Steve »Little Steven« Van Zandt, mein Soulbrother Nr. 1, Mr. Alles-oder-nichts, Dr. Neunundneunzig-und-ein-halbes-Prozent-sind-nicht-genug, mein Absolutheitsfanatiker, mein komödiantischer Gegenspieler, mein Advokat des Teufels und Rock'n'Roll-Mitverschwörer der

Spitzenklasse. Wir haben so manchen Kampf ausgefochten und uns in den Teenclubs an der Jersey Shore mit unseren Telecasters duelliert. Steve ist ein großartiger Bandleader und Songwriter, ein begnadeter Arrangeur und ein erbarmungsloser, zu allem entschlossener Gitarrist. Wenn ich den Rock'n'Roll entfesseln will, brauche ich bloß Steve eine Gitarre in die Hand zu drücken, auf die Studiotür zu deuten und mich zu verziehen. Wenn ich zurückkomme, geht es schon richtig ab. Auf der Bühne ist er meine rechte Hand,

mein hochgeschätzter Freund, ohne den meine Band und mein Leben nicht dieselben wären.

AN DEN DRUMS: Max »the Mighty Max« Weinberg. Energiebündel, Neurotiker und mit einem einzigartigen Humor ausgestattetes Vorstadtschlitzohr. Max ist eine Kreuzung aus Bernard Purdie, Buddy Rich und Keith Moon, hat daraus aber seinen völlig eigenen Stil kreiert. Inmitten des Hurrikans, den unsere Shows jeden Abend entfesseln, bringt er verlässlich volle Leistung. Auf ihm lastet der enorme körperliche Druck unserer

dreistündigen Volldampf-Rockshows schwerer als auf allen anderen. Max besitzt die außergewöhnliche Gabe zu »hören«, was ich *denke* und *fühle*. Kaum taucht in irgendeinem Winkel meines in Flammen stehenden Hirns ein Gedanke auf, nimmt er ihn vorweg. Es grenzt an Telepathie, was da in all den Jahren des Zusammenspielens und Zusammenlebens gewachsen ist. Und genau dieses alltägliche Wunder ist auch der Grund, warum die Menschen Musiker lieben. Sie zeigen uns, wie tief gegenseitiges Verständnis und

Einfühlungsvermögen reichen und wie harmonisch wir zusammenarbeiten können. Mit Max in meinem Rücken werden Fragen beantwortet, bevor sie gestellt sind.

Unten im Publikum stockt zwanzigtausend Menschen der Atem; die Band setzt zum finalen Höhepunkt an, perfekt synchronisierte stählerne Räder auf eisernen Schienen – und dann dieser Rimschlag auf die Snare, genau dorthin, wo ich ihn haben will, ohne dass ich auch nur einen Ton gesagt oder ein Zeichen gegeben hätte ...

Da ist er! Hau rein, junger Mann, hau rein!

AM PIANO: »Professor« Roy Bittan. Das *einzig*e Mitglied der E Street Band mit College-Ausbildung! (Mittlerweile sind es zwei: Max hat 1998 seinen Abschluss nachgeholt.) Auf Roy kann ich immer zählen, wenn ich jemanden brauche, der genau das, was mir vage im Kopf herumschwebt, präzise auf dem Klavier umsetzt. Roys zehn Finger erledigen die Arbeit von dreißig. Achtundachtzig Tasten sind für den Professor nicht genug. Seine Spielweise ist prägend für den Sound

meiner besten Platten. Seine Arpeggios sind so unverkennbar wie Clarence' Sax. Er ist ein vollendeter Meister in Sachen Jazz, Klassik, Rock und aller anderen bekannten Stilrichtungen der Menschheit. In der Band witzelten wir immer, sowie wir die Tracks für Piano, Bass und Schlagzeug im Kasten hätten, wären wir arbeitslos, denn Roy allein sorgte bereits für einen ganzen Orchestersound und machte damit alle anderen quasi überflüssig. Er brachte so viel Musik mit, dass Steve und ich mitunter Probleme hatten, noch Platz für die Gitarren zu

finden. Manchmal mussten wir ihn daher etwas bremsen. Wenn Liberace und Jerry Lee Lewis ein Baby gehabt hätten und es in Rockaway Beach, Long Island, zur Welt gekommen wäre – es hätte »Professor« Roy Bittan geheißen.

Das war meine Truppe, mein Kraftwerk, mit dem ich meinen ersten musikalischen Meilenstein setzte. Doch kein Bandmitglied schlug die Fantasie des Publikums so sehr in seinen Bann, niemand verkörperte den Idealismus und die tief empfundene Kameradschaft, die man mit unserer

Band verband, so sehr wie der große schwarze Mann am Saxofon.

KAPITEL 34

CLARENCE CLEMONS

And the change was made uptown ...

Clarence war eine Gestalt wie aus dem Rock'n'Roll-Bilderbuch – einem, an dem ich womöglich sogar selbst mitgeschrieben habe. Aber natürlich kannst du nicht der Big Man *werden*,

wenn du nicht der Big Man *bist*. Wenn ich die Verkörperung von Jons Rock'n'Roll-Traum war, dann war Clarence die Inkarnation von meinem. Jahrelang hatte ich jeden Winkel nach einem echten Rock'n'Roll-Saxofonisten abgesucht. Ich wollte keinen Jazzer, der uns einfach nur begleitete, sondern jemanden, dem unsere Musik und unser Stil im Blut lagen.

Vor *Born to Run* war Clarence für mich immer nur dieser hünenhafte schwarze Saxofonist in meiner Band gewesen. Wir waren zu fünft und hatten uns ein hübsches, an R&B

erinnerndes Outfit zugelegt. Doch seit dem *Born to Run*-Cover war er der Big Man in der E Street Band. Auf jenem Cover, das John Berg, Artdirector bei Columbia, entworfen hatte, hatten wir uns neu erfunden und unserer Freundschaft, unserer Partnerschaft ein episches Format gegeben. Unser Abenteuer begann mit dem von Eric Meola geschossenen Doppelporträt, das bald darauf im Schaufenster jedes amerikanischen Plattenladens hängen sollte. Es war John Bergs Idee, die Vorder- und Rückseite des Plattencovers damit zu bedrucken. Bei geschlossenem Cover sieht man nur

das nette Foto eines jungen weißen Rock'n'Rollers. Aber wenn man es aufklappt, erwacht die Band zum Leben, dann wird eine Geschichte erzählt. Ich hatte Clarence mit zu der Eric-Meola-Session genommen, weil ich mich unbedingt mit ihm zusammen fotografieren lassen wollte. Ich wusste intuitiv: Wir beide auf einem Foto – das würde etwas Bedeutsames aussagen. Es wirkte dramatisch, spannungsgeladen und noch ein bisschen mehr als das. Das Bild fing ein, was ich an jenem Abend empfunden hatte, als Clarence im Student Prince zum Jammen mit auf

die Bühne kam. Es war die Geburtsstunde einer echten Legende gewesen, die man sich so nicht ausdenken kann und die einem nur das Leben schenkt. Klar, du kannst sie aufpäppeln und dafür sorgen, dass sie sich weiterverbreitet, aber erst einmal muss sie geboren werden, inmitten all des Schmutzes, des Biers, der Bands und Bars. Auf dem Cover hallte der Mythos der großen Rockvergangenheit nach. Zugleich wies es in eine neue Ära. Eric Meolas Foto von C und mir hatte die Qualitäten eines Smashhits: Es hatte etwas Altbekanntes, doch zugleich

hattest du noch nie zuvor etwas Ähnliches gesehen. Denn wir waren einzigartig. Uns beide gab es nur ein Mal.

Das Cover vereint das Mysterium unterschiedlicher Hautfarben mit verschmitztem Charme und dem Versprechen gebündelter musikalischer Power. Beim Betrachten fragst du dich: »Wer sind diese beiden Jungs, worüber amüsieren sie sich, was ist ihre Geschichte?« Zudem entstand die Aufnahme ganz natürlich aus unserer engen Verbindung heraus.

Nach *Born to Run* veränderte sich auch unsere Bühnenshow. Vor 1975

klebte Clarence oft am Mikro und spielte cool und zurückhaltend wie ein Clubsaxofonist. Doch eines Abends nahm ich ihn beiseite und erklärte ihm, dass das nun nicht mehr ausreiche. Wir mussten unsere musikalische und *visuelle* Präsenz nutzen, um die Legende weiterzuspinnen und den Kosmos zu entfalten, der in meinen Songs nur angedeutet war. Wir mussten sie auf der Bühne *ausleben*. Ich glaube, ich sagte damals bloß so etwas wie: »Vergessen wir morgen Abend einfach mal die Mikros und bewegen uns«, und Clarence hatte instinktiv

verstanden, was ich meinte. Am nächsten Abend stand erstmals der leibhaftige »Big Man« auf der Bühne. Wir marschierten einfach aufeinander zu und pflanzten uns mitten auf die Bühne – und das Publikum loderte. Es gab uns recht. Das war damals ein Riesenschritt – in jeder Hinsicht. Es würde noch eine Menge Schritte geben müssen, und wir waren uns ihrer Tragweite bewusst. Wir trugen ihre Tragweite zur Schau. Und wir bauten sie zusehends aus.

Der Kaiser der E Street

Man kann sich heute nur schwer vorstellen, dass Clarence mal ein ganz normales Leben als College-Student, Footballspieler und bebrillter Berater am Jamesburg State Home for Boys geführt hat. Mit seinem Charakterkopf hätte er in jede beliebige Epoche der Menschheitsgeschichte gepasst. Er hatte das Antlitz eines exotischen Kaisers, eines Inselkönigs, eines Schwergewichtsboxers, eines Schamanen, eines Sträflings in Ketten, eines Bluesman aus den Fünfzigern und das eines tiefgläubigen Soul Survivors. Seine Mimik barg eine

Million Geheimnisse und war zugleich vollkommen durchsichtig. Cs Wesen war geprägt von einem schwarzhumorigen Zynismus, der vermutlich davon herrührte, dass er als Schwarzer in den Südstaaten aufgewachsen war. Doch auf unerklärliche Weise hatte er sich seinen Optimismus und eine fast schon naive Unschuld bewahrt, vermutlich weil er ebenso wie ich Mamas Liebling gewesen war. Diese Charaktereigenschaften bildeten eine explosive Mischung, und obwohl er über die Jahre hinweg weniger empfindlich wurde, tat man gut daran,

nicht an den Auslöser zu kommen. Dahinter lag ein regelrechtes Minenfeld ... und das konnte mitunter übel ausgehen.

Mit bewundernswerter und zugleich besorgniserregender Rücksichtslosigkeit boxte er sich durchs Leben. Cs Lebensgeschichte genoss man am besten wie das Protokoll einer Schiffskatastrophe, nämlich gemütlich am warmen Kamin statt neben ihm im Rettungsboot. Er war mehrmals verheiratet, und während er selbst unter seinen emotionalen und finanziellen Achterbahnfahrten litt, litten seine

Frauen unter seiner
Rücksichtslosigkeit. Eins sollte der Laie
über Clarence wissen: *Clarence* war für
Clarence überaus wichtig ... was ihn
nicht sonderlich von uns anderen
unterschied, was bei ihm aber
geradezu gigantische Ausmaße
annahm. Um Cs Bedürfnisse zu
befriedigen, war eine ganze Stadt
vonnöten. Er war mal reich, dann
komplett pleite, irgendwann wieder
reich. Herzschmerz und tiefe
Enttäuschungen waren bei ihm an der
Tagesordnung. Trotzdem konnte man
sich darauf verlassen, dass er sich am
nächsten Morgen aufrappelte und

weiter unermüdlich nach Liebe, Befriedigung und Seelenfrieden suchte, bis er letztlich mit seiner wunderschönen Frau Victoria die Richtige finden sollte.

Angesichts seiner faszinierenden Ausstrahlung neigte man fast dazu, Clarence' Hautfarbe vollkommen zu vergessen. Er selbst jedoch rang dauerhaft damit, dass sich die Band in einer vorwiegend weißen Welt bewegte. Ursprünglich war sie halb schwarz, halb weiß gewesen; Davey Sancious' und Boom Carters Ausscheiden hatte ihm schwer zugesetzt. Für eine ganze Weile war

er der einzige Schwarze, und egal wie nah wir beide uns standen, letztlich blieb ich eben doch ein Weißer. Auch wenn ich mir kaum eine innigere Beziehung vorstellen kann als unsere, lebten wir trotzdem in der realen Welt – und auch wir mussten die bittere Erfahrung machen, dass nichts, nicht mal alle Liebe dieser Welt, »Rassenunterschiede« überwinden konnte. Das gehörte einfach zu den Gegebenheiten unserer Beziehung. Allerdings machte das wohl auch einen Teil des Reizes und der Herausforderung für uns beide aus. Wir waren inkongruent, wie die Teile

eines unauflösbaren Puzzles, zwei Hälften, die sich danach sehnten, zu einem einzigartigen Ganzen zu verschmelzen.

Wenn man so viele Jahre in einer Band mit Weißen und Schwarzen unterwegs ist, erfährt man den Alltagsrassismus früher oder später am eigenen Leib. In den frühen Siebzigern gab es diverse Schulen, die unsere schwarzen Sänger nicht auftreten lassen wollten. Und auch wenn wir später auf Tour mit der E Street Band waren, hob der Rassismus – nicht oft, aber doch immer wieder – sein hässliches Haupt.

Zum Glück kam es niemals zum Äußersten. C in dieser Hinsicht dumm von der Seite anzureden hätte bedeutet, die eigene körperliche Unversehrtheit aufs Spiel zu setzen. (In jungen Jahren wurde ich Zeuge, wie Clarence im Kraftraum bei jedem Nautilus-Gerät das Maximalgewicht auflegte.) Trotzdem gab es Situationen, bei denen es um ein Haar gekracht hätte.

Hitze der Nacht

In Central New Jersey war ich seinerzeit wahren Schränken von

Kerlen begegnet: Türstehern und Rausschmeißern mit schwarzen Gürteln, die ihr Bier runterkippten und dann hinterher das Glas fraßen, einfach um ein bisschen Schwung in die Bude zu bringen. Jeder kräftige Mann setzt seine Körperlichkeit anders ein: um zu beeindrucken, zu beherrschen, einzuschüchtern, zu beschützen oder zu beruhigen. C strahlte für gewöhnlich eine ruhige, starke Präsenz aus, mit der er seine Umgebung auf natürliche Weise dominierte. Er geriet nur selten in die Verlegenheit, Gebrauch von seinen enormen Körperkräften machen zu

müssen. Sie schienen wie mit einem Warnhinweis versehen zu sein: »Nur im äußersten Notfall einsetzen!«

Es war an einem lauen Sommerabend. Clarence und ich machten einen Ausflug auf der Route 9 in nördlicher Richtung, um uns einen Club anzusehen, den ein Kumpel von ihm gerade neu eröffnet hatte. Wir wollten dort ein bisschen jammen, um dem Lokal auf die Sprünge zu helfen. Als wir auf den Parkplatz des Lokals einbogen, schienen wir in eine komplett verwaiste Todeszone zu geraten. Drinnen herrschte die vertraute

Grabesstimmung eines leer gefegten Rockclubs. Eine unbekannte Band stimmte sich gerade beim Soundcheck darauf ein, für ein Publikum aus vier Wänden und einem Barkeeper zu spielen. Eine deprimierende, aber uns bestens vertraute Situation. Man zieht es trotzdem durch, einfach wegen der alten Jersey-Shore-Faustregel: »If there ain't music playin', nobody's stayin'«.«

Plötzlich hörten wir vom Eingangsbereich wütende Stimmen. Clarence ging nachsehen, und es kam zu einem Tumult. Ich rannte hinaus ins Foyer, wo Clarence gerade zwei

kräftige Männer in Schach hielt, während sich der Ladenbesitzer um einen dritten kümmerte. Offenbar war ein Streit über den Eintrittspreis für dieses Schwarze Loch ausgebrochen, und C half seinem Kumpel dabei, die Ordnung wiederherzustellen. Irgendwann ließen sie voneinander ab, und es wurden ein paar hässliche Worte gewechselt. Als die Typen sich endlich hinaus auf den Parkplatz verzogen, flüsterte einer von ihnen, sodass es gerade noch zu hören war: »... Nigger!« Clarence stand wie vom Donner gerührt da und kochte vor Wut. Sekunden verstrichen – und als

ich mich umblickte, war mein Freund plötzlich nicht mehr zu sehen. Nervös sah ich mich auf dem Parkplatz um und befürchtete schon das Schlimmste. Vorsichtshalber unternahm ich einen kleinen Kontrollgang.

Es war eine dunstige Nacht, die Sterne lagen hinter einem leichten Schleier. Es ging nicht das geringste Lüftchen, nicht das leiseste Geräusch war zu hören, die Zeit schien stillzustehen. Ich bin schon in vielen solcher Nächte an der Shore entlanggewandert, und sie versetzten mich jedes Mal in Weltuntergangsstimmung. Ich fand C

am rückwärtigen Ende des Parkplatzes, wo er sich an die Kühlerhaube eines Wagens lehnte. »Ich kannte diese Typen«, erklärte er mir. »Ich spiele jeden Sonntag Football mit ihnen. Warum sagen die so was?« Eigentlich hätte ich antworten sollen: »Weil es Affen und verdammte Arschlöcher sind.« Allerdings war ich selbst noch völlig fassungslos und konnte meinem Freund keine bessere Antwort bieten als ein Achselzucken und ein gemurmeltes: »Keine Ahnung ...« Dann herrschte eine Weile Schweigen. An diesem Abend spielten wir nicht

mehr. Wir fuhren einfach wieder heim, und in der Stille des Wagens kreisten unsere Gedanken um die vorangegangenen Ereignisse. Wir fuhren durch eine ansonsten bedeutungslose Nacht – ein Weißer und ein Schwarzer, unterwegs auf einem lebenslangen gemeinsamen Trip.

KAPITEL 35

NEUE VERTRÄGE

1975 rollte endlich der Rubel. Mike hatte mit Blick auf seine Investitionen ein neues Vertragswerk aufgesetzt und es mit auf unsere Europatournee genommen. Er hatte mir die Vorteile erklären und mich davon überzeugen wollen, meine Unterschrift

darunterzusetzen. Allerdings war uns beiden bewusst, dass sich die Rahmenbedingungen grundlegend geändert hatten. Ich war nicht länger der weltfremde, am Hungertuch nagende junge Provinzmusiker. Ich hatte mittlerweile eine ernst zunehmende Machtposition inne ... und ein erhebliches Maß an Kontrolle. So wie die Dinge lagen, wollte ich trotzdem nichts weiter als einen einfachen, ehrlichen Deal, auf dessen Basis wir unsere Partnerschaft fortsetzen konnten. Zum ersten Mal kam richtig Geld rein – eine halbe Million Dollar, die die Plattenfirma auf

Mikes Konto überwies. Ich selbst bekam keine direkten Zahlungen oder Tantiemen. Das lief alles über Mike, so wie es in den von mir vor Jahren unterschriebenen Produktions- und Managementverträgen mit Laurel Canyon vereinbart worden war. Darin war vorgesehen, dass er mich auszahlte.

Widerwillig stimmte ich einem kurzen Treffen zu. Doch der ganze Papierkram war zu verwirrend, er erhöhte nur den Stress auf einem ohnehin schwierigen Trip, daher vereinbarten wir, uns die ganze Sache nach unserer Rückkehr noch mal

vorzunehmen. Sobald wir wieder in den USA waren, traf ich mich also mit Mike in einem Restaurant, wo er mir in leuchtenden Farben die Vorteile unseres neuen Deals darlegte. Tatsächlich *war* er besser als der alte Deal – trotzdem wollte ich erst mal meinen Tisch machen. Ich würde nichts Neues unterschreiben, solange ich nicht wüsste, was ich unter den alten Vertragsbedingungen zu erwarten hätte. Ich hatte ganz sicher keine überzogenen Erwartungen, ich dachte einfach nur an die üblichen Prozente aus den Plattenverkäufen ... Teilen wir uns einfach die Beute und machen

weiter. Hey, wir waren oben angekommen! Die dürrn Jahre waren vorbei! Doch dummerweise entsprach das nicht dem, was ich unterschrieben hatte. In den Anfängen war mir allein schon der Gedanke an Verträge dermaßen fremd gewesen, dass ich sie nie ernst genommen hatte. Doch jetzt war der Moment der Abrechnung gekommen – und ich wollte das Kleingedruckte erst gründlich verstehen, ehe ich mich vertrauensvoll auf eine neue Abmachung mit Mike einließ.

Und ich hielt es für sinnvoll, mir einen Rechtsbeistand zu nehmen.

Mike und sein Anwalt suchten jemanden für mich aus. Mir schwante, dass das Teil ihrer Machenschaften war. Trotzdem war ich neugierig, was passieren würde. Ich traf den Anwalt in einem Restaurant in New York City, wo er über die verbesserten Verträge schwadronierte und jedes Mal abschweifte, wenn ich mit ihm über die alten diskutieren wollte. Mir war klar, dass die ursprünglichen Vereinbarungen ausschlaggebend waren für die Höhe meiner Einkünfte aus den letzten gemeinsamen Jahren mit Mike, daher wollte ich endlich wissen, was sie genau besagten. Doch

er wimmelte mich nur ab. Als ich das Lokal verließ, war mir klar, dass ich hier auf einen eher dunklen Aspekt meiner Beziehung zu Mike gestoßen war. Hier galten andere Spielregeln als im Studio oder auf Tour, wo ich sämtliche Tricks und Fallstricke kannte und genau wusste, was man von mir erwartete. Die *Bühne* war meine Welt ... doch nun hatte es mich an einen Ort verschlagen, an dem das *Business* den Vorsitz führte, zu dessen Rechter ein buckliger Buchhalter mit grünem Visor hockte, der auf seine Rechenmaschine eintippte ... und jeder Anschlag wurde zu einem

weiteren Nagel in deinem Sarg. Zur Linken saß die Musik, gefesselt und geknebelt und mit einem »Waff iff paffiert?«-Ausdruck im Gesicht. Ehrlicherweise trug ich selbst mit Schuld, dass ich an diesen Ort geraten war. Natürlich hätte Mike nicht so gierig sein müssen. Trotzdem waren meine jugendlichen Ängste, meine Unsicherheiten und meine beharrliche Ignoranz in Geschäftsdingen mitverantwortlich für diesen ganzen Schlamassel.

Ich brauchte dringend Hilfe. Von jemandem, der nicht unter Mikes Einfluss stand. Während der Arbeit an

Born to Run hatte sich meine Freundschaft mit Jon Landau intensiviert. Ich wusste, dass Jon nicht frei von eigenen Interessen war – wer ist das schon? Aber Jon hatte Mikes Leistungen nie geschmälert oder in Abrede gestellt. Er hatte nie eine andere Rolle einnehmen wollen als die des Freundes und Produzenten. Ich hatte damals niemanden, auf dessen Klugheit und Fairness ich mehr vertraut hätte, daher rief ich ihn kurzerhand an. Jon machte mich mit dem Anwalt Michael Mayer bekannt. Mike Mayer war ein massiger Kerl mit Korkenzieherlocken und einem

offensiven Denen-treten-wir-
ordentlich-in-den-Arsch-

Selbstvertrauen. Nachdem er sich
einen Überblick verschafft hatte,
besuchte ich ihn in seinem Büro, wo er
mir freudestrahlend mitteilte, dass dies
der übelste Vertrag sei, seit Frankie
Lymon über den Tisch gezogen
worden war. Dann erklärte er mir,
dass selbst die Lenape-Indianer (unser
Stamm aus Jersey) einen besseren Deal
bekommen hätten, als sie damals für
fünfundzwanzig Dollar Manhattan
verkauften. Ich hörte Worte wie ...
Sklave! ... über den Tisch gezogen!...
sittenwidrig! ... Ein wenig hatte ich

damit gerechnet. Trotzdem hatte ich mir eingebildet, diese Vereinbarungen wären ohnehin nur eine lächerliche Formalität, und was wirklich zählte, wären allein Mikes Worte und Taten.

Nach diesen unschönen Enthüllungen traf ich Mike in einer kleinen Bar in New York City, um mich mit ihm über die neuen Verträge zu unterhalten. Wieder erzählte er mir bis spät in die Nacht irgendwelche Märchen. Doch diesmal weigerte ich mich beharrlich zu unterschreiben. Wir orderten einen Drink nach dem anderen, und irgendwann lachten wir beide schallend. Mike schwelgte in

rührseligen Erinnerungen an unsere wunderbaren gemeinsamen Zeiten, an die zahllosen Opfer, die er gebracht hätte ... bla, bla, bla. Da er eine durchaus unterhaltsame Art hat, lauschte ich dem endlosen Lamento. Er klang wie ein Gebrauchtwagenhändler, der seine Quote nicht erfüllt hat und jetzt dringend einen Abschluss braucht. Doch inzwischen durchschaute ich seine Tricks und Schwindeleien. Er hatte Jules Kurz (angeblich für einen Dollar!) die Hälfte meines Vertrags abgekauft. Mikes Partner Jimmy hatte zuvor seine Hälfte des Vertrags Kurz

als Sicherheit für einen Kredit überlassen. Jimmy wiederum war Experte für derlei Finanzmauscheleien und hatte einen ganzen Koffer voller zweifelhafter Methoden, aus dem er sich fröhlich bediente.

Ein weiteres typisches Beispiel: Als ich bei Columbia unterzeichnete, hatte Mike mich auf der Stelle für eine Million Dollar versichern wollen. Er hatte mir vorgejammert, er habe so viel in mich investiert, und was solle aus ihm werden, wenn ich überraschend den Löffel abgab ... Ich hatte abgelehnt. Die Vorstellung, irgendjemand könnte mit meinem

vorzeitigen Ableben eine schnelle Million machen, hatte mir als Zweiundzwanzigjährigem wenig behagt. Wie üblich hatte Mike nicht so schnell aufgegeben und versucht, mir den Deal schmackhaft zu machen, indem ein Teil der Versicherungssumme meinen Eltern hätte zugutekommen sollen. »Schau, deine armen Eltern werden dann diese ganze Kohle kriegen, ohne vorher auch nur einen müden Cent zu zahlen. ICH ÜBERNEHME SÄMTLICHE KOSTEN!« Nein. »Meinst du nicht, dass du mir das schuldig bist?« Nein. Irgendwann

schleppte Mike dann einen Verhandlungsprofi an, so einen jungen Ehrgeizling aus dem Versicherungskonzern. Wir wurden bei Columbia Records zusammen in einen kleinen Raum gesperrt, und während Mike vor der Tür wartete, hörte ich diesem Typen in schniekem Anzug und Krawatte zu, wie er mir stundenlang ihre tollen Pläne darlegte. Nur hatte er nichts Neues zu erzählen. Es war der gleiche Bullshit wie zuvor: Mikes Investition, der Geldsegen für Mom und Dad, an den keinerlei Bedingungen geknüpft wären, keine Kosten für mich selbst ... ich müsste

einfach nur sterben! Ich erklärte ihm, ich sei abergläubisch, und mir sei unwohl bei dem Gedanken, eine Million Dollar Kopfgeld auf mich ausgesetzt zu wissen. Nach einem endlosen nachmittäglichen Verkaufsgespräch – er hatte inzwischen sein Jackett ausgezogen, die Ärmel hochgerollt, die Krawatte gelockert, und Schweiß perlte ihm von der Stirn – fixierte er mich. »Junge, ich hab Frau und Kinder. Wenn wir das hier unterschreiben, dann krieg ich eine ordentliche Provision. Also?«
Miiiiiiiike!

Mike stürzte herein, warf einen

Blick auf seinen entnervten Auftragskiller, ahnte, wie der Hase lief, vollzog eine Hundertachtzig-Grad-Kehrtwende und rief: »Hey, du Arschloch, lass den Jungen in Ruhe! Scher dich raus hier!« Das war Mike, wie ich ihn kannte.

Und hier an dieser Bar fing Mike schon wieder damit an ... was er alles für mich erreicht habe: John Hammond, *Time*, *Newsweek*, über eine Million verkaufter Platten ... Ich mochte Mike aufrichtig gern – daran hat sich nie etwas geändert – und wollte unsere Zusammenarbeit trotz der jüngsten Entwicklungen

fortsetzen. Wir hatten zusammen eine verrückte, aber gute Zeit erlebt und hatten es gemeinsam bis an die Spitze geschafft. Gegen Ende jenes sehr betrunkenen Abends fiel ich Mike inmitten seiner endlosen Suada ins Wort. »GENUG JETZT! GIB MIR DEN STIFT!« Ich kippte noch einen Jack Daniel's, und während fünf weitere Jahre meines Lebens vor mir auf dem Tisch ausgebreitet wurden, machte ich mich bereit zu unterschreiben. Es war mir ernst. Ich wollte unterschreiben ... von Neuem. Wahrscheinlich wollte ich insgeheim nur diesen beschissenen Businesskram

vom Hals haben, von dem ich keine Ahnung hatte. Ich redete mir ein, dass mir Geld ohnehin am Arsch vorbeiginge. Ich hatte schließlich alles, was ich brauchte: eine Band, ein Dach über dem Kopf, Essen, ein Auto, eine Gitarre, meine Musik, einen Plattenvertrag und ein stetig wachsendes Publikum. Verdammt, ich war auf mich allein gestellt, gerade mal fünfundzwanzig, das alles war eine Nummer zu groß für mich – diese ganze komplizierte, verwirrende Erwachsenenwelt mit ihrem BESCHISSENEN PAPIERKRAM machte mich ganz krank! Lass uns

diese Scheiße hier vom Tisch kriegen,
LASST MICH EINFACH NUR
SPIELEN! Vollkommen benebelt
vom vielen Whiskey setzte ich den
Stift aufs Papier. Im selben Moment
spürte ich, wie sich eine Hand auf
meine legte und eine Stimme sagte:
»Nein, so nicht.« Das war tatsächlich
Mike. Der Vertrag sollte niemals
unterschrieben werden ... und die
Freundschaft zwischen Mike und mir
sollte schon bald darauf in Trümmern
liegen.

Das letzte Treffen

Das letzte Mal trafen Mike und ich uns bei mir zu Hause in Atlantic Highlands. Die Spannungen zwischen uns hatten wegen des unfertigen Deals beständig zugenommen. Strahlendes Sonnenlicht fiel durch das große Panoramafenster, durch das man über die Sandy Hook Bay blicken konnte, und wir setzten uns zusammen, um die Angelegenheit endlich ein für alle Mal zu regeln. Nur er und ich. Inzwischen kannte ich die ganze Tragweite unserer früheren Verträge, aber was sollte uns das anhaben? Schließlich waren da immer noch die Musik, das Publikum, all das, was wir

zusammen durchgemacht hatten, unsere Sympathien füreinander ... »Mike«, fing ich an, »ich weiß, dass die Verträge unanständig waren, aber das ist für mich okay. Wir können das regeln – letztendlich ist das alles nur Papier. Wir zerreißen sie und finden einfach eine neue Basis. Ich sag's mal so: Wir haben für fünf Jahre Arbeit einen Betrag X erhalten. Lass uns das Geld ganz einfach teilen, und Schwamm drüber. Sag mir nur, wie hoch mein Anteil und wie hoch deiner ist.« Ich suchte nach einer vernünftigen, gerechten Lösung. Doch stattdessen erwiderte er: »Tja ... Das

hängt davon ab ... Wenn du für weitere fünf Jahre bei mir unterschreibst, dann gehört dir ein beträchtlicher Teil des Geldes. Wenn nicht ... dann vermutlich nur ein ziemlich geringer.« Bereits als Mike die Worte »Das hängt davon ab« aussprach, steckten wir in echten Schwierigkeiten. Fünf weitere Jahre meines Lebens, nur um eine faire Entlohnung für die vergangenen fünf Jahre harter Arbeit zu bekommen? Das war kein anständiger Deal. Deshalb hatte ich nicht zur Gitarre gegriffen, mir mit viel Schweiß ein

Leben aufgebaut und eine Zukunft geschaffen. Mike zog wieder ab.

In den darauffolgenden Tagen setzten wir unsere Verhandlung telefonisch fort und wären sogar fast zu einer Einigung gekommen. Viele neue Vertragsdetails sollten rückwirkend wirksam werden, somit wären die alten Abmachungen hinfällig. Ich war stolz und erleichtert, und wir waren uns darin einig, etwas Tragfähiges ausgearbeitet zu haben. Doch kurz darauf rief Mike mich an und eröffnete mir, sein Vater habe ihm davon abgeraten, seine einzige reelle Sicherheit aufzugeben (die halbe

Million auf der Bank), und das ohne jede Garantie auf zukünftige Erfolge. Ich versuchte, Mike klarzumachen, dass er den dicksten Brocken behalten dürfe und ich nur meinen Anteil wolle, doch das leuchtete ihm nicht ein. Sein Dad hatte ein Machtwort gesprochen, und damit schien die Sache besiegelt zu sein. Ich legte auf, wählte dann aber noch mal seine Nummer. »Dann sprechen jetzt die Anwälte.«

Später dämmerte mir, dass das Ganze möglicherweise nur an mangelndem Vertrauen gescheitert war. Ich selbst hatte im Widerspruch

zu allem gehandelt, was ich seit der ersten Begegnung über Mike gewusst und für ihn empfunden hatte. Für Mike, der im Grunde ein überzeugter Kämpfer für unsere Sache war, hatte vermutlich völlig in den Sternen gestanden, ob wir je mehr als ein One-Hit-Wonder sein würden ... und eine halbe Million Dollar war nun mal eine Summe, die Jungs wie wir womöglich kein zweites Mal zu Gesicht bekamen. Ich wusste genau, wie Mike tickte. Auf eine solche Summe zu verzichten fiel ihm schwer. *Nichts* zu teilen ist ziemlich leicht, aber *so viel* ... ist tricky. Besonders wenn es das erste und

möglicherweise letzte *Viel* in deinem Leben ist.

Ich lag nächtelang wach und fragte mich, was es in Wahrheit mit dem Geld und diesen Verträgen auf sich hatte. Wofür standen sie, was symbolisierten sie? Offensichtlich waren sie für Mike und mich bedeutsamer als unsere Beziehung und alles, was wir zusammen geschaffen hatten und noch hätten schaffen können – wichtiger als unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Mikes Ungeduld und Geldgier und mein Beharren auf die Bedeutungslosigkeit dieser *Papiere*

hatten sich wie ein Keil zwischen uns geschoben. Wir verbrannten alles, was an geteilter Freude, gegenseitiger Sympathie und Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft in uns gewesen war.

Was bedeutete der Kampf um diese Verträge für mich? Kontrolle? Macht? Künstlerische Freiheit? »Sandy ... he ain't my boss no more«? Musste jetzt auf einmal auch die Businessseite der Musik meiner persönlichen Weltsicht entsprechen? Vielleicht war es das. Und Mike, was bedeutete es für ihn? Macht, Kontrolle, Anerkennung durch den Vater und die Bestätigung *seiner*

Sicht auf unsere Beziehung? Viele, wenn nicht alle Manager alter Schule hatten eine machiavellistische Ader. Mikes großes Vorbild war Colonel Tom Parker, Elvis' Manager. Ich liebte Elvis, doch wir würden niemals wie die beiden werden. Ich würde niemals Elvis *sein*. Die Zeiten waren vorüber. Vielmehr versuchte ich bewusst, *nicht* Elvis zu sein. Mich trieb eine innere Urkraft zu einer unabhängigeren Arbeitsweise und Zukunft. Natürlich wollte ich mir helfen lassen, ich brauchte Hilfe, aber ich brauchte vor allem die Gewissheit, dass ich alles unter Kontrolle hatte. Das war der

entscheidende Punkt – fast noch wichtiger als die Entfaltung meines musikalischen Talents. Genau dafür hatte ich all die Jahre gekämpft, und das war der Granitblock, an dem Mike sich mit seinem »Das hängt davon ab« die Zähne ausgebissen hatte. An diesem Punkt war ich zu keinem Kompromiss bereit.

Ich hatte mich in meinem Leben immer wieder irgendwelchen Übermächten beugen müssen. Das müssen wir alle. Man hatte mich drangsaliert, herumgeschubst. Das hatte mich oft beschämt und wütend gemacht, aber okay, in manchen

Bereichen des Lebens heißt es eben: Friss oder stirb. Also schluckst du es runter, klopfst dir den Staub von den Hosenbeinen und ziehst weiter. Aber in der Musik sollte es anders laufen, das hatte ich mir geschworen. Hier wollte ich das Heft selbst in der Hand halten. Und im letzten halben Jahrzehnt war mir das gelungen: ohne Hilfe der Eltern, ohne echte Unterstützung oder finanzielle Zuwendungen. Das durfte man mir doch nicht nehmen! Und genau so sollte es auch bleiben.

Mikes Fehler war, dass er mich völlig falsch eingeschätzt hatte. Er

hatte mich vor eine Wahl gestellt und sich dabei der Sprache der *Macht* bedient. Klar, bei Verhandlungen sitzt die *Macht* immer mit am Tisch. Aber Anstand und Kompromissbereitschaft sollten dort ebenfalls Platz finden. Doch Mike hatte sich im Ton vergriffen und mir kaum verhohlen gedroht. Kein netter Zug unter Freunden. Also würden wir kämpfen, und zwar mit harten Bandagen.

Natürlich drehte es sich letzten Endes nicht nur um Verträge. Während unserer letzten Tour war mir etwas klar geworden: Mikes Art, mich in der Öffentlichkeit zu

»repräsentieren«, mein Sprachrohr zu sein, war bestenfalls hemdsärmelig. Mike war ein Kämpfer. Das war sein Naturell. Darin war er gut: im gnadenlosen Überlebenskampf, bei dem »jedes Mittel recht ist«. Aber mit *Born to Run* waren wir über diese Phase hinausgelangt, wir mussten keine Feinde mehr bekämpfen. Wir hatten gesiegt! Inzwischen wollten alle nur noch in unserem Team spielen.

Was ich jetzt also brauchte, war eher ein Vermittler, der meine Interessen ruhig und selbstbewusst vertrat und alles Erforderliche unaufgeregt in die Wege leitete.

Abseits der Bühne konnte ich kein Drama gebrauchen. Nach der verrückten Frühzeit der Band und den Belastungen durch meinen labilen Vater hatte ich genug von alldem. Ich wollte Menschen um mich haben, die möglichst für Bedingungen sorgten, unter denen ich in Ruhe arbeiten und mein Bestes geben konnte – ungestört von andauernden und selbst erzeugten Stürmen im Wasserglas. Sinnlose Kämpfe rauben dir wertvolle Energie, die du besser einsetzt, indem du etwas Sinnvolles schaffst oder die Früchte deiner Arbeit genießt. Doch für Mike gab es diesbezüglich keinen Mittelweg.

Jon mit seinem messerscharfen Verstand und seinem Einfühlungsvermögen strahlte eine ruhigere Autorität aus. Das entsprach eher meinem neuen Selbstbewusstsein, das ich auch nach außen hin verbreiten wollte. Natürlich war Jon kein Geschäftsmann. Er hatte keinerlei Erfahrung als Manager. Daher sprach ich nach der Trennung von Mike zunächst mit anderen Leuten, die für diese Position infrage kamen, sicher allesamt brillante Geschäftsleute – aber das reichte mir nicht. Ich brauchte gläubige Anhänger. Dies würde sich noch als Achillesferse erweisen, und

erst nachdem ich viel Lehrgeld gezahlt hätte, rückte ich wieder davon ab. Zuvor würden allerdings noch zahlreiche Langzeitbeziehungen in die Brüche gehen, was mich phasenweise mächtig runterzog und sogar die Band beinahe ins Trudeln brachte. Doch zum damaligen Zeitpunkt brauchte ich das Gefühl des tiefen emotionalen Zusammenhalts eingeschworener Reisegefährten, um mich sicher zu fühlen und meinen Job dort draußen in der Popwildnis erledigen zu können. Ich hatte keine nach der Stechuhr getakteten Beziehungen zu meinen Mitarbeitern, so wie ich selbst

keine geregelten Arbeitszeiten hatte. Obwohl mein Lebensstil in vielerlei Hinsicht moderat war, war er in puncto Arbeit exzessiv. Bei der Arbeit gehörte jeder rund um die Uhr *mir*. Eigentlich war Jon für vieles davon schon zu erwachsen, doch mit seinem Herzen und seiner Leidenschaft für meine Musik stand ihm der innerste Kreis offen. Im Austausch dafür konnten sich meine Apostel darauf verlassen, dass ich alles tat, was sie von mir erwarteten. Damit kam ich klar ... zumindest für eine Weile.

KAPITEL 36

LIVING WITH THE LAW

Ich wollte wieder ins Studio, und Jon sollte mir als Produzent zur Seite stehen. Doch als Mike davon erfuhr, stellte er sich quer. Pattsituation. Vorhang auf für den Richter.

Unsere ersten Verfahrensanhträge wurden überwiegend abgeschmettert.

Durch unsere alten vertraglichen Vereinbarungen saß Mike am längeren Hebel – und er nutzte diesen Hebel, um meine Karriere zu torpedieren. Außerdem musste ich lernen, dass das Wort *Vereinbarung* bedeutet, dass irgendwas *vereinbart* wurde. Ob man Vertragswerke nun liest, zum Frühstück verputzt oder die Wände seiner Rumpelkammer damit tapeziert ... es ist VEREINBART!

Dann kamen die sogenannten Depositions – der Teil des Beweiserhebungsverfahrens, bei dem sich die Streitparteien mit einem gerichtlichen Protokollbeamten und

mitsamt Anwälten in einem kleinen Raum efinden und abwechselnd versuchen, die Darstellung der Gegenseite in der Luft zu zerreißen. Dabei willst du deinem Prozessgegner die Antworten entlocken, die nötig sind, um die Sache für dich zu entscheiden. Das ist weder schön noch angenehm. Vielmehr besteht der Zweck dieser Veranstaltung darin, dich zu demütigen, zu verunsichern und bestenfalls aufzurütteln, weil dir mit einem Mal klar wird, dass sie dir den Arsch in Streifen schneiden, sobald du in den Zeugenstand trittst und anfängst, deinen Bullshit

abzusehen, ob er nun der Wahrheit entspricht oder nicht. Nicht ohne Grund spricht man hier auch von einem »kontradiktorischen Verfahren«, das weniger vom Gericht als vielmehr vom Gegner gesteuert wird. Jeder, der mal in den Fängen der Justiz gewesen ist, ob als Millionenbetrüger oder wegen eines Verkehrsdelikts, wird bestätigen, dass der Vorgang seinem Namen alle Ehre macht. Inzwischen hatte ich bereits mehr als hundert Riesen für ein nahezu aussichtsloses Verfahren verschleudert, und das, obwohl wir nach wie vor am Anfang standen.

Beim ersten Treffen mit meinen neuen Anwälten hatte Peter Parcher mich noch mit den aussichtsreicheren Aspekten meines Falls aufgeheitert: »Vor keinem aufrechten Richter und vor keiner Jury dieses Landes wird dieser Sklaventreibervertrag Bestand haben ... nackte Gier ... Scheiße, verdammt, der Vertrag behandelt Sie wie einen miesen Angestellten ... sittenwidrig ...« Bla, bla, bla. Obwohl ich all das schon mehrmals gehört hatte, klang es wie Musik in meinen Ohren. Nach weiteren vierzig Minuten hatte ich ein ziemlich gutes Gefühl und fragte aufgeregt: »Also,

Mr. Parcher, wie stehen denn nun Mikes Chancen vor Gericht? « Worauf mein Anwalt eine elegante Hundertachtzig-Grad-Pirouette hinlegte. »Mikes Chancen? Die stehen fantastisch ... ER HAT IMMERHIN IHRE UNTERSCHRIFT UNTER DEM VERTRAG.« Oh.

Peter Parcher und sein Kollege Peter Herbert begriffen irgendwann, dass Mike sich nicht auf einen Vergleich einlassen würde, solange er nicht einsah, dass unsere Beziehung nicht länger zu retten war. Mein Job bestand nun darin, ihm das in aller Deutlichkeit klarzumachen, und das

konnte ziemlich hässlich werden. Mein alter Anwalt hatte mich offenbar gründlich verladen. Mr. Parcher hatte dessen frühere Verhandlungsprotokolle gelesen, die in seinen Worten eine reine Katastrophe waren. Sämtliche Formulierungen darin waren zweideutig. Unentschieden, Grauzone, Auslegungssache – und zwar einvernehmlich. OHNE KAMPF! Peter zog mich irgendwann beiseite und erklärte mir: »*Sie*, mein Freund, sind nicht der Richter. Der Richter ist der Richter. *Sie* sind nicht die Jury. Die Jury ist die Jury. Sie

müssen die Geschichte aus Ihrer Perspektive und zu Ihrem Vorteil erzählen, genau wie er das tun wird. Dann werden der Richter und die Jury entscheiden, zu wessen Gunsten das Urteil ausfällt. Das ist nicht Ihr Job.«

Das war mein altbekanntes Problem. Mein Vater redete so wenig, dass ich immer für beide Seiten hatte argumentieren und sämtliche Standpunkte in unserer Nichtkonversation hatte einnehmen müssen. Ich hatte mich nicht nur verteidigen, sondern zugleich die Anklagepunkte gegen mich vorbringen müssen. Ich wand mich,

kehrte mein Innerstes nach außen, um zu verstehen, was ich falsch gemacht hatte und wie ich das alles wieder in Ordnung bringen konnte. Damals war ich schlicht zu unerfahren, um zu kapieren, wie aussichtslos meine verzweifelten Bemühungen waren. Außerdem schienen sie mir der einzige Weg zu sein, das emotionale Chaos daheim zumindest halbwegs unter Kontrolle zu bringen. Doch in der Folge führte es dazu, dass ich in meinem Leben häufig viel zu viel Verständnis für meine Gegner gezeigt habe. Egal wie weit sie es trieben, ich versuchte immer, ihren Standpunkt zu

verstehen, ihren Blickwinkel einzunehmen, in ihre Haut zu schlüpfen. Später erklärte ich meinen Kindern, dass Mitgefühl etwas ganz Wunderbares und Wertvolles sei, man dürfe es jedoch nicht an diejenigen verschwenden, die es nicht verdienten. Wenn dir jemand seinen Stiefel in den Nacken setzt, tritt ihm in die Eier, anschließend kannst du immer noch diskutieren. Mein Übermaß an Einfühlungsvermögen kam mir beim Songwriting sehr zustatten, doch im Alltagsleben oder bei Gericht war es schlicht und ergreifend fehl am Platz.

Mein erster Verfahrenstermin unter

der Regie der beiden Peters war eine Katastrophe. Meine Antworten waren daneben, zum Teil albernes Theater, zum Teil echte Raserei an der Grenze zur Gewalttätigkeit. Es war nicht das Geld, das mich derart wütend machte – es ging darum, dass mir die Musik, die ich geschrieben hatte, nicht mehr gehörte und meiner Kontrolle entzogen worden war. Dies war die Lunte, an der ich mich entzünden ließ, und so ging es tagelang: Ich schrie, schlug auf den Tisch, stieß meinen Stuhl um und hämmerte meine Faust in einen Aktenschrank. Eine oscarreife Vorstellung. Irgendwann unterbrach

Leonard Marx, Mikes Anwalt, wegen fortwährenden Missverhaltens meinerseits. Wir mussten alle in die Innenstadt zum Gericht fahren, wo ich freundlich ermahnt und vom Richter dazu verdonnert wurde, meinen Ton zu mäßigen. Die Wortprotokolle von damals kann man sich heute gemütlich als unterhaltsame Bettlektüre zu Gemüte führen: in Mikes Buch *Down Thunder Road*, in dem er seine Version der Ereignisse schildert.

Wie schon Charles Dickens sagte: »Es war die beste und zugleich die schlechteste aller Zeiten ...« Meistens war es die schlechteste ... und das ging

einige Jahre so. Ich hatte für siebenhundert Dollar im Monat eine Sechzig-Hektar-Farm an der Telegraph Hill Road in Holmdel, New Jersey, gemietet. Ich hüpfte in meinen weißen Ford-C10-Pick-up, den meine Freundin »Supertruck« getauft hatte, und donnerte runter zum Stone Pony, wo ich für die Einheimischen spielte, mit der Kellnerin flirtete und meine Sorgen in zu viel Blackberry Brandy ertränkte. Mit meinem C10 hatte ich eine Menge Spaß. Hinten auf der Ladefläche standen eine halbe Couch, eine mit Eis gefüllte Kühlbox und ein kleiner

Hibachi-Grill. Abends holte ich meine Freundin ab und chauffierte sie zu einem der letzten Autokinos. Ich parkte rückwärts vor der Leinwand, und während des nächtlichen Double Features machten wir es uns auf der Couch gemütlich, tranken Bier und grillten Burger. In jenem Sommer sah ich im Autokino den fantastischen Streifen *Born to Kill* mit Warren Oates. Ich hatte eine Menge Zeit, trieb mich in Bars rum und trank mehr, als ratsam gewesen wäre, einfach um Stress abzubauen. Und auf meinem nächtlichen Heimweg vom Pony hinterließ ich nicht selten

Reifenspuren im einen oder anderen Vorgarten.

Irgendwann wurde all das ein bisschen anstrengend und deprimierend, aber ich tröstete mich damit, dass ich alles verlieren durfte, nur eines nicht: mich selbst. Keine Gerichtsverhandlung, kein Urteil, kein Richter, keine Strafe der Welt konnte mir das nehmen, was ich am meisten wertschätzte: meine Visionen und meine innere Kraft, die ich seit Teenagerzeiten entwickelt hatte und die auf der Musik gründeten, die ich mit meinem Herzen, meinem Hirn und meinen Händen geschaffen hatte.

Die würden für immer mir gehören,
und niemand konnte sie mir nehmen.
»Selbst wenn ich den Prozess verliere
und am Ende mit nichts dastehe«,
dachte ich damals, »könntest du mich
immer noch mit einem Fallschirm und
meiner Gitarre irgendwo über
Amerika abwerfen. Ich würde ins
nächste Roadhouse spazieren, mir eine
Band zusammensuchen und dir einen
gelungenen Abend bereiten. Einfach
weil ich es kann.«

Einigung

Alle guten Dinge gehen irgendwann

zu Ende. Langsam, aber sicher
dämmerte Mike die traurige
Wahrheit. Wir einigten uns
außergerichtlich, die
Auflösungsvereinbarungen wurden
aufgesetzt, und in einer ruhigen Nacht
in einem spärlich beleuchteten
Bürogebäude in der Innenstadt
kritzelten Mike und ich unsere
Unterschriften darunter. Ich saß am
Ende eines langen Konferenztischs
und tat, was jeder tun würde, wenn
einem die künstlerische Laufbahn
einen noch so geringen Erfolg
beschert: Ich wiederholte genau das,
was mir diesen beschissenen

Schlamassel überhaupt erst eingebrockt hatte ... Ich unterzeichne wieder mal Papiere, die ich weder gelesen hatte noch jemals lesen würde. Einfach nur um das tun zu können, woran mein Herz am meisten hing: *Songs zu schreiben und zu spielen*. Das Geld war futsch, aber dafür gehörte meine Musik jetzt mir, und ich würde über meine weiteren Karriereschritte frei entscheiden können.

Als es endlich vollbracht war, nahm ich den Aufzug nach unten. Es kam mir vor wie das Negativbild der Fahrt, die Mike und ich damals aus dem obersten Stockwerk des Black Rock

angetreten hatten, nachdem man uns gerade frisch entdeckt hatte. Während ich ins nächtliche New York hinausspazierte, fiel langsam der ganze Stress, den dieser Rechtsstreit verursacht hatte, von mir ab. Es würde noch weitere Verhandlungen mit Mike geben – ein paar recht angenehme, ein paar weniger erfreuliche –, doch der Krieg war vorüber. Und nachdem ein bisschen Zeit ... ziemlich viel Zeit ... verstrichen war, blieb zu guter Letzt ein Gefühl gegenseitiger Zuneigung und Achtung zurück. Wir hatten gemeinsam eine ganz besondere Zeit durchlebt, eine einzigartige Zeit. Wir

hatten uns aufeinander verlassen wie auf niemanden sonst, weil bedeutungsvolle Dinge auf dem Spiel gestanden hatten. Irgendwann hatten wir uns auseinanderentwickelt und missverstanden – so was passiert nun mal. Trotzdem habe ich Mike deswegen nie verabscheut, sondern ihn immer geschätzt und gemocht. Mit seinem unermüdlichen, niemals stillstehenden Mundwerk hatte er mich überhaupt erst in John Hammonds Büro getrieben. Es war ein verdammt weiter Weg von Asbury Park nach New York City zu Columbia Records gewesen. Und

selbst wenn es schier aussichtslos erschien, hatte er dafür gesorgt, dass es aufwärtsging. Er war ein harter Bursche, groß geworden auf den Straßen New Yorks und New Jerseys. Für ihn konnte es nie dick genug kommen – so etwas ließ ihn bloß erst recht zur Höchstform auflaufen. Er hatte eher Probleme damit, wenn es leichter wurde. Manche Leute sind einfach so, sie können mit dem Kämpfen einfach nicht aufhören.

Neben Jon und Steve war Mike mein wichtigster musikalischer Waffenbruder gewesen. Er wusste alles über die großen Bands, die

besten, erfolgreichsten Platten, er hörte jede Nuance in den Stimmen der großen Sänger heraus, in den Riffs der großen Gitarristen und in der innersten Seele unserer Lieblingsmusik. Und wenn wir miteinander redeten, hätte er problemlos jeden meiner Sätze zu Ende führen können. Er war ein *Fan*, mit all der Schönheit und tiefen Bedeutung, die dieses Wort für mich hat. Mike war zynisch, visionär und provokativ, und mit ihm gab es immer was zu lachen.

Am Ende überließ mir Mike – für einen Haufen Geld, das er für andere

hochfliegende Pläne benötigte –, seine kompletten Anteile an meiner Musik. Für meinen alten Kumpel sollte sich dies als großer Fehler erweisen – die Songs würden noch lange gutes Geld auf mein Bankkonto spülen. Mikes Denkfehler war, dass er immer alles jetzt! gleich! sofort! haben wollte. Ich bin einer der wenigen Künstler jener Zeit, der die Rechte an all seinen Werken besitzt. Alle meine Platten gehören mir. Alle meine Songs gehören mir. Das ist ungewöhnlich, und es ist ein verdammt gutes Gefühl.

Mike war eine Kreuzung aus Willy Loman und Starbuck. Er war ein

Verkäufer im klassischen und zutiefst tragischen Sinne, er war ein Regenmacher. Und trotz all der gegenseitigen Verletzungen und Kränkungen in unseren letzten gemeinsamen Jahren ... hatte er es regnen lassen.

Ich musste an meinen Großvater denken, den ehemaligen Sing-Sing-Häftling Anthony Zerilli. («Du musst Risiken eingehen, aber auch dazu bereit sein, den Preis dafür zu zahlen.») Ich hatte etwas riskiert und den Preis gezahlt, aber ich hatte auch etwas gewonnen. Ich hatte es als bescheidener, unbekannter Künstler

versucht, aber das war nicht mein Ding gewesen. Meine Begabungen, mein Ego, meine Visionen waren zu groß. Und während ich weiter durch das nächtliche New York schlenderte, hörte ich hinter mir das erschöpfte, aber gut gelaunte Geplapper meiner Kampfgefährten Jon, Peter und Peter. Innerlich strahlte ich und war euphorisch, weil ich endlich frei war. Ich spürte in mir die Befriedigung, hart für etwas gekämpft zu haben, was rechtmäßig mir gehört hatte. Gleichzeitig aber trauerte ich auch um das Ende einer guten Freundschaft. Trotzdem war ich mir sicher, dass

Mike und ich einander nicht aus den Augen verlieren würden. Und in diesem Moment fühlte ich endlich auch, wie eine zwei Jahre lang aufgeschobene Zukunft mit einem Mal ihre Schatten voraus warf. Endlich war es an der Zeit, wieder zuzupacken und aus alldem etwas zu machen.

KAPITEL 37

DARKNESS ON THE EDGE OF TOWN

Szene eins: der kreischende, ohrenbetäubende Lärm einer Fabrikhalle, in der Plastik gesägt wird. Ich stehe dicht hinter meinem Dad, eine braune Papiertüte mit seinem

Lunch für die Nachtschicht in der Hand – ein Eiersalat-Sandwich. In dem höllischen Getöse rufe ich ihm zu, mein Mund bewegt sich, meine Stimmbänder vibrieren, aber es kommt nichts raus ... kein Mucks. Irgendwann dreht er sich um, entdeckt mich, spricht ein paar unhörbare Worte und schnappt sich die Papiertüte.

Szene zwei: Ich sitze als Beifahrer in Dads Lieferwagen. Es ist einer der schönsten Tage meiner Kindheit. Quer durch New Jersey sind wir auf einer mir unbekannten Mission, deren Bedeutsamkeit trotzdem außer Frage

steht. Wir erreichen unser Ziel und liefern etwas ab, was genau, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, wie die Schiebetür im Heck des Lieferwagens mit einem lauten metallischen Dröhnen aufgeht. Mein Vater und ein paar andere Männer entladen große Kartons, zünden Zigaretten an, plaudern kurz miteinander, und dann ist die Mission erledigt. Auf dem Nachhauseweg schaukelt der Wagen auf den entlasteten Stoßdämpfern, mein Fenster steht offen, es ist ein wundervoller Herbsttag, ich schwänze die Schule, zwischen mir und meinem Vater ragt der schwarze

Schaltknüppel nach oben, im Innenraum des 1950er Lieferwagens riecht es nach Metall und Leder, und mein Herz schlägt voller Bewunderung, Begeisterung und Stolz darauf, ein Auserwählter zu sein. Ich reite an der Seite des Königs. Dad hat mich mit zur Arbeit genommen. Oh, wie herrlich hätte meine Kindheit sein können!

Taxifahrer, Fließbandarbeiter, Automechaniker, Gefängniswärter, Bus- und Lastwagenfahrer – das waren nur ein paar der Jobs, mit denen sich mein Dad durchschlug. Meine Schwester und ich wuchsen in

einem gemischt weißen und schwarzen Arbeiterviertel auf. Hier lebten die Familien von Fabrikarbeitern, Cops, Feuerwehrleuten und Fernfahrern. Hier hatte ich nie erlebt, dass ein Mann in Anzug und Krawatte das Haus verließ – außer vielleicht sonntags oder wenn er Ärger mit den Behörden hatte. Wenn bei uns jemand im Anzug an die Tür klopfte, war er sofort verdächtig. Höchstwahrscheinlich führte er etwas im Schilde. Es gab hier jede Menge Nachbarn, die ihre kleinen Macken hatten, aber im Wesentlichen nett und

freundlich waren. Doch wie überall gab es natürlich auch einige finstere Gestalten und Häuser, von denen man wusste, dass dort nicht alles kosher war. Zwischen meinem sechsten und zwölften Lebensjahr wohnten wir in der 39 ½ Institute Street, in der kleineren Hälfte eines winzigen Doppelhauses, in dem es kein fließend warmes Wasser gab. Wir badeten nur selten, weil das für meine Mutter einen gewissen Aufwand mit sich brachte: Sie musste auf dem Küchenherd Wasser erhitzen und es dann Kessel für Kessel hinauf in den ersten Stock ins Bad schleppen. Meine Schwester

und ich warfen immer eine Münze, wer als Erstes in die Wanne durfte. Die Wände waren dünn, verdammt dünn. Das Heulen, Brüllen und Schlimmeres von nebenan war kaum zu überhören. Ich weiß noch, wie meine Mutter mal mit ihren rosa Lockenwicklern auf der Treppe saß, das Ohr an die Wand gepresst, um den wilden Streit der Nachbarn zu belauschen. Der Mann war ein großer, kräftiger Kerl. Nachts schlug er seine Frau. Am nächsten Tag sah man sie dann immer mit blauen Flecken und Schrammen. Niemand verständigte je die Cops, niemand sagte auch nur ein

Wort, niemand griff ein. Eines Tages kam der Mann nach Hause und band ein kleines gläsernes Windspiel mit kitschigen chinesischen Verzierungen an den Querbalken seiner Veranda. Ich fand das ziemlich abstoßend, bei der leisesten Brise klimperte das Ding. Der friedliche Klang des Windspiels bildete einen bizarren Kontrast zu der permanenten nächtlichen Hölle eine Tür weiter. Noch heute dreht sich mir beim Klimpern eines Windspiels der Magen um. Windspiele klingen einfach verlogen.

Dies war der Teil meiner

Vergangenheit, den ich mit *Darkness on the Edge of Town* ergründen wollte.

Um 1977 herum hatte ich mich auf typisch amerikanische Art von allen familiären Bindungen befreit, aber irgendetwas daran behagte mir nicht. Statt freudiger Erregung empfand ich eher Unwohlsein. Ich sah einen eklatanten Unterschied zwischen Verantwortungslosigkeit und echter Freiheit. Viele Bands vor uns, viele meiner Helden hatten das eine mit dem anderen verwechselt, was zu ihrem künstlerischen Niedergang beitrug. Für mich verhielt sich Verantwortungslosigkeit zu Freiheit

wie Masturbation zu Sex: Es war nicht schlecht, aber einfach nicht vergleichbar mit dem einzig Wahren. Und deshalb hatten die Liebenden, die in »Born to Run« anfänglich wild entschlossen alles hinter sich lassen wollten, schließlich den Wagen gewendet und waren in ihre Heimatstadt zurückgekehrt. Denn dort spielte sich das wahre Leben ab, unter den eigenen Leuten, den Brüdern und Schwestern. Ich begann, mir ein paar neue Fragen zu stellen. Ich fing an, mich zuständig für die Menschen zu fühlen, mit denen ich

aufgewachsen war, und diesem Gefühl wollte ich mich stellen.

Neben dem klassenbewussten Pop der Animals, den Beatgroups der frühen Sechziger und dem Punk hörte ich zum ersten Mal auch ernsthaft Countrymusik und entdeckte Hank Williams für mich. Es gefiel mir, dass Country sich mit echten Erwachsenenthemen beschäftigte, und nachdem ich nicht fand, dass man jemals »zu alt« für Rockmusik werden konnte, sollten auch meine neuen Songs vom Prozess des eigenen Älterwerdens handeln. Filme wurden bedeutsamer für mich, und mein Titel

Darkness on the Edge of Town ließ bewusst eine Verwandtschaft zum amerikanischen Film Noir anklingen. Ich entwickelte einen Sound, der geradliniger und weniger bombastisch war als noch auf *Born to Run* und besser zu den Figuren passte, die ich jetzt zum Leben erwecken wollte. Ich tastete mich auf neues Terrain vor und suchte nach einer Tonart, die irgendwo zwischen der spirituellen Hoffnung von *Born to Run* und dem Zynismus der Siebziger lag. Genau gegen diesen Zynismus kämpften meine Charaktere an. Ich wollte, dass sie sich reifer fühlten, erfahrener und

trotzdem nicht geschlagen oder resigniert. Der Druck des alltäglichen Überlebenskampfes in der Gesellschaft nahm beständig zu; es war zusehends schwierig, die Hoffnung aufrechtzuerhalten. Es ging mir darum, genau diesen Zustand zu beschreiben. Ich rückte vom Eskapismus ab und siedelte meine Figuren in einer geschlossenen Welt ohne Fluchtmöglichkeiten an.

Von den Einkünften aus *Born to Run* hatte ich mir einen Steinway-Stutzflügel zugelegt und eine 1960er Chevrolet Corvette mit Cragar-Felgen, die ich einem Typen aus der Carvel-

Eisbude in West Long Branch für sechs Riesen abgekauft hatte. Abgesehen davon blieben mir nichts als Rechnungen – Studiorechnungen, Rechnungen für die Instrumentenmiete, Mahnungen von Firmen, die Mike (und somit auch ich?) immer wieder vertröstet hatte, um den Laden am Laufen zu halten. Außerdem waren da die Anwaltshonorare und plötzlich auftauchende Steuerforderungen, die mir eine Menge Kopfzerbrechen bereiteten. Irgendein ehrgeiziger junger Mann bei der Steuerbehörde musste die Cover von *Time* und

Newsweek gesehen und sich gefragt haben: »Wer ist dieser Kerl?« Und seine Antwort hatte wohl gelautet: »Auf jeden Fall einer, der sein ganzes Leben lang noch keinen Penny Steuern gezahlt hat, genauso wenig wie die meisten seiner Kumpels.« Und – tada! Schon hatte Uncle Sam uns bei den Eiern. Wir hatten bislang so weitab von irgendwelchen normalen Einkommensverhältnissen rumgekrebst, dass uns nie auch nur der Gedanke gekommen wäre, als Steuerzahler in Betracht zu kommen. Und selbst als die plötzlich fließenden Einnahmen die Steuergrenze

möglicherweise sogar deutlich überschritten, hatte Mike immer beteuert, das ginge alles für laufende Kosten drauf. Und so war ich unversehens mit Steuernachforderungen für meine »Einkünfte« seit dem frühen Säuglingsalter konfrontiert. Außerdem musste ich für die gesamte Band aufkommen, weil die sozusagen chronisch pleite war. Diese enormen Schulden abzutragen dauerte eine Ewigkeit. Die gesamte *Darkness*-Tour über spielte ich *jeden Abend* quasi für den Geldbeutel von jemand anderem. Anwälte, Kreditgeber, Uncle Sam,

Musikfirmen, Speditionsfirmen – sie alle kamen jetzt hervorgekrochen, um sich an unseren mageren Einkünften zu laben. Dazu kamen die Studiorechnungen, die ins Astronomische angewachsen waren, während wir dort unser Handwerk gelernt hatten. Das alles sorgte dafür, dass ich bis 1982 nichts als Schulden hatte ... selbst zehn Jahre und Millionen verkaufter Alben *nachdem* ich bei CBS unterzeichnet hatte. Wenn die Platten gefloppt wären, hätte ich wieder nach Asbury Park zurückkehren müssen, im Gepäck nichts weiter als eine betrunkene

Geschichte, die ich hätte erzählen können.

Wir spielten vierzig, fünfzig, sechzig Songs unterschiedlichster Genres ein. Nach der unfreiwilligen zweijährigen Pause war ich unendlich gierig auf Studioarbeit. Vermutlich wollte ich all diese Songs und Ideen aus meinem Kopf kriegen, um Platz zu schaffen für das neue Album, auf das es mir ankam. Und allmählich ... nahm es tatsächlich Gestalt an. Als wir ins Studio zurückkehrten, waren wir fast schon eingerostet, und es vergingen Wochen, ehe wir die erste Note einspielten. Genau wie bei *Born to*

Run drohte der Aufnahmeprozess an unserer offenkundigen Unfähigkeit zu scheitern, einen einigermaßen akzeptablen Sound hinzukriegen. Tage vergingen, in denen der einzige Sound, der aus dem Studio B bei Record Plant drang, das dumpfe, endlose *Tack* von Max' Drumsticks auf den Toms war. »Stiiiiiiiiick!« Das war unser frustrierendes Mantra, das wir Tag und Nacht, immer und immer wieder hörten. Statt der klanglichen Fülle einer echten Snare oder einer Tom nahmen wir nur das unbefriedigende Klicken der Sticks auf dem Trommelfell wahr. Wir

hörten buchstäblich den Drum*stick*. Das war alles andere als göttliches Donnergrollen. Trotzdem tasteten wir uns weiter wie Blinde durch eine stockdunkle Gasse.

Rückblickend waren wir als Produzenten einfach Amateure. Wir hatten keinen blassen Schimmer von den elementaren Regeln, wie man einen ordentlichen Sound auf Tape bannt. Studioaufnahmen sind immer etwas Relatives: Sind die Drums druckvoll, aber zurückhaltend, lässt das Raum für einen fetten Gitarrensound. Klingen die Gitarren kraftvoll, aber schlicht, können sich die

Drums haushoch türmen. Aber man kann nicht *alles* in den Vordergrund stellen – denn so bringt man letztlich *gar nichts* in den Vordergrund. Phil Sectors Alben sind vielleicht studioteknisch nicht voll ausgereift; die Technologie war damals einfach noch nicht so weit. Trotzdem *klingen* sie überlebensgroß. Sie sind eine wundervolle Illusion. Ich wollte alles, und so bekam ich nichts. Wir machten immer weiter und verausgabten uns ... Nun ist die Verausgabung immer schon mein Freund gewesen, und es machte mir nichts aus, diesen Punkt zu erreichen. Im bodenlosen

Abgrund dieses Zustands findet sich üblicherweise ein Ergebnis. Wir scheiterten so lange, bis wir nicht mehr scheitern konnten.

Neben dem Arbeiterklassenblues der Animals und Pophits wie »Friday on My Mind« von den Easybeats inspirierte mich wie schon erwähnt die lange Zeit schmähhlich von mir vernachlässigte Countrymusik. Hank Williams und Woody Guthrie – das waren die Musiker, die die emotionale Seite eines mir vertrauten Lebens schilderten, meines Lebens, dem meiner Familie, meiner Nachbarn und Freunde. Dies war das Feld, auf dem

ich mich musikalisch tummeln und nach eigenen Fragen und Antworten suchen wollte. Ich wollte nicht mehr flüchten. Ich wollte standhalten. Ich wollte nicht mehr vergessen, verdrängen oder ungeschehen machen. Ich wollte verstehen. Was waren die gesellschaftlichen Kräfte, die das Leben meiner Eltern bestimmt hatten? Warum war es so hart gewesen? Da waren zum einen die persönlichen, psychologischen Probleme meines Vaters, aber da waren überdies auch die politischen Probleme, die der Arbeiterklasse in den gesamten Vereinigten Staaten zu

schaffen machten – und die Grenze dazwischen war fließend. Irgendwo musste ich ansetzen. Angesichts der harten, mühseligen Existenz meiner Eltern beschloss ich, die mitleidende Stimme der Vernunft und der Rache zu werden. In *Darkness on the Edge of Town* trug das erste Früchte. Jetzt da ich mir erfolgreich meine »Freiheit« erobert hatte, konnte ich mich in diese Thematik stürzen. Keine Ahnung, ob mich die Schuldgefühle eines Überlebenden, eines der Kleinstadtexistenz Entronnenen dazu trieben oder ob es mir nach guter amerikanischer Sitte darum ging,

keinen unserer Leute auf dem Schlachtfeld zurücklassen. Denn in einem so reichen Land gehört sich das ganz einfach nicht. Jeder sollte hier ein bescheidenes Leben in Würde führen können, das ist beileibe nicht zu viel verlangt. Wie weit man es von dort aus bringt, liegt in den eigenen Händen. Trotzdem sollte es ein Geburtsrecht sein.

Ein Teil von mir war geprägt davon, in einem Arbeiterviertel aufgewachsen zu sein. Wer man einmal war und wo man gelebt hat, lässt sich nicht einfach so abschütteln. Die neu hinzukommenden Teile

deiner Persönlichkeit steigen lediglich in den Wagen und fahren für den Rest deines Lebens mit. Wohin die Reise geht und ob sie zum Erfolg führt, hängt allein von demjenigen ab, der hinterm Steuer sitzt. Ich hatte miterlebt, wie eine Reihe großartiger Musiker den Kontakt zu ihren Ursprüngen verloren hatte und wie ihre Kunst deswegen blutleer, entwurzelt und kraftlos wurde. Dagegen sollte meine Musik eine Suche nach wahrer Identität, nach Bedeutung und kollektiver Zukunft sein.

Annäherung

Partysongs, Liebeslieder, Brill-
Building-Pop, Top-10-Smashhits
(»Fire«, »Because the Night«) – all das
tauchte auf und wurde wieder
verworfen. Das war meine
Arbeitsweise. Ich hatte zwar keine fest
umrissene Vorstellung von dem, was
ich wollte, wusste aber genau, wenn es
nicht das Richtige war. Ich hatte die
Hoffnung, dass die Zeit und der
konsequente Arbeitsprozess ähnlich
wie bei *Born to Run* eine künstlerische
Identität, ein Ich herausbilden würden,
das mich zufriedenstellte. Irgendwann

schnitt ich aus dem gewaltigen Block aufgenommenener Songs die zehn dichtesten heraus. Ich schmiss weg, was die Atmosphäre und den dramaturgischen Bogen des Albums störte. Die ausgewählten Songs hatten bedeutungsvolle Titel – »Badlands«, »Prove It All Night«, »Adam Raised a Cain«, »Racing in the Street«, »Darkness on the Edge of Town« – und erzählten von starkem Willen, Zähigkeit und Widerstandskraft. In »Adam« verwendete ich biblische Metaphern, um die schwere Bürde des vom Vater auf den Sohn übertragenen Erbes heraufzubeschwören.

»Darkness on the Edge of Town« zeigt, dass du die Bedingungen für echte Veränderung häufig nur in dir selbst findest. In »Racing in the Street« sind meine Street-Racer von den Jahren gezeichnet, die zwischen den unschuldigen Car-Songs der Sechziger und der Wirklichkeit eines Amerika im Jahr 1978 liegen. Um »Racing« und den anderen Titeln Authentizität zu verleihen, impfte ich der Musik meine eigenen Erfahrungen, meine Hoffnungen und Ängste ein.

Alles, was irgendwie nach billigem Klischee oder Nostalgie roch, wurde ausgemerzt. Die Punkrevolution war

ausgebrochen, und eine neue, harte Musik kam aus England herüber. Die Sex Pistols, The Clash und Elvis Costello sprengten die Grenzen dessen, was Pop bis 1977 gewesen war. Es war eine Zeit dramatischer Enden und großartiger Neuanfänge. Elvis war gestorben, und nur mehr sein Geist schwebte über unseren Aufnahmesessions. (»Fire« schrieb ich ihm zu Ehren.) Gleichzeitig tauchten auf der anderen Seite des Atlantiks junge, wütende Musiker auf, die den Rock neu erfanden (oder zerstörten) und nach einem neuen Weg suchten. Irgendwer musste irgendwo einen

Flächenbrand entfachen – die alten »Götter« der Musik waren einfach zu übermächtig geworden und hatten die falschen Wege eingeschlagen. Die Verbindung zwischen den Fans und den Musikern auf der Bühne war abgerissen. Versprechungen waren gemacht und nicht gehalten worden. Es war Zeit für eine neue Ordnung oder vielleicht auch ... keine Ordnung! Der Pop brauchte neue Provokationen und neue Antworten. '78 fühlte ich mich diesen Gruppen verwandt, ihrem Klassenbewusstsein, ihrer Wut. Sie bestärkten mich in meiner Entschlossenheit. Ich würde

meinen eigenen Weg gehen, angespornt durch die inspirierende und herausfordernde Wirkung der Punks auf die amerikanische Musik. Ihr Einfluss und ihre Energie finden sich tief im Subtext von *Darkness on the Edge of Town* wieder.

Darkness war meine Samurai-Platte, sie war auf das Nötigste abgespeckt und voller Kampfbereitschaft. Die Protagonisten meiner neuen Songs hatten sich von allem verabschiedet, was nicht mehr lebensnotwendig war. Auf *Born to Run* hatte ich eine persönliche Schlacht geschlagen, doch der Krieg war weitergegangen. In den

Texten von *Darkness* trat nun die politische Dimension meiner Figuren stärker in den Vordergrund, und ich suchte nach einer Musik, die dem gerecht wurde.

Mir war klar geworden, dass die Wurzeln meiner Kraft, meiner Visionen, meiner Leidenschaft in den Straßen meiner Heimatstadt lagen. Neben dem Katholizismus, wie er in meinem Viertel praktiziert worden war, fand ich dort noch weitere Elemente meiner »Genesis«: Zugehörigkeit, Gemeinschaftsgefühl, Verantwortung – hart bleiben, hungrig bleiben, lebendig bleiben. Ein

wenig versüßt von schnellen Autos, Mädchen und Glücksrittertum waren dies die Werte, die den Fluchtpunkt meiner musikalischen Reise bildeten. Ich war weit herumgekommen, hatte mich gefühlte Lichtjahre von meinem Zuhause entfernt und das alles sehr genossen; trotzdem hatte ich mich nie meinen Ursprüngen entfremdet. Meine Musik bekam nun mehr soziale Relevanz. Meine Arbeit sollte etwas Sinnvolles bewirken. Ich las viel, um ein besserer Texter zu werden. Ich hatte ehrgeizige Visionen und war zutiefst überzeugt vom weitreichenden Potenzial populärer

Musik. Meine Musik sollte aus meinen realen Erfahrungen entspringen, aus denen meiner Familie und der Menschen, die mir begegnet waren.

Die meisten meiner Texte sind auf der Gefühlsebene autobiografisch. Nur wenn du tief aus deinem Inneren Erfahrungen hervorgräbst, die dir wirklich etwas bedeuten, dann werden sie auch für dein Publikum bedeutsam. Das macht erst ihre Existenzberechtigung aus. Nur so spürt das Publikum, dass du es wirklich ernst meinst. Mit der letzten Zeile der Platte – »Tonight I'll be on that hill ...« – sehen meine Figuren

einer ungewissen Zukunft entgegen,
sind aber innerlich gefestigt und bereit,
Verantwortung zu übernehmen. Mit
Darkness hatte ich meine erwachsene
Stimme gefunden.

KAPITEL 38

BLUTZOLL

Nach über einem Jahr endloser Studiosessions, unzähligen schlaflosen Nächten in meinem winzigen Zimmer im Navarro Hotel und einem verfinsterten New York (ich war beim großen Stromausfall von 1977 auf dem Times Square gewesen, dem

weltgrößten Flipperautomaten ... und als die Lichter wieder angingen – *boah!*) war meine erste Platte seit drei Jahren endlich fertig. Es war Steve Van Zandts erstes Album als Mitglied der E Street Band, der Anfang einer langen und wunderbaren Zusammenarbeit mit unserem Produzenten Chuck Plotkin und das Ende der kurzen, aber fruchtbaren Beziehung zu meinem guten Freund Jimmy Iovine. Außerdem war es das erste Album, bei dem die komplette Band sämtliche Tracks im Studio live eingespielt hatte ... und das erste ohne Mike. Jon und ich übernahmen die

Produktion, setzten mit diesem Album unsere Zusammenarbeit fort und vertieften unsere Freundschaft. Alles, was wir jetzt noch brauchten, war ein Albumcover.

Patti Smith und ich hatten uns durch die Zusammenarbeit an »Because the Night« kennengelernt. Als ich sie eines Abends bei einer ihrer Performances im Bottom Line besuchte, gab sie mir die Adresse eines Fotografen aus South Jersey. »Du solltest dich unbedingt von diesem Typen fotografieren lassen.« Also fuhr ich an einem Winternachmittag runter nach Haddonfield, New Jersey, und

traf mich dort mit Frank Stefanko. Frank hatte Patti ganz zu Anfang ihrer Karriere fotografiert. Er arbeitete tagsüber in einer Fleischkonservenfabrik und widmete sich in seiner Freizeit der Fotografie. Frank war in seiner Arbeit absolut kompromisslos, aber ansonsten ein ziemlich umgänglicher Typ. Soweit ich mich erinnere, lieh er sich für das Shooting eigens eine Kamera aus, bat einen jungen Burschen aus der Nachbarschaft, ihm die einzige Lampe zu halten, und begann dann ohne viele Umstände zu fotografieren. Ich baute mich vor der geblühten Tapete in

Franks ehelichem Schlafzimmer auf, setzte meine beste Gequälter-junger-Mann-Miene auf, und er übernahm den Rest. Eins dieser Fotos landete schließlich auf dem Cover von *Darkness on the Edge of Town*.

Franks Aufnahmen waren nüchtern, fast schroff. Sein Talent bestand darin, jede Berühmtheit, jede Attitüde komplett außen vor zu lassen und zum ungeschminkten Selbst des anderen vorzudringen. Seine Bilder strahlten Purismus und eine Art karge Straßenpoesie aus. Sie waren schön und wahr, nicht glattgebügelt und gefällig. Frank suchte nach meinem

wahren Charakter und erfasste intuitiv, was mich in meinem Innersten umtrieb. Außerdem fingen seine Bilder etwas von den Figuren aus meinen Songs ein, was mir vor Augen führte, wie viel sie mit mir persönlich zu tun hatten. Es hätte zwar auch andere Optionen für das Cover gegeben, aber nur Franks Bilder brachten diesen Hunger zum Ausdruck.

Darkness war nach seiner Veröffentlichung kein sofortiger Erfolg, und kaum jemand hätte gedacht, dass das Album eines Tages zur Lieblingsplatte zahlreicher Fans

werden würde. Wegen der schlechten Erfahrungen mit *Born to Run* hatte ich zunächst darauf bestanden, *keinerlei* Werbung für mein neues Album zu machen. »So wird niemand wissen, dass diese Platte überhaupt existiert«, belehrte mich Jon und schlug vor, zumindest Anzeigen mit Coverfoto, Albumtitel und Erscheinungsdatum zu schalten. Na gut, meinetwegen. Ich fügte mich. Schließlich wollte ich nicht gleich wieder in der Versenkung verschwinden. Ich war gerade erst für drei Jahre untergetaucht gewesen, hatte mich die meiste Zeit meines Lebens so gut wie unsichtbar gefühlt –

und wenn irgend möglich, wollte ich nicht wieder dorthin zurückkehren. Ohne jede Werbung hätten die Menschen dort draußen tatsächlich keinen Schimmer, was zum Teufel wir zustande gebracht hatten. In dieser Musik steckte alles, was mir geblieben war. Also gab ich mir einen Ruck und begann, eifrig Hände zu schütteln und mich mit jedem Radio-DJ zwischen Ost- und Westküste gut zu stellen in der Hoffnung, dass die Platte auch bei meinen radiohörenden Fans einschlug. Und dann spielten wir unser Trumppass aus.

Auf Tour

Ich ging nicht völlig unvorbelastet auf diese Tournee. Immerhin wollte ich den Beweis antreten, mit achtundzwanzig noch keine *ehemalige* Größe zu sein. Und natürlich wollte ich – in langen, schweißtreibenden Rockshows – das neue Album an den Start bringen. Zum ersten Mal teilten wir die Shows durch eine kurze Pause in zwei Hälften. So konnten wir die bekannten Songs spielen, von denen wir wussten, dass die Fans sie hören wollten, und dann die neue Musik, von der wir dachten, dass die Fans sie

unbedingt hören sollten. Zusätzlich wurden Clubauftritte in Los Angeles, New Jersey, San Francisco und Atlanta im Radio übertragen. Wir taten alles, um gehört zu werden. Bei jeder Show legten wir uns ordentlich ins Zeug, kitzelten das Letzte aus unseren neuen Songs heraus, sodass sie richtig einschlugen und das Publikum sie ins Herz schloss. Wieder einmal erwies sich die geballte Energie und gewaltige Livepower der Band als unschätzbar, und Abend für Abend entließen wir unser Publikum mit dem Gefühl, dass es sich lohnen würde, auch zu Hause auf Platte die Schönheit und

zurückhaltende Kraft dieser Musik zu entdecken.

Die Songs von *Darkness on the Edge of Town* sind bis heute tragende Pfeiler unserer Liveauftritte, und vermutlich sind sie die reinste Essenz dessen, worum es sich bei meiner Rock'n'Roll-Musik dreht. Wir blieben die ganze Tour über in Nordamerika und gaben schließlich unser Abschlusskonzert in Cleveland – am Neujahrsabend. Ein berauschter Fan schleuderte dort einen Feuerwerkskörper auf die Bühne. Die Folge war eine kleine Platzwunde unter meinem Auge. Okay, wir hatten

einen gewissen Blutzoll gezahlt – aber wir hatten uns zurückgemeldet.

Nachdem ich jahrelang Artikel unter dem Motto »Strohfeuer«, »Eintagsfliege« und »Was ist eigentlich aus ... geworden?« gelesen hatte, erschienen jetzt in einer Großstadt nach der anderen Rezensionen, die unsere Konzerte überschwänglich feierten. Nein, man muss es den Leuten nicht erklären. Man muss es ihnen einfach zeigen.

KAPITEL 39

AUSFALLZEIT

Das Leben nach der Tour war nur schwer auszuhalten. Ohne den allabendlichen Adrenalinkick wusste ich wenig mit mir anzufangen. Und welcher Dämon auch immer an meiner Seele nagte – jetzt hob er sein hässliches Haupt und rief nach mir. Im

Studio und während der Tournee war ich ein effizientes Ein-Mann-Rollkommando. Doch jenseits des Studios und ohne das Tourleben war ich das ... nicht. Mir war klar, irgendwann würde ich mich diesem Problem stellen müssen: dass *ich mich immer unwohl fühlte, wenn ich zur Ruhe kam, und nicht zur Ruhe kommen durfte, um mich wohlzufühlen*. Auftritte brachten mich wieder halbwegs aufs Gleis und zur Ruhe, aber damit waren meine Probleme nicht gelöst. Ich hatte keine Familie, kein Zuhause, kein echtes Leben. Das ist beileibe nichts Außergewöhnliches. Eine Menge

Leute aus dem Showbiz können das Gleiche erzählen. Es ist ein weitverbreitetes Übel, eine Art Berufskrankheit. Wir sind Reisende, »Flüchtende«, keine »Bleiber«. Wobei jeder seine eigene Art hat zu flüchten oder zu bleiben. Irgendwann wurde mir klar: Einer der Gründe, warum ich für meine Platten jedes Mal ewig brauchte, war schlicht und ergreifend, dass ich nichts anderes zu tun hatte, bei dem ich mich richtig gut fühlte. Warum sollte das Aufnehmen da nicht, wie Sam Cooke sang, »all night ... all night ... all night« dauern? Meine Art, Platten zu

machen, war wie eine späte Wiederholung meines morgendlichen Schulwegs, den ich jedes Mal ins Unendliche auszudehnen versucht hatte. »Get in the groove and let the good times roll, we're gonna stay here 'til we soothe our souls.«

'til we soothe our souls ... Tja, bis meine Seele endlich zur Ruhe kam, das konnte dauern.

Eine Familie zu gründen war für mich um 1980 herum eine beängstigende Vorstellung. Seit dem Teenageralter war ich davon überzeugt, dass mein Leben für alle Zeiten aus einem Koffer, einer Gitarre

und dem Tourbus bestehen würde – bis der letzte Vorhang fiel. An irgendeinem Punkt denkt jeder junge Musiker so: Wir leben das wahre Leben, während die übrige Menschheit in ihrem beschissenen Hamsterrad gefangen ist. Und doch hatte ich auf *Darkness* begonnen, über genau dieses Alltagsleben zu schreiben. Ein Teil von mir bewunderte es aufrichtig und fand, dass sich dahinter wahre Männlichkeit verbarg. Nur war ich darin einfach nicht gut. In meinen *Darkness*-Songs hatte ich dieses Leben als eine dunkle, bedrückende, aber auch tragende und lebenserhaltende

Welt beschrieben – eine Welt, die nahm, aber auch gab: »Factory takes his hearing, factory gives him life.« Das machte mir Angst. Mein einziges Vorbild in dieser Hinsicht war mein Vater. Ich kannte keine Männer, die mit ihrem Familienleben glücklich und zufrieden gewesen wären – zumindest nicht aus eigener Anschauung. Insofern traute ich mir einfach nicht zu, eine solche Last zu schultern, Verantwortung für andere zu übernehmen und die dafür erforderliche selbstlose Liebe aufzubringen.

Meine bisherigen Erfahrungen mit

Liebe und Beziehungen schienen zu bestätigen, dass ich dafür wohl nicht geschaffen war. Die Vorstellung von einem häuslichen Leben bereitete mir enormes Unbehagen. Und was noch schlimmer war: Es löste eine tief sitzende Wut in mir aus, für die ich mich schämte und die ich zugleich begrüßte. Ich erkannte in mir den schlummernden Vulkan wieder, der in meinem Vater während seiner nächtlichen Küchensitzungen brodelte. Und unter diesem ganzen unterdrückten Zorn verbarg sich ein Meer aus Angst und Depressionen, das so uferlos zu sein schien, dass ich noch

nicht mal darüber nachzudenken wagte, geschweige denn es aktiv angehen konnte. Da schien es wesentlich leichter, einfach weiterzumachen wie bisher.

Es war immer das gleiche Spiel. Routinemäßig und wenig einfühlsam servierte ich nach einer gewissen Zeit die wunderbarsten Frauen ab. Ich hatte es mir im großen Nichts einigermaßen wohnlich eingerichtet, und das nicht ohne Grund. Nach dem Tod meiner Großmutter (da war ich sechzehn gewesen), den ständigen Schuldzuweisungen durch meinen Dad und dem Umzug meiner Eltern

nach Kalifornien hatte ich beschlossen, mich nie wieder derartig von anderen Menschen abhängig zu machen. Stattdessen mauerte ich mich in der Defensive ein. Trotzdem wurde es mit der Zeit schwieriger, mir selbst einzureden, dass mir dabei nichts fehlte. Keine meiner Beziehungen hatte länger als zwei Jahre gehalten – spätestens, wenn meine Schwächen entdeckt zu werden drohten, hatte ich mich Mal ums Mal aus dem Staub gemacht ... sofern sich meine Partnerin nicht zuvor selbst davongemacht hatte. Man musste den entsprechenden Auslöser bei mir nur

ganz leicht antippen, und schon war die Geschichte geplatzt, ich war wieder auf der Straße und schleppte ein weiteres trauriges Beziehungsende mit mir herum. Dabei waren es selten die Frauen selbst, vor denen ich flüchtete. Ich hatte viele tolle Freundinnen, die ich wirklich mochte und die mich aufrichtig mochten. Ich schätze, es ging mehr darum, was sie in mir auslösten: die Furcht davor, meine Gefühle offenzulegen, vor einem Leben voller Verbindlichkeiten und familiärer Verantwortung. Sicher lief auch bei meiner Arbeit nicht immer alles glatt; trotzdem konnte ich

mir dort nie genug Verantwortung aufladen. In meinem übrigen Leben war mir Verantwortung eher nicht willkommen, sie erinnerte mich an eine Vergangenheit, mit der ich mich nach wie vor nur durch meine Texte aussöhnte und vor der ich gleichzeitig davonrannte ... und vor allem gemahnte es mich an meine eigene Endlichkeit, meine zusehends ablaufende ... tick, tick, tick, tick ... Zeit. Doch für Zeit hatte ich keine Zeit. Lieber schlüpfte ich in diese traumhafte, zeitlose Welt in meinem Kopf oder im ... Studio! Oder besser noch: auf der Bühne, wo ich die Zeit

beherrschen, ausdehnen, rafften, vor- oder zurückdrehen, beschleunigen oder verlangsamen konnte, alles mit einem kleinen Schulterzucken und einem Schlag auf die Snare.

Mit dem Ende jeder Beziehung empfand ich eine traurige Erleichterung. Wieder einmal war ich diesem klaustrophobischen Gefühl entronnen, das die Liebe in mir auslöste. Ich war erneut frei ... *nichts* zu sein. Ich wechselte einfach die Partnerin, drückte auf Replay, setzte alles auf Anfang und redete mir ein, diesmal würde alles anders werden. Dann war ich wieder für einige Zeit

im siebten Himmel ... bis erneut die Panik anklopfte und ich Reißaus nehmen musste. Ich habe mich aufrichtig bemüht zu »lieben«. Trotzdem hab ich einigen Menschen, an denen mir wirklich etwas lag, sehr wehgetan. Und ich hatte keinen Schimmer, wie ich irgendetwas daran ändern sollte.

Je weniger ich tourte, umso heftiger rückte mir die Wahrheit dessen, was ich da trieb, auf den Pelz. Irgendwann konnte ich ihr nicht mehr ausweichen. In der Vergangenheit hatte ich immer einen todsicheren Notausgang gehabt: Schreib, nimm was auf, geh auf Tour.

Das Unterwegssein war mein verlässlicher Schild gewesen, an dem jede Einsicht abgeprallt war. Ein bewegliches Ziel trifft man schwerer, einen Blitz fängt man nicht ein. Ein Blitz schlägt ein, reißt eine Wunde, und weg ist er wieder, gone, Baby, gone. Auf Tour zu sein war der perfekte Verdrängungsmechanismus. Kurzlebige, flüchtige Beziehungen, das war der Trick. Du trittst auf, der Abend kulminiert in fröhlichen, psychosexuellen Ausschweifungen, in Gelächter, Ekstase, einem schweißüberströmten Höhepunkt, und weiter geht's, auf zu neuen Gesichtern

und in neue Städte. Deshalb, Freunde, nennt man es auch ... ONE-NIGHT-STANDS! Die Shows bescherten mir die Illusion intimer Begegnungen – ohne jegliche Risiken und Konsequenzen. Denn eine Show, so brilliant, emotional mitreißend, körperlich aufpeitschend und hoffentlich auch inspirierend ich sie auch gestalte – am Ende ist sie doch lediglich Fiktion. Es ist nicht die Wirklichkeit ... und am Ende des Tages ist das Leben immer größer als die Kunst ... immer.

Robert De Niro hat einmal gesagt, er liebe die Schauspielerei, weil man

andere Leben leben könne, ohne die Konsequenzen tragen zu müssen. Ich lebte jeden Abend ein neues Leben. Bei jedem Gig bist du ein neuer Mann in einer neuen Stadt, und vor dir sind das ganze Leben und seine Möglichkeiten ausgebreitet. Lange Zeit habe ich vergeblich versucht, genau dieses Gefühl auch abseits der Bühne heraufzubeschwören, an jedem ... einzelnen ... Tag. Vielleicht ist das der Fluch fantasiebegabter Menschen. Möglicherweise ist es aber auch nur ein feiges Davonrennen. Du kannst es einfach nicht lassen, dir andere Welten, andere Lieben auszumalen,

andere Orte als den, an dem du dich gerade häuslich eingerichtet hast und der all deine Schätze beherbergt. Denn der Reiz dieser Schätze kann jederzeit verblassen angesichts der unbegrenzten Möglichkeiten, die dein schöpferischer Geist dir vorgaukelt. In Wahrheit jedoch haben wir nur ein Leben. Darüber ist niemand besonders froh ... aber so ist es nun mal. Wir sollten glücklich sein, es zu haben. Gott möge uns dabei helfen, dass wir all unsere Fähigkeiten und Begabungen nutzen, um es gut zu leben ... und er möge uns auch zu verstehen helfen, dass dieses »Alles ist

möglich« in Wirklichkeit bloß ein »Nichts« im Galaanzug ist ... und ich trug den prächtigsten Galaanzug in der ganzen Stadt.

KAPITEL 40

THE RIVER

The River wurde mein erstes Album, auf dem die Themen Liebe, Ehe und Familie einen zentralen Platz einnahmen. »Roulette«, das Porträt eines Familienvaters, dessen Leben vom Atomunfall auf Three Mile Island überschattet wird, war der erste

Song, den wir aufnahmen. Durch unsere Beteiligung an MUSE (Musicians United for Safe Energy) im Madison Square Garden hatten wir die politische Arena betreten, und »Roulette« wurde kurz nach diesen Shows geschrieben und aufgenommen. Als Nächstes nahm Bob Clearmountain sich das auf Tour erprobte »The Ties That Bind« vor. Wir nahmen in einem neuen Studio auf, der Power Station. Dort gab es einen schönen holzgetäfelten Raum mit hoher Decke, das Studio A, in dem sich der Sound unserer Band perfekt entfalten konnte. Bob, der neu

im Team war, wusste genau, wie man die Atmosphäre eines solchen Raums einfiel. Und obwohl uns schon bald klar wurde, dass wir noch nicht bereit waren für Bob, mischte er die frühen Takes von *The River* ab. »Ties« war eine weitere Rocknummer, die das Thema Verbindlichkeit in Beziehungen in den Fokus rückte. »You walk cool but darlin' can you walk the line ...« Ich hatte da so meine Zweifel.

Nach dem sehr kontrolliert und perfekt klingenden Sound von *Darkness* sollte diese Platte etwas von der Rauheit und Improvisationsfreude

unserer Liveshows transportieren. Ich wollte mehr »Dreck« in unserem Sound. Damit rannte ich offene Türen bei Steve Van Zandt ein, der mich neben Jon und Chuck Plotkin bei der Produktion unterstützte. Mit Steves Ermunterung begann ich, den Aufnahmen eine dreckigere Richtung zu geben. Auf diesem Album machte die Band einen Riesenschritt nach vorn und fand die perfekte Balance zwischen Garagenbandsound und der für eine gute Plattenaufnahme nötigen Professionalität.

Es war 1979, und die produktionstechnischen Maßstäbe

waren immer noch stark vom südkalifornischen Mainstream-Sound der späten Siebziger beeinflusst. Man versuchte, die Instrumente so weit wie möglich voneinander zu trennen, feilte akribisch an Details und ließ möglichst wenig Echo und Raumklang zu. Die meisten Studios waren in jenen Tagen komplett abgedämmt, damit der Tontechniker die maximale Kontrolle über jedes Instrument hatte. Die Eagles, Linda Ronstadt und viele andere Gruppen hatten enormen Erfolg mit diesem Sound, der unbestreitbar Vorzüge hatte, aber einfach nicht zu unserer East-Coast-

Mentalität passte. Wir wollten Raummikros, scheppernde Drums (die Snare auf Elvis' »Hound Dog« war mein Heiliger Gral), klirrende Becken, ineinander verschmelzende Instrumente und Vocals, die sich durch einen tosenden Partylärm zu kämpfen schienen. Wir wollten einen *weniger* kontrollierten Sound. In den frühen Tagen des Rock'n'Roll waren viele unserer Lieblingsplatten auf diese Art aufgenommen worden. Man fing die Band *und* den Raum ein. Man *hörte* die Band *und* den Raum. Die klangliche Charakteristik des Raums war entscheidend für die Individualität

deiner Aufnahmen. Der Raum sorgte für den Dreck, die Echtheit, er brachte dieses Wir-können-uns-nicht-aus-dem-Weg-gehen-Gefühl von Musikern rüber, die gemeinsam auf der Suche nach »dem einzig wahren Sound« waren.

Über diesen Effekt waren wir am Ende der *Darkness*-Sessions mehr oder weniger zufällig gestolpert. Bei Record Plant hatte man das Studio A wegen Renovierungsarbeiten komplett auseinandergenommen, und noch während die Betonwände des Raums kahl waren, spielten wir »Darkness on the Edge of Town« ein. Das war's!

Der ungedämpfte Hall, die Aggressivität der Drums – genau danach hatten wir während der frühen Tage von »Stiiiiiiiick«-Mania gesucht! In der Power Station hängten wir die Mikros über die Band an die Decke, um so viel Raumatmo wie möglich einzufangen. Wir spekulierten darauf, dass sich diese später je nach Bedarf wieder rein- und rausregeln lassen würde. Was allerdings nur halb gelang ...

Nach der Schwere von *Darkness* wollte ich bei der Auswahl der Songs eine größere emotionale Bandbreite erzeugen. Neben der »Gravitas«

hatten wir bei unseren Shows immer auch eine Menge Spaß, und der sollte diesmal auch auf den Aufnahmen zu hören sein. Nach geraumer Zeit im Studio stellten wir die Probepressung fertig und präsentierten sie der Plattenfirma. Auf die A-Seite sollten »The Ties That Bind«, »Cindy«, »Hungry Heart«, »Stolen Car« und »Be True« kommen und auf die B-Seite »The River«, »You Can Look (But You Better Not Touch)«, »The Price You Pay«, »I Wanna Marry You« und »Loose Ends«. All diese Songs – mit Ausnahme von »Cindy« – erschienen später auf der endgültigen

Fassung von *The River* oder auf *Tracks*,
unserer im November 1998
veröffentlichten Sammlung von
»Outtakes«. Die erste Version von *The
River* wurde komplett von Bob
Clearmountain aufgenommen und
abgemischt. Sie klang wunderbar,
doch je länger ich sie mir anhörte,
umso stärker hatte ich das Gefühl, dass
es das doch noch nicht ganz war ...
Wir brachten unsere Platten
mittlerweile in großen Abständen
heraus, und das Publikum wusste
inzwischen, dass wir mehr lieferten als
Durchschnittsware. Jede Platte sollte
ein Statement sein. Sie sollte gute

Laune machen und Drive haben, aber auch eine philosophische Tiefe, die alles miteinander in Beziehung setzte und mehr war als bloß die Sammlung meiner jüngsten zehn Songs. (Obwohl das bei den Beatles recht gut funktioniert hatte.)

Ich kann diese Vorgehensweise niemandem empfehlen. Unnötig zu sagen, dass sie ihre Schattenseiten hat. Außerdem war ich immer noch dabei, mich selbst zu finden, und meine Vorbilder waren Künstler, deren Alben stark von ihrer persönlichen Weltsicht und ihren Erfahrungen geprägt gewesen waren und die ihre

Fans einladen, diese mit ihnen gemeinsam zu entdecken. Van Morrison, Bob Dylan, The Band, Marvin Gaye, Hank Williams, Frank Sinatra ... Sie alle hatten Platten gemacht, die diese kollektive Kraft aufbrachten. Ich wollte ein dichtes, in sich geschlossenes Album, das jedoch nicht so schmalpurig sein durfte, als dass man es als Konzeptalbum abgestempelt hätte. Ich wollte etwas, was nur aus meiner Feder stammen konnte und von den inneren und äußeren Landschaften meines Lebens erzählte. *The River* allein brachte uns

noch nicht an diesen Punkt. Daher hieß es: Zurück ins Studio.

Ein weiteres langes Jahr verging, und aus dem Fenster meines New Yorker Hotelzimmers sah ich, wie unten im Central Park die Jahreszeiten einander ablösten. Im Wollman Rink liefen die Menschen Schlittschuh, sonnten sich auf der Wiese, dann liefen sie wieder Schlittschuh. Unsicher, wo es mit der Platte langgehen sollte, holte ich im Studio wieder die Schrotflinte raus. Um maximale Streuwirkung zu erzielen, nahm ich einfach alles auf, was ich geschrieben hatte. Als unser

Aufnahmebudget zur Neige ging, machte ich es auf die Francis-Ford-Coppola-Art, schlachtete mein Sparschwein und steckte meine eisernen Reserven in die Produktion ... mit dem Ergebnis, dass ich komplett pleite war, während ich gleichzeitig eine Menge guter Musik aufnahm. Ein Bruchteil dieser Songs ist tatsächlich auf *The River* gelandet. (Mehr ist zu hören auf Disc 2 von *Tracks*, unserer »Outtake«-Anthologie, und es liegt noch eine Menge davon im Keller.) Irgendwann konnte niemand mehr übersehen, dass ich mindestens an einem Doppelalbum arbeitete. Das

war der einzige Weg, die beiden Welten zu vereinen, die ich meinen Fans zeigen wollte. *The River* erhielt seinen emotionalen Tiefgang durch die Balladen – »Point Blank«, »Independence Day«, »The River« und »Stolen Car« –, alles Songs, bei denen der Fokus auf der Story lag. Aber den richtigen Drive bekam das Album erst durch die Bar-Band-Musik, durch Songs wie »Cadillac Ranch«, »Out in the Street« und »Ramrod«. Und dann waren da auch noch ein paar Nummern zwischen den Fronten: »The Ties That Bind«, »Two Hearts« und »Hungry Heart«.

All das verband sich zu einer logischen Fortschreibung der Figuren, die ich in *Darkness on the Edge of Town* eingeführt hatte.

Am Ende zog sich das Thema Bekenntnis zur Familie, zu Blutsbanden und zur Ehe wie ein roter Faden durch das Album, während ich gleichzeitig immer noch rätselte, welchen Platz dies alles in meinem Leben einnehmen sollte. Meine Musik ist immer die eines Menschen gewesen, der seinen Platz in der Welt sucht, der wissen will, wohin sein Herz und sein Verstand gehören. Ich male mir ein anderes Leben aus und

probiere es aus wie ein Kostüm. Ich versetze mich in eine andere Person hinein, wandere mit ihr die sonnigen oder düsteren Straßen ihres Lebens entlang, von denen ich mich unwiderstehlich angezogen fühle, in denen ich aber nicht unbedingt leben möchte. So bin ich unterwegs mit einem Fuß im Licht, mit dem anderen im Schatten, und jeder Tag ist eine neue Herausforderung.

»The River« war für mich als Autor ein Wendepunkt. Der Einfluss der Countrymusik machte sich jetzt unüberhörbar geltend. Als ich eines Nachts in meinem Hotelzimmer Hank

Williams' »My Bucket's Got a Hole in It« sang und »Well, I went upon the mountain, I looked down in the sea«, führte das irgendwie zu »I'm going down to the river ...« Ich fuhr zurück nach New Jersey, setzte mich an den kleinen Eichentisch in meinem Schlafzimmer, sah zu, wie das Blau der Morgendämmerung das Schwarz der Nacht vertrieb, und in meinem Kopf entstand eine Geschichte. Es ging um einen Typen in einer Bar, der mit dem Fremden auf dem Barhocker neben ihm redet. Ausgangspunkt des Songs war der Zusammenbruch der Bauindustrie von New Jersey in den

späten Siebzigern, die Rezession und die harten Zeiten, die in der Folge über meine Schwester Virginia und ihre Familie hereingebrochen waren. Mein Schwager hatte seinen gut bezahlten Job verloren und musste hart schuften, um ihrer aller nacktes Überleben zu sichern – was er klaglos tat. Nachdem meine Schwester den Song zum ersten Mal bei einem Konzert gehört hatte, kam sie backstage, umarmte mich und sagte: »Das ist mein Leben.« Dies ist bis heute die beste Kritik, die ich jemals bekommen habe. Meine kleine Schwester, tough und unbeugsam, K-

Mart-Angestellte, Ehefrau und Mutter von drei Kindern, hatte nie aufgegeben und lebte genau das Leben, vor dem ich so verzweifelt davonrannte.

Auf *The River* kristallisierte sich meine kritische und teils besorgte Weltsicht klarer heraus und mündete in einem Schreibstil, den ich später auf *Nebraska* noch tiefer ausloten würde. Das Album schließt mit einem Song, dessen Titel ich Roy Acuff geklaut habe. In »Wreck on the Highway« wird meine Figur mit den Erfahrungen des Erwachsenwerdens, der Endlichkeit und dem Tod

konfrontiert. In einer regnerischen Nacht wird er Zeuge eines schrecklichen Verkehrsunfalls. Er fährt nach Hause, und noch während er hellwach neben seiner Freundin liegt, wird ihm klar, dass ihm nur eine beschränkte Zeit bleibt, um jemanden zu lieben, seiner Arbeit nachzugehen, Teil einer Gemeinschaft zu sein, ein Kind großzuziehen, etwas Gutes zu bewirken.

Wir beendeten die Aufnahmesessions und fuhren nach Los Angeles, um die Platte in Chuck Plotkins Clover Studios abzumischen. Wir mixten und mixten und

mixten ... und mixten noch ein Weilchen weiter. Wir hatten diesen weniger kontrollierten Sound gewollt und damit, wie Expräsident George W. Bush es ausdrücken würde, katastrophalen Erfolg! Es war ein einziger Schlamassel. Bob Clearmountain, der weder die Zeit noch die Geduld für unsere künstlerische Nabelschau aufbrachte, hatte sich höflich verabschiedet ... schon vor längerer Zeit. Und jetzt verschwamm alles, was wir aufgenommen hatten, zu einem einzigen Brei. (Diese Deckenmikros hatten wahrhaft ihren Dienst getan!)

Unser gesamtes Team, zu dem auch der unerschütterliche und talentierte Neil Dorfsman gehörte, Tontechniker bei allen Songs außer bei »Ties That Bind« und »Drive All Night«, war ratlos. Keiner hatte einen blassen Schimmer, wie wir das alles wieder zusammenbringen und eine akzeptabel klingende Mischung hinbekommen sollten. Wie üblich wollte ich alles auf einmal: gute Verständlichkeit und einen Höllenkrach. Wir mühten uns monatelang damit ab, die zwanzig ausgewählten Songs zu mischen, bis ich eines Abends meinen alten

Kumpel Jimmy Iovine, inzwischen erfolgreicher Produzent bei A&M Studios, bat, sich das Ganze anzuhören und abzunicken. Während der gesamten achtzig Minuten verzog Jimmy keine Miene. Und dann, als die letzten Noten von »Wreck on the Highway« durchs Fenster auf den Santa Monica Boulevard hinausschwebten, sah er mich ausdruckslos an und sagte nur: »Und wann nimmst du die Vocals auf?«

Damit gab mir Jimmy auf subtile Weise zu verstehen, dass er verdammt noch mal nichts davon hatte hören können. Die Vocals waren komplett

unter all dem begraben, was wir für ein Meisterwerk des Garage Noise gehalten hatten. Und während ich dasaß und das Ganze selbst noch mal mit Jimmys unvorbelasteten Ohren hörte, musste ich zugeben, dass die Mischung zum Großteil für die Katz war. Ich hätte heulen können ... und tat es auch. Mixmaster Chuck Plotkin hatte sich rund um die Uhr den Arsch aufgerissen, und trotzdem HATTEN WIR SCHON WIEDER KEINE AHNUNG, WIE WIR DAS ZEUG ABMISCHEN SOLLTEN! Chuck war in puncto Arbeitsgewohnheiten sicher der obsessivste Mensch, dem ich

je begegnet bin, mal abgesehen von mir selbst. An den Mischungen einiger Songs hatten wir drei bis vier Tage gegessen, manchmal sogar eine ganze Woche, in der wir grübelten, stritten und einander an die Gurgel gingen in dem vergeblichen Versuch, alles Gewünschte einzufangen. Bei manchen Mischungen gingen die Versionen in den dreistelligen Bereich. Wir waren total frustriert und ratlos, verfluchten sämtliche Kollegen, die Platten machten und tourten wie normale Menschen, bis wir schließlich sogar Gott anflehten: »Warum ausgerechnet wir, Herr im Himmel,

warum?« Am Ende brachte Chucks zweiter oder dritter Durchgang endlich eine Art Durchbruch. Wir hatten es geschafft. Klar, Bob Clearmountain hatte zuvor »Hungry Heart«, unseren zukünftigen (und einzigen) Top-5-Smashhit, in dreißig Sekunden abgemischt. Trotzdem hätten wir damals nie mit Bob arbeiten können. ER WAR EINFACH ZU BESCHISSEN SCHNELL! Wir selbst mussten in einer Tour grübeln, brüten, alles intellektualisieren und uns geistig darauf einen runterholen, bis wir in einen komplett verzweiferten Lähmungszustand verfielen. Wir

mussten uns zermartern, bis wir es geschafft hatten ... AUF UNSERE ART! In diesen Tagen, den E-Street-Tagen, war unser einziger Weg ... DER HARTE WEG! Wie Smith Barney machten auch wir unsere Kohle auf die altmodische Art: Wir *verdienten* sie, um sie anschließend in endlosen Stunden soundtechnischen Kreiswachsens wieder zum Fenster rauszuwerfen.

Später wurde mir klar, dass wir im Grunde keine Platte gemacht hatten. Vielmehr hatten wir uns auf einer Odyssee befunden, die Weinberge des Pop beackert und nach komplizierten

Antworten auf nebulöse Fragen gesucht. Pop war möglicherweise nicht der ideale Ort, um nach diesen Antworten zu suchen; vielleicht war er aber auch perfekt dafür. Für mich war Musik schon lange der Weg, um so ziemlich alles zu verarbeiten, was mir an Informationen über diesen Planeten zuströmte. Das war es, worauf ich mein musikalisches Talent von Anfang an verwendet hatte: als Balsam und Heilsalbe, als Mittel, um all die Unklarheiten in meinem Leben zumindest in Teilen auszuleuchten. Das war mein eigentlicher Beweggrund, zur Gitarre zu greifen.

Klar, da waren die Frauen. Und klar, da war der Erfolg. Aber im tiefsten Inneren war es die verzweifelte Suche nach Antworten, derentwegen ich mitten in der Nacht aufwachte, mich hin- und herwälzte und mich dem Klang meiner sechssaitigen Lyra anvertraute (die immer am Fuß meines Betts stand), während die restliche Welt selig vor sich hin schlummerte. Ich bin froh, dass ich für meine Bemühungen irgendwann belohnt wurde, aber ehrlich gesagt hätte ich es auch für lau gemacht. Einfach weil ich musste. Es war der einzige Weg, vorübergehende

Erleichterung zu erfahren und dem tieferen Sinn in meinem Leben nachzuspüren. Für mich gab es also keine Abkürzungen. Natürlich bürdete ich damit diesem Stück Holz mit seinen sechs Stahlsaiten und seinen billigen Tonabnehmern eine ordentliche Verantwortung auf, doch dieses »Schwert« war nun mal meine auserlesene Waffe, mit der ich mich durchs Leben schlug.

Bald schon würden wir uns Bobs nahezu magische Fähigkeiten wieder zunutze machen: als wir *Born in the USA* in Angriff nahmen. Doch im Augenblick blieb mir nur, gelegentlich

am Pool des Sunset Marquis meinen blassen Studioteint aufzufrischen, während andere Bands aufnahmen, auf Tour und dann bei ihrer Rückkehr wieder ins Studio gingen. Manchem meiner Musikerkollegen klappte die Kinnlade runter, als sie erfuhren, dass ich immer noch an ein und derselben Platte wie im vergangenen Jahr arbeitete und kein Ende in Sicht war. O Mann, auf Tour gehen, unterwegs sein! Wie sehr sehnte ich mich nach etwas anderem als einer weiteren Nacht im Studio! Ich starrte aus der kleinen Lounge der Clover Studios raus auf den

betriebsamen Santa Monica Boulevard und träumte von einem Leben, das diesen Namen verdiente. Ich wollte frei sein, frei von diesem zwanghaften Schreiben und Aufnehmen, frei von der Last, die Geschichten anderer Menschen erzählen zu müssen, die alles gaben, um ihr Leben in den Griff zu kriegen, während ich mich selbst erfolgreich davor drückte.

Irgendwann kapitulierte ich vor der Einsicht, dass ich es eben nur auf die langsame Art konnte. Das Touren, die Freiheit und das echte Leben würden sich gedulden müssen. Ich war ein Studiomaulwurf, der jeden Morgen

nach mehr oder minder erfolgreicher
nächtlicher Wühlarbeit in den
Sonnenaufgang blinzelte. Aber das
war in Ordnung. Mir war klar, dass
ich im Augenblick der Igel war und
nicht der Hase. Bobs brillante
Klangräume und komprimierte Power
hätten einiges von den amateurhaften
Ecken und Kanten der Platte abgefeilt.
Doch dieser Charakter durfte auf
keinen Fall verloren gehen. *The River*
erforderte genau das. Die Songs
sollten nicht perfekt klingen, sondern
rau und ehrlich. Unser Arbeitsprozess
war extrem diszipliniert und zugleich
unvorstellbar ausschweifend gewesen.

Er hatte mich finanziell ruiniert (und beinahe auch mental), doch am Ende fanden wir genau den richtigen Sound für die Platte.

Für das Albumcover wählte ich am Ende nach den üblichen Irrwegen und mehreren unbefriedigenden Fotosessions (zu glatt, zu künstlich, zu schmeichelhaft, zu ...) ein weiteres Porträt aus Frank Stefankos *Darkness-Shooting*. Ich klatschte einen B-Movie-artigen Titel drauf, und dann war es, Wunder über Wunder, vollbracht ... auf den allerletzten Drücker. Denn schon während der Studioaufnahmen hatte Jon mich davon in Kenntnis

gesetzt, dass ich nach fast einem Jahrzehnt bei Columbia, Millionen verkaufter Platten und exzessivem Touren gerade noch zwanzig Riesen auf dem Konto hatte. Die Uhr tickte. Jetzt war es definitiv an der Zeit, ein bisschen Kohle zu machen ...

Auszeit

... und hoffentlich auch etwas Spaß zu haben. Nachdem die Platte fertig war, gönnte ich mir eine kleine Verschnaufpause in L.A., um wieder runterzukommen. Ab und zu verabredete ich mich mit Frauen,

allerdings ohne dass sich mein Mädchen zu Hause deswegen ernsthaft Sorgen hätte machen müssen. Mein Kumpel Jimmy Iovine umgab sich gerne mit Playboy Bunnies, obwohl er bald die wundervolle Miss Vicki heiraten würde, Anwältin, Autorin, Unternehmerin und bis heute meine und Pattis hochgeschätzte Freundin. Ein paar dieser jungen Damen, die alle recht süß waren, luden auch mich in die Playboy Mansion ein, aber irgendwie wäre ich mir dabei schäbig vorgekommen. Da gab es etwas in mir, was mir wichtig war und was ich

bewahren wollte. Für mich ging es nicht um den Sex, nicht um die Drugs ... es ging um den ROCK'N'ROLL! Lieber lebte ich zurückgezogen in New Jersey. Ich ging nicht aus, war keiner dieser Szenetypen, die sich gerne beim Verlassen des aktuell angesagtesten Nachtclubs knipsen lassen wollten. Wie ich es sah, war genau das der Mist, der meine alten Helden in den Ruin getrieben hatte. Diese Art von Luxusleben entfremdet dich der Wirklichkeit. Es höhlt dich aus. Ich persönlich hatte nie das Gefühl, mich groß von meinen Fans zu

unterscheiden. Vielleicht arbeitete ich ein bisschen härter, hatte mehr Glück gehabt und eine größere Portion musikalisches Talent mit auf den Weg bekommen. Meine Fans gingen schließlich auch nicht in die Playboy Mansion ... also was bitte schön hatte ich dort verloren? Ein paar Leute, denen ich davon erzählte, waren fassungslos. »Was? Die haben dich in die Playboy Mansion eingeladen, und du bist nicht hin? Was zum Teufel stimmt nicht mit dir?« Aber meine Haltung dazu war klar: Scheiß auf die Playboy Mansion, dort läuft sowieso nichts von Interesse. Das ist doch alles

nicht *real* ... Es hat nichts mit dem zu tun, worauf es mir ankommt. Also brachte ich mich selbst um einen Haufen Spaß, wie das so meine Art war. Ich hatte meine unverrückbaren Prinzipien, mit denen ich auch unter Garantie nicht falschlag. Trotzdem wünschte sich ein Teil von mir manchmal, ich hätte sie nicht ganz so kompromisslos umgesetzt. Tja, verpasste Gelegenheiten ...

Es war schon so: Abseits der Bühne fehlte mir oft die nötige Lockerheit, um das Leben wirklich zu genießen. Versteht mich bitte nicht falsch: Ich hatte oft richtig gute Tage und

empfund sogar wahrhaftes Glück ...
den direkt aus dem Zerilli-
Jungbrunnen steigenden strahlenden
Zwillingsbruder meiner Depressionen.
Aber unbekümmerte Hingabe ... war
weniger mein Ding.
Selbstbeherrschung war meine
Religion geworden, und ich misstraute
allen, die sich fortwährend mit
Exzessen brüsteten. Keine Ahnung,
woran es lag, aber ich trug den Stock
in meinem Arsch sogar mit einem
gewissen Stolz zur Schau. Vielleicht
hatte ich zu hart um eine innere
Balance gekämpft, und sicher war sie
mir auch wichtiger, als mich ständig

auszutoben. Viel zu oft hatte ich die negativen Folgen zu Gesicht bekommen, wenn Leute es in einer Tour »richtig krachen ließen« und »frei« sein wollten. Ich weiß noch, wie meine Kumpels und ich an einem eiskalten Virginia-Morgen versuchten, einen Freund einzufangen, der halb nackt und schreiend einen Hügel runterrannte, weil er während unseres Campingausflugs nachts einen üblen Trip erwischt hatte. Ich war peinlichst berührt von der Art, wie er sich entblößte. Ich selbst war viel zu gehemmt und zugeknöpft, um derartig die Hose runterlassen zu

können. Schon damals stand für mich fest, dass ich ganz sicher nie ein Erste-Klasse-Ticket für diesen Timothy-Leary-Clownszug buchen würde, der einen angeblich auf die leichte Art zu Gott brachte.

Trotzdem muss ich zugeben, dass so ein Kontrollverlust neben allem Abstoßenden für mich auch etwas Faszinierendes hatte. In gewisser Weise bewunderte ich sogar den leichtsinnigen Mut meines Freundes. Ich selbst war immer stolz darauf gewesen, die Zügel in der Hand zu halten, kam mir deswegen aber hin und wieder auch ein bisschen

verklemmt vor. Trotzdem spürte ich instinktiv, dass das Überschreiten bestimmter Grenzen mir mehr Schmerzen als Erlösung bringen würde. Das war einfach Teil meines Wesens. Ich hab mich nie für irgendwelche Formen ausgeflippter »Stonedness« in meiner Umgebung erwärmen können. Es weckte einfach zu viele schlechte Erinnerungen an die Abende in meinem Elternhaus, an denen man nie wusste, was als Nächstes passieren würde. Abende, an denen ich mir komplett verloren vorkam. Mich im Haus meiner eigenen Familie wohlfühlen oder zu

entspannen war mir als junger Mensch nie möglich gewesen. Später schwor ich mir dann: Nie wieder! Wenn ich etwas in dieser Richtung miterlebte – und es waren nicht meine Leute –, verzog ich mich lieber. Und wenn es meine Leute waren, zeigte ich bis zu einem gewissen Punkt Verständnis, dann musstest du dich verziehen.

In meiner Band führte ich irgendwann klare Regeln ein. Du konntest tun und lassen, was du wolltest, solange du unser gemeinsames Projekt nicht in Gefahr brachtest oder dir selbst Schaden zufügtest. Diese Regeln sind sicher mit

ein Grund dafür, warum die meisten von uns gut vierzig Jahre später immer noch am Leben sind, auf der Bühne Schulter an Schulter zusammenstehen und glücklich und zufrieden mit dem sind, was wir erreicht haben.

Trotzdem ... Mein übermächtiges Kontrollbedürfnis sorgte dafür, dass ich nicht allzu viel Spaß hatte. Es war einfach Teil meiner unseligen Erbanlagen. Arbeit? Klar doch, immer, gib mir eine Schaufel, und ich buddel dir vor Morgengrauen einen Tunnel bis nach China. Das war die gute Seite meines Lebens als

Kontrollfreak – diese unerschöpflich sprudelnde Quelle nervöser Energie, die richtig kanalisiert eine enorme Kraft darstellte und mir hervorragende Dienste leistete. Wenn du, mein Freund, nach dem Ende deiner Show völlig erledigt in deinen Rolls plumpst und rüber zur Playboy »Manse« kutschierst für einen nächtlichen Blowjob oder eine Psychositzung mit Dr. Leary, Hef und Miss Juni, Juli und August, buddle ich unter dem verfluchten Mond immer noch mein Loch. Doch wenn der Morgen graut, dann ist dieses beschissene Loch GEGRABEN ...

und ich schlummere wie ein Baby. Ein leicht gestörtes Baby zwar, aber ein Baby.

Irgendwann entdeckte ich den Alkohol für mich ... auch wenn er mir nie wirklich geschmeckt hat. Als ich während einer Tourpause an der Hotelbar meinen großartigen Sänger und Kumpel Bobby King nach seinem Lieblingsdrink fragte, antwortete er: »Ich mag nichts von dem Zeug, also trinke ich alles.« Ging mir genauso. Und als Leichtgewicht reichten mir vier, fünf Gläser, und ich war der Motor und Mittelpunkt jeder Party, flirtete und fummelte mit allem, was

mir vor die Linse kam, um mich tags darauf mit einem ordentlichen Kater und mit Reuegefühlen rumzuplagen, worin ich ein echter Meister war. Sobald ich angetrunken war, konnte ich gar nicht schnell genug in irgendein Fettnäpfchen treten. Nach so vielen Jahren der vorsichtigen Zurückhaltung war es mir trotzdem wichtig, diesen Punkt überhaupt erreichen zu können. Rückwirkend gab es mir Selbstvertrauen, einen Rausch überstehen zu können, ohne mich in meinen Dad zu verwandeln. Okay, ich führte mich bisweilen auf wie der letzte Vollpfosten, aber ich

wurde nie bewusst verletzend oder grausam, und ich hatte eine Menge Spaß. Üblicherweise hatten unter meinen betrunkenen Entgleisungen auch nur meine engsten Compadres zu leiden. Es blieb also im Freundeskreis. Der Rausch entfesselte in mir ein Gefühl der Lebensfreude, Möbel flogen aus der Tür, der Teppich wurde aufgerollt, Musik dröhnte, und es wurde getanzt, getanzt, getanzt.

Meiner Meinung nach brauchen wir alle ein bisschen von diesem Wahnsinn. Man kann nicht dauerhaft nur ernst sein. Gelegentlich müssen

wir uns von den Alltagszwängen befreien. Deshalb hat die Menschheit seit Anbeginn Rauschmittel konsumiert. Heute würde ich jedem bloß dazu raten, seine Methoden und Rauschmittel sorgsam auszuwählen oder einfach komplett die Finger davon zu lassen, je nachdem, was man verträgt. Und man sollte besser seine Körperteile fest im Blick behalten!

Wenn ich früher mitbekam, wie meine Rockhelden ihren Wohlstand in vollen Zügen genossen, war oft mein einziger Gedanke: »Verdammt, ich kann es kaum erwarten, endlich auch dahinzukommen!« Als ich aber dann

dort war, passte mir der Schuh doch nur gelegentlich. Zu viel hemmungsloser Hedonismus und primitiver Rock'n'Roll-Materialismus fühlte sich für mich ganz einfach leer und sinnlos an. Seither hab ich einen langen Weg zurückgelegt, ich lebe in Saus und Braus, kreuze auf einer Yacht im Mittelmeer (wer macht das nicht?), jette im Privatflieger von Zahnarzttermin zu Zahnarzttermin. Doch die Kunst, regelmäßig »die Sau rauszulassen«, beherrsche ich immer noch nicht. Außer ... auf der Bühne. Seltsamerweise fühle ich mich dort, unter den Blicken Tausender

Menschen, so sicher, dass ich mich gehen lassen kann. Und das ist auch der Grund, warum ihr mich bei Liveshows so schnell nicht wieder loswerdet. Meine gute Freundin Bonnie Raitt hat mich mal backstage besucht und bloß den Kopf geschüttelt. »Der Junge hat es in sich und muss es rauslassen.« Dort oben auf der Bühne, vereint mit dir, mit euch, fühle ich fast so was wie Freiheit, und ich kann Party machen, bis die Lichter ausgehen. Ich weiß nicht, warum, aber ich fühle mich selten so high und glücklich, wie wenn ich die Band einzähle, dabei das ganze pralle

Leben in mir pulsiert und mich ein kleiner Hauch von Ewigkeit durchweht. So bin ich nun mal gestrickt. Ich habe mich schon lange damit abgefunden, dass nicht alle von uns die Rolling Stones sein können, möge Gott sie beschützen ... auch wenn wir vielleicht die Mittel dazu hätten.

KAPITEL 41

HITSVILLE

Wir hatten einen Hit gelandet. Einen echten. »Hungry Heart« kletterte hinauf in die Top 10, unsere Albumverkäufe verdoppelten sich, und zu den Liveshows kamen plötzlich ... Frauen! Danke, Jesus! Bisher hatten wir eine Hardcore-

Anhängerschaft aus vorwiegend jungen Männern gehabt, doch nach »Hungry Heart« strömte eine Unmenge Frauen zu unseren Konzerten. Wieder einmal bestätigte sich die Macht des Top-40-Radios, dein Publikum komplett zu verändern. Die *River*-Tour sorgte jedoch nicht nur für ein ausgeglicheneres Geschlechterverhältnis, sie war auch die Startrampe für unsere Rückkehr nach Europa nach fünfjähriger Abwesenheit. Wir waren ziemlich nervös, der bittere Nachgeschmack unserer früheren Schlachten hatte

noch nicht vollends nachgelassen, doch Frank Barsalona, der legendäre Chef von Premier Talent, unserer Booking Agency, überzeugte uns davon, dass dort ein Publikum auf uns wartete, das es zu erobern galt.

Erster Stopp: Hamburg. Der Ort, an dem die Beatles im Star Club ihre Feuertaufe bestanden hatten. Ein paar Tage vor Abreise lief ich zufällig Pete Townshend über den Weg, und er trug zu noch mehr Nervenflattern bei, indem er mir versicherte, die Deutschen seien das schlimmste Publikum der Welt. Ein paar Tage später landeten wir und bezogen ein

Hotel in der Nähe des Rotlichtviertels. Weil ich runterkommen und mir auf fremdem Boden ein bisschen die Beine vertreten wollte, unternahm ich einen kleinen Spaziergang durch die Gegend, was mit einem längeren Abend auf der Reeperbahn endete, dem ehemaligen Trainingsgelände und Klassenzimmer der Fab Four. Ich glaube, der Star Club existierte sogar noch, obwohl jener Teil der Stadt inzwischen als Hauptumschlagplatz für käuflichen Sex bekannt war. Wieder einmal begafften wir mit »jungfräulichen« Augen den überall völlig offen und legal stattfindenden

sexuellen Tauschhandel. Ich schlich mit meiner Gefolgschaft durch eine Tiefgarage, die nur von Schwarzlicht erhellt wurde und in der Hunderte Frauen jedweder Form und Farbe, Nationalität und Größe standen und nur darauf warteten, einen Narren aus dir zu machen. Ich sah mit an, wie ihre Kunden eine kurze »Unterhaltung« mit ihnen führten, einen Deal vereinbarten und dann zu einer Reihe kleiner Kämmerchen geführt wurden. Ich fand die Frauen durchaus aufreizend, aber auch einschüchternd. Und im zarten Alter von dreißig (!) hatte ich immer noch so meine

Zweifel, ob das alles moralisch einwandfrei war. Also kehrte ich ins Hotel zurück und genehmigte mir lieber ein Bier und eine Bratwurst.

Showtime! Wir waren für einen kleinen, ziemlich nüchtern wirkenden Saal gebucht, das Congress Center. Das Publikum strömte herein, wir gaben Vollgas, und wie von Pete vorhergesagt, hockten sie die gesamte erste Hälfte der Show auf ihren Händen. Als wir dann unser erstes Set mit »Badlands« beendeten, mussten wir versehentlich den magischen Knopf gedrückt haben – denn urplötzlich sprangen alle auf und

stürzten vor zur Bühne. Für den Rest der Show war die Hölle los, und als wir anschließend backstage gingen, rief uns unser deutscher Veranstalter Fritz Rau entgegen: »Was habt ihr mit meinen Deutschen gemacht?« Ab da war klar: Diesmal würde Europa anders laufen.

Nächster Stopp: Paris. In den frühen Achtzigern spielten wir aus Sicherheitsgründen immer unbestuhlt (sprich: nur Stehplätze und Platz zum Tanzen). Stühle erschienen mir einfach zu gefährlich für die Fans. Doch viele europäische Promoter erklärten mir, dass eine feste

Bestuhlung hier seit jeher üblich sei. Also ließen wir in Paris Holzklappstühle aufstellen. Noch während wir im voll besetzten Saal unser Eröffnungssset spielten, beobachtete ich, wie die Franzosen irgendwann die Stühle über ihre Köpfe hoben und sie zur Seite wandern ließen, wo sie sich bald zu zwei großen Scheiterhaufen türmten. Am Ende des Sets war das gesamte Parkett freigeräumt, und die Menge tanzte wie verrückt. Okay ... *Vive la France!* Einen ähnlichen Empfang bescherte man uns oben in Norwegen und tief im Süden, in Spanien. Unsere

Zeit in Europa war gekommen. Spanien war damals, nur wenige Jahre nach Francos Tod, noch ein völlig anderes Land. Noch im Jahr 1981 standen Polizisten mit Maschinenpistolen in der Konzerthalle. Draußen auf der Straße verschwand aus unseren Trucks das Equipment, und aus unserem Hotel spazierte Kleidung völlig selbstständig hinaus ins nächtliche Barcelona und ward nie mehr gesehen. Das Land schien in lebenswertem Chaos zu versinken. Doch die Gesichter in der Menge gehörten mit zu den leidenschaftlichsten und schönsten auf

dem ganzen Planeten. Wir spielten nur vor ein paar Tausend Menschen, aber die Hölle, die sie entfesselten, ging der Band durch Mark und Bein und blieb uns allen unvergesslich. Wir würden ganz bestimmt wiederkommen.

Unser kontinentaleuropäisches Publikum beherrschte Englisch bestenfalls als Zweitsprache. Doch das schien keine große Rolle zu spielen. Bei ausnahmslos jedem Konzert gab uns die Menge zu verstehen, dass sie genau das Gleiche für unsere Musik empfand wie wir. Es war wie dieser erwartungsvolle Kick, den du mit

sechzehn erlebst, wenn du die aktuelle LP deiner Lieblingsband auspackst oder eine Woche lang auf ihren dreiminütigen Fernsehauftritt wartest oder die ganze Nacht vor dem Radio verbringst, nur um ein einziges Mal von statischem Rauschen verzerrt deine Lieblingsplatte zu hören. Vielleicht lag es daran, dass wir so selten über den Atlantik gekommen waren, eine Art Exotenbonus hatten und deswegen mehr Aufmerksamkeit erregten. Wie dem auch sei, für unsere Fans in Übersee zu spielen gehörte und gehört noch immer zu den besten Erfahrungen meines Lebens. 1981 ging

es richtig los und hat seither nie wieder aufgehört.

In Berlin wagten Steve und ich uns am Checkpoint Charlie rüber in den Osten. Die ostdeutschen Grenzposten konfiszierten sämtliche Zeitungen, Magazine und jeden Schnipsel bedruckten Papiers, den wir bei uns trugen. Es war eine andere Gesellschaft. Man konnte regelrecht die Knute spüren, den lähmenden Stillstand und die ganz reale Erfahrung von Unterdrückung. Diese Eindrücke sollten Steve für immer verändern. Nach unserem Europatrip wurde der Mann, der immer

gepredigt hatte, Rock'n'Roll und Politik dürfe man nie vermischen, ein Aktivist, wie er im Buche stand, und seine Musik wurde entschieden politisch. Die Gewalt dieser Mauer, die die Welt in zwei Teile teilte, ihre grausame, hässliche Realität konnte man gar nicht gefährlich genug einschätzen. Sie war ein Schlag ins Gesicht der Menschlichkeit. Sie hatte etwas regelrecht Pornografisches, und wenn du sie erst mal gesehen hattest, konntest du ihr Bild nie wieder abschütteln. Ein Teil der Band war nachhaltig verstört, und ein kollektives Aufatmen ging durch unsere Reihen,

als wir zur nächsten Stadt aufbrachen. Berlin ließ uns trotzdem nicht mehr los: 1988 kehrten wir zurück, um vor einem sich bis zum Horizont erstreckenden Meer von Menschen zu spielen. Es kamen mehr als hundertsechzigtausend Fans aus dem gesamten Ostblock, und sie schwenkten handgenähte amerikanische Flaggen. Es war eine der großartigsten Shows unseres Lebens. Ein Jahr später fiel die Mauer.

Europa veränderte unsere Band, stärkte unser Selbstvertrauen und stachelte uns zu noch größerem Einsatz an. Selbst im ewig coolen

England lief es vielversprechend. Unser erster Auftritt auf einer englischen Bühne seit meinem gefühlten Debakel von '75 war nervenaufreibend, aber befriedigend. Nach zwei neuen Alben, fünf Jahren persönlichen Kampfes und vielen harten Jahren des Tourens waren wir nicht mehr die naiven Provinzler, die vor einer halben Dekade aus einer British Airways 747 gestolpert waren. Ich wusste, ich hatte eine höllisch gute Band im Rücken, und wenn wir das nicht schafften, wer sonst? (Ein paar Abende nach unserem Auftritt in Brighton besuchten Pete Townshend

und ich einen Londoner Club, in dem eine junge Band, die gerade ihr erstes Album rausgebracht hatte, ein umwerfendes Set spielte; sie hatten einen ungewöhnlichen Namen: U2 ... und hey, aufgepasst, da wuchs ernst zunehmende Konkurrenz heran!) Mit unserer Europatournee 1981 stiegen wir auf zum internationalen Act, bereit für alles, was da weltweit noch auf uns zurollen würde.

Back in the USA

Wieder zu Hause unternahm ich einen Trip durch die Wüste von

Arizona. Irgendwo kurz hinter Phoenix hielt ich, um zu tanken. Als ich in einem kleinen Laden den Taschenbuchständer durchstöberte, fiel mir *Geboren am 4. Juli* in die Hände, die Memoiren des Vietnamveteranen Ron Kovic und die tief bewegende Schilderung der Erfahrungen, die Ron als Infanterist in Südostasien gemacht hatte. Als ich ein, zwei Wochen später im Sunset Marquis abhing, bewahrheitete sich wieder mal der alte Satz, wie klein die Welt doch ist: Über ein paar Tage hinweg war mir am Pool ein junger Typ mit schulterlangem Haar im Rollstuhl

aufgefallen. Eines Nachmittags kam er zu mir rübergerollt und sagte: »Hi, ich bin Ron Kovic, ich hab ein Buch mit dem Titel *Geboren am 4. Juli* geschrieben«, und ich erwiderte: »Ich hab's gerade gelesen. Es hat mich umgehauen.« Ron erzählte mir, dass viele aus dem Krieg heimgekehrte Soldaten mit einer Menge massiver Probleme zu kämpfen hätten. Er bot mir an, mich ins Veteran Center nach Venice mitzunehmen, um dort ein paar von den Jungs kennenzulernen. Ich sagte: »Klar doch.«

Auf das Ende des Vietnamkriegs war ein Jahrzehnt des Schweigens

gefolgt. Die Populärkultur schien ratlos, wie sie die grausame Geschichte »des einzigen Krieges, den Amerika je verloren hat«, erzählen sollte. Bis dahin hatte es nur wenig Filme, Platten oder Bücher über Vietnam gegeben, die auf nationaler Ebene Wirkung gezeigt hätten. All das ging mir durch den Kopf, als wir uns dem Veteran Center näherten.

Normalerweise baue ich ziemlich leicht Kontakt zu Leuten auf, aber sobald wir im Vet Center eintrafen, fühlte ich mich plötzlich merkwürdig unbeholfen. West-Coast-Schatten vertrauter Gesichter, mit denen ich

aufgewachsen war, starrten mir entgegen. Einige dieser Jungs waren obdachlos, hatten Drogenprobleme, schlugen sich mit posttraumatischen Belastungsstörungen oder den Folgen schwerster Verletzungen herum. Ich musste an meine Freunde denken, die im Krieg gefallen waren. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also hörte ich einfach nur zu. Ich machte ein wenig Small Talk, beantwortete Fragen über meine Musik und mein eigenes, im Gegensatz zu ihrem verhältnismäßig privilegiertes Leben. Auf der Rückfahrt unterhielten Ron und ich uns darüber, was man tun

könnte, um mehr Aufmerksamkeit für das Schicksal dieser immer noch jungen Männer und Frauen zu wecken.

Wieder auf Tour, traf ich in New Jersey backstage einen weiteren Veteranen namens Bobby Muller. Er hatte als Lieutenant in Vietnam gekämpft, war angeschossen worden und seither an den Rollstuhl gefesselt. Er hatte sich als Aktivist neben John Kerry und anderen Veteranen bei den Antikriegsdemonstrationen in Washington, D.C., engagiert. Aufgrund des Generationenunterschiedes und der

Art des Krieges fühlten sich viele Vietnamheimkehrer in den für die Veteranen des Zweiten Weltkrieges und des Koreakrieges eingerichteten örtlichen VFW-Centern nicht sonderlich gut aufgehoben. Bobby war der Überzeugung, dass Vietnamveteranen ihre eigene Hilfsorganisation benötigten, die sich um ihre spezifischen medizinischen, sozialen und politischen Belange kümmerte – eine Organisation, die außerdem so etwas wie das Gewissen der Nation sein müsste, damit nie wieder der gleiche schreckliche Fehler begangen würde. Er hatte 1978 die

Vietnam Veterans of America gegründet, doch zu seiner großen Enttäuschung hatten die meisten Geschäftsleute und Politiker der Organisation den Rücken gekehrt. Um der VVA zu mehr Einfluss zu verhelfen, brauchte sie Publicity und Finanzmittel. Für beides konnte ich sorgen.

Das Benefizkonzert für die Vietnam Veterans of America stieg am 20. August 1981 in der Los Angeles Memorial Sports Arena. Direkt neben der Bühne war eine Plattform errichtet worden, auf der die Veteranen des lokalen Vet Center und

aus der Veterans-Affairs-Klinik Los Angeles saßen, außerdem ein paar der Jungs, die ich bei meinem ersten Trip nach Venice über Ron kennengelernt hatte. Und natürlich war auch Ron Kovic da, der den Stein überhaupt erst ins Rollen gebracht hatte. Bobby Muller hielt von der Mitte der Bühne aus eine kurze, bewegende Rede, sprach davon, dass das Schweigen über Vietnam endlich gebrochen werden müsse, und dann stellte er begeistert die Band vor. Angeführt von Jerseys Kriegsdienstverweigerer Nummer eins eröffneten wir mit Creedence Clearwater Revivals »Who'll Stop the

Rain« und ließen es anschließend knappe vier Stunden lang richtig krachen. Es war der Beginn lebenslanger Freundschaften mit Ron und Bobby, und gleichzeitig stellte ich meine Musik zum ersten Mal in den Dienst pragmatischer politischer Ziele. Ich würde sicher kein zweiter Woody Guthrie werden – dazu liebte ich den »pink Cadillac« und alles, was dazugehörte, einfach zu sehr. Trotzdem gab es hier für mich einiges zu tun.

The River flows, it flows to the sea

Drei Wochen später war die Tour in Cincinnati zu Ende. Ordentlich zugehörnt mit einem von Clarence angemischten Gebräu namens »Kahuna Punch«, ließen wir im Hotel eine rauschende Abschlussparty steigen. Tags darauf wachte ich mit einer neuen Bekanntschaft an meiner Seite und einem hämmernden Punschkopfschmerz auf, und wir machten uns auf den Heimweg.

Die *River*-Tour war durch eine Vielzahl von Ereignissen geprägt. Zunächst waren da unsere Rückkehr nach Europa und das dort erweckte politische Bewusstsein, dann unsere

Zusammenarbeit mit MUSE und den Vietnamveteranen, die gezeigt hatte, dass wir mit unseren musikalischen Fähigkeiten jetzt und in Zukunft eine gesellschaftliche Funktion zu erfüllen vermochten. Nicht zuletzt war in dieser Zeit bei mir eine Faszination für amerikanische Geschichte erwacht. Ich hatte Henry Steele Commagers *Pocket History of the United States*, Howard Zinns *People's History of the United States* und Joe Kleins Biografie *Woody Guthrie* gelesen. Diese Bücher eröffneten mir einen neuen Blick auf mich selbst – als einen in seiner Zeit aktiv handelnden Menschen. Was in dieser Welt

geschah, war auch meine Verantwortung, wenn auch nur zu einem verschwindend geringen Teil. Doch dies war immerhin meine Lebenswelt, meine Zeit, meine Chance, die Stimme – wie schwach auch immer – zu erheben und gehört zu werden. Wenn ich diese Gelegenheit verstreichen ließe, würde ich eines Tages vor meinen Kindern, die zu haben ich mir mittlerweile durchaus vorstellen konnte, Rechenschaft ablegen müssen.

Geschichte hatte mich in der Schule immer gelangweilt, doch jetzt stürzte ich mich regelrecht darauf. Sie schien

mir ein paar entscheidende Hinweise bei meiner Identitätssuche liefern zu können. Wie sollte ich denn wissen, wer ich war, wenn ich weder einen Schimmer von meiner persönlichen noch von unserer kollektiven Vergangenheit hatte? Was es bedeutete, heute Amerikaner zu *sein*, erschloss sich vor allem aus dem, was wir als Amerikaner einmal *gewesen waren*. Und nur wenn wir uns diesen beiden Fragen stellten, würden wir herausfinden, was wir als Amerikaner eines Tages *werden* konnten.

Woody

Wie ernst es mir mit alldem war? Schwer zu sagen. Ich wusste es selbst nicht so genau. Aber zumindest war ich motiviert, mich sowohl persönlich als auch in Sachen Arbeit mit den Themen weiter zu beschäftigen, die ich auf *Darkness on the Edge of Town* und *The River* erstmals angerissen hatte.

Ich suchte nach neuen Quellen. Countrymusik, Gospel und Blues waren musikalische Formen, in denen erwachsene Stimmen von der schweren Bürde des Lebens und der Suche nach Erlösung erzählten. Ich

würde noch weiter zurückgehen müssen als Hank Williams, um Musik zu finden, die sich mit den sozialen Kräften beschäftigte, die auf unser Leben einwirkten. Und im selben Moment, da ich für die Botschaft bereit war, öffnete mir Joe Kleins Woody-Guthrie-Biografie die Augen und Ohren für Dylans unmittelbaren Vorgänger. Natürlich kannte ich Woody dem Namen nach, auch sein »This Land Is Your Land«, das ein Hit im Studentenradio gewesen war. Doch über sein Leben und seine Musik wusste ich wenig. Als ich mich jetzt darin vertiefte, stieß ich auf

hintergründige Texte, entwaffnende Ehrlichkeit, Humor und Einfühlungsvermögen, die zusammengekommen seine Musik unsterblich machten: In seinen Geschichten über die Okies, die Einwohner Oklahomas, und die Wanderarbeiter der Depressionszeit schilderte er Menschen, die von der amerikanischen Gesellschaft an den Rand gedrängt und vergessen worden waren. Dabei waren seine Texte keine leere politische Phrasendrescherei, sondern kunstvolle Porträts von Amerikanern, erzählt mit Härte, Witz und gesundem Menschenverstand.

Auf unseren Konzerten coverten wir jetzt allabendlich »This Land Is Your Land«, und wir arbeiteten daran, auch solchen Stimmen Ausdruck zu verleihen, die in Reagans Amerika Anfang der Achtziger im Rock'n'Roll selten zu hören waren.

Die Wende in meinem Schreiben, die in Songs wie »Factory«, »Promised Land«, »The River« und »Point Blank« zum Ausdruck kam, und auch die veränderte Form unserer Shows gaben mir endlich die Gelegenheit, das Leben meiner Eltern und Schwestern zu würdigen und zugleich nicht vollends den Kontakt zu meinem

eigenen Leben zu verlieren. Denn selbst durch meinen relativ bescheidenen Erfolg und die damit verbundene materielle Sicherheit unterschied sich mein Leben größtenteils längst eklatant von dem der Menschen, über die ich schrieb. Das beunruhigte mich. Anstatt mich unter den Erfolgreichen zu tummeln und den Wohlstand in vollen Zügen zu genießen, betrachtete ich deren Welt mit zunehmender Skepsis. Ich fragte mich, was das für Leute waren und was sie überhaupt mit mir zu tun hatten. Ich kannte doch niemanden aus dieser Welt – außer mir selbst!

Und obwohl ich »zum Wegrennen geboren« war – »born to run« –, wollte ich an meinem alten Leben festhalten, sei es aus hinterwäldlerischer Angst oder einem Gefühl von Verbundenheit. Ich wohnte noch immer bloß zehn Autominuten von meiner alten Heimatstadt entfernt. Dort fühlte ich mich sicher und zu Hause. Lange Zeit würde es für mich kein New York, London, Los Angeles oder Paris geben. Ich blieb in meiner alten Gegend, wo ich meiner Einschätzung nach hingehörte, und erzählte

Geschichten, die zu meiner Person und meinen Wurzeln passten.

Dagegen kamen in meinen Augen die Ablenkungen und Verführungen des Ruhms und des Erfolgs gefährlichen Trugbildern gleich, die einen ins Verderben lockten. Die Zeitungen und Rockmagazine waren voll von Berichten über ehemals erfolgreiche Musikerleben, die völlig aus dem Ruder gelaufen waren – aus dem verzweifelten Bedürfnis heraus, den Göttern (und dem Publikum!) ständig neues Unterhaltungsfutter zu liefern und sie zum Lachen zu bringen. Ich sehnte mich nach einem

eleganteren, würdevolleren und
zumindest augenscheinlich
einfacheren Leben. Natürlich kommt
am Ende keiner ungeschoren davon,
und auch ich erlag später gelegentlich
den Verführungen des Ruhms (und
sorgte für meinen Teil an öffentlichem
Gelächter), aber nicht ehe ich mir
sicher war, dass ich damit
fertigwerden konnte. Bis dahin sorgte
der Wohlstand, für den ich hart
gearbeitet hatte, einfach nur für
gewisse zusätzliche Annehmlichkeiten.
Meine Ansprüche waren bescheiden,
und ich arbeitete daran, mich nicht
von den Verlockungen des Ruhms

vom Weg abbringen und mein Leben davon diktieren zu lassen.

Zum Glück fiel mir das nicht allzu schwer. Dem irischen Teil meiner Verwandtschaft lag es ohnehin im Blut, Nein zu sagen. Nein zu Ärzten, Nein zu Großstädten, Nein zu Fremden, Nein zu Reisen, denn »die Welt da draußen ist ein Monster, das darauf lauert, dich mit Haut und Haar zu verschlingen. Wirst schon sehen.« Was uns dagegen ziemlich schwerfällt, ist: Ja zu sagen. Außerdem war mir wichtig, meine Musik und alles, was ich mir bis dato aufgebaut hatte, zu beschützen. Meine Musik war mir

wichtiger als vieles andere ... tja, womöglich sogar wichtiger als *alles* andere. Auch wenn das ein bisschen gestört klingen mag – aber gesundes Misstrauen und Ernsthaftigkeit haben auch ihre guten Seiten, und in diesem Moment hatten sie sicher auch ihre Berechtigung. Meine Skepsis – die leichte Außenseiterperspektive – half mir dabei, meine Vitalität und Antriebskraft zu bewahren, immer beweglich und auf dem Sprung zu bleiben und den Kontakt zu meinem Publikum nicht zu verlieren.

In meinen Lyrics beschäftigte mich zunehmend die Schnittstelle zwischen

»This Land Is Your Land« und »The River«, wo das Politische und Persönliche zusammenflossen und sich wie klares Wasser in den schlammigen Fluss der Geschichte ergossen. Am Ende der *River*-Tour kam ich zu dem Schluss, dass mein Beitrag darin bestehen könnte, die Kluft zwischen dem American Dream und der amerikanischen Realität zu vermessen, ohne dabei auf Entertainment und den Spaß zu verzichten, den ich meinen Fans bescheren wollte. Ich hoffte, damit unserer Band zugleich Wurzeln und eine Mission zu verleihen.

Darüber hinaus war mir wichtig zu

verstehen, wo im Spektrum der amerikanischen Gesellschaft meine eigene Familie stand – meine Großeltern, meine Mom, mein Dad und meine Schwestern – und was das für mich, den erfolgreichen Spross, bedeutete.

KAPITEL 42

HELLO WALLS

Nach der *River*-Tour kehrte ich nach New Jersey zurück. Bereits während der Tournee waren meine ganzen Habseligkeiten aus meinem alten Farmhaus in ein von mir unbesehen gemietetes Ranchhaus in Colts Neck geschafft worden. Das Haus lag an

einem netten kleinen Stausee und nur einen Katzensprung von dem Strand entfernt, an dem meine Surferkumpels und ich gerne mit unseren Freundinnen abhingen, wenn der Atlantik flach ans Ufer spülte. Mit den Einkünften aus der Tour hatte ich endlich meine Kreditgeber glücklich machen und ein bisschen Geld auf die hohe Kante legen können. Es fühlte sich für mich wie kleines Vermögen an. Gut, also musste ich was Neues finden, worüber ich mir einen Kopf machen konnte. Ich hatte mein Leben lang immer nur gebrauchte Autos gefahren. Angefangen mit meinem

'57er Chevy für zweitausend Dollar, gefolgt von meiner Corvette für sechstausend, die durch meinen alltagstauglichen 1970er Ford Pick-up ergänzt wurde. Für besseren Grip lud ich im Winter Baumstämme auf die Ladefläche und brettete so über die vereisten Straßen von Monmouth County. Schulden bezahlt, Karriere in Schwung gebracht – jetzt hätte eigentlich alles locker und lässig laufen können, aber ich bin nun mal nicht der lockere, lässige Typ. Stattdessen grübelte und quälte ich mich mit der Frage, ob ich zehntausend Dollar für ein *neues* Auto auf den Kopf hauen

sollte. Ich war jetzt einunddreißig und hatte noch nie im Leben ein *werkneues* Auto besessen. Abgesehen von den Studiorechnungen hatte ich überhaupt noch nie zehntausend Dollar für mich selbst ausgegeben. In meinem Bekanntenkreis gab es niemanden, der deutlich mehr verdiente, als er täglich brauchte, und die ganze Kohle gab mir das unbehagliche Gefühl, irgendwie anders zu sein. Ich schämte mich regelrecht dafür. Doch irgendwann schluckte ich die Kröte, machte mich auf den Weg zum Autohändler und kehrte als Besitzer eines 1982er Chevy Z28 Camaro

zurück. Ich konnte die Blicke der anderen regelrecht auf mir spüren, als würde ich einen goldenen Rolls-Royce fahren.

Ein Haus ist noch lange kein Zuhause

Mein Ranchhaus war mit einem leuchtend orangefarbenen Teppichboden ausgelegt. Okay, das war zwar Frank Sinatras Lieblingsfarbe, aber mich hätte sie beinahe zum Serienkiller gemacht. Ich brauchte definitiv ein anständiges

Zuhause! Also suchte ich einen Immobilienmakler auf – diverse Immobilienmakler, um genau zu sein – und begann, mich umzuschauen. Ich durchstöberte den gesamten Staat, sah mir alles an, von der bescheidensten Hütte bis hin zu den mondänsten Palästen. Ich ließ aus jeder verfügbaren Behausung im mittleren und westlichen New Jersey die Bewohner evakuieren, damit ich dort einmarschieren und mich gründlich umsehen konnte. Ohne Erfolg. Alles war entweder zu groß, zu klein, zu alt, zu neu, zu billig, zu teuer, zu weit weg oder zu nah dran.

Am Anfang dachte ich noch: »Tja, ich hab einfach noch nicht das Richtige gefunden.« Doch nach einer Weile und ein wenig Nachdenken wurde mir klar, dass KEIN VON MENSCHENHAND ERBAUTES HAUS den Jersey Devil je zufriedenstellen würde. Es war nun mal meine Art, jede noch so winzige Entscheidung zu einer bedeutsamen Identitätsfrage aufzublasen. Welches Auto? Welches Hemd? Welches Haus? Welche Frau? Noch hatte ich die simple Lebensregel nicht begriffen, dass man sich seine geistige Gesundheit bewahrt, indem man, um

es mit Freud zu sagen, in einer Zigarre manchmal doch einfach *nur* eine Zigarre sieht.

Unterm Strich war ich schlicht ein Kerl, der sich in seiner eigenen Haut nicht sonderlich wohlfühlte, egal was das für eine Haut war. Schon die Vorstellung eines Zuhauses löste in mir – wie das meiste andere auch – Misstrauen und ein Gefühl von Trauer aus. Ich hatte mir lange eingeredet – und beinahe Erfolg damit gehabt –, dass ein Heim nur was für andere wäre. Doch jetzt ruckelte mein schöner Film. (Der Film, in dem ich einen umherziehenden Musiker spiele,

der zwar kein Glück in der Liebe, dafür aber dieses fantastische musikalische Talent hat; ein äußerst charismatischer Mann, unter dessen unbekümmertem Äußeren sich eine tief verletzte, aber noble Seele verbirgt. Und während ich in diesem Film von Stadt zu Stadt ziehe, geschehen regelmäßig zwei Dinge. Erstens: Eine wunderschöne Frau verliebt sich hoffnungslos in mich, eine Liebe, die ich nicht erwidern kann, weil mein »Herz« dem Highway gehört. Zweitens: Ich hab eine so starke Wirkung auf die Menschen, die mir begegnen, dass sie mich zu sich

nach Hause einladen, mich bewirten,
mir einen Lorbeerkranz aufdrücken,
ihre Freundinnen mit mir teilen und
mich danach »für immer in
Erinnerung behalten« ... woraufhin
ich dankbar und bescheiden nicke, mir
pfeifend meinen Koffer schnappe und
die Weiterreise auf den staubigen
Landstraßen Amerikas antrete,
einsam, aber frei, bereit für das
nächste Abenteuer. Dieses
Meisterwerk der Kinokunst hab ich
lange Zeit gelebt.)

An einem Wintermorgen lag ein
totes Reh am Straßenrand, sein
vereistes Fell glitzerte rosa im

Sonnenlicht, und ich war auf dem Weg zu meinem »Rosebud« in Freehold, New Jersey. Nach wie vor brachte ich viele Stunden damit zu, als Phantom auf vier Rädern durch die dunklen Winkel meiner Geburtsstadt zu geistern. Es war wie ein quasireligiöser Zwang. Während dieser Trips verließ ich nie den Wagen. Das hätte alles zerstört. Mein Auto war eine versiegelte Zeitkapsel, von deren Schalensitzen aus ich diese kleine Stadt betrachtete, die ihren Stiefel oft brutal in meinen Nacken gesetzt hatte, zu jedem beliebigen Zeitraum meines Lebens. Wenn ich

bei einbrechender Abenddämmerung durch die Straßen rollte, lauschte ich auf die verstummten Stimmen meines Vaters, meiner Mutter und meine eigene Kinderstimme. Ich kam an den alten Geschäften und viktorianischen Häusern von Freehold vorbei und hatte Tagträume ... dass ich mir hier ein Haus kaufen, wieder hierherziehen würde, weit weg von alldem Rummel um meine Person, der Kreis würde sich schließen, ich würde Kaputtes wieder reparieren, den Segen dieser Straßen empfangen, die wahre Liebe finden, heiraten, durch meine Stadt spazieren, mit meinen

Kindern auf den Armen und meiner Frau an der Seite. Es war eine schöne Fantasie, und irgendwie hatte die Vorstellung, ich könnte eines Tages hierher zurückkehren, durchaus was Tröstliches. Aber natürlich hatte ich inzwischen gelernt, dass die Geschichte nicht umkehrbar ist. Man kann immer nur mit gestärktem Herzen von dort, wo es verwundet wurde, weiterziehen, um eine neue Liebe zu finden. Man kann sich aus alldem Schmerz und dem Kummer ein Schwert schmieden und mit dieser Waffe das Leben, die Liebe, die Menschenwürde und Gottes

Schöpfung verteidigen. Aber niemand kann die Zeit zurückdrehen. Keiner kann zum Ausgangspunkt zurückkehren, denn die Straße des Lebens ist eine Einbahnstraße und führt nur in eine Richtung. Vorwärts, hinein in die Dunkelheit.

KAPITEL 43

NEBRASKA

Ohne echtes Zuhause und ohne einen Plan tauchte ich also erneut in meine Musik ab, wo ich zumindest ein gewisses Maß an Kontrolle ausüben konnte. Da mein Schaffen ohnehin vom Spinnennetz meiner Vergangenheit durchwebt zu sein und

zusammengehalten zu werden schien, wandte ich mich jetzt meiner kindlichen Sicht auf die Welt zu, die mir immer noch nah und vertraut war und die mich lockend rief.

Nebraska begann als eine Art Meditation über meine Kindheit und deren Mysterien. Ich hatte diesmal keine bewusste politische oder soziale Agenda – es ging mir einfach um eine bestimmte Atmosphäre, eine Tonart, die all das einfing, was ich damals gefühlt hatte und nach wie vor in mir trug. Die Relikte dieser Welt existierten noch immer, nur zehn Autominuten von meinem Haus

entfernt ... und während meiner vielen nächtlichen Irrfahrten durch die Straßen meiner Kindheit hatten mich die Geister von *Nebraska* heimgesucht. Großen Einfluss auf das entstehende Werk hatten außerdem meine Familie, Dylan, Woody, Hank, die Southern-Gothic-Kurzgeschichten von Flannery O'Connor, die Noir-Romane von James M. Cain, die unterschwellige Gewalt in Terrence Malicks Filmen und Charles Laughtons düsteres Filmmärchen *Die Nacht des Jägers*. Und außerdem war da noch die unheimliche, ausdruckslose Stimme, die durch meine Stadt wehte,

in den Nächten, in denen ich nicht schlafen konnte. Ich konnte sie hören, wenn ich um drei Uhr morgens raus auf meine Veranda schlich, die feuchte Hitze auf der Haut spürte und in die Stille lauschte, die nur gelegentlich gestört wurde von den kreischend eingelegten Gängen und dem röhrenden Dinosauriergebrüll der Sattelschlepper, die in einer Staubwolke die South Street runter zur Route 33 und aus der Stadt hinausdonnerten. Und dann wieder ... Stille.

Die *Nebraska*-Songs waren schnell geschrieben, sie sprudelten alle aus

derselben Quelle. Jeder einzelne Song brauchte bei den Aufnahmen nur drei oder vier Takes. Ich machte quasi nur »Demos«. »Highway Patrolman« und »State Trooper« nahm ich sogar nur je ein Mal auf. Die Arbeit begann mit »Mansion on the Hill« und endete mit »My Father's House«, und der Song »Nebraska« bildete von Anfang an das Herzstück des Albums. Ich bediente mich beim weißen Gospel, bei früher Appalachian Music und beim Blues. Während des Schreibens kam es mir vor allem auf die Details an: das Spielen mit einem Ring am Finger, das Wirbeln eines Tambourstocks.

Ähnlich wie *Die Nacht des Jägers* bediente auch ich mich häufig einer kindlichen Perspektive. »Mansion on the Hill«, »Used Cars« und »My Father's House« waren direkt aus eigenen Kindheitserfahrungen gespeist.

Ich wollte düstere Gutenachtgeschichten erzählen. Dabei hatte ich die Platten von John Lee Hooker und Robert Johnson im Hinterkopf, die ihre Magie bei Dunkelheit erst richtig entfalteten. Man sollte meinen Figuren beim Denken zuhören und ihre innersten Regungen nachempfinden können. Diese Songs waren das Gegenteil der

Rockmusik, wie ich sie bisher geschrieben hatte: Sie waren verhalten, an der Oberfläche ruhig, doch darunter schwelte eine Welt moralischer Zweideutigkeiten und schleichenden Schreckens. Diese Musik steht unter Spannung, sie tänzelt über den schmalen Grat zwischen gewohnter Stabilität und dem Augenblick, wenn plötzlich alles, worüber du mit dem Leben verbunden bist, mit dem Job, der Familie, deinen Freunden, der Liebe ... wenn all das mit einem Mal den Bach runtergeht. Ich wollte, dass die Musik wie ein Tagtraum klingt

und einen wie Poesie berührt. Ich wollte eine Grundstimmung von schicksalhafter Bestimmung heraufbeschwören.

Und ich ärgerte mich darüber, dass ich in den letzten Jahren so viel Geld für Studiomiete verschleudert hatte. Daher schickte ich meinen Gitarrentechniker los, um mir ein kleines Aufnahmegerät zu besorgen. Es sollte etwas weniger »lo-fi« sein als der Kassettenrekorder, auf dem ich bislang meine Songideen aufgenommen hatte. Ich suchte einen günstigeren Weg, um die Albumtauglichkeit meines neuen

Materials zu testen. Mein Techniker kehrte schließlich mit einem japanischen Tascam-144-Vierspur-Rekorder zurück. Wir bauten ihn in meinem Schlafzimmer auf. Ich sang, spielte und konnte auf den zwei übrigen Spuren zusätzlich Backing Vocals, eine Gitarre oder ein Tamburin aufnehmen. Mehr ging nicht auf vier Spuren. Anschließend mischte ich die Tracks über einen Gitarren-Echoplex-Preamp und spielte das Ganze auf einer Boombox ab, wie man sie normalerweise mit an den Strand schleift. Gesamtkosten für das Projekt: ein Tausender. Als ich die

Demos fertig hatte, ging ich damit ins Studio, trommelte die Band zusammen, nahm alles noch mal auf und mischte es neu ab. Doch als ich mir das Ergebnis anhörte, wurde mir klar, dass ich gerade mit großem Erfolg genau das kaputt gemacht hatte, worauf es mir angekommen war. Zwar klang jetzt alles sauberer, mehr »hi-fi«, aber nicht annähernd so atmosphärisch dicht und so authentisch.

Jeder Popkünstler vollführt diesen Spagat zwischen Musik- und Plattenmachen. Manchmal hast du Glück, und beides läuft auf dasselbe

hinaus. Doch unterm Strich bleibt die Erfahrung: Wenn du die eigene Musik auf Platte bannst, gewinnst du etwas hinzu und verlierst gleichzeitig etwas anderes. Die Leichtigkeit und die Freiheit des spontanen Ausdrucks verschwinden unter den Zwängen einer technisch optimierten Präsentation. Auf manchen Platten zerstört dieser Prozess das Wesen dessen, was man erschaffen wollte. Und so zog ich am Ende des Tages, nachdem ich all unsere Möglichkeiten ausgereizt und sämtliche Sackgassen erkundet hatte, die Kassette mit den

ersten Demos aus der Jeansjacke und sagte: »Das hier ist es.«

KAPITEL 44

DELIVER ME FROM NOWHERE

Nebraska und die erste Hälfte von *Born in the USA* nahmen wir zur selben Zeit auf. Erst dachte ich noch, dass wir an einer einzigen Platte arbeiteten, doch schon bald musste ich einsehen, dass

das *Nebraska*-Material zu spröde und zu eigenständig war. Wir spielten mit dem Gedanken einer Doppel-LP, die das akustische *Nebraska* und das elektrisch verstärkte *Born in the USA* zusammenbrachte ... aber der Sound war einfach zu gegensätzlich. *Nebraska* war so improvisiert aufgenommen, dass es sich nicht einmal für eine LP zu eignen schien. Es wirkte wie ein Schlag ins Gesicht der üblichen Aufnahmestandards. Wir dachten ernsthaft darüber nach, ob wir es ausschließlich auf Kassette herausbringen sollten. Aber dann fand Chuck Plotkin einen Weg, die

Aufnahmen in den Atlantic Studios zu mastern, und mein Lo-Fi-Werk landete schließlich doch auf Vinyl. *Nebraska* schlug sich respektabel in den Charts, erhielt ein paar nette Kritiken und wurde so gut wie nie im Radio gespielt. Zum ersten Mal ging ich anlässlich einer Plattenveröffentlichung nicht auf Tour. Es wäre zu kurz nach *The River* gewesen. Außerdem würde es mich einige Zeit kosten, geeignete Liveversionen für die eher stillen Songs von *Nebraska* zu entwickeln. Und in der Zwischenzeit ging das Leben weiter.

Ich trennte mich von meiner süßen zwanzigjährigen Freundin und packte meine Sachen für einen Roadtrip quer durchs Land. Ich hatte mir kürzlich einen kleinen Bungalow in den Hollywood Hills zugelegt und stellte mir vor, dass ich den Winter unter der kalifornischen Sonne verbringen würde. Doch bei diesem Trip überstiegen meine ungelösten Probleme, meine innere Zerrissenheit, meine toxische Verwirrung, die seit zweiunddreißig Jahren in mir brodelten, die kritische Masse.

Roadtrip

Es war ein meergrüner '69er Ford XL mit weißem Verdeck und Cadillac-Format. Ich hatte ihn für ein paar Tausender gekauft, und mein Freund und Roadbuddy Matt Delia hatte ihn zusammen mit seinen Brüdern Tony und Ed eigens für unseren Trip aufgemöbelt. Mitte der Siebziger hatten Matt, Tony und Ed drüben in Bergen County die letzte Triumph-Motorradvertretung in ganz New Jersey gehabt. Max Weinberg hatte mich mit den Jungs bekannt gemacht. Und nachdem Matt mich mit einer

Triumph Trophy aus den späten Sechzigern ausgestattet hatte, machte es irgendwie Klick, und Matt, Tony und Ed wurden zu den Brüdern, die ich nie gehabt hatte.

Matt war inzwischen Goodyear-Reifenhändler. Am Morgen vor der Abreise hingen wir in seinem Laden ab, legten letzte Hand an den XL, knipsten Abschiedsfotos und dokterten noch ein bisschen an der ach so entscheidend wichtigen Soundanlage herum. Nur Matt und ich würden das Land durchqueren. Es war Herbst, und unser Plan war, auf direktem Weg runter in den Süden – in die

Sonne – zu fahren, das Verdeck aufzuklappen und dann in Richtung Westen zu gondeln.

Ich fahre. Matts Freundin hat ihm erst vor Kurzem den Laufpass gegeben, und jetzt schiebt er den Blues. Fast den ganzen ersten Tag lang hockt er auf dem Beifahrersitz, die Arme um einen riesigen Teddybären geschlungen. Matt ist ein Schrank von einem Kerl, und der Anblick seiner muskulösen Arme, die ein Kuscheltier umklammert halten, ist wie ein schlechtes Omen für unseren Trip. Ich versuche, ihm zu erklären, dass dieser Teddy irgendwie

unsere Kerouac-*On the Road*-Coolness torpediere, aber Matt hält an seinem Blues und an seinem Bären fest, und wir setzen unsere Reise wie gehabt fort.

Matt

Mein langjähriger Freund Matt stammt aus einer kinderreichen Familie; er rangiert irgendwo inmitten von insgesamt vierzehn Geschwistern. Von seiner Mutter, die einen Hang zu den schönen Künsten hatte, und seinem Vater, einem Abschleppunternehmer, hat Matt

einerseits die handwerklichen Fähigkeiten und die Statur eines Mechanikers, andererseits aber auch die Seele eines Poeten geerbt. Er verdient seinen Lebensunterhalt, indem er Tag und Nacht an Motorrädern und Autos herumschraubt. Er versteht sich bestens mit anderen Schraubern, Motocrossfahrern und Mitgliedern von Rockergangs, die regelmäßig vor seinem Laden auftauchen, um seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Er diskutiert aber auch mit Leuten wie mir über Musik, Politik und Kultur. Obwohl ich ein Autonarr bin, geht es

mir heutzutage wie vielen anderen, die bei einer Panne nicht mehr zum Werkzeugkasten greifen, sondern zu Gottes großem Geschenk an die Menschheit – dem Handy. Aber ich war nun mal gerne auf zwei oder vier Rädern unterwegs, und in jenen lange zurückliegenden Tagen, von denen ich euch jungen Leuten hier erzähle, GAB ES NOCH KEINE HANDYS! Also ist Matt mein Partner und sorgt unterwegs dafür, dass alles läuft wie geschmiert. Wir wollen das klassische Route-66-Feeling genießen, zwei Typen in einem Cabrio, die reinste Magie ... sofern nur einer von uns

beiden die Scheißkarre wieder flottkriegt, wenn sie mal wieder auf denkbar unromantische Weise in irgendeinem Nest am Ende der Welt verreckt. In jenen Tagen, als man noch Platten hatte, Dampffontänen aus Kühlern schossen, Keilriemen rissen, Vergaser verklebten, Motorblöcke Öl spuckten und das Auto ein wesentlich weniger verlässlicher Reisebegleiter war als heute, sorgten die Delia-Brüder, stark wie Baumstämme und um ein Vielfaches zuverlässiger, für Gesellschaft auf einigen der längsten Roadtrips meines Lebens. Mit Matt,

dem Ältesten der drei, der in seiner Jugend eine entfernte Ähnlichkeit mit Robert Blake aus *Kaltblütig* hatte, hab ich in unserer fünfunddreißigjährigen Freundschaft das Land mehrfach durchquert. Er ist mein Dean Moriarty.

Unterwegs

Wir fahren durch South Jersey, über die Delaware Memorial Bridge, durch Washington und dann wie geplant in südlicher Richtung zur ersten Station unserer Pilgerreise – »long-distance information, give me Memphis,

Tennessee ...« Memphis, Tennessee:
Das ist für mich der Geburtsort des
Rock'n'Roll, das ist Elvis, das ist der
Blues und Beale Street. Wir legen
einen kurzen Zwischenstopp vor dem
verrammelten Sun Studio ein, knipsen
ein paar Fotos und fahren weiter. Im
südlichen Hinterland hält uns ein
böartiger Spätsommergewittersturm
auf. Dann geht es weiter in Richtung
New Orleans. Ich hab Mixkassetten
aufgenommen, mit Musik aus jedem
Teil des Landes, den wir durchqueren.
Ich fahre, Matt hängt seinen
Gedanken nach, und der Sound des
Memphis Rockabilly weicht dem

Mississippi Country Blues. Und dann, ehe wir uns recht versehen, rollen wir zu Professor Longhairs Piano in Louisiana und dem Big Easy ein. Wir verbringen einen Tag und eine Nacht in New Orleans, hören uns die Straßenmusiker an und treiben uns in den Bars entlang der Bourbon Street herum.

Wir wachen früh am nächsten Morgen auf, und weiter geht's nach Westen.

Hier wird das Land weit und flach ... und die Stimmung geht zusehends den Bach runter. Ich lass ein bisschen Dampf ab, denn Matt ist

nach wie vor einfach zu gar nichts zu gebrauchen. Ich entwinde ihm den Teddy und werfe ihn in den Kofferraum. Matt klemmt sich hinters Steuer, wo er hingehört. Ich fühle mich merkwürdig unruhig, und das macht mir Sorgen. Jahrelang sind Musik und Reisen meine verlässlichen Allheilmittel gewesen. So wie Sisyphus sich auf seinen Fels verlassen konnte, konnte ich mich immer auf die Straße, die Musik und die Meilen verlassen, egal was mich gerade bedrückte.

Als wir den Mississippi überqueren und die weit offene texanische Landschaft vor uns liegt, fühlt es sich

dort draußen ein bisschen ... zu ...
weit offen an. Unsere Straßenkarte ist
ein Flickenteppich aus Städten, die wir
auf dem Weg besuchen. Matt, mein
sonst so schweigsamer Partner (die Art
von Freund, »mit dem man nicht
ständig reden muss«), ergeht sich jetzt
in endlos mäandernden Ergüssen über
seinen Herzschmerz. Seine Seele ist
krank, und das könnte ansteckend
sein, deshalb drohe ich ihm mit
Trennung und sofortiger Rückkehr
nach Jersey. Ab da hält er die Klappe.
Schweigend fahren wir weiter. Und
dann eines Abends ... ist da diese
Stadt.

Die letzte Stadt

Im blauen Dämmerlicht windet sich ein Fluss. Am Ufer findet ein kleines Volksfest statt. Musik klingt durch die milde Nacht, und auf einer kleinen Bühne spielt eine örtliche Band für die Leute aus der Gegend. Ich sehe zu, wie Männer und Frauen einander träge im Arm halten und tanzen. Ich suche die Menge nach hübschen einheimischen Mädchen ab. Ich bin ein anonymmer Fremder, und dann ... verliere ich mich. Aus dem Nichts heraus überfällt mich die blanke Verzweiflung. Ich beneide diese

Männer und Frauen um ihr herbstliches Ritual, um diese kleinen Vergnügungen, die sie miteinander und mit ihrer Stadt verbinden. Kann gut sein, dass diese Leute ihr ödes Kaff hassen wie die Pest, sich gegenseitig auf die Nerven gehen und wie die Karnickel die Ehefrauen oder -männer ihrer Nachbarn rammeln. Warum auch nicht? Doch in diesem Augenblick wünsche ich mir mehr als alles auf der Welt, einer von ihnen zu sein, obwohl ich genau weiß, dass das unmöglich ist. Mir bleibt nur, von außen zuzuschauen. Und das mache ich. Ich beobachte ... und ich speichere

ab. Ich mische mich nicht ein, und wenn ich es doch tue, dann auf eine blutsaugerische Art, die jede Chance auf ein echtes, erfülltes Leben im Ansatz erstickt. Hier in dieser kleinen Stadt am Fluss wird mir klar, dass ich einen hohen Preis zahle für mein Leben als distanzierter Beobachter, der sich vorsichtig aus allen emotionalen Verwicklungen raushält, der vor Konsequenzen zurückschreckt und sich vor dem ganzen Chaos des Lebens und der Liebe wegduckt. Mit zweiunddreißig, in dieser Nacht, irgendwo mitten in den USA, versagt plötzlich meine bisher immer so

zuverlässige, die Seele und den Geist
betäubende Rock'n'Roll-Droge.

Wir verlassen die Stadt. Der
brettebene Highway erstreckt sich vor
uns bis zum Horizont, und die ganze
Welt besteht nur mehr aus
Scheinwerfern und weißen Linien ...
weißen Linien ... weißen Linien. Ich
bin kopfüber in einen inneren
Abgrund gestürzt, mein Magen
befindet sich im Schleudergang, und
ich sinke tiefer ... tiefer ... tiefer.
Nachdem wir eine Stunde unterwegs
sind und sich in mir immer noch alles
dreht, bitte ich Matt umzukehren,
zurück zu dieser Stadt. »Sofort, bitte.«

Und Matt, der Gute, verlangt keine weitere Erklärung. Die Räder knirschen über den geschotterten Seitenstreifen, ein perfekter U-Turn, und schon befinden wir uns wieder auf dem Rückweg. Das Schwarz des westlichen Nachthimmels hält uns umklammert, bis ich endlich Lichter vor mir sehe. Ich brauche diese Stadt. In diesem Augenblick ist es für mich die wichtigste Stadt Amerikas, meines ganzen Lebens, ja in Gottes gesamter Schöpfung. Warum, weiß ich nicht, ich spüre nur das tiefe Bedürfnis, *irgendwo* Wurzeln zu schlagen, bevor ich mich in Luft auflöse. Wir erreichen

den Stadtrand. Inzwischen ist es früher Morgen und keine Menschenseele mehr zu sehen. Wir werden langsamer und parken in einer Seitenstraße. Ich will am liebsten heulen, aber es kommen keine Tränen. Schlimmer noch, am liebsten würde ich zum Kofferraum gehen und den beschissenen Teddy rausholen. Matt schweigt, starrt durch die Windschutzscheibe auf einen staubigen kleinen Häuserblock, der wie aus einer anderen Dimension herübergebeamt worden zu sein scheint. In mir wütet tiefere Verzweiflung denn je. Warum

ausgerechnet hier? Warum in dieser Nacht? Selbst vierunddreißig Jahre später weiß ich darauf keine Antwort.

Ich weiß nur, dass mit zunehmendem Alter die ungelösten Probleme, die wir mit uns herumschleppen, immer belastender werden. Und der Preis, den wir zahlen, wenn wir uns weigern, die Probleme anzupacken, steigt mit jedem Jahr. Vielleicht hab ich einmal zu oft meine Ketten abgeschüttelt, mich einmal zu oft auf meinen unfehlbaren Zaubertrick verlassen, mich zu weit vom Rauch und von den Spiegeln entfernt, inmitten derer ich

sonst stehe. Oder ... ich war einfach älter geworden ... alt genug, um es endlich besser zu wissen. Wie auch immer: Wieder mal war ich gestrandet mitten im ... *Nirgendwo*. Doch diesmal versagten mir die Euphorie und die Obsessionen, die mich bisher so gut geölt und in Schwung gehalten hatten, ihren Dienst, und die ganze Maschinerie kam knirschend zum Stehen.

Vor der Kühlerhaube des Ford erstrecken sich gefühlte Millionen Quadratkilometer unvermessenen Landes. Ein paar Straßenlaternen schneiden Inseln des Lichts in die

Wüste, die mir wie der Vorgarten
meiner Offenbarung vorkommt. Ich
betrachte diese Inseln aufmerksam.
Ein hungrig aussehender,
straßenköterbrauner Hund streicht
durch die kleinen Ewigkeitskreise.
Sein helles Fell wird grau, und er
verschwindet wieder in der
tintenschwarzen Nacht. Matt und ich
hocken da ... mein kalter Schweiß
trocknet langsam, meine Verzweiflung
lässt nach, und ich starre in den
gähnenden Abgrund unter dem
Armaturenbrett, auf die schwarze
Gummimatte, die meine Stiefel wie

Treibsand zu verschlingen droht, und murmele: »Fahren wir.«

Wie zwei einsame Kosmonauten, die die sonnenversengte, menschenleere Erde umkreisen, zünden wir das Triebwerk und verlassen den Orbit. Unser Heimatplanet ist verwüstet, und so müssen wir unser Glück in den endlosen Weiten des Kosmos suchen. Der Rest des Trips verläuft ereignislos. Die Straßen, der weite Himmel, die endlose Kette von Städten, Matt hinterm Steuer des XL, das Verdeck unten, neunzig Meilen pro Stunde, ein reinigender Regenschauer, dessen

Wasserströme die Windschutzscheibe waschen und dessen feiner Dunst im Fahrtwind mein Gesicht besprüht ...
Nichts davon heilt meinen Blues oder vertreibt den Dämon, der am Abend des Volksfests sein Haupt erhoben hat.
Schon vor langer Zeit haben die Verdrängungsmechanismen, die in meiner Kindheit so wichtig waren, um dem Stress standzuhalten, ihren Zweck überlebt, und ich missbrauche ihre einst lebensrettenden Kräfte inzwischen wie ein Süchtiger. Sie dienen mir als Vorwand, mich auf gefährliche Weise zu isolieren, meine Entfremdung zu besiegeln, mich vom

Leben abzukapseln, andere zu kontrollieren und meine Gefühle auf ungesunde Art zu unterdrücken. Doch jetzt klopft der Geldeintreiber an die Tür und fordert meine Schuld in Form von Tränen ein.

Die Nacht und der Highway verschlingen uns, der Regen verzieht sich, ich kurble das Fenster runter und sehe empor zu den aschgrauen Sternen. Ich werfe mein »Texas«-Mixtape ein, und im XL fängt Bobby Fuller an, leise »I Fought the Law« zu murmeln.

KAPITEL 45

KALIFORNIEN

Matt und ich kriechen im stockenden Verkehr und durch dichten Smog auf die Ausfahrt des L.A. Freeway und dann weiter Richtung Osten. Bei Laurel Canyon kurven wir durch die Hollywood Hills zu meinem kleinen Bungalow. Zehn Tage nachdem wir

Jersey verlassen haben, steigen wir aus dem staubigen XL und stehen zwischen Schmetterlingen und blühenden Bougainvilleen vor der hölzernen Eingangstür des ersten Hauses, das wirklich mir gehört. Mein Hearst Castle, meine bescheidene neue Absteige, die vorher dem Charlie-Chan-Darsteller Sidney Toler gehörte, löst in Doug Springsteens »Thronfolger« massive Anfälle von Selbstekel aus. Ich will nur noch von hier weg ... *sofort*. Kaum bin ich drinnen, denke ich sofort wieder ans Abreisen. Nur wohin? Egal, Hauptsache weg von diesem hübschen

kleinen Zuhause, das unerfüllbare Forderungen an mich zu stellen scheint. Es will, dass ich *bleibe* ... aber ich bleibe nicht, wegen des Hauses nicht und überhaupt wegen niemandem. Das ist nicht mein Ding. Ich ... *gehe* lieber. Das Einzige, was mich dann doch zurückhält, ist die Gewissheit: Wenn ich jetzt in den Wagen steige und den langen Trip zurück gen Osten antrete, mache ich, sowie meine Zehen den Atlantik berührt haben, wieder auf dem Absatz kehrt und komme hierher zurück, gefangen in einer Endlosschleife des Wahnsinns. Ohne echten Ausweg

bleibe ich, wo ich bin – ein Gefangener meines eigenen kleinen Westküsten-Todestrakts. Ich werfe mich auf die Couch, die ich mir kürzlich zugelegt habe. (Ebenso wie jedes andere Möbelstück im Haus ist sie Ergebnis eines zweistündigen Kaufrauschs in der hiesigen Mall.) Ich bin am Nullpunkt, das Reservoir meiner üblichen emotionalen Tricks ist ausgeschöpft. Keine Tournee, in die ich mich flüchten kann. Keine Musik, die mich »rettet«. Ich bin gegen die Wand gefahren, auf die ich seit geraumer Zeit unaufhaltsam zugesteuert bin.

Matt kriegt von alldem nichts mit. Mein Road Lieutenant tobt sich im Nebenraum aus, stemmt klappernd meine Gewichte und wartet auf Anweisungen, die nicht kommen. Ich wandere rüber in mein Schlafzimmer, starre durchs Fenster auf das nebelige Los-Angeles-Becken und rufe Mr. Landau an.

Jon und ich sind derlei Themen in langen halb analytischen Gesprächen schon öfter durchgegangen. Er versteht intuitiv, was mit mir los ist. Es ist dunkel um mich herum und wird immer dunkler. Das Chaos in meinem Inneren wird nicht länger kanalisiert

und in Pipelines sicher an die Oberfläche geleitet. Ich habe eine »Episode« erlitten, und meine Depression sprudelt wie Öl aus einem lecken Tanker direkt in den wunderschönen türkisblauen Golf meiner sorgfältig geplanten Existenz. Der zähschwarze Schlamm droht das letzte Leben in mir zu ersticken. »Du brauchst professionelle Hilfe«, stellt Jon fest, und auf meine Bitte hin telefoniert er kurz herum, ich bekomme eine Nummer, und zwei Tage später fahre ich eine Viertelstunde in westlicher Richtung zu einer Praxis in einem Vorort von

Los Angeles. Ich trete ein, sehe einem freundlichen, weißhaarigen, schnurrbärtigen und mir völlig fremden Mann ins Gesicht, setze mich und breche in Tränen aus.

Der Anfang ist gemacht

Ich begann zu reden, und es half. Schon in den nächsten Wochen gewann ich ein Stück meines inneren Gleichgewichts zurück, fühlte mich stabiler und richtete mich neu aus. Ich hatte mich ohne fremdes Zutun (ohne Drogen oder Alkohol) an den Rand eines großen schwarzen Meeres

verirrt, war aber noch nicht hineingesprungen. Mit Gottes Hilfe und mithilfe guter Freunde würde ich nicht für immer dort leben oder sterben müssen ... hoffte ich zumindest.

So begann eins der größten Abenteuer meines Lebens: Dreißig Jahre lang würde ich die Wüste in meinem Kopf nach Spuren von Leben durchforsten. Nach *Leben* – nicht nach einem Song, nicht nach einer Performance, nicht nach einer Story, sondern nach *Leben*. Ich arbeitete hart und entschlossen und begann schon bald, so manches besser zu verstehen.

Ich skizzierte so was wie eine Landkarte meiner mir bis dahin unbekannten Innenwelt. Und es verblüffte mich festzustellen, wie viel Macht diese unbewusste Welt über mich hatte, wie heftig sie mich mit Gefühlen überschwemmte und steuerte und sich dabei völlig meinem Zugriff entzog. Da war jede Menge Trauer um das, was geschehen war, was man mir angetan und was ich mir selbst angetan hatte. Aber die gute Nachricht war: Ich hatte mich als ziemlich widerstandsfähig erwiesen, ich hatte viel von diesem Schmerz in Musik, Liebe und Lächeln

umgewandelt. Und ich hatte hauptsächlich mir selbst und einigen wenigen geliebten Menschen das Leben zur Hölle gemacht – den üblichen Opfern eben. Aber immerhin begriff ich jetzt, dass das, was mich in letzter Zeit so runtergezogen hatte, für mich als Kind ein notwendiger Schutzmechanismus gewesen war. Es hatte meine Seele vor Schlimmerem bewahrt und mir in belastenden Situationen Zuflucht gewährt. Dafür war ich dankbar. Doch jetzt standen diese unbewussten alten Muster wie eine Mauer zwischen mir, einem echten Zuhause und einem Leben, das

meinen wahren Bedürfnissen entsprach. Die Frage war: Würde ich diese neuen Erfahrungen in mein Leben integrieren können? Das würde ich herausfinden müssen.

Drei Träume

Ich stehe auf einem Hügel hinter dem alten Farmhaus, in dem ich Ende der Siebziger gewohnt und »Darkness on the Edge of Town« geschrieben habe. Heute schießen dort aus der roten Erde statt Futtermais und Soja pompöse Vorortvillen wie Unkraut aus dem Boden. Doch in meinem Traum sehe ich nur blauen Himmel, grüne Bäume und fruchtbare

Felder, die sich bis zu einem dunklen Wald in der Ferne erstrecken. Ein Kind, vielleicht sechs oder sieben Jahre alt, steht am Waldrand. Dieses Kind bin ich. Es bewegt sich nicht. Es wartet, steht einfach nur da. Eine Zeit lang geschieht nichts, dann hebt der Junge den Kopf, entdeckt sein zweiunddreißigjähriges Selbst in der Ferne, sieht zu ihm hinüber und lächelt. Es ist ein Lächeln, das ich von vielen verblichenen Schwarz-Weiß-Fotos aus unserem Familienalbum kenne.

In meinem Traum bin ich jung und unbelastet von den Erbsünden meines Stammes. Ich habe nichts von meinem Vater, meiner Mutter, meiner Großmutter oder meinem Großvater. Ich bin einfach nur ich

und gehöre mir selbst. Es ist ein trauriger Traum, weil ich weiß, dass ich diesem kleinen Jungen oft übel mitgespielt habe. Ich habe die grausame Arbeit meines Vaters fortgesetzt und war dabei oft viel zu erfolgreich. Um diese Arbeit so richtig gründlich zu erledigen, musst du dein Kind missverstehen und verkennen, du musst deinen kostbaren kleinen Schatz zu etwas machen, was er nicht ist, zu einem Konkurrenten. Und wenn sein Blick sich dann hebt, über den schweren Ledergürtel wandert, über die Knöpfe deines olivgrünen Arbeitshemds und noch weiter hinauf, bis er dem anderen Blick begegnet, in dem die Antwort auf die Frage »Wer bin ich?« liegt, dann fällt die Antwort hart und vernichtend

aus, doch das Kind schluckt sie schweigend und trägt sie mit sich davon, bis es von ihrer Macht niedergedrückt wird.

Von meinem Hügel hinter dem Farmhaus nehme ich ein kleines Winken meines jüngeren Ichs wahr und ein Lächeln, das mir bedeutet: »Ist schon in Ordnung ...« Dann dreht sich das Kind langsam um, verschwindet ohne jede Angst zwischen den Bäumen, und ich wache auf. Der Traum wiederholt sich viele Jahre später, doch diesmal ist der Junge, der aus dem Wald tritt, im späten Teenageralter oder in den frühen Zwanzigern. Das Winken allerdings, das Lächeln ist immer noch das gleiche. »Alles in Ordnung, mir geht's gut ...« Dann, Jahre später, wieder der gleiche Traum. Diesmal

werde ich von meinem vierzigjährigen erwachsenen Selbst begrüßt, das mich aus der Ferne ansieht. Diese Bilder meiner Jugend kamen mir in meinen Träumen, haben meinen Schutzpanzer durchdrungen, um mir zu sagen: »Uns geht's gut. Wir haben gelebt, und jetzt bist du an der Reihe ... zu leben.«

Wir alle sind Bewohner dieses ursprünglichen Waldes, und unsere Fehler und Schwächen bleiben uns, für immer. Sie sind unauslöschlicher Teil unseres Selbst, sie machen unsere Menschlichkeit aus. Aber wenn wir Licht ins Dunkel bringen, dann nehmen wir ihnen etwas von ihrer Macht über uns und unsere Zukunft. So funktioniert das. Der Trick dabei ist, dass man nur Licht in diesen dunklen

Wald bringen kann, wenn man direkt unter seinem Blätterdach steht ... also von innen heraus. Doch dazu muss man sich erst einen Pfad durchs finstere, dornige Gestrüpp bahnen. Gute Reise!

Is' was, Doc?

Auf diese Art erwarb ich allmählich die Fähigkeiten, die mir ein eigenständiges Leben ermöglichen würden. Es lag noch viele Tränen, Irrtümer und gebrochene Herzen entfernt – und es bleibt bis zum heutigen Tag ein verdammt harter Job. Der Preis, den ich für die ganze

bis dahin verlorene Lebenszeit zahlen musste, war genau das: verlorene Zeit. Du kannst dein Vermögen verschleudern, falls du eins besitzt, du kannst es wieder zurückerobern, du kannst deinen guten Ruf ruinieren und ihn mit viel Mühe wieder aufpolieren. Aber Zeit ... Verlorene Zeit ist für immer verloren.

Ich verbrachte den Winter in Kalifornien und kehrte anschließend wieder nach New Jersey zurück. Man überwies mich an einen gewissen Dr. Wayne Myers in New York City, einen onkelhaften, leisen Mann mit einem sanften Lächeln. In den

folgenden fünfundzwanzig Jahren würden Doc Myers und ich bis zu seinem Tod 2008 in unzähligen Sitzungen und langen Ferngesprächen meine Dämonen bekämpfen. Wann immer ich in der Stadt war, setzten wir uns einander gegenüber, ich sah ihm geduldig in seine verständnisvollen Augen, und in mühevoller Kleinarbeit erzielten wir eine beachtliche Reihe von Erfolgen, erlebten aber auch ein paar herbe Rückschläge. Wir nahmen deutlich Tempo aus der Tretmühle, in der ich steckte, auch wenn sie nie völlig zum Stillstand kam. Doc Myers' Praxis war

mein Heimathafen in der neuen Odyssee, zu der ich aufbrach. Sein Wissen und sein Mitgefühl verhalfen mir zu der inneren Stärke und Freiheit, die nötig waren, um wirklich lieben zu können und geliebt zu werden.

Derlei psychologische Kämpfe sind nie vollends ausgestanden. Was zählt, ist immer »nur«, den nächsten Tag zu schaffen, den nächsten Augenblick ... vor allem aber die Bereitschaft zu Veränderung. Es handelt sich nun mal nicht um eine Arena, in der man sich als unsicherer Mensch einen endgültigen Sieg erwarten sollte.

Absolutheit existiert hier nicht. Es ist ein *lebendiger* Prozess, ständig gefährdet durch die Unwägbarkeiten deines inneren Durcheinanders, und es geht immer einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Die Ergebnisse dieser Arbeit, für die ich Dr. Myers großen Dank schulde, finden sich im Herzen dieses Buchs.

KAPITEL 46

BORN IN THE USA

Unter einem Wust aus Büchern, alten
Plektren, einem
Mundharmonikahalter und
Überresten meines Mittagessens
kramte ich mein Notizbuch hervor.
Ich verlagerte mein Gewicht und
setzte meine Füße auf die geschnitzten

Löwenfüße des Eichentischs, an dem ich seit fünfundzwanzig Jahren meine Texte schrieb. Eine altmodische Lampe warf gedämpftes Licht auf das einzige andere Objekt auf dem Tisch: ein Filmskript. Der Drehbuchautor und Regisseur Paul Schrader hatte es mir zugeschickt. Paul hatte zwei meiner Lieblingsfilme aus den Siebzigern geschrieben, *Taxi Driver* und *Blue Collar – Kampf am Fließband*, bei dem er auch Regie geführt hatte. Ich schrammelte ein paar Akkorde auf meiner Gibson J-200, blätterte in meinem Notizbuch, hielt inne und murmelte die Strophe eines Songs

über heimgekehrte Vietnamveteranen vor mich hin, an dem ich gerade arbeitete. Dabei fiel mein Blick zufällig auf die Titelseite des ungelesenen Skripts, und ich sang den Titel: »I was ›born in the USA‹.«

Ich entlieh mir »Born in the USA« direkt vom Deckblatt des Paul-Schrader-Drehbuchs. In seiner Story ging es um die Irrungen und Wirrungen einer Bar-Band aus Cleveland, Ohio. Der Film würde später unter dem Titel *Light of Day – Im Lichte des Tages* herauskommen und meinen gleichnamigen Song featuren – ein bescheidener Versuch,

Paul für meinen dreisten, aber maximal karrierefördernden Diebstahl zu entschädigen.

In der Hit Factory ... ich zählte ein. Ich hatte die richtigen Lyrics, einen großartigen Titel, zwei Akkorde, ein Synthesizerriff. Was jetzt noch fehlte, war ein bandtaugliches Arrangement. Es war unser zweiter Take, der Marshall-Sound dröhnte in meinen Kopfhörern, und ich begann zu singen. Die Band hatte mich genau im Blick, während wir uns an einem spontan improvisierten Arrangement versuchten und Max Weinberg eine seiner großartigsten

Drumperformances aller Zeiten
ab lieferte. Vier Minuten und
neununddreißig Sekunden später war
»Born in the USA« im Kasten. Wir
stellten unsere Instrumente ab,
schlenderten in den Kontrollraum und
lauschten dem Orkan, den wir da
eingefangen hatten.

Mehr als zehn Jahre nach dem Ende
des Vietnamkrieges hatte ich, inspiriert
durch Bobby Muller und Ron Kovic,
endlich meine Soldatengeschichte
geschrieben und aufgenommen. Es
war ein Protestsong geworden, und als
er aus den gigantischen Boxen der Hit
Factory dröhnte, wusste ich: Das war

eine der besten Nummern, die ich je geschrieben hatte. Die Strophen dieses GI-Blues waren eine einzige bittere Abrechnung, der Refrain eine Proklamation des Einzigen, was dir niemand nehmen kann ... dein Geburtsland. Qua Geburt besitzt du das unveräußerliche Recht auf alles, was dein Land zu geben hat, nicht nur das Blut und die Wirren, sondern auch die Segnungen und Gnaden. Und wenn du an Körper und Seele einen hohen Preis gezahlt hast, hast du einen Anspruch darauf, dieses Land mitzugestalten.

»Born in the USA« bleibt einer

meiner großartigsten und am meisten missverstandenen Songs. Mit seiner Mischung aus »düsteren« Bluesstrophen und dem »hymnischen« Refrain, dem Beharren auf einer »kritischen« Stimme und dem Stolz auf die eigene Herkunft war er für viele Hörer schlicht zu widersprüchlich ... oder einfach nur ein Ärgernis. (Tja, mein Freund, wenn du einen politischen Popsong schreibst, weißt du nie, wohin die Reise geht.) Platten sind mitunter wie akustische Rorschachtests: Wir hören nur, was wir hören wollen.

Noch viele Jahre nach

Veröffentlichung meines
Bestselleralbums klopften an
Halloween Kids mit roten Bandanas
und Süßes-oder-Saures-Tüten an
meine Tür und sangen: »I was born in
the USA.« Ich schätze, Woody
Guthries »This Land Is Your Land«
hat an den Lagerfeuern dieser Welt
Ähnliches über sich ergehen lassen
müssen, was mir indes nur ein
geringer Trost war. (Als Pete Seeger
und ich bei Präsident Barack Obamas
Amtseinführung »This Land Is Your
Land« sangen, bestand Pete darauf,
dass wir *alle* Strophen brachten, auch
die brisanten. Er wollte die radikale

Aussage des Songs wieder ins kollektive Bewusstsein rufen.) 1984 war auch noch Wahljahr, und die Republikaner hätten für ihre Kampagne selbst eine Kuh eingespannt, wenn sie nur die Stars and Stripes auf ihren Arsch tätowiert hätte. Und so kam ich zu der zweifelhaften Ehre, dass mir der damals amtierende Präsident Ronald Reagan bei einer Wahlveranstaltung in Jersey seinen Dank aussprach für »die Botschaft der Hoffnung in den Songs von ... Bruce Springsteen aus New Jersey«. Na ja ... der Rest ist wohl Geschichte. Allerdings sollte man

dabei nicht vergessen, dass der erste Mensch, dem ich die endgültige Version von »Born in the USA« vorspielte, Bobby Muller war, seines Zeichens Präsident der Vietnam Veterans of America. Er rollte ins Studio, manövrierte sich vors Mischpult, und ich drehte die Lautstärke voll auf. Er hörte ein paar Takte lang zu, und dann breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus.

Ein Songwriter will auch verstanden werden. Es ist nicht einfach zu erklären, wie sich Form und Inhalt gegenseitig bedingen. Kann der Sound deines Songs bereits ein politisches

Statement sein? Kurz zuvor war ich das Wagnis von *Nebraska* eingegangen, hatte es also in zwei ganz gegensätzlichen Richtungen versucht. Jetzt lernte ich eine harte Lektion darüber, wie Pop und Popimage wahrgenommen werden. Trotzdem hätte ich keine der beiden Platten anders machen wollen. In den nachfolgenden Jahren habe ich »Born in the USA« immer wieder neu interpretiert, und besonders die rein akustischen Versionen konnte man von ihrer Aussage her kaum missverstehen. Trotzdem blieben diese Versionen immer eine Art Fußnote

des Originals und bezogen ihre wahre Kraft aus der Erfahrung, die das Publikum mit der Albumversion gemacht hatte. Die Albumversion von »Born in the USA« ist und bleibt die stärkste. Hätte ich den Song von Anfang an in einer zurückgenommeneren Version gebracht, wären meine Absichten womöglich klarer hervorgetreten. Aber es wäre musikalisch bei Weitem nicht so befriedigend gewesen.

Wie schon meine vorigen Alben kostete *Born in the USA* jede Menge Zeit und Kraft. Auf dem Album nach *Nebraska*, das einige meiner stärksten

Songs enthalten hatte, wollte ich ähnliche Themen aufgreifen, diesmal aber wesentlich mehr Spannung hindurchjagen. Die ganze Grundidee und Atmosphäre von *Nebraska* findet sich in »Working on the Highway« und »Downbound Train« als Unterströmung wieder. Diese Songs waren im Frühstadium rein akustische, auf dem Tascam-Rekorder mitgeschnittene Demos.

Den größten Teil von *Born in the USA* spielte ich mit der gesamten Band innerhalb von drei Wochen live ein. Danach legte ich eine Verschnaufpause ein, nahm *Nebraska*

auf, doch dann sollte es eine ganze Weile dauern, bevor ich mich wieder meinem Rockalbum zuwandte. »Born in the USA«, »Working on the Highway«, »Downbound Train«, »Darlington County«, »Glory Days«, »I'm on Fire« und »Cover Me« hatten wir bereits während der ersten Albumphase aufgenommen. Doch dann blockierte plötzlich mein Hirn. Ich war unglücklich angesichts des viel zu poppigen Sounds unseres Materials und suchte nach etwas Tieferem, Bedeutungsvollerem, Ernsthafterem. Ich wartete eine Zeit lang ab, schrieb, nahm auf, wartete noch eine Weile.

Monatelang quälte ich mich mit einer Schreibblockade, verkroch mich in mein Häuschen am Navesink River, presste mir Ideen ab wie letzte Wassertropfen, die man mühsam aus einer ausgetrockneten Quelle pumpt. Auf diese Weise entstanden »Bobby Jean«, »No Surrender« und »Dancing in the Dark« und gesellten sich zu meinen früheren Arbeiten. Und irgendwann setzte dann der Regen wieder ein. Am Ende hatte ich eine Menge neuer Musik aufgenommen (siehe Disc 3 von *Tracks*). Trotzdem kehrte ich am Ende zu meiner ursprünglichen engsten Auswahl von

Songs zurück. Sie hatten einen Naturalismus und eine Lebendigkeit, die mich einfach überzeugten. Es war zwar nicht genau das, was ich *gesucht* hatte, aber es war nun mal das, was ich *hatte*.

Das Warten hatte sich gelohnt. Die letzten hinzugekommenen Songs vervollständigten bloß den Gesamteindruck des Albums. »Bobby Jean« und »No Surrender« waren eine Hommage an die unverwüstliche Kraft des Rock und an meine Freundschaft mit Steve. »My Hometown« brachte zum Abschluss, was mit »Born in the USA« begonnen

hatte: Es fing etwas von den rassenpolitischen Spannungen Ende der Siebziger in New Jersey und von der Postindustrialisierung der darauffolgenden Dekade ein. Zu einem recht späten Zeitpunkt stieß dann auch noch »Dancing in the Dark« zu der Party hinzu. Es ist einer meiner handwerklich gelungensten und am tiefsten empfundenen Popsongs. Zu »Dancing« hatte mich Jon Landau »inspiriert«, als er mich eines Nachmittags in meinem New Yorker Hotelzimmer besuchte. Er erklärte mir, er habe sich das Album angehört, und irgendwie fehle ihm

noch die ultimative Hitsingle, dieser eine Song, der richtig Benzin ins Feuer gießt. Was noch mehr Arbeit für mich bedeutete, obwohl an diesem Punkt noch mehr Arbeit wirklich das Letzte war, was ich gebrauchen konnte. Wir kriegten uns ein wenig in die Haare, wenn auch freundschaftlich, und ich forderte ihn dazu auf, was immer ihm noch fehlen mochte, selbst zu schreiben. Doch noch am selben Abend schrieb ich »Dancing in the Dark«: einen Song über mein Gefühl der Entfremdung und tiefen Erschöpfung und das Bedürfnis, endlich aus dem Studio, meinen vier

Wänden, meiner Platte, meinem Kopf
rauszukommen und ... zu *leben*. Mit
dieser Platte und diesem Song war ich
im Mainstream angekommen. Ich war
schon immer zwiegespalten gewesen,
was Bestsellerplatten und das
Auftreten vor Massenpublikum
anging, und das aus gutem Grund. Es
birgt ein gewisses Risiko. Waren mir
die Stadien voller Menschen, der
ganze Medienrummel, das ständige
Im-Rampenlicht-Stehen wirklich die
ganze dafür aufgeopferte Lebenszeit
wert? Wie hoch war die Gefahr, die
eigene Botschaft zu verwässern, die
eigenen Werte und

Moralvorstellungen auf einen leeren Symbolismus oder Schlimmeres runterzukochen? Durch »Born in the USA« war ich plötzlich mit diesen Fragen konfrontiert worden, auch wenn mein Publikum mir gleichzeitig die Gewissheit zurückspiegelte, dass meine Musik kraftvoll war und welche Bedeutung sie für ihr Leben und für die ganze Kultur hatte. Ich machte ein paar vorsichtige Schritte, bis ich am Rand der Klippe stand, und dann hieß es springen. Denn zum wirklich *großen* Erfolg führt kein bequemer Weg. Da ist immer dieser gähnende Abgrund, an dem du jeden Schritt sorgsam

abwägen und deine eigenen Motive hinterfragen musst. Also folge deinen Visionen und Instinkten, aber sei dir immer darüber im Klaren, dass du neben der Befriedigung, die das Ausschöpfen deines vollen Talents bringt, auch auf die beinharten Grenzen deiner musikalischen Fähigkeiten und deiner Persönlichkeit stoßen wirst.

Die Songs auf *Born in the USA* waren kraftvoll, präzise, machten Spaß und wurden in der Tiefe getragen von den schwermütigeren Unterströmungen von *Nebraska*. Nachdem Bob Clearmountains fantastischer Mix der

Platte zusätzliche Explosivkraft verliehen hatte, war ich schließlich dazu bereit, einen Haken daran zu setzen. Bei unseren Liveauftritten fegte die Musik über unser Publikum hinweg und bewies ihre einzigartige, mitreißende und beglückende Kraft. 1985 landeten wir einen Hit nach dem anderen, und ich war neben Madonna, Prince, Michael Jackson und den Discostars ein echter Mainstream-Radio-»Superstar«.

Manchmal zwingen dir Platten ihren eigenen Charakter auf, und du kannst gar nicht anders als nachzugeben. Genauso war es bei *Born*

in the USA. Ich beendete meinen zögerlichen Eiertanz, nahm das Beste von dem, was ich hatte, und gab dem Album, das zum erfolgreichsten meiner Karriere werden sollte, meinen Segen. *Born in the USA* veränderte mein Leben, es bescherte mir mein größtes Publikum, zwang mich, noch intensiver über die Präsentation meiner Musik nachzudenken, und etablierte mich vorübergehend im Mittelpunkt der Popwelt.

KAPITEL 47

BUONA FORTUNA, FRATELLO MIO

Mitten in den Aufnahmen der wichtigsten Platte meines Lebens verließ Steve Van Zandt die Band. Meiner Ansicht nach führte eine Mischung aus persönlichen

Enttäuschungen, internen Machtkämpfen und Unzufriedenheit mit einigen meiner Entscheidungen zu Steves Ausscheiden. Hinzu kam wohl meine zusehends intensive Zusammenarbeit mit Jon Landau, die bei Steve womöglich das Gefühl erzeugte, sein alter Kumpel würde sich von ihm entfernen und ihm am Ende auch den Einfluss auf die gemeinsame Musik entziehen wollen. Mir war durchaus klar, dass ich ohne die E Street Band niemals so weit gekommen wäre. Trotzdem war und blieb es *meine* Musik, *meine* Bühne. Steve war jetzt zweiunddreißig, und

die Zeit war reif, dass er allein in den Ring stieg und um den Titel boxte, den er sich mehr als verdient hatte. Er musste endlich selbst Frontmann einer Band werden und seine eigenen Songs spielen und singen. Steve ist einer der besten Songwriter, Gitarristen und Bandleader, die ich kenne, und er musste damals das Gefühl gehabt haben: Jetzt oder nie. Rückblickend würden Steve und ich uns sicher einig sein, dass es nicht so hätte laufen müssen. Wahrscheinlich hätten wir all das gut unter einen Hut bringen können – nur waren wir damals nicht dieselben, die wir heute sind. Ich war

immer noch sorgsam darauf bedacht, die absolute Entscheidungshoheit über meine Musik und meine Karriere zu behalten. Ich hatte zwar immer ein offenes Ohr für andere, aber das bedeutete für mich noch lange keine gleichberechtigte »Partnerschaft«, und Steve war damals einfach ein Alles-oder-nichts-Typ. Das war seine große Stärke, aber auch sein Fluch ... vermutlich eher sein Fluch. In jener »Trennungsnacht« besuchte er mich in meinem New Yorker Hotelzimmer, und wir führten eine mühselige Diskussion über Freundschaft, seine Positionen innerhalb der Band,

Probleme der Vergangenheit und die gemeinsame Zukunft. In einigen Punkten waren unsere Ansichten vollkommen konträr. Wir waren immer noch verhältnismäßig jung und wussten nicht, dass wir mit der Zeit manches weniger eng sehen würden. Doch damals fehlte uns die Souveränität, um die Schönheit und den enormen Wert unserer langjährigen Freundschaft zu erkennen. Stattdessen waren wir leidenschaftlich, hitzig und fest entschlossen, einander misszuverstehen.

Steve forderte mehr Einfluss auf

unsere künstlerischen Entscheidungen, doch ich hatte meinen Bandmitgliedern von Anfang an klar definierte Rollen zugeschrieben. In der E Street Band steckte so viel Talent, dass jeder ständig nur einen Bruchteil davon entfalten konnte – wodurch sich bei allen, selbst bei Jon, irgendwann zwangsläufig eine gewisse Frustration einstellte. Aber nur so konnte es für mich funktionieren: Ich musste jederzeit die Zügel in der Hand halten und den Kurs bestimmen können. Eigentlich war ich ein umgänglicher Typ, aber meine kreativen Instinkte und psychologischen Stärken und

Schwächen zwangen mich dazu, an gewissen Punkten klare Grenzen zu ziehen. Steves Frust wurde noch verstärkt durch sein beträchtliches Ego (willkommen im Club!), sein unterfordertes Talent und unsere langjährige Freundschaft. Er war mir und der Band eng verbunden, und vermutlich plagten ihn Schuldgefühle wegen seiner eigenen Ambitionen, die Band anzuführen.

In den Teenclubs unserer Jugend waren wir nicht nur gute Kumpels gewesen, sondern immer auch freundschaftliche Konkurrenten, was zu jener Zeit aber völlig in Ordnung

gewesen war – doch als wir dann unsere Zusammenarbeit begannen, war uns beiden nicht mehr wohl damit, nur kam das nie offen zur Sprache. Irgendwann fand Steve sich mit seiner Rolle als mein Sideman ab, vermutlich weil er sich seiner eigenen Ambitionen, Bandleader zu werden, nicht vollends sicher war. An jenem Abend im Inkwell, als Southside Johnny seinen ersten Plattenvertrag unterschrieb und bevor Steve zur E Street Band stieß, hatte ich ihn gefragt, warum er nicht selbst die großartigen Songs spiele und aufnehme, die er für Southside

geschrieben habe. (Keine Sorge, Southside, ihr habt das gut gemacht!) Immerhin hatte Steve seit unseren frühen Anfängen bei seinen eigenen Bands immer den perfekten Frontmann abgegeben. An dem Abend erklärte er mir, das Projekt sei nicht wirklich »er«, und seine eigentliche Vision sei es, eine wichtige, aber letztlich eher unterstützende Rolle als meine musikalische rechte Hand zu spielen. Das war (zu meinem Glück) ein großer und ein wundervoller Aspekt von Steves Persönlichkeit.

Hätte ich Steve jetzt jedoch den

Platz am zentralen Bühnenmikro
eingeräumt, hätte das nach all den
Jahren, in denen er in der E Street
Band mein Sideman gewesen war,
einen merkwürdigen Eindruck
hinterlassen. Es ist schwer für ein
Publikum, dich in einer neuen Rolle
zu akzeptieren und nicht nur durch
die Brille des bekannten Images zu
betrachten, das du dir als erfolgreiche
Band erarbeitet hast. Ich verstand
Steves Argumente. Er wollte mehr
Einfluss auf den kreativen Prozess.
Aber es hatte eben auch einen guten
Grund, dass ich ihn und Jon auf subtile
Weise »gegeneinander ausspielte«. Ich

brauchte sie *beide*. Mir kam es gerade auf die produktive Spannung zwischen diesen beiden zwar sehr unterschiedlichen, aber sich letztlich doch ergänzenden Blickwinkeln an. Das sorgte für eine durchaus beabsichtigte professionelle Spannung im Studio ... und womöglich für nicht ganz so beabsichtigte Reibungen persönlicher Art jenseits des Studios. Trotzdem, genau so wollte ich es haben. Schließlich waren wir alle große Jungs, wussten, was wir wert waren, und ich war immer davon ausgegangen, dass alle damit leben könnten. Sie konnten es auch. Doch

zusammen mit einer gewissen Unsicherheit, in der ich die Band in mancher Hinsicht wiegte, entzündete sich das Ganze zu einer Art Fegefeuer, mit dem ich zwar gut leben konnte, das aber einige meiner Bandmitglieder verwirrte und irritierte. Jedes Bandmitglied und jeder Fan hat vermutlich seine eigene Sichtweise, wer und was wir sind (und für die meisten sind wir vermutlich einfach Springsteen ... *and* the E Street Band). Doch letztendlich musste und muss ich *offiziell* die Entscheidungen treffen. Seit jenem Tag, als ich allein (und mit einer genauen Vorstellung

von dem, was ich wollte) in John Hammonds Büro marschierte, war das mein Weg gewesen.

All diese Fragen und der in der Folge ausgelöste Mahlstrom von Gefühlen führten letztendlich dazu, dass Steve und ich uns entfremdeten und er für den Rest der Achtziger und in den Neunzigern nicht länger Teil der Band war. Doch bevor wir in jener entscheidenden Nacht auseinander gingen, blieb Steve noch für einen Moment im Türrahmen stehen. Besorgt um den Verlust meines Freundes und meiner rechten Hand erklärte ich ihm, dass er als

Freund für alle Zeiten auf mich zählen könne, unsere Freundschaft für mich eine ganz besondere Bedeutung habe und wir das hoffentlich niemals vergessen würden. Was wir auch nicht taten.

KAPITEL 48

MEGA-ERFOLG

Born in the USA schlug ein wie eine Bombe. Dass der Titelsong das Zeug zu einem Hit hatte, war mir klar gewesen, aber niemand hatte mit einer solchen Riesenwelle gerechnet. War es das Timing? Die Musik? Die Muskeln? Keine Ahnung, letzten

Endes bleibt es immer ein Mysterium, warum irgendetwas derart durch die Decke geht. Ich war inzwischen vierunddreißig und beschloss, die Welle zu reiten und es ganz einfach zu genießen. Ich war jetzt selbstbewusster und konnte mich im Scheinwerferlicht besser behaupten, was in den nächsten Jahren dann auch gründlich auf die Probe gestellt wurde.

Nils Lofgren kam an Bord und füllte eine schwierige Position perfekt aus. Wir hatten uns 1970 im Fillmore West bei einer Audition kennengelernt, und danach hatten sich unsere Wege wiederholt gekreuzt,

unter anderem 1975 im Bottom Line, wo Nils direkt nach unserem Set gebucht gewesen war. Eines Nachmittags in den frühen Achtzigern liefen wir uns dann zufällig im Sunset Marquis über den Weg. Wir hatten beide an jenem Nachmittag nichts weiter vor, also gondelten wir die kalifornische Küste rauf und legten irgendwann ein Stück abseits des Highway 1 ein Päuschen ein. Wir kletterten auf eine Sanddüne, hockten einfach dort oben, blickten über den glitzernden Pazifik und unterhielten uns. Nils hatte eine Reihe schlechter Erfahrungen mit seinen Plattenfirmen

gemacht. Als Solokünstler unterwegs zu sein bedeutete für ihn echte Knochenarbeit, und er dachte gerade darüber nach, einen lukrativen Nebenjob bei einer tollen Band anzunehmen. (Ich glaube, die Rede war von Bad Company.) Das war, lange bevor Steves Platz in der Band frei wurde, trotzdem war mir diese nachmittägliche Unterhaltung immer im Hinterkopf geblieben. Während wir *Born to Run* aufnahmen, stand Nils selbst in den Startlöchern zum Starruhm, und sein erstes Soloalbum war für Jon und mich damals vorbildhaft für unsere eigenen

Sessions. Wir strebten nach einer ganz ähnlichen klanglichen Schärfe und Präzision und nach diesem großartigen Drumsound. Seine Platte war eine Art Blaupause für *Born to Run*. Nils hatte zu Anfang seiner Karriere ein paar derbe Tiefschläge einstecken müssen und nie das breite Publikum erreicht, das er bei seinem Talent verdient hätte. Er war ein besessener Arbeiter, einer der weltbesten Rockgitarristen, hatte eine Stimme wie ein trotziger Chorknabe, und seine enorme Bühnenpräsenz nahm dem Verlust von Steve ein wenig den Stachel. Nils war einfach die perfekte

Ergänzung für die sich erneuernde
Band von 1985.

Bar-hoppin' Mama

Als ich eines Abends im gut besuchten
Stone Pony abhing, enterte eine junge
rothaarige Frau die Bühne, schnappte
sich das Mikro, rauchte und hauchte
sich mit der Hausband durch den
Exciters-Song »Tell Him«. In ihrer
Stimme lagen Blues, Jazz, Country
und der Schmelz der Girlgroups der
Sechziger. Patti Scialfa hatte das alles
drauf. Wir machten uns miteinander
bekannt, flirteten ein bisschen,

genehmigten uns einen Drink und wurden Barkumpels. Immer wenn ich im Pony vorbeischaute, tranken wir einen, und manchmal tanzten wir auch eine Runde. Meistens endete der Abend damit, dass sie sich vorn im Wagen auf meinen Schoß setzte und Matt uns zu einem nachmittäglichen Cheeseburger ins Inkwell chauffierte. Gegen drei Uhr morgens setzten Matt und ich Patti dann vor ihrem Elternhaus ab, tauschten noch ein Lächeln, einen flüchtigen Kuss auf die Wange, »Bis demnächst im Club!«, und damit war die Nacht gelaufen.

Nach Steves Ausstieg beschloss ich, den Harmoniegesang der Band ein bisschen aufzumöbeln. Ich hörte mir ein paar Sänger aus der Gegend an, und unter anderem lud ich auch Patti zu einer »Audition« zu mir nach Hause ein (gemeinsam mit Richie »La Bamba« Rosenberg; tja, manchmal trifft man schon merkwürdige Entscheidungen). Auf der Clair Brothers Soundstage in Lititz, Pennsylvania, wo wir uns auf die Tour vorbereiteten, kam sie ein weiteres Mal vorsingen. Die Band hauste dort in einem Hotel, probte am Nachmittag und hing abends zusammen ab. Ich

kurvte in meinem 1963er Impala Cabrio »Dedication« herum, den mir Gary U. S. Bonds vermacht hatte, weil ich ihm seinen Comebackhit »This Little Girl« geschrieben und ihm zusammen mit Steve bei der Produktion geholfen hatte. Am Abend bevor wir nach einem gemeinschaftlichen Dinner die Zelte dort abbrechen sollten, waren wir alle in meinem Cabrio unterwegs. Garry Tallent fuhr, Patti und ich saßen hinten, hatten die Köpfe zurückgelehnt, nahmen die wunderbare Nachtluft in uns auf und sangen. Und während wir den Hügel

hinaufrollten, stießen die Jungs vorn ein kollektives »Ooooh!« aus, denn genau in diesem Moment zerteilte der leuchtend blaue Schweif eines Kometen den Himmel über Pennsylvania. Ein gutes Omen, wie mir schien.

Drei Tage ehe es auf Tour gehen sollte, stieg Patti in die Band mit ein. Als erste Frau löste sie ein Beben mittlerer Stärke in der Truppe aus. Sie sprengte den Männerverein, und es mussten sich alle erst mal an die neue Situation gewöhnen (einige mehr als andere). Man darf eins nicht vergessen: Eine Rockband ist eine

eingeschworene Truppe, sie pflegt ihre besonderen Rituale und hat ungeschriebene Regeln und Gesetze. Diese sind dazu geschaffen, sich die normale Welt vom Leib zu halten – vor allem das *Erwachsenwerden*. In der E Street Band hatte, was Frauen betraf, immer ein leicht abschätziger Ton geherrscht (wozu ich selbst meinen Beitrag geleistet hatte). Typisch für die meisten Rockgruppen unserer Generation. Zwar waren wir 1984 schon nicht mehr ganz die Hardliner wie früher, aber man brauchte nur ein bisschen an der Oberfläche zu kratzen, und schon

kam das »Tougehab« mit den derben Späßen, Machosprüchen und üblichen Vorurteilen zum Vorschein. Patti handhabte die Situation ausgesprochen souverän. Sie behauptete sich selbstbewusst, ohne meinen langjährigen treuen Bandkumpels ihren Platz streitig zu machen.

Mit Pattis Aufnahme wollte ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Sie sollte unser musikalisches Niveau anheben, denn ich wollte verlässlichen, sauber klingenden mehrstimmigen Gesang. Außerdem sollte die Zusammensetzung der Band die

Veränderungen in meinem Publikum widerspiegeln, das zunehmend erwachsener wurde und in dessen Leben es sich nun mal um Männer *und* Frauen drehte. Der Kurs war nicht ganz ungefährlich, denn unterm Strich ist und bleibt Rockmusik immer auch eine Form eskapistischer Unterhaltung. Sie lebt von Träumen, Illusionen, Rollenspielen und den Projektionen des Publikums auf den Künstler. In meinem Geschäft stehst du im Dienst der Fantasie deines Publikums – und die macht dir ziemlich genaue Vorgaben. Sobald du erst mal deine Fingerabdrücke auf ihr

hinterlassen hast, kann das Ausbrechen aus einem bestimmten Image schwerwiegende Folgen haben (Enttäuschung oder schlimmer noch ... Einbrüche bei den Platten- und Ticketverkäufen). Aber 1984 wollte ich auf meiner Bühne eine Welt aus Männern *und* Frauen, und ich baute darauf, dass es meinem Publikum genauso ging.

Premiere

29. Juni 1984, Civic Center, St. Paul, Minnesota. Am Nachmittag drehten wir »Dancing in the Dark«, unser

erstes offizielles Musikvideo. Wir hatten zuvor zwar schon ein Video zu »Atlantic City« rausgebracht, einen wunderschönen Schwarz-Weiß-Kurzfilm von Arnold Levine, aber weder ich noch die Band waren darin aufgetaucht. Ich war immer schon ein bisschen abergläubisch gewesen, was Filmaufnahmen der Band anging. Meiner Ansicht nach sollte ein Magier seinen eigenen Trick nicht allzu sehr ins Scheinwerferlicht rücken; möglicherweise vergaß er darüber, worin seine Magie bestand. Aber inzwischen gab es MTV, der Sender war mächtig, kommerziell ausgerichtet

und forderte seinen Tribut. Plötzlich waren wir mittendrin im Kurzfilmgeschäft, und neue Fähigkeiten waren gefragt. Videos wurden ruck, zuck abgedreht: an einem einzigen Nachmittag, schlechtestenfalls an einem Tag, und dann lag alles in den Händen des Regisseurs und Cutters, und am Material ließ sich nichts mehr ändern. Bei diesem Medium kommt es noch viel mehr als beim Plattenmachen auf eine effektive Zusammenarbeit an, denn man kann dabei in kürzester Zeit *eine Menge* Geld verbrennen. Auf das Endprodukt hat der Musiker nur noch

indirekt Einfluss. Also brauchst du ein Team aus Regisseuren, Cuttern, Artdirectors und Stylisten, die intuitiv wissen, worauf es dir ankommt, und dir dabei helfen, genau das filmisch umzusetzen. Ich hatte fünfzehn Jahre gebraucht, um ein gutes Plattenproduktionsteam zusammenzustellen; und jetzt sollte ich innerhalb von fünfzehn Minuten ein komplettes Filmteam aus dem Boden stampfen? Trotzdem – der Zeitgeist und mein eigener Ehrgeiz verlangten es. Mit dieser Sammlung von Songs, mit Bob Clearmountains Mix und dem Coverfoto von Annie

Leibovitz zielte ich stärker den je auf ein Massenpublikum, und das erforderte ein Umdenken.

Man kann den Verlauf der eigenen Karriere nicht bis ins kleinste Detail kontrollieren. Historische und kulturelle Ereignisse sorgen für das richtige Umfeld, ein genialer Song fällt dir in den Schoß, und es öffnet sich ein Zeitfenster, in dem deine musikalischen Visionen aufblühen können. Ebenso schnell schließt sich dieses Fenster wieder, und das war's. Du entscheidest nicht allein, wann deine Zeit gekommen ist. Vielleicht hast du schon dein ganzes Leben lang

unermüdlich hart gearbeitet, hast dich – bewusst oder unbewusst – entsprechend positioniert, trotzdem weißt du nie, wann dein großer Moment kommt. Und dann plötzlich ... *ist er da*.

An dem Abend, als ich »Born in the USA« für die Band einzählte, stießen wir eins dieser Fenster auf – ein verdammt großes Fenster. Eine Brise Verheißung, Gefahr, Erfolg, Demütigung und Scheitern weht herein und zerzaust einem das Haar. Du starrst rüber. Sollst du an dieses offene Fenster treten? Sollst du rausschauen? Sollst du dich

rausbeugen und die Welt dort draußen unter die Lupe nehmen? Sollst du aufs Fensterbrett klettern und springen und mit den Füßen voran auf unbekanntem Terrain landen? Oder sollst du dich abwenden und weitergehen? Vielen guten Musikern stellen sich diese Fragen, und ich kenne ein paar wirklich großartige, die ihnen ausgewichen sind, sich ihnen verweigert und einen anderen Weg eingeschlagen haben – und trotzdem einflussreiche Musik sowie Karriere machten. Der ganz große Erfolg ist nicht der einzige Weg.

Es ist einfach nur der Weg des ganz großen Erfolgs.

Da stehe ich also, auf der Straße nach ganz oben, und vor mir steht Brian De Palma, ein Freund von Jon. Der Regisseur von *The Untouchables* – *Die Unbestechlichen*, *Scarface* und vieler weiterer großartiger Filme ist gekommen, um uns bei »Dancing in the Dark« unter die Arme zu greifen. Vor ein oder zwei Wochen haben wir mit einem anderen Regisseur einen Fehlstart hingelegt, und dann ist Brian eingeflogen worden, um mit sicherer Hand das zu bebildern, was mein größter Hit werden soll. Er stellt mir

ein kurzhaariges Mädchen mit strahlend blauen Augen und einem druckfrischen *Born in the USA*-Shirt vor, positioniert sie direkt vor der Bühne und sagt zu mir: »Am Ende des Songs ziehst du sie rauf zu dir, und ihr tanzt miteinander.« Er ist der Regisseur. Also wartet die noch blutjunge Courteney Cox auf ihren Einsatz, während ich meinen Weißer-Mann-Boogaloo durchziehe und mich dann mit meinem Daddy-Shuffle bis auf Platz zwei der Billboard-Charts tanze. Bis Brian mir später erzählte, dass er die damals noch unbekannte Courteney bei einem Casting in New

York City gefunden habe, war ich der festen Überzeugung, sie wäre ein Fan gewesen! (Die Geburtsstunde eines ... oder vielmehr zweier Stars!)

Das Einzige, was den Durchmarsch des Songs auf Platz eins verhinderte, war »When Doves Cry« von Prince. Wir würden in Zukunft noch jede Menge Videos machen, und irgendwann hätte ich sogar meinen Spaß daran, doch nichts würde je ein derartig schenkelklopfendes, hysterisches Gelächter bei meinen Kindern hervorrufen wie die Moves des Jersey-James-Brown im Video zu

»Dancing in the Dark«. (*»Dad ... du siehst unfassbar albern aus!«*)

Ob nun albern oder nicht, kurz darauf waren wir die neue Riesennummer seit der letzten Riesennummer. Jetzt, mit unserem Video im Kasten, war es an der Zeit für leichtere Übungen: für drei Stunden energiegeladenen, feuerspuckenden Rock'n'Roll. Der Eröffnungsabend der Tour war gleichzeitig auch Pattis Premiere als E-Street-Mitglied, und sie war gelinde gesagt »unterprobt«. Wir hatten einfach nicht genügend Zeit gehabt. Wenige Stunden vor der Show

wurden für sie irgendwo zwischen Roy und Max ein kleiner Monitor und ein Mikro aufgestellt. Das Ganze war mehr als improvisiert. Und ihr Outfit? Die *Born in the USA*-Tour ist bis heute berühmt-berüchtigt für die Horrormode, mit der die E-Street-Nation sich zum Affen machte. Die Band hatte nie so schlecht ausgesehen und sich so mies gekleidet. Aber ich war es einfach leid, mich als Kostümzuchtmeister aufzuspielen und den Männern einen halbwegs einheitlichen, aber unverkrampft wirkenden Look zu verpassen. 1984 überließ ich das alles ihrem eigenen

Gutdünken, woraufhin sich
schlimmste Geschmacklosigkeiten
Bahn brachen. Tja, es waren nun mal
die Achtziger ... Clarence' Gap-Band-
Brikettfrisur, Nils' Bandana und sein
Seidenblouson, Max' Dauerwelle, Roys
pastellfarbene V-Ausschnittpullover,
mein bald schon legendäres Stirnband
und die aufgepumpten Muskeln ...
Wenn ich mir heute Fotos von damals
ansehe, dann wirke ich einfach nur ...
schwul. Mit diesem Outfit hätte ich
perfekt in jede Lederbar an der
Christopher Street gepasst. Wir waren
samt und sonders angetreten, im
Herzen jedes stilbewussten Menschen

Angst und Schrecken zu verbreiten. Wir variierten den Look von Show zu Show, an manchen Abenden war er sogar halbwegs erträglich, doch im Großen und Ganzen war es das reinste Modedesaster. Die meisten Bands erreichen mit ihrem Erscheinungsbild dann Kultstatus, wenn sie sich an der Grenze zur Karikatur bewegen (oder sie um Millimeter überschreiten). Um 1984 tummelten wir uns genau in dieser Grauzone, und ich sehe bei meinen Konzerten noch heute Teenager und junge Männer, die damals nicht mehr als ein Glitzern in den Augen von

Mom und Dad gewesen sein können, mit Stirnbändern und ärmellosen T-Shirts auflaufen. Süß, die Jungs.

Fünf Minuten vor Beginn der Show in St. Paul klopft Patti an meine Garderobentür. Als sie eintritt, trägt sie Jeans und eine schlichte weiße Bauernbluse. »Wie findest du das?«, fragt sie und lächelt mich an. Ich zögere. Ich hab noch nie zuvor das Bühnenoutfit eines weiblichen Bandmitglieds kritisieren müssen. Ich bin ein bisschen nervös ... »Uhhhh«, denke ich mir, »sieht irgendwie ... *mädchenhaft* aus. Ich wollte eine Frau in der Band, aber sie darf nicht

unbedingt wie eine *aussehen!*« Da fällt mir der kleine Samsonite-Koffer zu meinen Füßen wieder ein, in den ich meine T-Shirts gestopft habe. Ich lasse ihn aufschnappen und fordere sie lächelnd auf: »Such dir einfach eins aus.«

Die Show beginnt, und Nils verpatzt direkt sein allererstes Solo. Es ist auch Nils' Premiere mit der Band, da draußen toben zwanzigtausend Minnesotans, und trotz all seiner Erfahrung steht er für einen kurzen Augenblick da wie ein Reh im Scheinwerferlicht. Er wird knallrot, doch wir schütteln es mit einem

Lachen ab, er klinkt sich wieder ein, und den Rest des Abends brilliert er. Es wird ein großartiger Gig. Patti sieht fantastisch aus (in meinem T-Shirt!) und schlägt sich trotz der schwierigen Bedingungen bravourös. Unsere neue Truppe hat die Feuertaufe bestanden und ist jetzt einsatzbereit für all das, was vor uns liegt.

Pittsburgh, Pennsylvania

Am Abend unserer Show in Pittsburgh wies ich das Kompliment zurück, das Präsident Reagan mir früher am selben Tag gemacht hatte.

Seine Aufmerksamkeit erregt zu haben löste in mir zwei Reaktionen aus. Die erste war ... »Der Fucker!« Und die zweite: »Der Präsident hat meinen Namen erwähnt?!« Vielleicht war die Reihenfolge auch umgekehrt. Viel wichtiger war jedoch, dass ich an jenem Abend Ron Weisen kennenlernte, einen ehemaligen Stahlarbeiter und radikalen Gewerkschaftsführer, der gerade eine Essensausgabe für Arbeiter eröffnet hatte, die durch die Schließung der Stahlwerke im Monongahela Valley ihren Job verloren hatten. Ich bin in keinem politisch engagierten Haushalt

aufgewachsen. Einmal hab ich Mom gefragt, für welche Partei wir eigentlich seien («Wir sind Demokraten, weil die was für die arbeitende Bevölkerung tun«), aber abgesehen davon kann ich mich an keine politische Diskussion erinnern. Allerdings bin ich auch in den Sechzigern aufgewachsen, insofern waren soziales Bewusstsein und politisches Interesse Teil meiner kulturellen Erbanlagen. Vor allem aber waren es Fragen der Identität, die mich nach meinem Erfolg dazu trieben, den gesellschaftlichen Kräften auf die Spur zu kommen, die das

Leben meiner Eltern, meiner Schwester und meiner Nachbarn bestimmten. Wenn man durstig ist, geht man zur Quelle, und inzwischen wusste ich, dass ein paar der von mir gesuchten Antworten in der politischen Arena zu finden waren.

Dylan hat in seinen Songs persönliche und politische Motive geschickt verwoben und durch die Wechselwirkung beidem umso mehr Vehemenz verliehen. Für mich gilt im Grunde das Gleiche: Das Politische ist zugleich persönlich und umgekehrt. Meine Musik entwickelte sich schon seit geraumer Zeit in diese Richtung,

und ich wollte die Erfahrungen der Reagan-Ära, meine eigene Herkunft, meine musikalischen Visionen und meine Begegnungen mit arbeitenden, bodenständigen Menschen einfangen und zu einem schlüssigen Ganzen verarbeiten. Als ich mich an jenem Abend in Pittsburgh mit Ron traf, schilderte er mir das harte Schicksal der Menschen im Valley. Und wie zuvor bei den Vietnamveteranen konnten wir auch hier für öffentliche Aufmerksamkeit und finanzielle Unterstützung sorgen. Bevor wir uns trennten, erwähnte Ron ein vergleichbares Projekt in Los Angeles.

Sobald ich wieder in L.A. war, kontaktierte ich George Cole und traf den Dichter Luis Rodriguez, beides ehemalige Stahlarbeiter aus South Central Los Angeles, einem weniger bekannten Industriezentrum im südlichen Kalifornien. George und seine Organisation hatten ebenfalls Essenstafeln für die Mittellosen eingerichtet und leiteten darüber hinaus ein politisches Wandertheater. Mit Unterstützung meiner Produktionsassistentin Barbara Carr bauten wir allmählich ein Netzwerk von Kontakten zu ähnlichen

Organisationen in anderen Städten auf.

Das Prinzip der Tafeln nahm auf nationaler Ebene gerade erst Gestalt an, und in den folgenden Jahren nutzten wir unsere Auftritte, um unser Publikum immer wieder auf die ortsansässigen Organisationen aufmerksam zu machen, die etwas gegen Armut, Hunger und unerträgliche politische Zustände unternahmen. Es waren bescheidene Bemühungen, trotzdem wollten wir unsere Position so gut wie möglich nutzen, um zumindest auf diesem Gebiet etwas zu erreichen.

Ich hatte nie den Mut vieler meiner Kollegen aus dem Musikgeschäft, die sich politisch an vorderster Front engagieren, und manches von dem, was wir über die Jahre in dem Bereich geleistet haben, ist im Nachhinein auch ziemlich aufgeblasen worden. Mir ging es in erster Linie immer um ein längerfristiges Engagement. Um etwas, was ich über Jahre hinweg aufbauen und kontinuierlich weiterverfolgen konnte und was Menschen half, die am härtesten von systematischer gesellschaftlicher Ignoranz und Ungerechtigkeit betroffen waren. Das waren die

Familien, die Amerika mit aufgebaut hatten und die auf einmal entbehrlich geworden zu sein schienen. Unsere Reisen und unsere exponierte Position erlaubten es uns, Aktivisten zu unterstützen, die sich Tag für Tag für diejenigen Bürger einsetzten, die an den äußersten Rand der amerikanischen Gesellschaft gedrängt worden waren.

Das Paradies des weißen Mannes
(Little Steven vs. Micky Maus)

Unsere erste Station während der *USA-Tour* in Los Angeles war insofern bemerkenswert, als Little Steven Van Zandt uns dort besuchte und wir beide samt »Entourage« in hohem Bogen aus Disneyland rausflogen, weil wir uns weigerten, unsere Bandanas abzunehmen. Dazu muss man wissen: Steve ist der größte Kindskopf, den ich kenne. Gemeinsam hatten wir uns tagelang diesen »Magic Kingdom«-Ausflug ausgemalt. Als wir uns schließlich dem Ort näherten, hatte Steves Aufregung leicht hysterische Züge angenommen (kein allzu großer Unterschied zu seinem

Normalzustand). Space Mountain! Haunted Mansion! Pirates of the Caribbean! All das würden wir sehen und erleben! Meine Begleiterin war unser »Erster Fan« Obie Dziedzic, die uns nachreiste, seit wir mit sechzehn erstmals an der Shore aufgetreten waren. Heute würde sie für ihre Treue den lang verdienten Lohn erhalten: einen Trip mit Steve, Maureen (Steves Frau) und mir zum »GLÜCKLICHSTEN ORT AUF ERDEN«, wie eine Werbetafel besagte.

Wir kaufen unsere Tickets. Steve kichert aufgeregt, kann es kaum

erwarten und drängelt sich als Erster durchs Drehkreuz. Er ist noch keine zehn Schritte drin, da wird er auch schon angehalten und freundlich aufgefordert, zur Seite zu treten. Man teilt ihm mit, dass er sein Stirnband abnehmen möge, sofern er weiter im Park bleiben wolle. Dies soll dem Verantwortlichen zufolge verhindern, dass er für ein Gangmitglied gehalten wird, für einen Blood oder Crip, und versehentlich einem Drive-by-Anschlag zum Opfer fällt, während ihm auf irgendeiner magischen Mountain-Fahrt die Kekse wieder hochkommen. Steves Bandana ist

weder rot noch blau, es hat irgendeinen undefinierbaren Farbton, der mit Sorgfalt und Bedacht auf seinen restlichen »Look« abgestimmt ist. Immerhin ist er der Erfinder der männlichen Babuschka. Daher ist das Abnehmen des betreffenden Accessoires ... worüber ich Micky Maus' Sturmtrupp gern aufklären würde ... VERFICKT NOCH MAL VOLLKOMMEN

AUSGESCHLOSSEN! Aus Solidarität weigere auch ich mich, mein im Nacken verknotetes *Born to Run*-Kopftuch abzunehmen, woraufhin der Oberboss der sich

mittlerweile in Scharen um uns drängenden Sicherheitsleute uns davon in Kenntnis setzt, dass er in Sachen Aussehen der übrigen Mannschaft (Steves Frau und Erster Fan Obie!) noch mal »ein Auge zudrücken« wolle – aber *uns* könne er keinesfalls gestatten, weiter unsere augenblickliche Kopfbedeckung zu tragen.

»IHR KÖNNT UNS ALLE MAL! SCHEISS AUF DICH, FASCHOM AUS! DANN FAHREN WIR EBEN ZU KNOTT'S BERRY FARM!« Was wir dann auch tun.

Auf dem Weg dorthin frage ich

Steve, wie es sich anfühlt, gerade aus dem »GLÜCKLICHSTEN ORT AUF ERDEN« rausgeflogen zu sein, und weise ihn darauf hin, dass wir ein solches Privileg offenbar nicht verdient hätten. Steve ist inzwischen ein wandelndes Wörterbuch der Obszönitäten und Fäkalsprache, und seine Verbalattacken richten sich gegen die reaktionäre Kleidungspolizei und den über Mr. Disneys Paradies des weißen Mannes wachenden Oberaufseher. Als wir Knott's Berry Farm erreichen, werden wir, noch *bevor* wir unsere Tickets kaufen, am Ticketschalter

informiert, dass unsere Bandana-umwickelten Schädel auch hier keinen Zutritt haben. FICKT EUCH DOCH! Und auch den ganzen Rest eures sonnigen Südkaliforniens!

Schlecht gelaunt fahren wir zurück nach Los Angeles, und in diesen zwei Stunden wütet Steve ununterbrochen weiter. Verfassungsmäßige Rechte! Bill of Rights! Verschissener Dresscode! Alles Nazis! »Ich geh damit ins LANDESWEITE FERNSEHEN!« Bla, bla, bla. Wir beschließen, ein spätes Dinner im Mirabelle einzunehmen, einem netten Lokal am Sunset Boulevard. Während

wir an der Bar stehen, kommt der im Anzug gekleidete Besitzer rüber, ein guter Freund, um ein bisschen mit uns zu plaudern. Steve, immer noch auf Hundertachtzig, blafft ihn an: »Hier drin gibt's ja wohl hoffentlich keinen Dresscode, oder?« Der Freund mustert uns kurz und antwortet: »Natürlich gibt es einen. Glaubt ihr, ihr kämt in diesem Aufzug rein, wenn ich euch nicht kennen würde?«

Little Girl, I Want to Marry You

Einige Zeit zuvor: Ich war inzwischen vierunddreißig und hatte meine

katholische Erziehung italienisch-irischer Prägung lange genug hinter mir gelassen, um meine Scham- und Schuldkomplexe zumindest teilweise abzuschütteln. Ich hielt die Zeit für gekommen, die sexuellen Vorzüge meines Superstarstatus auszukosten. Im Grunde meines Herzens bin ich seriell monogam. Daher hatte ich mich auf Tour auch nie allzu sehr um weibliche Gesellschaft bemüht. Zum einen war ich nicht dort draußen, um Party zu machen. Mir ging es um die *Arbeit*, und zu viel Spaß hätte dem Büßertum, zu dem ich mich verdonnert hatte, womöglich Abbruch

getan. Selbstkasteiung war mein Lebensglück und eigentlicher Daseinsgrund. Trotzdem – Arbeit allein macht nicht glücklich ... und selbst wenn Basketballprofi und Frauenheld Wilt Chamberlain meine Konkurrenz nicht zu befürchten brauchte, begann ich während der USA-Tour, mich ein wenig ... *umzusehen*. Und ich ... *sah*. Im Allgemeinen hielt ich mich sogar an die Grundregel: »Hände weg vom Zivilpersonal«, und an »professionellen Groupies« hatte ich nun wirklich kein Interesse. Ich wollte keine weitere Kerbe in jemandes

Bettpfosten sein. Und das schränkte die Zielgruppe natürlich beträchtlich ein. Aber wo ein Wille ist ... Also, ich bin gewiss kein Heiliger, ein Kick ist nun mal ein Kick, und ich ergriff mehr als ein Mal eine sich bietende Chance, aber ... die Phase währte nicht lange. Es war einfach nicht mein Ding. Und schon bald verbrachte ich meine Nächte wieder bevorzugt *ohne Gesellschaft* und feierte stattdessen spätnächtliche Gelage mit gebratenem Hühnchen, Pommes, Fernsehen oder einem Buch (insofern folgte ich eher Dinos denn Franks Vorbild), und

dann ab ins Bett. Hey, heute lassen wir es mal so richtig kr... *schnarch*.

Doch nachdem ich mich kurzzeitig als Casanova versucht hatte, musste meine psychologisch-biologische Uhr zu ticken begonnen haben. Ich sehnte mich zusehends nach etwas Verbindlichem. Ich wollte heiraten. Nur wusste ich inzwischen, dass ich in sexueller Hinsicht eine gespaltene Persönlichkeit war. Weder war ich geschaffen für die Fesseln der Monogamie, noch war ich ein ausschweifender Feingeist. Am besten lief es für mich in einem System der Semimonogamie. (Gibt's so was?) Im

Großen und Ganzen war ich treu, und davon abgesehen hielt ich mich an die bewährte Richtlinie des US-Militärs: »Don't ask, don't tell.« Damit war ich natürlich als Ehemann schwer vermittelbar.

In Los Angeles lernte ich Julianne Phillips kennen, eine Schauspielerin aus dem Pazifischen Nordwesten. Sie war vierundzwanzig, blond, gebildet, talentiert, eine wunderschöne und charmante junge Frau. Wir verstanden uns auf Anhieb und fingen an, uns regelmäßig zu treffen. Sechs Monate nach unserem ersten Date machte ich ihr auf dem Balkon meines

Bungalows in Laurel Canyon einen Antrag. Wir heirateten am Lake Oswego, Oregon, wo sich Szenen wie aus einem Film von Preston Sturges abspielten. Die Nachricht von unserer Hochzeit hatte die Runde gemacht, und die Kleinstadt platzte aus allen Nähten. Als wir im Garten hinter Juliannes Haus unseren Polterabend feierten, kletterte der zehnjährige Nachbarjunge mit seiner Billigkamera auf das Garagendach und betätigte sich als Juniorpaparazzo. Er verkaufte seine Fotos für ein Taschengeld an die Zeitungen und wurde über Nacht zur lokalen Berühmtheit. Als wir den

Trauschein abholten, brach ein regelrechter Presse-Tsunami über uns herein. Der örtliche Geistliche hatte von seinem Bischof eine spezielle Erlaubnis erhalten, uns ohne langwieriges Zeremoniell zu verheiraten. Er hatte uns zwanzig Fragen gestellt und würde uns den Segen der katholischen Kirche erteilen. (Wie sagt Al Pacino in *Der Pate – Teil III*: »Gerade wo ich denke, ich bin draußen, ziehen die mich wieder rein!«)

Wir heirateten um Mitternacht, um den Presseheerscharen ein Schnippchen zu schlagen. Doch beim

Hochzeitsbrunch am nächsten Morgen wimmelte es am Himmel von Hubschraubern mit Fotografen. Dad hockte qualmend am Gartentisch und sah aus, als hätte man ihn mithilfe eines Krans aus seiner Küche in Kalifornien direkt auf den Rasen am Lake Oswego gehievt. Ich hielt mich den ganzen Tag lang an Mr. Jack Daniel's, und der einzige andere Lichtblick war mein alter Herr, den vermutlich nicht einmal der Weltuntergang aus seinem üblichen Küchentisch-Stoizismus gerissen hätte. Während die Hubschrauber über uns knatterten, schlenderte ich zu ihm

rüber und hockte mich ihm gegenüber an den braunen Holztisch. Sein Anzug spannte über seiner Wampe, als hätte man ein Rhinoceros darin eingenäht. Er nahm einen tiefen Zug von seiner Camel und sagte dann ausdruckslos: »Bruce ... schau dir an, was du schon wieder angerichtet hast.«

Julie und ich verbrachten die Flitterwochen auf Hawaii und richteten uns anschließend in meinem Bungalow in Los Angeles häuslich ein. Alles lief gut; Julie ging ihrer Karriere nach, ich meiner Musik, und ansonsten führten wir unser gemeinsames Eheleben. Doch ich wurde den

Gedanken einfach nicht los, dass meine Beziehungen bisher nie länger als zwei, maximal drei Jahre gehalten hatten. Spätestens dann begann mein äußeres und inneres Selbstbild fadenscheinig zu werden, und meine Schwächen und Fehler wurden unübersehbar. Wenn ich wieder mal mit niederschmetternder Pünktlichkeit vor einer Beziehung in die Knie gegangen war, kommentierte meine Mutter: »Bruce, das waren jetzt schon wieder zwei Jahre!« Manchmal schreckte ich mitten in der Nacht hoch und hörte – wie aus dem Bauch von

Captain Hooks Krokodil – meinen »Wecker« ticken.

Vermutlich hätte ich Julie frühzeitig signalisieren müssen, dass ich diesbezüglich einen Schaden hatte, aber ich wollte einfach nicht, dass meine Ängste mein Leben bestimmten und meinen Gefühlen in die Quere kamen. Ich wollte glauben, dass ich jemanden lieben konnte, *diesen* speziellen Menschen, und ich hoffte, die dazu nötigen Ressourcen in mir mobilisieren zu können. Aber schon bald nach der Hochzeit bekam ich wieder heftige Panikattacken, die ich mit Unterstützung meines Docs

bekämpfte. Ich versuchte, diese Zustände bestmöglich zu verheimlichen, aber das war ein Fehler. Hinzu kamen paranoide Wahnvorstellungen (der lange Schatten meines Vaters), die mich zutiefst verwirrten.

Eines Abends saß ich mit meiner bildschönen Frau in einem schicken Lokal in Los Angeles, und in meinem Kopf lief eine stumme Diskussion ab. Während wir beide bei Kerzenlicht und händchenhaltend miteinander plauderten, versuchte ein Teil von mir, mich davon zu überzeugen, dass Julie mich lediglich benutzte, um Karriere zu machen oder um ...

irgendetwas zu bekommen. Was in Wahrheit vollkommen abwegig war. Julianne liebte mich aufrichtig, und sie hatte keinen Funken Eigennutz oder Berechnung am Leib. Das war mir tief in meinem Innersten auch klar, aber ich war wie auf einem anderen Planeten und unfähig, mit der Wahrheit umzugehen.

Ich taumelte zurück in meine inneren Abgründe, in denen Wut, Angst, Misstrauen, Unsicherheit und die familieneigene Frauenfeindlichkeit Krieg mit meinem besseren Selbst führten. Wieder mal ließ die Angst, etwas zu *haben* und einen liebenden

Menschen in mein Leben zu lassen, eine Million Alarmglocken in mir aufschrillen und provozierte extreme Reaktionen. War der andere wirklich an mir interessiert, liebte er mich? Das war mein wahres Ich, das Ich, das sich unter meiner locker-lässigen Fassade verbarg. Erst war ich sexbesessen gewesen, dann asexuell, litt unter Angstzuständen und pendelte von einem abnormen Gefühlszustand in den anderen, wobei ich die ganze Zeit über alles unter Verschluss zu halten suchte, so gut es ging. Ich hatte Panik, meine junge Braut zu verschrecken oder zu überfordern. Allerdings war

das genau der falsche Umgang, denn er schuf im selben Moment, da ich versuchte, jemanden wahrhaft in mein Leben einzulassen, eine innere Distanz.

Als ich eines Abends ins Bett ging, schlief Julie bereits. Mein Ehering blitzte im Licht der Nachttischlampe auf. Ich hatte ihn zuvor nie abgestreift, und irgendetwas riet mir, es auch weiter so zu halten. Ich hockte auf der Bettkante, zupfte an dem Ring herum – und er glitt mir vom Finger. Augenblicklich schlug eine Welle der Verzweiflung über mir zusammen, und ich spürte einen tiefen Schmerz.

Mein Puls raste, und mein Herz pochte wie wild, als würde es gleich aus dem Brustkorb springen. Ich stand auf, stolperte ins Bad, spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht und in den Nacken, und nachdem ich mich im kühlen Badezimmer-Neonlicht halbwegs gefangen hatte, steckte ich den Ring wieder an. Ich schlich zurück ins unbeleuchtete Schlafzimmer, einen Raum voller Mysterien und Ängste, wo meine wunderschöne Frau lag. Ihr Körper zeichnete sich als Silhouette unter dem Laken ab, ein dunkler, sanfter Bergrücken. Ich legte ihr die Hand auf die Schulter, strich über ihre

Wange, fühlte, wie wieder Luft in meine Lunge strömte, schlug die Decke zurück und kletterte ins Bett, um neben ihr einzuschlafen.

Europa

1. Juni 1985, Slane Castle, Irland, unser *allererstes* Stadionkonzert. Auf einem Feld rund fünfzig Kilometer außerhalb von Dublin waren fünfundneunzigtausend Menschen zusammengepfercht – die größte Menschenmenge, die ich je gesehen hatte. Sie bevölkerte eine grasbewachsene Senke, die jenseits der

Bühne vom Boyne River begrenzt wird und auf der anderen Seite vom Slane Castle, das auf einem grünen Hügel emporragt. Das Publikum direkt vor der Bühne – vielleicht ein paar Tausend – war randvoll mit Guinness und schwankte gefährlich. Immer wieder rissen in der Menge klaffende Löcher auf, wenn sie zu Dutzenden auf den schlammigen Boden stürzten und einige unerträgliche Sekunden lang verschwanden, bis sie von ihren Nachbarn wieder aufgerichtet wurden. Kaum standen sie, kippten sie zur anderen Seite, und die ganze

nervenaufreibende Übung wiederholte sich ad infinitum. Ein entschieden zu haariger Anblick für meine empfindsamen Augen. Ich hatte Angst, irgendwer könnte zu Tode getrampelt werden, und ich wäre schuld daran.

Rechts von der Bühne saßen Pete Townshend und eine Reihe weiterer Rockgrößen und sahen sich gedankenversunken an, wie ihr Kollege mit dem Erfolg fertigwurde. Linker Hand stand meine Frau. Es war unser erster Trip als Ehepaar, und ich hatte das Gefühl, mich vor ihren Augen in einzelne Bestandteile

aufzulösen. Ich sang, ich spielte, und ich *dachte* ... »Ich kann doch nicht einfach hier oben stehen und meine Songs singen, nicht *diese* Songs, während die Leute da unten draufgehen oder schwer verletzt werden könnten!« Ich sang weiter, spielte weiter, aber insgeheim war ich zwischen nackter Wut und schleichender Panik hin- und hergerissen. Okay, Mr. Superstar ... was hast du dir da eingebrockt?

Dann kam die Pause. Ich kochte innerlich. Mr. Landau kam in meinen Trailer, und während des bislang größten Konzerts meiner Karriere

führten wir eine ziemlich hitzige Diskussion darüber, ob wir die gesamte Tour abblasen sollten oder nicht. Was sich dort vor dieser Bühne in Slane abspielte, würde ich mir keinen weiteren Abend mehr antun. Es war unverantwortlich und verstieß gegen meinen Instinkt, mein Publikum zu beschützen. Schwerst alkoholisierte Fans mit knallroten Köpfen und Hitzschlägen wurden reihenweise über die Absperrgitter gezerrt und von Sanitätern in einem Zelt versorgt, nur um sich kurz darauf erneut in das Getümmel zu stürzen. Wir hatten in den frühen Siebzigern

eine Zeit lang darauf bestanden, bestuhlt zu spielen, nachdem ich eines Abends in einer College-Turnhalle von der Loge aus einen Sturm auf die Bühne miterlebt hatte. Der Anblick hatte mir nicht behagt. Ich hatte über die Jahre meine Kompromisse mit europäischen Veranstaltern geschlossen, aber das hier ging entschieden zu weit.

Dabei muss man bedenken, dass dies die erste Stadionshow war, die ich je gespielt *oder* besucht hatte. Ich hatte keinerlei Vergleichswerte. Jon empfahl mir klugerweise, die Entscheidung zu vertagen, bis wir bei weiteren

Konzerten ein bisschen mehr Erfahrung gesammelt hatten. (Die gesamte Tour war bereits vertraglich geregelt und ausverkauft.) Auch Jon machte sich Sorgen, und falls sich etwas Ähnliches wiederholen sollte, wäre er bereit, meinem Wunsch nachzukommen: Dann würden wir die Tour abblasen und die Konsequenzen tragen. Doch es passierte nie wieder. Während der zweiten Hälfte des Slane-Konzerts beruhigte sich die Menge, und ich stellte sogar fest, dass es eine zwar prekäre, aber doch ritualisierte Ordnung in dem gab, was von der

Bühne aus wie reinstes Chaos aussah. Die Menge beschützte sich gegenseitig. Wenn du fielst, packte der Nachbar zu deiner Rechten oder Linken deinen Arm und zerrte dich wieder hoch. Das war nicht sonderlich schön anzusehen (und bestimmt auch nicht sicher), aber es funktionierte. Die übrigen dreiundneunzigtausend bekamen von den sich weit vor ihnen abspielenden Minidramen und meinen Gewissenskonflikten nicht das Geringste mit. Für sie war es einfach ein wunderschöner Tag mit einer Rockband. Am Ende reihte sich Slane dann in die wachsende Zahl von

Shows mit »Kultstatus« ein, und obwohl ich abgelenkt gewesen war, lieferten wir eine ordentliche Show. Wenn ich in Dublin bin, werde ich noch heute oft auf Slane angesprochen. Wer dabei war, wird es nie vergessen. Ich war auf jeden Fall dabei.

Newcastle, England

Bei unserem zweiten Stadionkonzert war die Stimmung dann ungetrüb. Die Band gewöhnte sich allmählich an die größeren Veranstaltungsorte, gab ihr Bestes, und die Atmosphäre

war immer feierlich-entspannt. Damit hatte sich die Frage nach der Fortsetzung der Tour erledigt. Wir *konnten* in Stadien spielen. Trotzdem habe ich Slane niemals vergessen.

Kleine Bemerkung am Rande: Wenn sich eine Menge dieser Größe versammelt, besonders wenn es sich um junge Leute handelt, dann liegt immer Gefahr in der Luft. Das ist schlicht eine Frage der Wahrscheinlichkeit. Ein unerwarteter Zwischenfall, ein Anflug von Hysterie, und die Situation kann eine plötzliche, grausame Wendung nehmen. Über die Jahre hinweg waren wir bei

unseren Stadionkonzerten immer irre vorsichtig und haben eine Menge Glück gehabt. Einige Musikerkollegen mit den allerbesten Absichten, die sich ihren treuen Fans zutiefst verbunden fühlten, hatten in dieser Hinsicht eher Pech. Heutzutage sind Stadionkonzerte größtenteils verdammt gut durchorganisiert. Trotzdem lauert in solchen Menschenmassen immer auch eine Gefahr.

Kopfschmerz und Klatschpresse

Wir reisten weiter. Allerdings bereitete

die Tour mir aus verschiedenen Gründen zusehends Kopfzerbrechen. Nach meiner Hochzeit war ich plötzlich Futter für die Klatschmagazine. Eine skandinavische Zeitschrift brachte ein Bild von unserem Hotelbett, am Tag nachdem Julie und ich dort ausgecheckt hatten. Wir lagen nicht mal drin – es war einfach nur das Bild eines frisch bezogenen Betts. Das war neu, beunruhigend und extrem anstrengend. Die Fotografen waren einfach überall.

Im schwedischen Göteborg gingen deswegen diverse Dinge zu Bruch.

Entweder wir bunkerten uns in unserem Hotel ein, oder wir wurden auf Schritt und Tritt von einer Heerschar Paparazzi verfolgt. So hatte ich mir das *nicht* vorgestellt. Es gefiel mir ganz und gar nicht, dass mein Privatleben an die Öffentlichkeit gezerrt wurde. Was ich am meisten wollte, wenn gerade keine hunderttausend Augen *auf mich gerichtet* waren, dann, dass alle Augen von mir *abgewendet* waren. Was jedoch keine echte Option war, wenn man in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts die öffentliche Arena betrat. Also vergiss es, genieß den

Segen deines Ruhms und akzeptier den Preis, den du dafür zahlst ... *dass du alles hast, was du dir je erträumt hast!* Nur leider besaß ich '84, vom gleißenden Rampenlicht geblendet und auf dem schwindelnden Gipfel meiner Karriere, noch nicht so viel Weisheit ... und es kam, wie es kommen musste.

Eine brandneue schwarze Takamine-Akustikgitarre zischte wenige Zentimeter über das sich lichtende Kopfhaar meines guten Freundes Jon Landau hinweg. Während ihr Luftzug seine karge Haarpracht fächelte, erstarrte er kurz,

blieb aber insgesamt erstaunlich gefasst. Doch dann schrillten kurz sämtliche misstönenden Rock'n'Roll-Klingeln, und ein Horrorkrachen aus dem Haus der tausend Gitarren hallte durch die Backstage-Räumlichkeiten, als meine Takamine an der Wand der Göteborger Garderobe in eine Million Teile zerschellte. Wenn man nicht gerade Pete Townshend heißt, rate ich im Allgemeinen davon ab, einwandfrei funktionierende Musikinstrumente zu zerstören. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, dass es geradezu ein Sakrileg ist, die Instrumente von Mr. Gibson, Mr. Fender und anderen

Meistern ihrer Zunft zu schrotten. Aber wenn die geistige Gesundheit auf dem Spiel steht, dann muss man tun, was man tun muss. Ich hatte endgültig die Nase voll von diesem albernen Jahrmarktkarussell, auf das ich da gerade aufgesprungen war. Ich konnte damals noch nicht abschätzen, ob das für immer so weitergehen würde, mein *ganzes Leben* lang – ob man mich überall dort, wo ich hinkäme, Tag für Tag, Land für Land, Bett für Bett, wie in einer Art aberwitziger *Und täglich grüßt das Murmeltier*-Endlosschleife mit dieser völlig überzogenen Aufmerksamkeit überschütten würde,

obwohl ich doch einfach nur meinen Visionen und einem normalen menschlichen Bedürfnis nach Leben und Liebe nachgehen wollte. Würde es weitere tausend Bilder von frisch gemachten Betten geben, in denen meine Frau und ich gelegen hatten, die gedruckt, veröffentlicht und dann mit lüsternen Augen begafft würden? Nein, es würde sie *nicht* geben. Doch wer hätte das in diesem Moment, an diesem Tag schon abschätzen können?

Mr. Landau, der einfach nur versucht hatte, meine extreme Sicht ein wenig zu relativieren, verließ schweigend seinen Freund, den

Gitarrenzertrümmerer, und ging hinaus in die Halle. Dort gesellte er sich zu all den anderen, die ihn in diesem Augenblick wohl kaum um seinen Job beneideten.

Nach meinem kleinen Gitarrenarmageddon enterten wir die Bühne und machten uns daran, das Ullevi-Stadion buchstäblich in seine Einzelteile zu zerlegen. Das Auf- und Abspringen und synchrone Zappeln der entfesselten Schweden zu »Twist and Shout« erzeugte tiefe Risse im Betonfundament. Das würde ihnen eine Lehre sein.

KAPITEL 49

HEIMWÄRTS

Wir setzten unsere Europatournee ohne größere Zwischenfälle fort, die Shows waren ausverkauft, das Publikum ekstatisch. Wir hatten uns an die gewaltigen Dimensionen der Stadien gewöhnt, in denen wir mittlerweile auftraten. Unsere

Hymnen waren perfekt dazu geeignet, derlei Arenen zu füllen und mit der Menge zu *kommunizieren*, und überall zwischen Timbuktu und New Jersey konnten die Powershows, die wir in Übersee entwickelt hatten, das Publikum gleichermaßen mitreißen. Ein paar Städte stachen dabei allerdings heraus: Die drei Shows im Londoner Wembley-Stadion um den 4. Juli herum zogen jeden Abend rund siebzigtausend Fans an. (Sogar Steve kam eines Abends vorbei.) Unser Debüt in Italien fand im Mailänder Stadion mit achtzigtausend Plätzen statt. Dort marschierten wir wie

Gladiatoren durch die dumpfen, düsteren Gewölbe, während sich draußen das ohrenbetäubende Schreien von achtzigtausend Italienern erhob und lauter und immer lauter wurde, bis wir schließlich auf dem sonnenbeleuchteten Feld auftauchten. Gewaltiger Jubel brandete auf, es klang, als wären wir gerade von den Kreuzzügen zurückgekehrt und als baumelten die Köpfe der besiegten Feinde an den Hälsen unserer Gitarren. (Vielleicht wollte man uns aber auch einfach nur den Löwen zum Fraß vorwerfen.) Während ich im tosenden Lärm die Rampe zur

Vorderbühne rauflief, bemerkte ich ein paar leere Sitzreihen. Ich drehte mich zu unserem Promoter um, der nebenherlief. »Ich dachte, die Show wäre ausverkauft?« Und er antwortete: »Das ist sie auch. Die Plätze sind für Leute, die sich unerlaubt Zutritt verschaffen.« Ah, verstehe. Und es war allen Ernstes so. Wir hatten zwar draußen vor dem Stadion riesige Videoleinwände aufhängen lassen für die Leute, die nicht mehr reingekommen waren, doch das hielt sie nicht lang auf. Irgendwann wurden die Absperrgitter durchbrochen, die Wachleute

überrannt, und in kürzester Zeit waren sämtliche »Plätze« besetzt – und noch weit mehr als das. Ich stand vor dieser alles in den Schatten stellenden Massenhysterie, bis mir irgendwann klar wurde, dass es sich dabei offenbar um die ganz normale Reaktion eines italienischen Publikums handelte. Frauen warfen uns Küsschen zu und kreischten sich die Seele aus dem Leib, Männer kreischten sich die Seele aus dem Leib und warfen uns Küsschen zu, und sie alle schworen uns ewige Liebe und trommelten sich mit den Fäusten aufs Herz. Ein paar fielen in Ohnmacht.

Dabei hatten wir noch nicht mal angefangen zu spielen. Als die Band dann mit »Born in the USA« losdonnerte, schien das Jüngste Gericht gekommen. Das Stadion wackelte und bebte, während wir um unser Leben spielten ... heilige Scheiße!

Zurück in den USA, wurde unser Gig im Three Rivers Stadium von Pittsburgh zu einem Erlebnis der besonderen Art. Sechzigtausend Steelers-Fans verfolgten, wie ich die Band einzählte, während einige ihrer wichtigsten Mitglieder – Nils und Roy – im Backstagebereich schnell

noch eine erbitterte Schlacht an der Pingpongplatte ausfochten! Und auf mein testosterongetränktes »One, two, three, four« und Max' krachende Snare folgte nicht etwa Roys massives Synthie-Riff, sondern lediglich Danny Federicis klimperndes Glockenspiel! Als Nils und Roy das Einzählen ihres Frontmanns hörten und wie seine Stimme durchs Stadion gellte (»Euer Kopf steckt in der Schlinge! Ich spreng diese verfickte Pingpongplatte IN DIE LUFT!«), blieb ihnen vermutlich fast das Herz stehen, und sie stellten einen neuen Kurzstreckenweltrekord auf. Der

Gesichtsausdruck der sechzigtausend Fans wechselte von Begeisterung zu Entgeisterung, während ich bildlich gesprochen mit runtergelassenen Hosen dastand und meine Eier sich in die Bauchhöhle verkrochen. Nach dem Konzert wurde die Pingpongplatte auf Jahre verbannt. Und es rollten Köpfe.

Giants Stadium. Sechs ausverkaufte Shows in New Jersey vor insgesamt dreihunderttausend treuen Fans führten uns anschaulich die Größe und Bedeutung dieser Tour vor Augen. Das waren meine Leute. Es war nicht unbedingt das

ausgeflippteste Publikum der Tour. (Die Europäer zu toppen war aber auch schwer!) Aber verdammt, sie kamen, *und* sie waren meine hochgeschätzten, heiß geliebten Homies.

In Texas erlebten wir bei unserem Auftritt eine echte Heuschreckenplage. Die Biester hatten die Größe eines Männerdaumens, und während der Show jaulten sie wie Jagdflieger aus dem Zweiten Weltkrieg um unsere Köpfe. In der kühlen Nacht hatte das heiße Bühnenlicht sie angezogen, und jetzt bedeckten sie jeden Zentimeter der Bühne. Nils mit seiner

Insektenphobie flüchtete sich panisch auf Dannys Orgelpodest. Eins der Viecher landete direkt vor mir auf dem Mikroständer, fixierte mich und sprang mir ins Haar, um dann während »Hometown« langsam in meinen Kragen zu krabbeln und sich mitten auf meinem Rücken niederzulassen. Tausende dieser Viecher übersäten die Bühne, und während der Pause wurden sie mit großen Besen weggefedt. Es war eine Heimsuchung von geradezu biblischem Ausmaß.

Kurze Zeit später wurden wir in Denver, Colorado, im Mile High

Stadium mit Schnee und Temperaturen um den Gefrierpunkt empfangen. Das Publikum trug wattierte Skijacken und war in dicke Decken gehüllt wie bei einem Winter-Footballspiel. Wir schnitten die Finger unserer Handschuhe ab, um überhaupt Gitarre spielen zu können, und obwohl wir noch alles mögliche andere taten, um uns warm zu halten, froren wir uns die Ärsche ab. Von unseren Schultern stiegen Dampfwolken auf, als der heiße Schweiß auf die eiskalte Luft traf. Als wir etwa drei Viertel des dreistündigen Sets gespielt hatten, fühlten wir die

Kälte in unsere Knochen kriechen und zum finalen Todesstoß ansetzen. Sowie ich die Gitarre auch nur absetzte, wurden die Finger taub und konnten auch nicht wieder zum Leben erweckt werden. Jede gesungene Silbe wurde von einer deutlich sichtbaren Atemwolke begleitet. Bloß weiter, ins sonnige, warme Los Angeles!

27. September 1985, Los Angeles Memorial Coliseum, der Schauplatz der Olympischen Spiele 1984. Unsere letzten Shows waren eine vier Nächte andauernde Abschlussparty. Ein knallblauer Himmel, milde Temperaturen und achtzigtausend

Los Angelinos begrüßten die Band. Jetzt, da die Tour zu Ende ging, lief die Band noch mal zur Höchstform auf. Wir waren mittlerweile eine der größten, wenn nicht *die* größte Rockattraktion der Welt, und das hatten wir geschafft, ohne uns zu verbiegen und unsere Werte und Visionen über Bord gehen zu lassen. Wir hatten ein paar kritische Situationen gemeistert, und in Zukunft würde ich noch aufmerksamer darauf achten müssen, wie meine Musik interpretiert und wofür sie vereinnahmt würde, aber alles in allem waren wir ziemlich

ungeschoren davongekommen und bereit für neue Herausforderungen.

Und jetzt?

Julianne und ich kehrten in unseren Bungalow nach L.A. zurück, und ich fühlte mich großartig ... ganze zwei Tage lang. Am dritten Tag stürzte ich ab. Was sollte ich jetzt tun? Jon besuchte mich und erwähnte, dass die Tour überaus erfolgreich verlaufen sei ... *finanziell* erfolgreich. So erfolgreich, dass ich meinen Buchhalter treffen müsse. Meinen Buchhalter? Ich hatte ihn – oder sie? –

noch nie zuvor gesehen! Ich war jetzt seit vierzehn Jahren im Musikbusiness und kannte niemanden, der sein Geld damit verdiente, mein Geld zu zählen ... und ein Auge darauf zu haben. Schon bald würde ich einem gewissen Mr. Gerald Breslauer die Hand schütteln, der mich davon in Kenntnis setzte, dass ich eine Summe verdient hatte, die so abnorm riesig klang, dass ich sie sofort wieder aus meinem Gedächtnis verbannte. Nicht dass ich mich nicht darüber gefreut hätte. Ich war sogar ziemlich aufgekratzt. Aber ich konnte sie in keinen sinnvollen Zusammenhang

stellen. Daher ließ ich es ganz einfach bleiben. Mein erster Luxus als Rock-Ikone bestand darin, nicht über meine Reichtümer nachzudenken, sie regelrecht zu ignorieren. Was ziemlich gut funktionierte.

Die Zeit nach der *Born in the USA*-Tour war merkwürdig. Ich hatte eine Art Zenit erlebt ... Nie wieder würde ich so weit oben am Popfirmament stehen. Und ich hatte auch ein Ende erlebt. Für mich war die Zusammenarbeit mit der E Street Band an einem Schlusspunkt angelangt (zumindest für den Augenblick). Wir würden anlässlich

der Veröffentlichung meines Soloalbums *Tunnel of Love* noch mal zusammen touren, aber ich würde die Band dabei bewusst so einsetzen, dass sie nicht mehr in ihrer ursprünglichen Formation erkennbar wäre. Es war mir noch nicht klar, aber schon bald danach würde die Zusammenarbeit für lange Zeit ruhen. Doch die USA-Tour war auch der Beginn von etwas gewesen. Ich wollte endlich das Leben eines erwachsenen Menschen führen, eines Familienmenschen, und den Verführungen und Zwängen des Tourlebens entkommen. Ich sehnte mich danach, irgendwo anzukommen,

mich niederzulassen, ein echtes Zuhause zu haben, mit einem geliebten Menschen zusammenzuleben. Ich wollte mir die Bürde und Verantwortung eines gereiften Erwachsenenlebens auf die Schultern laden und sie mit Anstand und Würde tragen. Ich hatte den Schritt gewagt und geheiratet. Jetzt war die Frage: Besaß ich auch die Kraft ... verheiratet zu bleiben?

KAPITEL 50

REGRESAR A MÉXICO

Unmittelbar vor der *Born in the USA*-Tour hatte ich mir ein Haus gekauft: mitten in der Republikanerhochburg Rumson, New Jersey. Das Anwesen lag nur wenige Minuten von jenem Strandabschnitt entfernt, wo sich früher der Surf and Sea Beach Club

befunden hatte und wir »Städter« von den Kindern meiner zukünftigen Nachbarn bespuckt worden waren. Meine Neuerwerbung war eine Villa im georgianischen Stil an der Ecke Bellevue Avenue und Ridge Road. Wie üblich hatte ich den Kauf sofort zutiefst bereut, hielt aber durch und schwor mir, den großen alten Kasten mit einer Familie und mit Leben zu erfüllen. Dann erhielt ich eines Morgens einen Anruf von meinem Vater. Das war neu. Der Mann, der fast zwanzig Jahre lang darauf bestanden hatte, dass es daheim kein Telefon gab, hatte nie Zeit auf

Ferngespräche verschwendet.
Natürlich war ich auf der Stelle
alarmiert. So schnell ich konnte, rief
ich ihn zurück.

Seine Stimme klang ungewohnt
euphorisch. »Hi, Bruce!« Er wollte
mit mir nach Mexiko auf einen
Angeltrip. Seit wir uns
fünfundzwanzig Jahre zuvor auf der
Mole von Manasquan herumgetrieben
hatten (nur um zu angeln, *nicht* etwa,
um was zu fangen), hatte Dad keine
Schnur mehr ins Wasser gehängt, und
jetzt wollte er gleich à la Ernest
Hemingway gewaltigen Marlinen
hinterherjagen. Dabei war der einzige

Marlin, den er je aus der Nähe gesehen hatte, der ausgestopfte über dem Tresen seiner Lieblingskneipe. Mal abgesehen von unserem Trip ins mexikanische Tijuana hatte er mich auch nie gefragt, ob ich mit ihm verreisen wolle. Amüsiert über seinen Enthusiasmus, geschmeichelt und neugierig hörte ich mir seinen Vorschlag an. Irgendwo in mir lebte da immer noch die Hoffnung auf eine zweite (dritte? vierte? fünfte?) Chance, zusammen mal eine richtig gute Zeit zu verbringen. Also erklärte ich mich einverstanden. Ich fragte ihn, ob ich die Organisation der Reise

übernehmen solle, woraufhin er stolz erwiderte, er und sein Nachbar Tom (Dads einziger männlicher Freund in den vergangenen fünfzehn Jahren) hätten sich bereits um alles gekümmert. »Das geht auf mich«, erklärte er fröhlich. Was konnte ich da einwenden.

Eine Woche später flog ich nach San Francisco und fuhr weiter nach Burlingame, Kalifornien. Dort lag das neue Zuhause meiner Eltern, ihre Version des '69er »Goldrauschs«, auf einem windigen Hügel am Rande des Silicon Valley mit Blick auf die Oakland Bay. Es war ein bescheidenes

Haus, das sie überstürzt gekauft hatten, und meine Mutter hatte mich am Telefon bereits über jedes architektonische Detail informiert. Ich blieb eine Nacht, und tags darauf hüpfen Tom, Dad und ich in eine Aeroméxico nach Cabo San Lucas. Der Flug war unruhig, die Maschine vollgestopft mit anderen Anglern und Urlaubern, die völlig aus dem Häuschen waren, weil es südlich der Grenze ging. Mein Dad, inzwischen ein recht korpulenter Mann, schloss während des Flugs Freundschaft mit ein paar Damen. (Daran hatte ihn seine sonstige Schwerfälligkeit im

Leben nie gehindert.) Nachdem wir heil gelandet waren, quetschten wir uns alle – auch besagte Damen – in einen schrottreifen Ford Econoline. Überall am Straßenrand schreckliche Armut ... Wir rumpelten vorbei an Slumhütten, auf deren Wellblechdächern Fernsehantennen standen und in denen die Mattscheiben blau flimmerten, während unser Fahrer allen möglichen Nutztieren auswich, gnadenlos über Feldwege holperte, bis wir schließlich unter allgemeinem Gekreische und Gejohle und von einer Staubwolke umgeben mitten im Buschland zum Stehen

kamen. Als wir unser Ressort betraten, musste ich allerdings zugeben, dass Dad eine gute Wahl getroffen hatte. Nirgends Fernsehgeräte, keine Telefone – aber alles urgemütlich. Zu jener Zeit schien Cabo auf halbem Weg zwischen einem zwielichtigen Eselstreiberkaff und einem Luxusbadeort hängen geblieben zu sein. Unsere einzige Verbindung in die Staaten war das Telefon im hiesigen Postamt, das auf einem einsamen Stuhl thronte und von einer Schönheit mit olivfarbenem Teint bewacht wurde.

Am nächsten Tag standen wir in

aller Frühe auf, sprangen in ein Taxi und wurden etliche Kilometer von unserem Hotel entfernt an einem Strand ausgeladen. Doch irgendwas in diesem blauen Zwielight der Morgendämmerung fühlte sich nicht ganz okay an. Endlose Minuten vergingen, mein Vater schwieg beharrlich, und Tom scharrte nervös mit den Füßen im Sand – bis irgendwann hinter der nächsten Felsklippe weiße Qualmwölkchen aufstiegen. Kurz darauf war das *Blubb, Blubb, Blubb* eines altersschwachen Dieselmotors zu hören. Langsam kroch ein grellorangerfarbener

Holz­sarg von einem Boot in unser Blickfeld, und am Steuerrad stand Bluto (Popeyes Nemesis) persönlich. Scheiße ... Ich hätte mich ohrfeigen können, dass ich die Reisevorbereitungen nicht selbst in die Hand genommen hatte. Immerhin war ich stinkreich! Wir hätten auf Ted Turners *Courageous* übers Meer schip­pern können, wenn wir gewollt hätten! Stattdessen würden wir unser Leben auf diesem Seelenverkäufer riskieren.

Ein kleiner, klappri­ger Alter mit Pergamenthaut und Strohhut kam ans Ufer gerudert. Weil er der engli­schen

Sprache nicht mächtig war, murmelten beide Seiten irgendwelche zusammenhanglosen Floskeln, und dann bedeutete er uns, zu ihm ins Boot zu steigen. Mein Vater hatte für seine Jagd auf Moby Dick die üblichen Straßenklamotten an: schwere braune Lederhalbschuhe, weiße Socken, Anzughose, ein zerknittertes weißes Anzughemd, Hosenträger. Das zusehends schütterte, aber immer noch kohlschwarze Haar hatte er sich glatt nach hinten gekämmt. Bei einem polnischen Picknick in Queens hätte er perfekt ausgesehen – *nicht* aber für die mexikanische See! Er hatte Parkinson,

Wassereinlagerungen, Diabetes, Psoriasis und eine ganze Anzahl weiterer Beschwerden, deren Aufzählung diese Seiten sprengen würde. Hinzu kamen seine lebenslangen nächtlichen Sitzungen mit Kippen und Sixpacks, die seine körperliche Fitness zusätzlich einschränkten. Wir halfen ihm – ein Bein nach dem anderen – ins Ruderboot, während die Wellen an den Strand rollten.

Mit einem hölzernen *Ka-dunk* rumpelten wir schließlich gegen die Bordwand unserer *Titanic*. Es gab keine Bordleiter, also mussten wir zu

dritt, ohne über eine gemeinsame Sprache zu verfügen, den zweihundertdreißig Pfund schweren Koloss in Anzughose auf den wild schaukelnden Kutter stemmen. Herr im Himmel ... Irgendwann erreichte seine Masse den Kipppunkt, verlagerte sich, und mit einem dumpfen, weithin widerhallenden *Rumms* landete mein Erzeuger in der Todesfalle, die er für uns gemietet hatte. Es war gerade erst 6.30 Uhr, und ich war bereits bedient. Der Kapitän wendete mit ausdrucksloser Miene seine »Lady« und hielt Kurs auf die offene See. Kaum hatten wir die Bucht und die

windgeschützten Küstengewässer hinter uns gelassen, setzte erheblicher Wellengang ein. Wir schaukelten auf und ab wie eine Gummiente im Bad eines Fünfjährigen. Sobald wir ein Wellental erreicht hatten, stieg auch schon der nächste Wellenkamm haushoch vor uns auf. Nach fünfzehn Minuten spie Tom sein Frühstück vom All-you-can-eat-Büfett über die Reling. Dad hingegen kapselte sich auf seine übliche Art komplett vom Rest der Welt ab und umklammerte mit einer Geht-mir-so-was-von-am-Arsch-vorbei-Miene die Armlehnen des Anglerstuhls.

Ich kratzte mein spärliches Highschool-Spanisch zusammen und versuchte, mit dem Skipper ins Gespräch zu kommen, doch mit meinem »¿*Cómo se llama?*« kam ich nicht weit. Irgendwann stellte ich fest, dass ich mir möglicherweise das Kotzen ersparen könnte, wenn ich nur den Horizont fixierte und mich dem Wellengang ganz einfach hingäbe. Der Motor befand sich in einem hölzernen Kasten mitten auf Deck und spukte Dieselabgase aus, was zu dem böartigen Mix der Elemente beitrug, der die Verdauungssysteme von uns Landratten zum Rebellen brachte.

Eine Stunde verging, die Sonne brannte auf uns herab, das Festland verschwand hinter uns ... und dann war da mit einem Mal nichts weiter als ein endlos gleichförmiges Rundumpanorama, in dem Meer und Himmel ineinander verschmolzen. Ich erlitt einen massiven klaustrophobischen Anfall. Ein nasser Tod auf hoher See erschien mir unausweichlich. Nach einer weiteren Stunde befahl ich Tom, nach oben zu gehen, um herauszufinden, wie lange GENAU wir noch unterwegs sein würden. Der Skipper hob einen Finger und wandte sich dann wieder

dem Steuer zu. Gut, noch eine Meile ... nein ... nein ... Wie sich herausstellte: NOCH EINE WEITERE STUNDE! Etwa eine halbe Stunde zuvor waren wir an einem kleinen Motorboot mit zwei Einheimischen vorbeigekommen, das draußen auf offener See herumgedümpelt war. Anscheinend hatten sie ein Leck gehabt, denn das Wasser war den Leuten im Boot schon bis zu den Knien gestanden. Ich hatte unserem Käpt'n signalisiert, ihnen zu Hilfe zu eilen, doch als wir näher herantuckerten, entdeckte ich in ihrem Boot ... Fische! Unzählige Fische, die

um die Beine dieser Leute herumschwammen. Einer der Männer packte mit bloßer Hand zu, fing einen Fisch und hob ihn mit einem fragenden Grinsen in die Höhe ... Köder – sie verkauften Köderfische.

Endlich erschien am Horizont ein kleiner Kreis von Booten ... die Fischgründe. Binnen zehn Minuten machten wir die Angeln klar, und als es kurz an meiner Rute zupfte, reichte ich sie an Dad weiter, der sein Bestes tat, um reinzudrillen, was immer da am Haken hing. Es erwies sich als halb so lang wie mein Arm und wanderte sofort in die Eiskiste. Dann passierte

stundenlang nichts. Es würde keinen epischen Kampf Mann gegen Natur geben, keinen Showdown zwischen Doug Springsteen und seinem Lieblingsfeind – *einfach allem*. Wir hockten einfach da, der Schwimmer bewegte sich in einem endlosen Auf und Ab, bis wir uns am Spätnachmittag wieder auf den Rückweg machten. *Drei weitere Stunden* Höllenritt. Ich streckte mich auf einer Holzbank im Heck aus, würgte mein aus dem Hotel mitgebrachtes Mittagessen runter, atmete Dieselabgase und schlief ein. Ich hatte genug. Nachdem wir das Ritual, mit

dem wir am Morgen gestartet waren, in umgekehrter Reihenfolge wiederholt und Dad wie einen zentnerschweren Mehlsack ins Beiboot runtergelassen hatten, erreichten wir kurz darauf den Strand als dankbare Überlebende. Wir stifteten unseren Fang der Crew, die kurz darauf qualmend und blubbernd in den Sonnenuntergang tuckerte (ohne Zweifel maßlos gelangweilt von diesem neuerlichen Pack ahnungsloser Gringos und auf dem Weg zur nächsten Cantina, um sich einen Drink zu genehmigen und sich auf unsere Kosten zu amüsieren). Der Strand war

menschenleer und still bis auf das leise Schwappen der Wellen. Während die Sonne im Meer versank, sah mich Dad, der die letzten Stunden in einer Art Paralleluniversum verbracht hatte, plötzlich an und sagte – völlig im Ernst: »Ich hab das Boot für morgen gleich noch mal gemietet.«

Wir gingen weder am nächsten Morgen noch an irgendeinem anderen Tag erneut an Bord. Stattdessen nahm ich meinen alten Herrn mit in eine kleine Strandbar, von der aus man den weißen Strand und den blauen Pazifik überblicken konnte, und gab eine Runde Bier aus. Wir verbrachten

einen angenehmen Nachmittag, indem wir die Mädels am Strand beobachteten und herzlich über unser Abenteuer lachten. Auf unserem Weg zurück durch den Jachthafen wurden uns mehrfach von angelnden Rock'n'Roll-Fans kostenlose Tagestrips auf strahlend weißen Hochseeyachten angeboten. (Die Vorzüge des Rockruhms verfolgen einen selbst so weit in den Süden!) Doch da wir am nächsten Morgen wieder abreisen wollten, lehnten wir höflich dankend ab – »Nächstes Mal vielleicht!« –, begaben uns zurück ins

Hotel, schliefen aus und flogen tags darauf wieder nach Hause.

Als ich auf dem Rückflug meinen geistig abwesenden Dad betrachtete, rief ich mir wieder in Erinnerung, dass er einfach nicht »ganz normal« war und es ihm nicht sonderlich gut ging. Ich hatte mich über lange Zeit hinweg an seinen Zustand gewöhnt, sodass ich das bisweilen tatsächlich vergaß. Da ich an der Jersey Shore aufgewachsen bin, kenne ich jede Menge echter Hochseeangler. Ich hätte es ohne Weiteres arrangieren können, dass mein alter Herr einen fetten Marlin fängt, der Fisch für ihn ausgestopft

und über seinem geliebten Küchentisch aufgehängt wird, mit einer Marlboro im Mundwinkel, sofern er das gewollt hätte. Aber vermutlich war es darum nie gegangen. Höchstwahrscheinlich hatte er *mir* etwas zurückgeben wollen für die Geschenke, die ich ihm und Mom nach meinem ersten großen Erfolg gemacht hatte: etwas, was mit seinen eigenen Seefahrerfantasien zu tun hatte. Und das war ihm definitiv gelungen.

KAPITEL 51

TUNNEL OF LOVE

Seit *Born in the USA* hatte ich genug vom Erfolgsrummel gehabt und mich nach etwas weniger gesehnt. Unterstützt von meinem Tontechniker Toby Scott hatte ich sukzessive mein eigenes Homestudio ausgebaut. Aus vier Spuren waren

acht geworden, aus acht sechzehn, am Ende waren es dann vierundzwanzig, und schon bald verfügte ich in meinem Haus in Rumson über ein voll funktionsfähiges Demostudio. Seit einiger Zeit arbeitete ich an neuem Material, das zum ersten Mal nicht mehr vom »Mann unterwegs«, sondern vom »Mann zu Hause« handeln sollte. *Tunnel of Love* würde die zwiespältigen Erfahrungen einfangen, die ich in meinem neuen Leben mit Liebe und gewachsener Verantwortung gemacht hatte. Ich nahm die Platte innerhalb von drei Wochen auf, nur mit einer

Akustikgitarre und einem Rhythmu-track darunter. Genau wie *Nebraska* war sie »selbst gemacht«: Die meisten Instrumente spielte ich eigenhändig ein. Nach *USA* hatte ich weder Lust auf die Arbeit mit Produzenten noch auf eine große Band oder *überhaupt* auf eine Band gehabt. Außerdem waren diese neuen Songs viel zu persönlich, insofern hatte ich im Studio nur Toby dabei haben wollen.

Die Arbeit an meiner ersten Platte, in der es ausschließlich um die Beziehung zwischen Männern und Frauen gehen sollte, war ziemlich

aufreibend. Ich war innerlich in Aufruhr und versuchte, in den Texten meine eigenen Gefühle auf die Reihe zu kriegen. Die Anfänge dieser neuen Musik reichten zurück bis zu »Stolen Car« auf *The River*. Der durch die Nacht driftende Protagonist des Songs ist der Erste, der sich mit den inneren Engeln und Teufeln herumschlägt, die in ihm eine Sehnsucht nach Liebe wecken und ihm zugleich die Erfüllung verweigern. Mit ihm verlieh ich meinen eigenen Konflikten eine Stimme. Ich war kein Teenager mehr, genauso wenig wie die Menschen, die meine Songs bevölkerten. Sie gaben

sich alle Mühe, ein Bein auf die Erde und all die wichtigen Dinge geregelt zu kriegen – Liebe, Beziehungen, ein echtes Zuhause –, denn andernfalls würde die Chance darauf bald auf ewig durch die Fenster der Autos davonwehen, in die ich sie gesetzt hatte. Der Highway hatte seine Mys­te­rien offenbart, aber so faszinierend sie auch waren, so sehr die Weite und die scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten lockten, am Ende war es dort draußen doch ebenso bedrückend und einengend wie in meinen schlimmsten Vorurteilen über ein häusliches Leben. All diese weit

offenen Straßen liefen an einem Punkt zusammen und mündeten in derselben Sackgasse. Ich war selbst dort gewesen und hatte sie gesehen. (Sie befindet sich in Texas.)

Mit »Brilliant Disguise« landete ich ganz unerwartet einen Hit. Der Song bildet auch den thematischen Mittelpunkt des Albums. Vertrauen ist etwas überaus Fragiles. Es setzt immer voraus, dass wir den Mut aufbringen, anderen etwas von uns zu offenbaren. »Brilliant Disguise« handelt davon, dass du manchmal einfach die Maske abnehmen musst, doch dahinter kommt eine weitere zum Vorschein,

und irgendwann zweifelst du daran, wer du wirklich bist. Die beiden eng miteinander verwobenen Themen Liebe und Identität bilden die Grundpfeiler von *Tunnel of Love*, doch der heimliche Subtext des Albums ist die *Zeit*. In diesem Leben (und wir haben nur eins) musst du irgendwann Entscheidungen treffen und einen Standpunkt beziehen, du erwachst aus der jugendlichen Illusion der eigenen »Unsterblichkeit« und unerschöpflichen Möglichkeiten, verlässt das Niemandsland der Adoleszenz, du entdeckst Dinge jenseits deiner Arbeit, die deinem

Leben Sinn und Bedeutung verleihen ... doch dann mit einem Mal beginnt die Uhr zu ticken. Neben dir geht nun nicht mehr nur dein Partner, sondern darüber hinaus dein eigenes *sterbliches* Selbst. Du bemühst dich, deine wunderbaren neuen Errungenschaften zu bewahren, kämpfst gegen deinen Nihilismus an, dein destruktives Verlangen, all das Hinzugewonnene wieder in Schutt und Asche zu legen. Dieses Ringen darum, meine wahren Bedürfnisse zu ergründen und einen vorläufigen Frieden mit der Zeit und der eigenen

Sterblichkeit zu schließen, steht im Mittelpunkt von *Tunnel of Love*.

Bob Clearmountain bereinigte die Demoaufnahmen, sodass sie klangen, als hätte ich eine Ahnung von dem, was ich getan hatte. Dann holte ich Nils, Roy und Patti hinzu, um den einen oder anderen Track ein bisschen aufzumöbeln. Bob übernahm den Endmix und verlieh den Songs ihren kristallklaren, geradezu spirituellen Sound. *Tunnel of Love* erschien am 9. Oktober 1987 und kletterte bis auf Platz eins der Billboard-Albumcharts. Ursprünglich hatte ich gar nicht auf Tour gehen wollen, aber es hätte sich

einfach nicht richtig angefühlt, zu Hause hocken zu bleiben und einige meiner besten und frischsten Songs nicht live zum Leben zu erwecken. Ich hatte mein Publikum eingeladen, am Ende des Highways mit mir aus dem Wagen zu steigen und das Haus zu betreten, in dem Ehe, Verantwortung für andere und Mysterien des Herzens auf uns warteten. (Ist das noch Rock'n'Roll?) Für viele meiner Fans waren diese Dinge mittlerweile Alltag. Aber würden sie sich auch Songs darüber anhören und sich davon unterhalten lassen? Ich hatte hoch gepokert und wollte meiner Musik

einen weiteren Weg zu ihrem Publikum ebnen. Und das hieß für mich immer auch, sie live zu spielen, also wurde kurz darauf eine Tournee geplant.

Tunnel war ein Soloalbum, insofern sollte sich die Tour deutlich von unseren *USA-Gigs* unterscheiden. Ich veränderte das Bühnendesign und wies den Bandmitgliedern neue Positionen zu, um dem Publikum auf subtile Weise zu signalisieren, dass es diesmal etwas anderes zu erwarten hatte. Ich ergänzte die Band um eine Bläsergruppe und räumte Patti einen Platz ganz vorn links auf der Bühne

ein. Außerdem entwarf ich eine »karnevaleske« Vorbühne, die den Inhalt der Songs unterstrich und auf ihre Hauptmetapher anspielte: dass Liebe eine Achterbahnfahrt ist. Entsprechend dem Cover-Foto von Annie Leibovitz warfen wir uns »in Schale«. Bluejeans und Bandanas hatten ausgedient – zum ersten Mal seit Langem trug ich einen Anzug –, und auch die Band warf ihr Freizeitoutfit in die Mottenkiste. Mein guter Freund und Assistent Terry Magovern bekam eine Melone und einen Frack verpasst und übernahm die Rolle des »Kartenabreißers« und

Zeremonienmeisters. Es war eine nette Show, und Patti sorgte für meinen verführerischen weiblichen Gegenpart, auf den ich mich im Scherz oder im Ernst beziehen und die Themen des Albums bebildern konnte. Wir coverten Gino Washingtons »Gino is a Coward« und »Have Love Will Travel« von den Sonics und spielten mein eigenes, bislang unveröffentlichtes »Part Man, Part Monkey«, um dem inneren Plot der Tour noch mehr Substanz zu geben. Nach *Born in the USA* war dies ein ziemlich neuer Kurs, und er brachte die Band tatsächlich ein

bisschen ins Schlingern – wozu sicher auch meine enger werdende Beziehung mit Patti beitrug.

Patti war Musikerin, wir hatten in etwa das gleiche Alter, und sie hatte mich während der *USA-Tour* mit wissendem Blick beobachtet und sämtliche Facetten meiner Persönlichkeit kennengelernt. Ihr war klar, dass ich kein strahlender weißer Ritter war (bestenfalls ein dunkelgrauer Ritter), vor allem weil ich in ihrer Gegenwart nie das Bedürfnis verspürt hatte, mich zu verstellen. Auch Julie hatte mich dazu nie verleitet, und trotzdem hatte ich es

getan. Wann immer Julie zu Dreharbeiten unterwegs war, hockte ich daheim in New Jersey und verfiel in alte Gewohnheiten: Ich ging in Bars, blieb lange aus – nichts Ernsthaftes, nur die übliche Herumtreiberei. Aber ich führte definitiv nicht das Leben eines verheirateten Mannes. In einer dieser Phasen hatte ich Patti zu mir bestellt – unter dem Vorwand, an einem unserer »Duette« feilen zu wollen. Es war eine Septembernacht, und über dem schwarzen, an unseren Garten angrenzenden Wald zeichnete sich die Mondsichel scharf ab. Wir hockten an meiner kleinen Bar,

plauderten, und nur wenig später spürte ich, dass es zwischen uns knisterte. Während der vergangenen siebzehn Jahre waren wir uns immer wieder über den Weg gelaufen, dann hatten wir zwei Jahre lang eng zusammengearbeitet und immer auch ein bisschen geflirtet. Doch als ich an jenem Abend zu Patti hinüberblickte, sah ich in ihr etwas Neues, was mir zuvor entgangen war. Wie Patti später sagen würde, sei ich die ganze Zeit damit beschäftigt gewesen, mich »anderweitig umzuschauen«. Patti ist eine kluge, durchsetzungsfähige, kraftvolle Frau, aber sie hat auch eine

zarte, mitfühlende Seele, und diese Kombination eröffnete meinem Herzen neue Möglichkeiten. Patti ist etwas ganz Besonderes und Einzigartiges in meinem Leben. Und so kam die Sache ins Rollen.

Erst redete ich mir ein, das Ganze wäre nur eine flüchtige Episode. Aber das war es nicht. Es war was *Bleibendes*. Die ganze Heimlichtuerei dauerte entsprechend nicht lange an. Sobald mir klar wurde, wie ernst es mir mit Patti war, wollte ich mit Julie reinen Tisch machen. Aus dieser Nummer gab es keinen schonenden, eleganten Weg. Ich würde jemanden verletzen

müssen, den ich liebte ... Punkt. Schon bald nachdem Julie und ich uns getrennt hatten, wurde ich in Unterhose auf einem Balkon in Rom zusammen mit Patti fotografiert. Ich war unfassbar schlecht mit Julie und der Trennung umgegangen, hatte darauf bestanden, sie als rein private Angelegenheit zu behandeln, weswegen wir auch kein gemeinsames Pressestatement abgegeben hatten. Als die Sache dann doch aufflog, sorgte das für einen Riesenärger, großen Schmerz und einen deftigen »Skandal«. Es machte den ohnehin harten Schnitt noch herzzerreißender

als nötig – dabei bedeuteten mir Julianne und ihre Familie wirklich viel, und ich bereue meinen armseligen Umgang mit der Geschichte bis zum heutigen Tag.

Julianne war jung und stand gerade erst am Anfang ihrer Karriere, während man von mir mit meinen fünfunddreißig Jahren sicherlich mehr Reife und Selbstkontrolle hätte erwarten können. Allerdings war ich emotional noch immer blockiert und eigentlich nicht bindungsfähig. Julie ist ein Mensch von großer Diskretion und Zurückhaltung, und sie ist immer ehrlich und nach bestem Wissen und

Gewissen mit meinen und unseren Problemen umgegangen. Doch am Ende kamen wir gemeinsam nicht mehr weiter. Ich hatte sie in eine verdammt schwierige Situation gebracht und als Ehemann und Partner versagt. Wir regelten die Details unserer Trennung so anständig wie möglich, ließen uns scheiden und setzten dann jeder sein eigenes Leben fort.

Nachdem die Scheidung durch war, nahm ich mir einige Tage frei und besuchte meine Eltern in Kalifornien. Ich überbrachte ihnen die Neuigkeit und hörte mir die Predigten meiner

Mutter an. »Bruce, drei Jahre – dein Limit! Phhhh ...« Meine Eltern liebten Julianne über alles, aber ich war nun mal ihr Sohn. Ich blieb eine Weile bei ihnen, leckte meine Wunden und ließ mich mit Hausmannskost und einer Menge Zuwendung aufpäppeln, ehe ich mich wieder auf den Rückweg nach New Jersey machte. Mein Dad fuhr mich zum Flughafen. Wir hatten keine zehn Minuten im Wagen gesessen, da drehte er sich zu mir um. »Bruce, vielleicht solltest du für eine Weile zu uns ziehen.« Kurz war ich versucht, beiläufig zu erwähnen, dass ich mittlerweile ein fast vierzigjähriger

Selfmade-Multimillionär war, und die Option, wieder in ein acht Quadratmeter großes Zimmer bei meinen Eltern zu ziehen, in dem irgendwo noch mein Micky-Maus-Kuscheltier herumstand, war ... zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, aber doch eher unwahrscheinlich. Trotzdem – nach einem kurzen Seitenblick auf meinen Dad, dessen von Hosenträgern umspannte Leibesfülle zwischen Lenkrad und Fahrersitz, erwiderte ich lediglich: »Danke, Dad, ich denk darüber nach.« Immerhin wollte der alte Mann

mich zu guter Letzt nun doch bei sich im Haus haben.

'88

Sieben Jahre nachdem Steve und ich durch den Checkpoint Charlie spaziert waren, kehrte ich mit meiner Band nach Ostberlin zurück. Steve war nicht dabei, dafür waren mehr als 160 000 Ostdeutsche zur Stelle. Die Mauer stand noch, aber in ihrer einst undurchdringlichen Fassade zeigten sich bereits die ersten Risse. Die politische Lage war nicht mehr dieselbe wie noch vor zehn Jahren.

Vor mir auf einem offenen Feld stand die größte Menschenmenge, die ich je gesehen und für die ich je gespielt hatte. Das Ende der wogenden Masse war von der Bühne aus nicht zu erkennen. Selbst genähte amerikanische Flaggen flatterten im ostdeutschen Wind. Auf den Tickets stand, dass wir von der Freien Deutschen Jugend eingeladen worden seien, um ein »Konzert für Nicaragua« zu spielen?! Das war mir neu! Die Show wurde (eine weitere Überraschung!) in kompletter Länge im Staatsfernsehen übertragen ... mit Ausnahme meiner kurzen Rede über

die Mauer, die man kurzerhand rausschnitt. So wurde ich innerhalb von vierundzwanzig Stunden von einem Niemand, der tags zuvor noch völlig unbehelligt durch die Straßen Ostberlins geschlendert war, zu einem nationalen Superstar. Als ich am Tag nach dem Gig den Kopf aus unserem Hotel steckte, war ich sofort umlagert von einer Ansammlung aus Schülern, alten Mütterchen und sämtlichen Altersstufen dazwischen, die sich um Autogramme balgten. »*Ich bin ein Berliner!*«

Wir feierten im ostdeutschen Konsulat und kehrten dann nach

Westberlin zurück, wo wir vor
siebzehntausend spielten, was sich
trotz der Begeisterung der
westdeutschen Fans wesentlich
weniger dramatisch anfühlte.
(Rock'n'Roll ist eine Musik, die etwas
wagt und riskiert – und je höher der
Einsatz, umso packender ist der
Moment. 1988 war Ostdeutschland
überreif für eine Veränderung, und
schon bald würde sich der lang
aufgestaute Freiheitswille explosiv
entladen und das deutsche Volk die
Berliner Mauer niederreißen.)

Um die Welt in zweiundvierzig Tagen

Nach unserer Rückkehr hatten wir die Option, die *Tunnel of Love*-Tour fortzusetzen oder für die weltweit anerkannte

Menschenrechtsorganisation Amnesty International zu arbeiten. Amnesty wollte junge Menschen rund um den Globus dafür gewinnen, sich für Freiheits- und Bürgerrechte zu engagieren, und Rock'n'Roll schien der beste Weg zu sein, um bei ihnen Gehör zu finden. Angeworben von Peter Gabriel, unterschrieben wir beim

damaligen Amnesty-Geschäftsführer Jack Healey, sodass unsere *Tunnel of Love*-Tour unmittelbar in die Amnesty-International-»Human Rights Now!«-Tour überging. Kurz darauf fanden wir uns in einer 747 wieder: zusammen mit Peter, dem sensationellen senegalesischen Sänger Youssou N'Dour, Tracy Chapman und Sting, allesamt hochkarätige internationale Rockstars. Wir flogen kreuz und quer über den Globus und schwebten nur kurz aus den Wolken herab, um den Menschen zu erklären, was die Stunde geschlagen hatte. Für mich war Rockmusik immer schon ein

Mittel der persönlichen und politischen Befreiung gewesen, und die Tour schien uns die Gelegenheit zu bieten, etwas von dem, was wir musikalisch gepredigt hatten, in die Praxis umzusetzen. Es funktionierte bestens; nur hatte ich nicht damit gerechnet, noch mal die SCHULBANK DRÜCKEN zu müssen! Niemand hatte mich davor gewarnt, dass ich HAUSAUFGABEN machen müsste! Nachdem wir in *jedem* Land lange Pressekonferenzen absolvieren sollten, mussten wir uns erst eingehend mit dem jeweiligen Stand der Menschenrechte beschäftigen. Und da

ich nicht als der Dilettant
rüberkommen wollte, der ich war,
büffelte ich, wie ich seit St.-Rose-
Grundschulzeiten nicht mehr
gebüffelt hatte, damals als Schwester
Theresa Mary noch mit dem Lineal im
Anschlag hinter mir stand.

Das Publikum bei dieser Tour war
spektakulär. Die Konzerte dauerten
acht Stunden und wurden von
einheimischen Vorbands eröffnet. In
Zimbabwe brachte der großartige
Oliver Mtukudzi die Menge mit
afrikanischem Soul zum Kochen.
Etwas über ein Jahr später würde
Nelson Mandela aus dem Gefängnis

entlassen werden und das Apartheidsystem in sich zusammenbrechen, doch 1988 war der Kampf dagegen noch in vollem Gange. Schon der einfache Umstand, dass sich in unserem Publikum Weiße und Schwarze friedlich mischten, was keine dreihundert Meilen weiter südlich illegal und streng verboten gewesen wäre, verlieh unserem Auftritt Dringlichkeit und Bedeutung.

In der Elfenbeinküste, ehemals französische Kolonie, wurde ich zum ersten und einzigen Mal seit der Tri-Soul Revue 1966 im Matawan-Keyport Roller Drome von einem ganzen

Stadion komplett schwarzer Gesichter begrüßt! Endlich verstand ich, wie sich Clarence fühlen musste. Wir waren *ein* Schwarzer und sieben Weiße aus New Jersey. Konnte ein Gig so funktionieren? Würde der hölzerne Viervierteltakt der Soulpunks von der Jersey Shore sich auf ein Publikum übertragen, das die wiegenden, geschmeidigen Afrobeats gewohnt war? Als Headliner betraten wir als Letzte die Bühne. Unter meiner schwarzen Weste und meinem schwarzen Hemd war ich schweißgebadet. Wir hatten uns dazu entschieden, brachial mit »Born in the

USA« einzusteigen. Die Zeit ... schien stillzustehen ... und dann ... BOOM! Das ganze Stadion explodierte in einem Ausbruch des schieren Irrsinns, das Publikum hüpfte wie eine einzige kompakte Masse, als wäre es elektrisch miteinander verbunden und hätte auf einen Schlag beschlossen, dass wir okay waren! Es war der freudigste Austausch zweier so gegensätzlicher Kulturen, den ich je erlebt habe. Wir hatten die falsche Hautfarbe, sangen in der falschen Sprache, zum falschen Beat, und trotzdem brachten diese Menschen uns ihre ganze Großzügigkeit, Offenheit und

ationale Gastfreundschaft entgegen. Es war das erste Publikum seit langer, langer Zeit, das die Band für sich hatte *gewinnen* müssen. Irgendwann sprangen Frauen auf die Bühne und tanzten, die Menge rockte ekstatisch, und am Ende verließ die Band begeistert und glücklich die Bühne. (Es funktioniert. Selbst hier! Es funktioniert!) Wir fühlten uns wie alte, kampfgeprobte Gefährten, die Herausforderungen gemeistert und gemeinsam mit diesem unerwarteten, aber offenen Publikum einen Sieg errungen hatten. Wieder einmal hatte sich die kommunikative Kraft der

Musik bewährt, und wir spürten, dass wir gerade etwas ganz Besonderes erlebt hatten.

Unterwegs kamen wir auch für ein paar Auftritte in die Vereinigten Staaten, und während unserer üblicherweise auf politische Themen fokussierten Pressekonferenzen bombardierte man uns mit den typischen albernen Promifragen. Ich schämte mich ein bisschen für meine Landsleute. Außerdem legten wir Stopps in Japan, Ungarn, Kanada, Brasilien und Indien ein und beschlossen die Tour in Argentinien, wo die fantastische Landschaft und die

freundlichen, einfühlsamen Menschen dafür sorgten, dass ich auf der Stelle richtig Spanisch lernen wollte! In Südamerika hatten die Menschen bis vor Kurzem unter der Herrschaft diktatorischer Regimes gestöhnt, und die grundlegendsten Menschenrechte waren mit Füßen getreten worden. Tausende von Söhnen und Ehemännern waren in Argentinien und in Pinochets Chile von der Straße weg verschleppt worden. Hier erfüllte Amnesty eine direkte, ganz persönliche Aufgabe im Leben zahlreicher Betroffener. Sie mussten gegen den erbitterten Widerstand von

oben kämpfen und bekamen den Druck unmittelbar zu spüren. Weil Pinochet noch immer an der Macht war, spielten wir im argentinischen Mendoza an der Grenze zu Chile. Als wir zum Konzert fuhren, standen überall am Straßenrand die »Mütter der Verschwundenen«, deren geliebte Angehörige unter Pinochet spurlos verschwunden waren, und hielten deren Fotos hoch. Ihre Gesichter trugen die Spuren der schrecklichen Ereignisse, von denen wir in den USA nicht die geringste Ahnung hatten – aber da war auch der Ausdruck eines unbeugsamen Willens und eines tiefen

menschlichen Verlangens nach Gerechtigkeit.

Die Amnesty-Tour hinterließ in mir ein Gefühl der Dankbarkeit, in den USA geboren zu sein – in meinem kleinen, repressiven, rückständigen, reaktionären, unkultivierten und trotzdem geliebten Dreckskaß von einer Heimatstadt, wo man trotz des sozialen Drucks, den die Ignoranten und Intoleranten ausübten, frei herumspazieren und sich frei äußern konnte, ohne Angst um Leib und Leben zu haben (meistens zumindest).

Sechs Wochen lang hatten wir unseren Teil zur internationalen

Agenda von Amnesty beigetragen,
unseren Rock'n'Roll gespielt und für
einen kleinen Augenblick als politisch-
kulturelle Anhalter mit
emporgereckten Daumen an der
Straßenkreuzung der Geschichte
gestanden.

Wieder zu Hause

Patti und ich verabschiedeten uns von
Peter, Sting, Youssou, Tracy und der
fantastischen Roadcrew von Amnesty
(deren Menschenrechte während der
Tour durch die schier unerträglichen
Arbeitsbedingungen permanent mit

Füßen getreten worden waren) und kehrten nach New York City zurück. Wir mieteten uns ein Apartment in der East Side, und ich versuchte zum ersten und einzigen Mal, ein Stadtmensch zu werden. Vergebens. Die East Side war einfach nicht mein Ding. Das einzig Gute daran war, dass ich zu Fuß zu Doc Myers' Praxis laufen konnten, was auch bitter nötig war, denn mir ging es nicht besonders gut. Nach unserer Rückkehr quälten mich die Nachwehen meiner Scheidung, und da ich gerade nicht auf Achse sein konnte, zogen sich die Tage endlos in die Länge. In New

York City fühlte ich mich wie die Laborratte im Labyrinth: Ich sah keinen Himmel, keine Sonne mehr, konnte mich nicht frei bewegen. Klar, da waren Museen, Restaurants, Läden ... Aber tief in mir drin war ich noch immer ein PROVINZLER! Ich sah keine Chance auf Besserung, und irgendwann kapitulierte Patti (die neunzehn Jahre lang im New Yorker Stadtteil Chelsea gelebt hatte). Wir packten unsere Koffer und kehrten nach Jersey zurück ... wo sie, ich und meine ganze innere Unruhe einen vergeudeten Sommer verbrachten, in dem ich in alte Gewohnheiten und

mein übliches gedankenloses Verhalten zurückfiel. Patti war geduldig ... bis zu einem gewissen Punkt.

Anpassungen

Wieder daheim stritten Patti und ich immer wieder, was in Ordnung war. In früheren Beziehungen war ich Auseinandersetzungen lieber aus dem Weg gegangen, was sich als ziemlich kontraproduktiv erwiesen hatte. Da hatte immer zu viel Unausgesprochenes in mir gebrodelt und die Atmosphäre vergiftet. Genau

wie mein Vater war ich eher der
passiv-aggressive Typ.
Nichtwahrhabenwollen und
Einschüchterung, bloß keine direkte
Konfrontation – das war genau mein
Stil. Dad hatte unsere Familie
beherrscht, indem er einfach
unbeweglich dagehockt ... und vor
sich hin gequalmt hatte. Er war voll
unterdrückter Wut gewesen, bis er
irgendwann platzte und tobte, ehe er
sich wieder seinem Bier und
mönchischen Schweigen widmete. Er
war unser privates Ein-Mann-
Minenfeld, das unser Zuhause in eine
stumme Todeszone verwandelte, in

der man auf Zehenspitzen
herumschlich und wartete ...
wartete ... bis zur nächsten
unvermeidlichen Detonation. Nur
wann die kam, wusste man natürlich
nie.

All das war mir in Fleisch und Blut
übergegangen und hatte vieles in mir
kaputt gemacht. Ich rastete zwar nicht
oft aus, aber es reichte durchaus, damit
die Stimmung bedrohlich umschlug
und ich den lieben Menschen in
meiner Umgebung Angst einjagte.
Immerhin hatte ich diese Technik von
klein auf bei einem Meister seines
Fachs studiert. Schlimmer noch, ich

hatte auch noch seine schlechten Angewohnheiten hinterm Steuer angenommen, was echt gefährlich werden konnte. Ich war ein rücksichtsloser Raser, ließ auf der Straße meine Wut raus und terrorisierte meine Mitfahrer – ein abstoßendes, ignorantes, menschenfeindliches Verhalten, für das ich mich immer zutiefst schämte. Anschließend entschuldigte ich mich tausendfach, aber es war immer zu wenig und kam viel zu spät, und ich schätze, auch das hab ich daheim gelernt. Derlei Dinge passierten mir immer nur mit Menschen, die mir

etwas bedeuteten und die ich von Herzen gern hatte. Das war ja auch gerade der Punkt: Ich wollte vernichten, was mich liebte, weil ich es nicht ertragen konnte, geliebt zu werden. Es brachte mich zur Weißglut, dass jemand so dumm sein konnte, mich zu lieben – *niemand sollte das* ... und ich zeigte dem Betreffenden auch deutlich, warum. Ich war gemein, hässlich und schwenkte gewissermaßen die rote Warnflagge, damit jeder sah, welches Gift durch meine Adern floss und meine Gene verpestete. Trotzdem steckte in mir auch ein gewisser

rebellischer Stolz auf mein emotional gewalttätiges Verhalten, das sich allerdings immer nur feige gegen die Frauen in meinem Leben richtete. Er gab mir ein Gefühl von Selbstbehauptung und Machertum, und damit überwand ich scheinbar meine *Ohnmacht*. Die Passivität der Männer, unter denen ich aufgewachsen war, flößte mir Angst ein und machte mich gleichzeitig rasend vor Wut. Meine eigene Passivität war mir peinlich, sodass ich nach einer eigenen »Wahrheit« suchte: Schau, so fühle ich mich, und solche Gefühle weckst du in den

dunkelsten Winkeln meines Herzens,
wo mein wahres Ich schlummert.

Über die Jahre hinweg dämmerte
mir, dass ein Teil meiner
Persönlichkeit – ein ganz
beträchtlicher Teil – zu
Rücksichtslosigkeit und emotionaler
Grausamkeit neigte; er säte
Vernichtung und erntete Reue, er
verletzte und kränkte und *stellte sicher*,
dass diejenigen, die mich liebten, dafür
bezahlten. Das alles stammte direkt
aus dem Strategiehandbuch meines
alten Herrn. Mein Vater hatte immer
den Eindruck erweckt, er würde uns
dafür verachten, dass wir ihn liebten,

als wollte er uns dafür abstrafen ...
was er gewissermaßen ja auch tat. Es
schien, als würde ihn unsere
Zuneigung verrückt machen ... und
ganz genauso war es bei mir auch. Als
mir dieser Teil meines Charakters
bewusst wurde, machte mir das Angst.
Es machte mich krank. Trotzdem
hütete ich ihn sorgsam wie eine
Reserve, eine dunkle Energie, die mir
zur Verfügung stehen würde, sobald
ich mich psychisch bedroht fühlte,
sobald mir jemand ... zu nahe käme.

KAPITEL 52

GOIN' CALI

New York kam nicht mehr infrage. New Jersey ebenso wenig. Alles, was wir noch hatten, war mein Golden State, Little San Simeon in den Hollywood Hills. Kaum in Kalifornien angekommen wurde alles besser: Das Licht, das Wetter, das Meer, die

Berge, die Wüste – alles spielte mit einem Mal zusammen und sorgte bei mir für einen klareren Bewusstseinszustand. Wir mieteten ein Strandhaus in Trancas, und allmählich kam ich zur Ruhe.

Es dauerte eine Weile und erforderte einen heftigen, explosiven Streit, in dem mir Patti, die von meinen Eskapaden irgendwann die Nase voll hatte, den Fehdehandschuh hinwarf und mir die Alternativen offenlegte: Bleib oder geh. So weit hatte ich sie also getrieben. Als ich mit einem Fuß schon aus der Tür raus war (wonach der schlimmste Teil von mir

sich auf verquere Weise immer
gesehnt hatte), hielt ich einen
Augenblick inne, und der schwächere,
aber klar denkende Teil von mir
fragte: »Wo zum Teufel willst du
überhaupt hin? Auf Achse gehen?
Oder in die nächstbeste Bar?« Was ich
zwar immer noch gern tat ... aber ein
Leben war das nicht. Beides hatte ich
schon tausendmal gemacht, und was
bitte schön sollte diesmal anders sein?
Wollte ich wirklich wieder in das
Hamsterrad meiner
Unentschlossenheit steigen, der
Illusion, dass all das für mich nie schal
werden würde (wo es das doch längst

war!), und dafür das Beste aufgeben, die beste Frau, die ich jemals getroffen hatte? Ich blieb. Es war die vernünftigste Entscheidung meines Lebens.

Um meinen Angstzuständen den Stachel zu nehmen, fuhr ich tagsüber durch die Berge von Santa Monica und San Gabriel, wo man ein paar der schönsten Motorradtouren im Westen unternehmen kann. Hoch zu den San Gabriels – vom Fuß der Berge bis zum kleinen Skiort Wrightwood, der in knapp zweitausend Meter Höhe liegt – erstreckte sich zu meiner Linken die Mojave-Wüste in die

diesige Unendlichkeit. Hier, umgeben von hohen Kiefern und dem Wüstengestrüpp in den Höhenlagen des San Angeles National Forest, lösten sich meine Sorgen langsam in Wohlgefallen auf. Die Luft war trocken, dünn und klar, und während sie auf dem schmalen schwarzen Band des Crest Highway über mich hinwegströmte, konnte ich spüren, wie sie meine Gedanken schärfte und meine Gefühle wieder justierte.

Die Natur kann die geistige Gesundheit fördern, und hier oben in einem der obersten Stockwerke Kaliforniens spürte ich, wie die

Naturgeister des Staates und Gottes freigebige Hand mich berührten. Wenn man über den Angeles Crest Highway fährt, ist man bloß eine halbe Stunde von Los Angeles entfernt, aber davon darf man sich nicht irreführen lassen: Jedes Jahr gehen dort oben in der Wildnis, in der Hitze *und* im Schnee, Menschen verloren. Nur ein Stück oberhalb der Stadt der Engel und bloß ein paar Meilen entfernt von ihrer smogverhangenen Verdammnis leben Kojoten, Klapperschlangen und Berglöwen.

Von Wrightwood aus, wo Temperaturen um die fünfzehn Grad

herrschten, fuhr ich direkt runter ins Vorgebirge der San Gabriels und dann auf das Mojave-Plateau, wo es knapp vierzig Grad heiß war. Zu beiden Seiten der schnurgeraden Highways zeugten Wohnwagensiedlungen, familienbetriebene Verkaufsbuden und Souvenirläden von der »Wüstenkultur«. Die schwarzen Kabel der stählernen Strommasten untergliederten den schier erdrückend blauen Himmel in ein geometrisches Puzzle, das lediglich von den weißen Kondensstreifen der Kampffjets von der Edwards Air Force Base zerschnitten wurde.

An solchen Tagen legte ich dreihundert Meilen zurück, gerade die richtige Distanz, um den emotionalen Aufruhr, in dem ich mich befand, zu betäuben oder zumindest vorübergehend zum Verstummen zu bringen. Irgendwann fuhr ich zum Pearblossom Highway runter und gemütlich zum Strand zurück, wo Patti und ich in der Dämmerung zusahen, wie die rote Abendsonne in den Pazifik glitt. Miteinander schweigen konnten wir gut. Wir bedrängten einander nicht, ließen es ruhig angehen. Patti kochte, ich aß. Wir ließen einander Raum, und

irgendwann war es so weit: Ich streckte bereitwillig die Waffen. Wenn man mich heute fragt, dann haben Patti und ich dort und während jener behutsamen Tage und Nächte am Meer »im Herzen« geheiratet. Ich liebte sie. Ich war froh, dass sie mich liebte. Der Rest war nur mehr Papierkram.

Südwesten '89

Im Herbst wurde ich vierzig. Patti und ich luden Freunde von der Ostküste, ein paar nahe Verwandte und meine Motorradkumpels, die Delia-Brüder,

in unser Strandhaus ein. Nach ein paar Tagen im Wasser und in der Sonne packten wir unsere Sachen für eine Motorradtour durch den Südwesten. Davon hatten wir schon lange geträumt. Der Trip sollte bloß zehn Tage dauern, aber zu einer der schönsten Touren meines Lebens werden. Und er markierte die Schwelle zu erdbebenartigen Veränderungen in meinem Leben, die genauso tief greifend und umwälzend werden sollten wie jener Tag, an dem ich zum ersten Mal eine Gitarre in die Hand genommen hatte.

Sowie mein Geburtstag abgehakt

war, brachen Matt, Tony, Ed und ich zu unserer rund zweitausend Meilen langen Fahrt durch den Südwesten auf. Wir durchquerten Kalifornien, Arizona, Nevada, Utah, die Reservate der Navajo- und Hopi-Indianer und fuhren hinauf bis zu den Four Corners und ins Monument Valley. Abseits der Interstates kamen wir durch schönes, aber hartes Land, in dem bettelarme Indianerreservate lagen. Entlang des Highways kauerten alte dunkelhäutige Großmütter mit Kopftüchern, die sie vor der brennenden Wüstensonne schützten, an klapprigen hölzernen Verkaufsständen.

Die Wüstenhitze, *echte* Hitze, ist etwas ganz Spezielles. Anders als in der schwülen Augusthitze an der Jersey Shore, in der man sich nur noch die Kleider vom Leib reißen, das Autoverdeck zurückklappen und in die Brandung rennen möchte, will man sich in der Wüstenhitze verhüllen, und zwar vollständig.

Während wir bei vierzig Grad die tief liegende Wüste von Arizona durchquerten, verwandelte sich der Highway in eine einzige flimmernde Luftspiegelung. In jeder Straßensenke stieg die Temperatur aufgrund der Hitze, die vom schmorenden

Straßenbelag aufwehte, weiter an. Zum Schutz gegen die Sonne hatten wir die Ärmel unserer Jeanshemden runtergerollt und trugen Sonnenbrillen, Handschuhe, Stiefel und Jeans. Kopf und Gesicht verhüllten wir mit tropfnassen Bandanas. Wenn man unter derlei Bedingungen täglich acht bis zehn Stunden Motorrad fährt, kann man die Sonne auf der Haut kaum mehr ertragen. Am Straßenrand standen Duschen, und für ein bisschen Kleingeld konnten wir uns dort zumindest den Staub abwaschen. Obwohl wir anschließend von Kopf

bis Fuß nass waren, sorgten die Wüstenböen dafür, dass wir nach einer Viertelstunde Fahrt schon wieder knochentrocken waren. Bei Temperaturen von mindestens fünfunddreißig Grad im Schatten funktionieren diese Winde wie die Naturversion eines Münztrockners.

Wir blieben auf den State Roads. Jenseits der Interstates entdeckt man im Südwesten immer noch Überreste aus dem Amerika der Vierziger und Fünfziger. Tankstellen, Motels, Sehenswürdigkeiten am Straßenrand und vergleichsweise wenige Franchiseketten lassen erahnen, wie

das Land früher mal war (und für viele trotz Internet noch immer ist). Auf einem menschenleeren Abschnitt des Highways, der durch das Reservat der Navajo führt, stießen wir auf ein selbst gebasteltes Schild: »Dinosaurierspuren, 100 Meter«. Über die unbefestigte Straße landeten wir an einem grob gezimmerten Holzunterstand, unter dem ein zwölf, dreizehn Jahre alter Navajo-Junge heraustrat. Mit einem Lächeln im Gesicht fragte er uns, ob wir die Dinosaurierspuren besichtigen wollten.

»Wie viel?«, gab ich zurück.

»Was immer es euch wert ist ...«

Na gut. Er führte uns ein paar Hundert Meter weit in die Wüste, und obwohl ich kein Paläontologe bin, kann ich es bestätigen: Da waren große Abdrücke im Stein, gefolgt von kleineren. Mama und Baby. Dann fragte der Junge, ob er unser Gewicht und Alter schätzen dürfe. Wer A sagt, muss auch B sagen, also ... von mir aus. Er musterte mich, sagte: »81 Kilo«, womit er exakt richtig lag, sah mir ins Gesicht und murmelte: »Zwanzig ... hmm ... Nehmen Sie mal die Sonnenbrille ab! Achtunddreißig!« (Er war echt gut. Die Nummer hätte er locker auf den

Strandpromenaden von Jersey abziehen können.)

Wir machten uns auf den Weg zum Hopi-Reservat, das am Rand dreier Hochebenen liegt. Hier befinden sich ein paar der ältesten durchgehend bewohnten Dörfer in ganz Nordamerika. Ein Schild wies uns den Weg über eine weitere unbefestigte Straße zum ältesten Dorf. Dort, an der äußersten Kante einer der Hochebenen, thronen ein paar Steinhütten, von denen aus man den ausgetrockneten Meeresboden überblicken kann, aus dem die Wüste Arizonas besteht.

Die Siedlung schien verwaist zu sein – mal abgesehen von einem kleinen Laden in der Dorfmitte. Als wir dort eintraten, wurden wir von einem Hopi im Teenageralter begrüßt, der seine Baseballkappe verkehrt herum auf dem Kopf trug und ein Judas-Priest-T-Shirt anhatte. Von ihm erfuhren wir, dass die Dorfbewohner derzeit in zwei Lager gespalten waren: Die einen wollten in eine Trailersiedlung runter an die Straße ziehen, wo sie an das Stromnetz angeschlossen werden konnten. Die anderen wollten lieber in den primitiven Steingebäuden bleiben, in

denen sie seit jeher gelebt hatten. Unser junger Gesprächspartner bereitete sich derzeit auf ein Hopi-Ritual vor, das er »Lauf um die Welt« nannte. Bei diesem Initiationsritus umrunden junge Männer zu Ehren ihrer Familien in einem Rennen die gesamte Hochebene. Außerdem erzählte er uns von den Heavy-Metal-Konzerten, die er in Phoenix besucht hatte, und dass die meisten jungen Leute irgendwann aus dem Reservat wegzogen. Er selbst wusste noch nicht, was er machen sollte; offensichtlich fühlte er sich zwischen den zwei Welten hin- und hergerissen. Als wir

uns voneinander verabschiedeten, wollte er gern noch ein Foto mit uns machen, erklärte uns aber, dass das Fotografieren bei den Hopi untersagt sei. Vor der Ladentür sah er sich um und flüsterte dann: »Aber es beobachtet uns gerade niemand.« Um uns herum war immer noch keine Menschenseele zu sehen, nichts bewegte sich, es war mucksmäuschenstill. »Scheiß drauf«, meinte er, zückte eine Kompaktkamera und schoss eilig sein Foto. Dann wurden wir entlassen. Als wir die Motoren unserer Bikes anließen, rief er noch: »Haltet in

Phoenix nach mir Ausschau! Da steh ich in der ersten Reihe ... komplett stoned!«

Und weiter ging's, zum Monument Valley, dem Schauplatz einiger meiner liebsten John-Ford-Filme. Unser Nachtlager schlugen wir in Mexican Hat, Utah, auf. Als wir uns am nächsten Morgen in Richtung Süden zum Canyon de Chelly aufmachten, hatten wir mit mächtig Seitenwind von etwa hundert Stundenkilometern zu kämpfen. Die brettebene Wüste bot keinerlei Schutz, sodass wir unsere Maschinen ordentlich gegen den Wind legen mussten, um die Böen

auszugleichen. In undurchdringlichen Schwaden attackierte ein Sandsturm jeden freiliegenden Quadratzentimeter unserer Haut, bis wir endlich den Canyon erreichten, wo wir die Nacht in einem Motel aus übereinandergestapelten Containern verbrachten. Unsere Bikes ketteten wir fest aneinander und ließen sie draußen stehen.

Auf dem Rückweg steuerten wir Prescott an, wo ich mit ein paar Einheimischen in einer kleinen Western-Bar eine nachmittägliche Jamsession hinlegte. Dann weiter nach Salome («Where She Danced»),

einem winzigen Four-Corners-Wüstenkaff in Arizona. Dort saß ich gegen Mitternacht mit einem Bier in der Hand im behaglichen Nachglühen der Hitze vor meinem kleinen Motelzimmer und beatboxte leise vor mich hin. Ich war so erschöpft, dass ich völlig von meinen Ängsten entkoppelt war – endlich selig im Hier und Jetzt.

Zehn Tage später waren wir wieder in Los Angeles, sonnenverbrannt, total erledigt und staubgrau. Patti saß auf der Motorhaube von Gary Bonds Dedication und sah uns zu, wie wir mit Tequila-Shots auf unseren Trip anstießen. Die Delia-Brüder kehrten

heim zu ihren Schraubenmüttern, Bolzen und widerspenstigen Motoren, während ich mit Patti unser Wiedersehen feierte, dann drei Tage lang durchschlief und mich anschließend auf in den Norden machte, um meine Verwandtschaft zu besuchen.

Als ich von dort zurückkehrte, marschierte ich direkt in unser Schlafzimmer. Die Morgensonne schien durchs Fenster, und Patti saß aufrecht im Bett. Ihr Gesicht sah ganz weich aus, und das Haar fiel ihr offen über die Schultern, als sie mich ansah und verkündete: »Ich bin schwanger.«

Einen Moment lang stand ich bloß da und ließ auf mich wirken, was ich gerade gehört hatte. Dann plumpste ich schwer auf die Bettkante, drehte mich von Patti weg, sah in den Spiegel an unserer Kleiderschrantür und fühlte mich ... *anders*. Das war es, wovor ich mich gefürchtet und wonach ich mich schon lange geseht hatte. Ich spürte, dass der ängstliche Teil von mir versuchte, diesen Augenblick an sich zu reißen ... aber nein ... nicht jetzt. Und plötzlich durchströmte mich ein warmes Licht. Es fühlte sich so gut an, dass ich es gar nicht zeigen wollte. Mit dem Rücken,

mit dem Gesicht von ihr abgewandt saß ich reglos da, und dann, beinahe unmerklich und ohne dass ich es hätte kontrollieren können ... als ich im Spiegel hinter mir die Flut ihrer roten Haare sah ... entschlüpfte mir ein Lächeln. In diesem unendlichen Moment, in dem Patti sich über mich beugte und ihr Haar an meiner Wange herabfiel, ihre Arme sich um meine Brust legten und ihr Bauch sich an meinen Rücken schmiegte ... waren wir zu *dritt*. Unsere Familie.

»Du hast gelächelt«, flüsterte Patti.
»Ich hab's gesehen.«

BUCH DREI

LIVING PROOF

KAPITEL 53

LIVING PROOF

Es ist ein Junge! Am 25. Juli 1990 um 11.30 Uhr im fünften Stock des Cedars-Sinai Medical Center in Los Angeles kommt Evan James Springsteen zur Welt. Die Schutzschilde werden gesenkt, die Deckung wird aufgegeben und jeder

emotionale »Zustand«
beiseitegeschoben, sämtliche
Verhandlungen werden ausgesetzt.
Die Wahrheit – dass deine Partnerin
dich aufrichtig liebt – offenbart sich dir
mit einem hellen Strahlen. Deine
Liebe, die Liebe, die du so entschlossen
zeigen und so unbedingt für dich
behalten wolltest, wird für alle
sichtbar, und ihre Gegenwart
beschämt dich, weil du nicht an sie
geglaubt hast, obwohl ihr Licht doch
all das Gute beleuchtet, das du
geschaffen hast. All deine Ausreden,
warum du dich abschirmen, warum
du dich von anderen absondern

musstest, all die Beweggründe für deine Geheimniskrämerei, deine Versteckspiele, sind mit einem Mal wie weggeblasen. Dieses kleine Krankenhauszimmer sollte zur Kathedrale für deine Reue werden, in der du glücklich Abbitte für dein Leben leistest. Nur dass gerade hier und jetzt für derlei Blödsinn keine Zeit ist. Du schwelgst im Körper deiner Geliebten, in ihren blutigen Rosa- und Rottönen, in Blässe und transzendente Weiß. Die Seele ist greifbar geworden. Für dich gibt es keine Sicherheiten mehr: Liebe und Gefahr sind allgegenwärtig, und du

fühlst dich wie ein menschengewordenes
Glied in der Abstammungskette deines
Clans, wie ein Hauch des Staubes aus
Gottes Hand, der sich über die Welt
verteilt. Patti sieht zugleich unendlich
erschöpft und voll der Gnade aus, hat
den Gesichtsausdruck der Heiligen,
die ich noch aus der Schule kenne. Der
Blick aus ihren grünen Augen hebt
sich langsam und bleibt irgendwo über
mir hängen. Jetzt ist es amtlich: Das ist
meine Frau. Sie hat mir das tobende
Leben geschenkt.

BÜRGER VON LOS ANGELES:
EVAN JAMES SPRINGSTEEN
HAT DAS LICHT DER WELT

ERBLICKT! EIN SOHN NEW
JERSEYS, GEBOREN IM EXIL,
HIER IN BABYLON!

Der reißende Fluss meiner
Unentschlossenheit und das
lebenslange Hintergrundrauschen
meiner Unzufriedenheit sind
verstummt. An ihre Stelle tritt schiere
Verzückung. Der Arzt reicht mir eine
Schere – ein Schnitt, und mein Junge
ist auf sich allein gestellt. Ich lege ihn
seiner Mutter auf den Bauch, und
dieser Anblick meines Sohns und
meiner Frau macht mich so glücklich
wie nichts jemals zuvor. Wir kuscheln
uns aneinander, zusammen mit einem

knapp 3 500 Gramm schweren lebenden Beweis. Ein kurzer Atemhauch von Nacht und Tag, dann von Staub und Sternen, und wir halten einen neuen Morgen in unseren Händen.

Ein Leben zu schaffen erfüllt dich mit Bescheidenheit, mit Kühnheit, Arroganz, mit dem Gefühl, ein echter Mann zu sein, mit Zuversicht, Schrecken, Freude, Liebe, Seelenruhe und waghalsiger Abenteuerlust. Ist jetzt nicht alles möglich? Wenn wir die Welt bevölkern können, können wir sie dann nicht auch formen und gestalten? Dann schleichen sich die

Realität und die Windeln ein, Babymilch, schlaflose Nächte, Kindersitze, senfgelbe Scheiße und Kotze in Frischkäsekonsistenz. Aber hey, das sind die geheiligten Bedürfnisse und Ausscheidungen meines Jungen! Und immer wenn ein weiterer anstrengender, weltensatter Tag zu Ende geht, sind wir zwar ausgepowert, aber auch völlig aus dem Häuschen, weil wir jetzt Mom und Pop sind!

Daheim übernehme ich die Mitternachtsschicht und trage meinen Jungen endlose Meilen weit durch unser winziges Schlafzimmer, bis seine

weit aufgerissenen Augen zugehen und sich die Lider schließen. Dann lege ich mir unseren Sohn auf die Brust und sehe zu, wie er sich im Takt meiner Atmung hebt und senkt. Ich lausche, zähle jeden Atemstoß aus seiner Lunge. Seine Atemzüge – noch sind es so wenige, dass man sie immer noch zählen kann – sind ein Gebet zu den Göttern, an denen ich gezweifelt habe. Ich inhaliere seinen Babyduft, halte ihn sicher und sanft in meinen Händen, stimme unsere Atmung aufeinander ab und falle in einen friedlichen Schlaf.

Der Endorphinrausch der Geburt

klingt wieder ab, aber eine Spur davon bleibt für immer in dir, seine Fingerabdrücke sind ein unauslöschlicher Beweis für die Existenz der Liebe und ihre alltägliche Erhabenheit. Du hast dein Gebet gesprochen. Du hast geschworen, einer neuen Welt zu dienen, und das Fundament für irdischen Glauben gelegt. Du hast dein Schwert und deinen Schild gewählt und den Ort, an dem du fallen wirst. Was immer der morgige Tag bringen mag – diese Dinge, diese Menschen werden immer bei dir sein. Auf die Freiheit, ein Leben, eine Geliebte, einen

Standpunkt zu wählen, wirst du dich immer berufen können. Sie verleiht deiner verwickelten Biografie einen neuen Sinn. Und was viel wichtiger ist: Du wirst diese Freiheit auch dann noch haben, wenn du ins Wanken gerätst und dich verloren fühlst. Sie ist das Bauteil für den neuen Kompass, den du im Herzen trägst. Von nun an wird die schwere Last deiner Vergangenheit, die dich runterziehen droht, einen Respekt einflößenden Gegenspieler haben: dein gegenwärtiges Leben. Gemeinsam haben Patti und ich dafür

gesorgt, dass eins und eins drei ergibt.
Das ist wahrer Rock'n'Roll.

Mit diesem neuen Leben zeigte sich,
dass ich mehr war als ein Song, eine
Geschichte, eine Nacht, eine Idee, eine
Pose, eine Wahrheit, ein Schatten, eine
Lüge, ein Augenblick, eine Frage, eine
Antwort, ein ruheloses Hirngespinnst,
das ich und andere uns einbildeten ...
Arbeit ist Arbeit ... aber Leben ist
Leben. Und das Leben siegt über die
Kunst ... jedes Mal wieder.

KAPITEL 54

ROTHAARIGE REVOLUTION

Sie hat rote Haare, ist eine flammende Schönheit, und sie rockt. Sie war Kellnerin, Straßenmusikerin, stammt aus privilegierten Verhältnissen, ist meine Herzkönigin, ein Jersey Girl,

das schwere Zeiten durchgemacht hat, war neunzehn Jahre lang New Yorkerin, hat eine der schönsten Stimmen, die ich je gehört habe, ist klug, zäh und zerbrechlich. Wenn ich sie anschau, sehe ich meine bessere Hälfte. Vivienne Patricia Scialfa ist in Deal, New Jersey, aufgewachsen. Sie ist die Schwester von Michael und Sean und die Tochter von Joe, einem Lieutenant Commander der Küstenwache, sowie der stadtbekannten Schönheit Pat Scialfa. Auf Kinderfotos sieht sie mit ihrem erwartungsvoll strahlenden Lächeln wie eine sommersprossige Raggedy-

Ann-Stoffpuppe aus. Wenn es stimmt, dass wir diejenigen lieben, die das Beste in uns hervorbringen, dann ist sie es, der ich alles zu verdanken habe. Für zwei Einzelgänger und Musiker haben wir es ziemlich weit gebracht.

Als Kind wohnte sie Tür an Tür mit einem gewissen Anthony »Little Pussy« Russo, einer Mafiagröße aus New Jersey. Mr. »Pussy«, der unbedingt einen Sizilianer zum Nachbarn hatte haben wollen, verkaufte das Haus mit Meerblick an Pattis Vater Joe. Joe hatte zwar keine Verbindungen zur Mafia, aber er war der Prototyp eines Sizilianers: ein

unglaublich gut aussehender, viriler Mann, der als Junge sowohl von seiner italienischen Mamma als auch von seinen drei Schwestern von vorn bis hinten verhätschelt worden war. Mit seinen Immobilienspekulationen und als Eigentümer von Scialfa TV hat er aus eigener Kraft Millionen verdient. Er ist ein begnadeter, leidenschaftlicher, knochenharter Vater ... und als Schwiegervater unberechenbar.

In den Adern von Pattis Mom Pat fließt schottisch-irisches Arbeiterblut. Sie ist die typische Traumfrau der Sixties: entschlossen,

durchsetzungsstark und Joe in jeder Hinsicht ebenbürtig. Tagaus, tagein stand sie neben ihm im Fernsehladen, während die kleine Patti sich zwischen Motorolas und Zeniths quetschte und Hausaufgaben machte. Von Long Branch, Jerseys italienischem Paradies am Meer, bis zur irischen Riviera von Spring Lake vollführten Patti und ich jeden einzelnen Schritt des irisch-italienischen Paarungstanzes – ein Ritual, das an unserem Küstenabschnitt schon seit hundert Jahren praktiziert wird.

Patti war siebzehn und ich einundzwanzig, als wir zum ersten

Mal miteinander sprachen. Sie hatte sich auf eine Anzeige in der *Asbury Park Press* gemeldet, in der ich nach Backgroundsängerinnen für meine zehnköpfige Rock'n'Soul-Bruce-Springsteen-Band suchte. Wir telefonierten eine Weile. Sie war irre jung, und weil wir viel auf Tour sein würden, riet ich ihr, an der Highschool zu bleiben.

Das erste Mal getroffen haben wir uns 1974. Ich stand auf Sixties-Girlgroups und dachte darüber nach, eine Sängerin in die Band mit aufzunehmen. Diesmal antwortete Patti auf eine Anzeige in der *Village*

Voice. Um für diese Position vorzusingen, musste man in Mike Appels Büro im Stadtzentrum einen A-cappella-Auftritt hinlegen. Mike hatte die Füße auf den Tisch gelegt und die Arme hinterm Kopf verschränkt. »Sing!«, lautete sein Kommando an jedes potenzielle E Street-Mitglied, die daraufhin ganz ohne Begleitung »Da Doo Ron Ron« von den Crystals schmettern musste.

Wenn man den Anforderungen genügte, wurde man nach Neptune, New Jersey, in ein kleines Gewerbegebiet geschickt, wo man auf die Prä-*Born to Run*-Band traf, die sich

gerade auf ihr Durchbruch-Album vorbereitete.

Ich war mittlerweile fünfundzwanzig und sie einundzwanzig. Sie sang zur Bandbegleitung irgendetwas von Ronnie Spector, danach setzten wir uns ans Klavier, wo sie mir einen ihrer eigenen Songs vorspielte. Sie war niedlich ... und sie hatte Talent. Trotzdem blieben wir am Ende bei der alten Bandbesetzung. Noch waren wir nicht dazu bereit, unsere geschlossene *Lost Boys*-Riege aufzubrechen.

1984, zehn Jahre später, hing ich im

Stone Pony ab, als dort eines Abends ein rothaariges Mädchen auftrat, sich zur hauseigenen Band gesellte und »Tell Him« von den Exciters sang. Sie war gut, sie hatte etwas, was ich in der Gegend nie zuvor gesehen hatte. In ihrer Stimme lag diese gewisse Sixties-Qualität ... und darüber hinaus etwas ganz Eigenes, was sie unverwechselbar machte. Damals war ich in New Jersey schon ein echter Lokalmatador und erregte Aufsehen, egal wo ich auftauchte. Entsprechend scharte sich prompt eine aufgeregte Menschenmenge um uns, als ich sie an der Bar im hinteren Bereich ansprach.

Der Rest war ein langes,
windungsreiches, halbherziges
Werben ...

Irgendwann hat Patti mir mal
vorgehalten, ich hätte mich die ganze
Zeit »anderweitig umgeschaut«. Ich
hatte mir in Liebesdingen zeitlebens
Antworten auf Wer-, Was-, Wann-,
Wo- und Warum-Fragen ausgemalt,
die sich dann aber auf lange Sicht als
bedeutungslos erwiesen. Denn als ich
mich schließlich öffnete und dieses
»anderweitig« einfach links liegen
ließ ... wartete Patti schon auf mich,
nahm mich unter die Lupe, wartete,
bis ich bereit war ... und irgendwann

war ich es tatsächlich. Dies ist die ungewöhnliche Geschichte zweier Menschen, die einander erst achtzehn Jahre lang vorsichtig umkreist und nur am Rande miteinander zu tun gehabt hatten, ehe sie am Ende zueinanderfanden.

Als Bandgefährten gingen wir auf *Born in the USA*-Tournee. Sie hatte eine Menge Verehrer, und es war alles andere als leicht, ihren New Yorker Freigeist zu bändigen. Sie wohnte damals allein, und wie für Musiker typisch und genau wie ich war sie nicht gerade häuslich veranlagt. Sie lebte nicht dafür, einem ein Gefühl von

Sicherheit zu vermitteln. Aber das gefiel mir. Alles andere hatte ich schon ausprobiert; es hatte niemals funktioniert. Ich wusste, dass ich etwas anderes brauchte, auch wenn das möglicherweise schwierig werden würde – und Patti war schwierig. Trotzdem ließen wir uns ganz langsam und behutsam auf eine gewisse »Häuslichkeit« ein. Patti hat ein herausragendes psychologisches Gespür, und ich ahnte, dass ich mit ihr auf eine überragende Partnerin gestoßen war. Entsprechend genoss ich es von Anfang an, mit ihr zusammen zu sein. Sie war intelligent und

aufregend, flößte mir aber auch Respekt ein. In gewisser Weise baute ich auf sie, und obwohl sie sich durchaus an mir interessiert zeigte, war ich mir nie sicher, ob ihr das wirklich gefiel. Ein Teil von ihr brodelte außerdem vor aufgeladener Sexualität. Sie wusste genau, wie man verführte und wie man Eifersucht schürte. Wiederholt kam es zu Gefühlsausbrüchen, es flog durchaus der eine oder andere Cremetiegel, und Streit war fast schon an der Tagesordnung ... Insofern konnten wir erst ausgiebig prüfen, ob wir die Unsicherheiten des anderen würden

ertragen können. Und das war gut so. Wir konnten kämpfen, einander überraschen, enttäuschen, aufrichten, runterziehen, verweigern, aufgeben, verletzen, heilen, erneut kämpfen, lieben, wiedergutmachen und dann das Ganze noch einmal von vorn. In vielerlei Hinsicht waren wir beide angeschlagen, hofften aber, sofern wir nur daran arbeiteten, dass unsere kaputten Teile vielleicht auf irgendeine Weise doch zueinanderpassen könnten ... dass daraus etwas Funktionierendes, Wundervolles entstehen könnte. Und genau das passierte. Wir richteten uns

ein Leben, eine Liebe ein, die zu uns emotionalen Desperados passte. Diese Gemeinsamkeit verband uns und verbindet uns noch immer.

Meine Frau legt großen Wert auf Privatsphäre; es gibt von ihr kein wie auch immer geartetes »Bild in der Öffentlichkeit«. Sie findet nicht annähernd so viel Gefallen am Rampenlicht wie ich. Bei der Arbeit blitzt ihr riesiges Talent lediglich ansatzweise durch. Sie verfügt über eine enorme Eleganz und Würde, und gemeinsam haben wir aus unseren kaputten Teilen schon eine ganze Menge erschaffen. Sobald wir diese

Teile in die richtigen Stellen eingepasst hatten, wogen sie so viel wie Granit, und jedes einzelne Teil hielt und hält seit fünfundzwanzig Jahren alles zusammen. (Im Leben eines Hundes und in Musikerbeziehungen entspricht das rund 175 Jahren!) Uns beiden Einzelgängern waren vom Schicksal die Goldringe nicht unbedingt vorherbestimmt gewesen, aber wir haben sie uns geklaut ... und sicher weggesperrt.

An jenem Abend im Stone Pony, an dem ich mich in Pattis Stimme verliebte, war die erste Zeile, die sie

sang: »I know something about
love ...« Und das tut sie.

KAPITEL 55

VERÄNDERUNGEN

Ich nahm ein bisschen Geld in die Hand ... na ja, ehrlich gestanden eine ganze Menge. Damit kauften wir uns ein Haus an einer Canyonstraße in der Nähe des Sunset Boulevard. Es war großzügig und extravagant – genau das, was ich jetzt wollte. Immerhin

hatte ich inzwischen eine Familie. Ich stand immer noch im Blickpunkt der Presse, sodass wir irgendwas zum Schutz unserer Privatsphäre und Sicherheit unternehmen mussten. Und genau das taten wir mithilfe unserer neuen Bude, die halbwegs abgelegen inmitten einiger Privatstraßen lag.

Außerdem kaufte ich mir ein paar gute Gitarren. Bislang hatte ich Gitarren nie gesammelt und meine Instrumente immer wie Werkzeug behandelt, wie Hämmer: Ein richtig gutes Exemplar und vielleicht noch ein, zwei als Ersatz waren alles, was ich je gebraucht hatte. Doch jetzt

wollte ich für jedes Zimmer eine schöne Gitarre haben. Ich wollte im ganzen Haus Musik.

Es hatte sich einiges verändert. Die späten Achtziger und frühen Neunziger waren stürmisch gewesen und hatten mein Leben auf den Kopf gestellt. Alle neue Musik würde ich von nun an auf neuem Terrain schreiben, mit einer neuen Liebe. Im Moment gab es zwar keine Themen, die mich besonders umtrieben, oder irgendeine spezielle kreative Ausrichtung; eher fühlte ich mich nach den Tourneen zu *Born in the USA*, *Tunnel of Love* und für Amnesty fast

schon ein wenig ausgebrannt. Ich war mir nicht ganz sicher, wo ich mit der Band als Nächstes hinwollte. Also hatte ich ihr '89 erst mal eine Auszeit verordnet. Außerdem hatten sich mit der Zeit bei mir wie bei den anderen diverse Dinge angestaut, die unter der Oberfläche schwelten. Ein paar der Jungs hatten mich ganz einfach ein bisschen zu oft in den Wahnsinn getrieben: ihr Eindruck, nicht genug Anerkennung zu bekommen ... und das belastende Gefühl, dass sämtliche Sorgen und Nöte einfach auf meiner Türschwelle abgeladen wurden, in der übersteigerten Erwartung, dass ich

schon alles richten würde. Dies alles, gepaart mit meiner kreativen Richtungslosigkeit, aber auch mit künstlerischer Neugier, hatte schließlich den Ausschlag gegeben: Wir hatten alle schon eine ganze Weile in der E Street zugebracht. Es hatten sich einige schöne Gemeinsamkeiten entwickelt, die uns auf lange Sicht zusammenhalten würden, aber es hatten sich eben auch ein paar schlechte Angewohnheiten eingeschlichen. Mir kam es vor, als wäre ich für einige nicht nur zum Freund geworden und zum

Arbeitgeber, sondern auch zum Bankier und Daddy.

Ich war in weiten Teilen selbst dafür verantwortlich, wie die Dinge zwischen uns standen, weil ich wie üblich keine klaren Grenzen gezogen hatte. Stattdessen hatte ich einen emotionalen Rahmen geschaffen, in dem ich die unverbrüchliche Loyalität und Exklusivität der Band eingefordert und im Gegenzug dafür das unausgesprochene, vertraglich nie geregelte Versprechen gegeben hatte, jedem den Rücken freizuhalten, egal was für Probleme auftauchten.

Ohne konkrete, schriftlich fixierte

Absprachen wird jeder die Bedingungen einer gemeinsamen Übereinkunft irgendwann so definieren, dass sie den eigenen finanziellen, emotionalen und psychischen Bedürfnissen und Wünschen entsprechen – von denen ein Teil ganz sicher realistisch ist, ein anderer jedoch nicht. Als sich ein Gerichtsstreit mit ein paar bis dato vertrauenswürdigen Angestellten zu einem unschönen »Scheidungsfall« auswuchs, ging mir endlich auf, wie wichtig es war, meine Verpflichtungen und die der Bandmitglieder in einer Weise festzuhalten, die möglichst

wenig Platz für Anfechtungen ließ. Und damit hieß es: Verträge machen (was mir bislang ein Gräuel gewesen war). Für die *Tunnel of Love*-Tour hatte ich zum ersten Mal auf schriftliche Verträge mit der Band bestanden. Nach all der Zeit mag das auf manche wie ein Misstrauensvotum gewirkt haben, doch diese Verträge und all jene, die noch folgen sollten, sicherten unsere *gemeinsame* Zukunft. Sie brachten unstrittige Klarheit in unser bisheriges und zukünftiges Verhältnis ... und Klarheit schafft Stabilität, Langlebigkeit, Respekt, Verständnis und Vertrauen. Endlich

wusste jeder, wo alle anderen standen und was um welchen Preis von einem gefordert war. Sobald sie unterzeichnet waren, erlaubten uns diese Verträge, einfach zu *spielen*.

An dem Tag, da ich die Bandmitglieder anrief und ihnen erklärte, dass ich nach Jahren in ein und derselben Besetzung mit anderen Musikern experimentieren wolle, hat das unter Garantie dem einen oder anderen wehgetan ... besonders Clarence. Aber sie alle reagierten auf die gleiche Weise. Die E Street Band ist noch vom alten Schlag: Wir sind Gentlemen, zwar von der lärmenden,

polternden und manchmal fahrlässigen Sorte, aber durchweg Gentlemen. Und so zeigten sie sich großzügig, höflich und, ja, natürlich auch enttäuscht, aber doch offen für das, was ich ihnen zu erzählen hatte. Sie wollten das Beste für mich, genau wie ich für sie.

Auch wenn es wehtat, benötigten wir in Wahrheit alle eine Pause. Nach sechzehn Jahren war es an der Zeit, uns neu zu definieren. Ich verabschiedete mich, um mir ein Leben aufzubauen und nach neuen kreativen Ansätzen zu forschen. Viele der anderen taten es mir gleich und

sahen sich nach einem zweiten Leben um, nach einem weiteren beruflichen Standbein als Musiker, Produzent, TV-Star oder Schauspieler. Wir blieben Freunde und auch weiter in Kontakt. Als wir uns später von Neuem zusammenfanden, waren wir als Team gereifter, näher bei uns selbst und stärker. Die Zeit, die wir getrennt gewesen waren, hatte unseren gegenseitigen Respekt wachsen lassen und uns die Augen für alles geöffnet, was wir gemeinsam erreicht hatten und noch erreichen konnten.

KAPITEL 56

L. A. BURNING

Der Auslöser für die Unruhen in L.A. 1992 war der Freispruch von vier Beamten des Los Angeles Police Department, die angeklagt worden waren, den Schwarzen Rodney King nach einer halsbrecherischen Verfolgungsjagd gestellt und brutal

misshandelt zu haben. Auf den Freispruch hin wurden Fahrzeuge und Gebäude in Brand gesteckt, Geschäfte geplündert, und wie eine Epidemie breitete sich die Gewalt in ganz Los Angeles aus. Nachdem ein Amateurvideo im Fernsehen ausgestrahlt worden war, das Kings Festnahme und Verletzungen dokumentierte, war das LAPD im Informationszeitalter angekommen – und die Stadt stand in Flammen.

Ich probte gerade mit den neuen Kollegen in einem Studio in East Hollywood, als jemand reinstürmte und rief, draußen gebe es »Ärger«. Er

sei zwei Blocks von unserem Übungsraum entfernt nur knapp einem Übergriff entkommen. Wir schalteten den Fernseher ein, und tatsächlich: Wir befanden uns beängstigend nahe am Zentrum der Unruhen. Schleunigst machten wir Feierabend. Ich stieg in meinen Ford Explorer und fuhr in Richtung Westen. Auf dem Sunset Boulevard stand der Verkehr still – Pendler, durch deren Adern echte Endzeitpanik jagte, versuchten, aus den innerstädtischen und östlichen Bezirken der City zu fliehen. Ich wollte erst nach Benedict Canyon und

dann weiter zur Küste fahren, wo wir ein Ferienhaus gemietet hatten, das weit genug vom Tagesgeschehen entfernt zu liegen schien. Ich hatte in L.A. schon oft Seitenstraßen genommen und mäanderte die kurvigen Straßen parallel zum Mulholland Drive auf die Hills zu. Vor dem Hollywood Bowl hielt ich für einen kurzen Moment an. Jenseits meiner Windschutzscheibe: ein flammendes, qualmendes Panorama wie aus einem schlechten Hollywood-Katastrophenfilm. Von Bränden in ganz L.A. stiegen schwarze Rauchwolken auf und breiteten sich

am azurblauen Himmel aus wie schwarze Tinte, die über blaue Kacheln fließt. Ich fuhr weiter nach Benedict Canyon, wo ich Patti und die Kinder einsammelte.

Anders als bei den Watts-Aufständen von 1965 breitete sich der Flächenbrand diesmal auch über Grenzen der Ghettos hinweg aus. Angst lag in der Luft. Über das Brandungsrauschen im kalifornischen Surferparadies und die gewohnte, teuer erkaufte Ruhe in Trancas, Malibu und Broad Beach hinweg knatterten die Rotoren der Hubschrauber, in denen

Nationalgardisten dicht übers Meer flogen. Auf den Monitoren der Strandterrassen waren die Flammen der Frustration, der Verzweiflung und des Protests zu sehen, die nur wenige, vielleicht gar nicht so gut bewachte Meilen weiter östlich emporzüngelten.

Dreiundfünfzig Menschen kamen ums Leben, Tausende wurden verletzt, Geschäfte wurden zerstört, Existenzen ruiniert.

Das ist Amerika. Die Behandlungsmethoden für viele unserer »Krankheiten« liegen auf der Hand – Kinderbetreuung, Jobs, Bildung, Gesundheitsfürsorge –, aber

es bräuchte eine
gesamtgesellschaftliche Anstrengung
von den Ausmaßen des Marshallplans,
um die zahllosen institutionalisierten
Missstände zu beseitigen, die seit
Generationen durch unsere
Sozialpolitiker aufrechterhalten
werden. Wenn wir Billionen in den
Aufbau Afghanistans und des Irak
stecken, wenn wir mit Milliarden
Steuerdollars die Zeche für die Wall
Street bezahlen, warum ist dann *dafür*
kein Geld übrig? Warum investieren
wir es nicht *jetzt*?

KAPITEL 57

GOING TO THE CHAPEL

Patti und ich hatten in Chelsea viel Zeit miteinander verbracht. In der Nähe ihrer New Yorker Wohnung stand gegenüber vom Empire Diner am Rand einer kleinen Grünanlage eine gemütliche kleine Parkbank. Dort verträdelten wir ganze Frühlingstage,

tranken Bier aus Dosen, die in braunen Papiertüten steckten, und unterhielten uns.

Diese Bank wurde für uns ein besonderer Ort. Als wir eines Tages von einem Mittagessen aus dem Empire kamen, schnappte ich mir einen Zweig von einem Busch gleich vor dem Restaurant, verzwirbelte ihn zu einer Art Ring, und als Patti sich gerade auf der Parkbank niederlassen wollte, sank ich vor ihr auf die Knie. Ich stellte die entscheidende Frage, war überglücklich, als Patti Ja sagte, und damit war der erste Schritt getan.

Als Nächstes musste ich einen richtigen Verlobungsring besorgen.

Dad hat Mom nie rumgezeigt. Vielmehr hat er sie aufgrund seiner Paranoia fast unser ganzes Leben lang bestmöglich versteckt gehalten, und das hinterließ auch bei mir ein paar Spuren. Es war mir immer ziemlich unangenehm, meine Liebe öffentlich zu zeigen. Dass ich jemanden oder etwas brauchte. Manchmal war es mir schon peinlich, mit einer Frau zusammen gesehen zu werden. Mein Vater hatte mir unterschwellig eingetrichtert, dass eine Frau, eine Familie zu haben einer Schwäche

gleichkam, dass so was angreifbar und verletzlich machte. Mit diesem Gefühl zu leben war schrecklich, doch mit Patti wurde das schlagartig anders. Sie zeigte mir, dass die Familie ein Zeichen von Stärke war – dass wir miteinander stark sein konnten und es gemeinsam sogar noch viel besser mit der Welt aufnehmen und das Leben mehr genießen konnten.

In einem war ich mir ganz sicher: Patti und ich würden unser ganzes Leben lang zusammenbleiben, so lange, bis wir den Löffel abgaben. Insofern war es an der Zeit, alle Welt genau das wissen zu lassen. Himmel,

immerhin waren wir bereits seit drei Jahren ein Paar und hatten einen Riesenskandal überlebt! Wir hatten ein Kind miteinander, und das zweite war schon unterwegs. Trotzdem behagte es mir nicht, irgendetwas davon in die Öffentlichkeit zu tragen. Vielleicht lag es daran, dass ich schon so lange im Rampenlicht gestanden hatte. Vielleicht war ich aber auch nur verbohrte und wollte Patti, unsere Familie und unsere Liebe ganz für mich behalten. Mittlerweile misstraute ich diesen Gefühlen und wusste, dass sie nicht gesund waren.

Viele Paare leben auch ohne

Trauschein in glücklichen Beziehungen. Uns hingegen war es wichtig, unsere Gefühle füreinander auch formell zum Ausdruck zu bringen – mit einem öffentlichen Versprechen, dem Segen über die gemeinsame Verbindung und mitsamt der Feierlichkeiten. Wenn man so etwas vor seinen Freunden, der Familie und der ganzen Welt kundtut, ist das wie ein Coming-out: Man erklärt jedermann, dass man von nun an hochoffiziell zu zweit weitermachen will.

Die Hochzeit

Es war der 8. Juni 1991. Der Tag unserer Hochzeit begann mit allerschönstem südkalifornischen Sonnenschein. Den Vormittag über probierten mein Dad und ich, auf welchem meiner Motorräder er am bequemsten saß, während Patti in unserem Schlafzimmer versuchte, sich in ihr Kleid zu zwängen. Sie hatte vergessen, der Schneiderin zu sagen, dass sie im vierten Monat mit der kleinen Jessie schwanger war. Es würden also noch einige Änderungen vorgenommen werden müssen.

Es war ein großer Tag. Ich hatte zugelassen, dass Patti mehr über mich wusste als je ein Mensch zuvor. Das machte mir Angst, weil es einiges an mir gab, was ich selbst nicht prickelnd fand: meine Selbstzentriertheit, meinen Narzissmus und dass ich mich immer wieder aus allem zurückzog. Patti hatte zwar ebenfalls eine Neigung zur Einzelgängerin und wusste schon allein deshalb gut, wie sie mit mir umgehen musste. Aber würde sie mich auch dann noch lieben, wenn sie mich wirklich *kannte*? Sie hatte bewiesen, dass sie stark war und sich selbst dann nicht unterkriegen ließ,

wenn ich mich mal wieder wenig konstruktiv verhielt. Ihr Vertrauen in uns war so groß, dass sie auch mich dazu brachte, an uns zu glauben. Patti hatte mein Leben so sehr verändert wie nie jemand zuvor. Sie machte mich zu einem besseren Menschen, nahm mir viel von meiner Rastlosigkeit und ließ mir gleichzeitig genug Luft zum Atmen. Sie gönnte mir meine sonntäglichen Motorradausflüge durch die Canyons, wenn ich mal wieder rausmusste. Respektierte, wer ich war. Machte sich etwas aus mir – vielleicht sogar mehr, als ich es verdiente.

Die Trauung fand auf unserem Grundstück statt, in einer wunderschönen kleinen Grotte hinter dem Studiogebäude. Durch einen natürlich gewachsenen Eukalyptushain gelangte man in einen granitgepflasterten Hof mit einer hübschen Feuerstelle aus grauem Stein am Ende. Hier, inmitten von Blumengirlanden, gaben wir einander das Jawort. Ungefähr fünfundneunzig Gäste waren gekommen, hauptsächlich Freunde und enge Familienangehörige. Die Band hatte ihre akustischen Instrumente mitgebracht – Soozie die Geige,

Danny sein Akkordeon, dann noch ein paar Gitarren –, und wir spielten ein Stück, dass ich speziell für diesen Tag geschrieben und mit ihnen geprobt hatte. Evan James hatten wir für den Anlass ordentlich herausgeputzt: Er steckte in einem weißen Anzug und sah zum Anbeißen aus, wie er dort neben seinen Grandmas Pat und Adele in der ersten Reihe saß und während der Zeremonie rief: »Dada, Dada!« Meine Kumpels, die Delia-Brüder, waren gekommen, meine engen Freunde Jon und Steve sowie viele der wichtigen Menschen, die für uns arbeiteten.

Die Boulevardpresse hatte immer noch nicht genug von uns, und die Security erwischte einen Reporter, der sich in einem Catering-Lieferwagen hereinschmuggeln wollte. An jenem Tag sorgte das LAPD bei uns zu Hause für die Sicherheit, und sie hatten uns versprochen, während der Feierlichkeiten unsere Privatsphäre mit Helikoptern zu schützen, die eventuelle Eindringlinge aus dem Luftraum über dem Grundstück vertreiben sollten. Das waren die Vorkehrungen, die wir in den Neunzigern für unsere Hochzeit treffen mussten.

Aber was für ein gelungener Tag! Mit der Band, der Familie und all den vertrauten Gesichtern in unserem Haus verbrachten wir einen herrlichen Nachmittag. Ich selbst fühlte mich ein bisschen unsicher. Wenn man bereits eine Ehe versiebt hat, kann einen das schon ein bisschen nervös machen, doch wir erfuhren so viel Ermutigung und Unterstützung vonseiten unserer engsten Freunde, dass Patti und ich uns unserer Liebe sogar noch sicherer wurden.

Am späten Nachmittag zeigte sich, dass das LAPD Wort gehalten hatte: Als wir zu unserer kleinen Prozession

aufbrachen, war am Himmel über uns nichts mehr zu sehen. Während wir über den Hof zur Trauung schritten, spielte Musik. Ein Unitarier, den wir über Freunde kennengelernt hatten, machte aus der Zeremonie ein unvergessliches Erlebnis. Ich hielt eine kurze Rede, und dann gingen die Festlichkeiten mit einem entspannten Abendessen und einer rauschenden Partynacht weiter. Pattis Vater, Joe, der jede Gelegenheit für einen Scherz nutzte, deutete irgendwann hinüber auf den Zaun um unser Anwesen und fragte, wie meine Fluchtpläne aussähen. Ich hätte nicht länger vor zu

flüchten, erklärte ich. Mit seiner Tochter war ich endlich dort angekommen, wo ich immer hatte sein wollen.

In den Flitterwochen

Unsere Flitterwochen verbrachten wir – Fifties Style – in einer Hütte im Yosemite Park, in der Abraham Lincoln hätte geboren sein können. Wir hatten eine Menge Spaß ... und zeitgleich immer wieder merkwürdige Panikattacken, sobald uns bewusst wurde, dass wir jetzt Mann und Frau waren. Irgendwo tief in uns drin

waren wir beide nach wie vor zwei Einzelgänger, die miteinander etwas vollkommen Neues ausprobierten. Wir fuhren ein bisschen durch die Gegend, stiegen in kleineren, abgelegenen Motels ab, wo wir vor unseren Zimmern auf dem Rasen saßen, unsere Lieblingsmusik hörten – ich mit einem Jack Daniel's in der Hand –, Rommé 500 spielten und zusahen, wie auf der anderen Seite des Highways die Sonne über der Wüste unterging.

Weil Evan uns schrecklich fehlte, kehrten wir fünf Tage später wieder nach L.A. zurück – gerade als ein

Himmelsschreiber mit seinem Flugzeug ein riesiges Herz in den strahlend blauen Himmel über unserem Haus malte. Was für ein Timing! Evan saß mit seiner Grandma Pat im Innenhof auf einer Decke im Gras und spielte. Für den Rest des Nachmittags gesellten wir uns zu ihnen. Irgendwann beugte ich mich über Evan hinweg zu Patti und gab ihr einen Kuss. Von nun an würde ich nie mehr allein sein.

Pony Girl

Am 30. Dezember 1991 kam Jessica

Rae Springsteen zur Welt. Sie hatte ein hochrotes Gesicht und kohlrabenschwarzes Haar, und weder ihre gerunzelte Stirn noch die geballten Fäustchen ließen etwas von der schönen jungen Frau und selbstsicheren Sportlerin erahnen, zu der sie heranwachsen sollte.

Sie war von Anfang an ein Dickkopf. Bereits im Hochstuhl schrie und tobte sie, sobald man auch nur den schmalen Sicherheitsgurt in die Hand nahm. Dabei konnte sie noch nicht mal sprechen! Stattdessen saß sie mit einem Gesicht so pink wie Bazooka-Bubblegum da und zog und

zerre mit ihren kleinen, speckigen Fingerchen, kämpfte mit dem Verschluss und beharrte auf ihrem noch jungen, aber unbeugsamen Willen, ES SELBST ZU SCHAFFEN! Und in der Regel schaffte sie es auch. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Patti und ich sitzen in unserem Wohnzimmer in Rumson, das genau unter Jessicas Zimmer liegt. Wir hören einen dumpfen Schlag. Ich laufe nach oben. Die Kleine ist an den hölzernen Stäben ihres Gitterbettchens hochgeklettert und über den Rand gestürzt. Ich lege sie zurück ins Bett

und gehe wieder nach unten. Fünf Minuten später: *Rumms*. Ich laufe hoch und lege sie wieder hin. Wieder fünf Minuten später ... *Rumms*. Ich sehe ihr dabei zu, wie sie zu dem Bett am anderen Ende des Zimmers krabbelt und sich dort raufarbeitet. Damit hat das Gitterbett ausgedient. Das ist so ihre Art.

Jessica ist bereits vier, als Patti und ich uns nach einem Stück Land umsehen und nach Middletown fahren, um eine Farm an der Navesink River Road zu besichtigen. Auf einer kleinen Koppel steht ein Pferd und grast gemütlich vor sich hin.

»Darf ich mir das ansehen?«, fragt Jess. Mit Erlaubnis des Besitzers klettern wir über den Zaun und marschieren durch das wadenhohe Gras. Als wir bei dem Pferd ankommen, schließt Jess die Augen und legt ihm die winzigen Handflächen auf die Flanke, steht da wie in Trance und formuliert im Stillen ... einen Wunsch? Ein Gebet? Dann fragt sie: »Darf ich aufsteigen?«

Der Besitzer nickt ... okay. Ich hebe sie hoch und setze sie auf den bloßen Pferderücken. Sie bleibt ganz ruhig sitzen.

Zwanzig Jahre später, in denen

Wecker um halb sechs geklingelt haben, nach unzähligen Stallbesuchen, Hunderten ausgekratzter Hufe, gestriegelter Mähnen und Felle, nach Tausenden von Meilen, die wir durch den Nordosten der USA und durch Europa gereist sind, ist sie zur exzellenten Pferdekennnerin und international anerkannten Reiterin geworden, die der Schwerkraft trotzt und ein fünfzehnhundert Pfund schweres Tier fünf Fuß in die Höhe springen lässt ... ein Naturtalent! Sie kann sich nicht daran erinnern, je *nicht* geritten zu sein.

Eines Morgens, als Jess fünf Jahre alt ist, fahren wir sie zum Meadowlands, wo die E Street Band schon viele triumphale Shows hingelegt hat. Dort findet ein Reitturnier statt – ihr erstes.

»Jess«, sage ich zu ihr, »wenn wir da sind und du das nicht willst ...«

Wir kommen an, sie schlüpft in ihre Reitkleidung, und dann schreitet diese winzige, erhabene Gestalt die Betonrampe runter in die Eingeweide der Arena, wo wir über die Jahre in vielen glorreichen Nächten Tonnen von Rock'n'Roll-Ausrüstung ausgeladen haben. Im Sattelgang hebt man sie auf ihr Pony. Die Arena ist hell erleuchtet. Der Boden, auf dem sonst kreischende Fans stehen, ist von einem

Ende zum anderen von einer zwanzig Zentimeter hohen Erdschicht bedeckt. Dad beugt sich zu ihr rüber. »Jetzt, Jess ...« Doch sie nimmt mich nicht einmal mehr wahr. Zum ersten Mal bemerke ich an ihr das Pokerface, das sie auch heute noch aufsetzt. Patti und ich sitzen kaum auf der Tribüne, als der Name Springsteen, Jessica Springsteen, durch unsere riesige heimische Arena hallt. Arm in Arm sitzen wir da – und sind sprachlos. An diesem Tag tritt Jess bei ihrem allerersten Reiterwettbewerb an, in der Führzügelklasse. Sie gewinnt eine grüne Schleife und wird Sechste.

Auf der Heimfahrt ist es still. Sie trägt immer noch ihre Reitklamotten und summt

leise vor sich hin. Wir sagen ihr, wie toll sie sich geschlagen habe und wie stolz wir auf sie seien. Sie reagiert mit keinem Wort. Irgendwann hört das leise Summen auf dem Rücksitz auf, und wir hören zwei Fragen: »Wie hieß das Mädchen, das gewonnen hat?«, und: »Was hat sie getan, um zu gewinnen?«

Neue Band, neues Glück

Sechs Monate zuvor hatte ich bei Auditions in L.A. eine fantastische Tourband aus lauter ausgezeichneten Musikern zusammengestellt, die alle unterschiedliche Backgrounds hatten. Die Proben hatten einen Riesenspaß

gemacht, ich hatte mit den Besten spielen dürfen, die die Stadt zu bieten hatte: Umwerfende Schlagzeuger, Bassisten und Sänger hatten sich die Klinke in die Hand gegeben. Im Verlauf dieser langen Nachmittage lernte ich eine ganze Menge darüber, was ein einzelner Musiker leisten kann und was nicht. Was Drummer anging, entdeckte ich eine faszinierende Gesetzmäßigkeit: Unter ihnen gab es solche, die unvorstellbar gut grooven und den Takt halten konnten, aber wenn man sie bat, zu rocken wie Keith Moon (oder Max Weinberg), bekamen sie es irgendwie nicht hin. Andere

wiederum konnten rocken und es richtig krachen lassen, hatten dafür aber leichte Rhythmusschwierigkeiten. Ich war erstaunt darüber, dass kaum einer dieser absoluten Topleute in beiden Bereichen gleich gut war. Andererseits waren auf modernen Alben nur noch selten Drumfills zu hören. Stattdessen ging der Trend bei Aufnahmen zu Click Tracks (elektronischen Metronomen), sodass die meisten von ihnen wohl kaum je dazu aufgefordert wurden, ihr Schlagzeug ohne Takthilfe wie ein Al Jackson zu spielen und gleichzeitig zum Finale ein perfektes Hal-Blaine-

artiges Trommelgewitter rauszuhauen. Dann tauchte plötzlich Zack Alford auf, ein junger Typ, der sowohl mit Hardrock als auch mit Funk Erfahrung gemacht hatte. Der absolute Volltreffer.

Der Rest der Band bestand aus Shane Fontayne an der Gitarre, Tommy Sims am Bass und Crystal Taliefero, die neben der Gitarre auch die Percussions beherrschte und singen konnte. Die Backing Vocals bildeten Bobby King, Carol Dennis, Cleopatra Kennedy, Gia Ciambotti und Angel Rogers – einer wie der andere

superumgängliche Menschen,
exzellente Musiker und tolle Sänger.

Wir starteten am 15. Juni 1992. Mit dieser Mannschaft aufzutreten und von ihrer musikalischen Erfahrung zu profitieren genoss ich sehr. Im Bus ließen wir immer ein tragbares Stereogerät rumgehen und legten abwechselnd unsere Lieblingsmusik auf. Tommy Sims stand total auf die Ohio Players, Parliament Funkadelic und den Funk der Seventies. Er kannte sich außerdem bestens im raffinierten Philly Soul aus, wie ihn die Chi-Lites, die Delfonics oder Harold Melvin and the Blue Notes

verkörperten, die rechtmäßigen Erben der Motown-Hitfabrik. Dank Tommy lernte ich diese Musik noch mal ganz neu zu schätzen.

Cleopatra Kennedy und Carol Dennis sorgten für den klassischen Gospel. Der bibelfeste Bobby King stand auf ehrliche, direkte Soulmusik. Außerdem trieb ich mich mit diesem stämmigen Gewichtheber gern in diversen Muckibuden rum. Er war einer der witzigsten Typen, die ich je kennengelernt habe: Er konnte die lustigsten Anekdoten zum Besten geben, und seine Lebensphilosophie zeugte von einem enormen

Erfahrungsschatz. Wir wurden gute Freunde und telefonieren auch heute noch regelmäßig miteinander. Immer wieder habe ich versucht, ihn zu überreden, dass er noch mal mit mir auf Tour mitkommt und singt. Leider hat er nach der *Human Touch*-Tour die weltliche Musik an den Nagel gehängt und sich ganz seinem Herrn, der Straßenmission und seiner Familie verschrieben. Er arbeitet im Baugewerbe und lebt noch immer tief im Süden, in Louisiana, und besucht Gefängnisse, wo er all denen, die ihm zuhören wollen, den Gospel und das

Wort Gottes näherbringt. Gott segne dich, Bobby.

Wir hatten großartige Auftritte, ich befand mich in netter Gesellschaft und hatte eine gute Zeit. Für den Moment fühlte ich mich frei von der Bürde, die ich mir mit meinen guten Freunden aus der E Street aufgeladen hatte. Dann lief ich eines Tages bei einem Konzert in Deutschland vor sechzigtausend Fans bis raus ans äußerste Ende des Bühnenlaufstegs. Die Musik meiner neuen Band wurde von mehreren Tonnen Sound-Equipment in die spätnachmittägliche Luft getragen, und die Sonne tauchte

die riesige Menschenmenge vor uns in goldenes Licht. Hoch oben auf einem grünen Hügel am Rand des Amphitheaters stand ein einsamer Typ, der ein Schild in die Höhe reckte, auf dem schlicht »E Street« stand. Ein durch und durch loyaler Fan. Ich winkte ihm zu und lächelte. Es würden auch wieder andere Zeiten und andere Auftritte kommen.

KAPITEL 58

EARTHQUAKE SAM

Wir hatten uns das Leben in Los Angeles halbwegs angenehm eingerichtet, als am 5. Januar 1994 Sam Ryan Springsteen zur Welt kam. Einen endlosen Moment lang sah ich zu, wie er in die Hände des Arztes rutschte. Dabei zog er die

Nabelschnur, die sich um seinen Hals gewickelt hatte, wie eine Sicherheitsleine hinter sich her.

Schon bei seiner Geburt erwies sich Sam vom Scheitel bis zur Sohle als Ire – die unbewegte Miene, der Kussmund rund wie der Mond ... Später, als er größer wurde, sah er mit seinen zurückgegelten Haaren wie ein Dubliner Gassenjunge aus einer von James Joyce' Geschichten aus.

Zwölf Tage nachdem Sam mit 3600 Gramm Geburtsgewicht im Leben eingestempelt hatte, wurde Südkalifornien vom Northridge-Beben erschüttert, das eine Stärke von

6,7 auf der Richterskala erreichte. Northridge lag gleich hinter dem Hügel, auf dem unser Haus stand.

Um 4.31 Uhr wachte ich von einem Geräusch auf, das sich anhörte, als würden unsere beiden Hunde unter dem Bett einen Kampf auf Leben und Tod ausfechten. Schon zuvor hatten sie uns mitten in der Nacht mit ihrem »Frühwarnheulen« aufgeschreckt, und jetzt bebte die Matratze, als rammelten darunter zwei Pitbulls mit einem Stachelschwein. Ich beugte mich über die Bettkante, spähte nach unten und sah ... nichts als nackten Fußboden. Doch nur Sekunden später

hörten wir ein Donnern wie das eines Güterzugs, und unser Zimmer wurde von dem stärksten Beben erschüttert, das ich je erlebt hatte.

Ich hatte schon mehrere Erdbeben mitbekommen: in einem Hochhaushotel in Japan, im Studio in L.A. und in meinem Haus in den Hollywood Hills, am frühen Morgen nach den Dreharbeiten zu Roy Orbisons *A Black and White Night*. Damals hatte das Haus bei Sonnenaufgang begonnen zu wackeln, und das Erste, was ich sah, war Matt Delia, der vollkommen verstört am Fußende meines Betts auftauchte –

nackt bis auf zwei Kissen, mit denen er Gemächt sowie Gesäß verdeckte. Er war schon drauf und dran, auf die Straße zu rennen, als sich das Beben legte. Der Anblick von Matts ausgemergeltem Körper hätte meinen Nachbarn in L.A. ein mittelschweres Trauma zugefügt. Doch all diese Erfahrungen waren nichts im Vergleich zum Northridge-Beben. Es schien unendlich lange zu dauern – zumindest so lange, dass ich zum Zimmer meiner Kinder laufen konnte, wo ich Evan in der Mitte des Raums stehen sah: Er hielt die Arme seitlich ausgestreckt, als wäre der Fußboden

eine Welle, auf der er surfte. Dabei sah er kein bisschen ängstlich aus – eher verwundert. Ich riss ihn hoch, und dann griff ich mir Jess, die hellwach und weinend in ihrem Gitterbettchen stand. Patti hatte sich in der Zwischenzeit Sam geschnappt, der es tatsächlich geschafft hatte, die ganze Angelegenheit zu verschlafen. Dann machten wir alles falsch, was wir falsch machen konnten: Noch während die Erde weiterbebte, eilten wir die wankende Treppe runter und aus dem Haus raus in den Garten. Dort campierten wir fast den gesamten Vormittag und gerieten immer wieder

in Panik, wenn – ungefähr alle zwanzig Minuten – Nachbeben den Boden erschütterten. Während der folgenden Tage gab es noch Hunderte solcher Beben, die mal stärker, mal schwächer ausfielen. In dieser Zeit brachten wir Sam in der Küche unter, in einem Korb, den wir unter einem soliden Eichencouchtisch gleich neben der Gartentür platzierten.

Freunde kamen vorbei, von denen einige sichtlich unter Schock standen. Diejenigen, die noch näher am Strand wohnten, erzählten wahre Horrorgeschichten vom Sandboden, der unter ihren Häusern wie

Wackelpudding gebebt hatte. Dabei hätten sich schwere Möbel in tödliche Geschosse verwandelt und seien kreuz und quer durch die Räume gepoltert. Bei uns war genau in der Mitte des Hauses der Schornstein durchs Dach gekracht und hatte Schäden verursacht, die erst Monate später wieder behoben waren. Die Nachbeben nahmen kein Ende. Anfangs hatten wir nicht mal mehr Fernsehempfang, und Informationen sickerten nur spärlich zu uns durch, sodass wir Freunde an der Ostküste anrufen mussten, wenn wir erfahren wollten, was in unserer Nachbarschaft

gerade vor sich ging. Patti war keine zwei Wochen zuvor aus dem Krankenhaus entlassen worden und musste sich um ein Neugeborenes und zwei Wickelkinder kümmern. Nach drei Tagen sah sie mich ernst an. »Bring uns hier raus.«

»Komm, Honey, das stehen wir durch«, erwiderte ich.

»Steh du es meinetwegen durch, wenn du willst. Ich hab drei Kinder, an die ich denken muss.«

Die Anspannung war in der ganzen Stadt spürbar. Gerüchte machten die Runde, dass das Northridge-Beben nur der Auftakt zu etwas Größerem

gewesen sein könnte ... was ich mir nicht mal auszumalen wagte! Ich wollte nicht, dass meine junge Familie zu den ersten Einwohnern von Atlantis gehörte. Also zog ich die Reißleine, rief Tommy Mottola an, den damaligen Präsidenten von Sony Records, und schon drei Stunden später hob ein Sony-Firmenjet vom Flughafen in Burbank ab: mit einem wertvollen Rockstar samt Anhang an Bord. Patti und ich – vom Schicksal begünstigte und verantwortungsbewusste Eltern – befanden uns auf dem Weg zurück in den Garden State. Adiós, Estado

Dorado. In New Jersey erwarteten uns zwar die Mafia, Straßengangs, irrwitzige Vermögenssteuersätze, stinkende Industriegebiete und haufenweise verrückte, verschlagene Politiker, dafür war der Boden dort bei allem Wahnsinn doch halbwegs stabil, was viele andere Schwächen aufwog. Und so flogen wir mit dem frisch getauften »Earthquake Sam«, der wie Säugling Moses in seinem Körbchen auf dem Jetstream-Nil dahinritt, zurück in jenes Land, in dem seine Blutsverwandten lebten und wo es ihm gut gehen würde.

Ich hatte wie gesagt schon einige

Erdbeben ohne erkennbare
Nachwirkungen überstanden, aber als
wir uns wieder in der Sicherheit
unseres Heims in Rumson befanden,
spürte ich allmählich, dass diese
neuerliche Erfahrung Spuren bei mir
hinterlassen hatte. Wenn Patti nachts
in unserem Bett auch nur das Bein
bewegte oder die Heizung im Keller
mit einem tiefen Grollen ansprang, das
durch die Wände unseres Hauses
vibrierte, schoss mein Puls in die
Höhe, und ich war mit einem Schlag
hellwach. Adrenalin schoss durch
meine Adern. Mein Kampf-oder-
Flucht-Reflex brauchte nur den

winzigsten Auslöser. Irgendwann dämmerte mir, dass ich unter einer leichten posttraumatischen Belastungsstörung litt. Es sollte beinahe sechs Monate dauern, bis ich mich wieder vollständig beruhigte.

Sam entwickelte sich zu einem kleinen Raufbold mit wildem Boxerblick. Angesichts systematischer Folterungen durch seinen älteren Bruder konnte er so stark unter Stress geraten, dass er seinem furchterregenden Geschwisterkind einen Schwinger in den Solarplexus versetzte, woraufhin Evan, ein wirklich gewiefter Sadist,

formvollendet den entrüsteten Gentleman gab. Anstatt seinem körperlich klar unterlegenen kleinen Bruder eins auf die Rübe zu geben, beklagte er sich bei mir mit dramatischer Miene: »Dad, Sam schlägt mich!« Alles Weitere überließ er meiner Wenigkeit. Emotional konnte er zwar ganz schön grob werden, aber sich physisch zur Wehr zu setzen wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

Sam ist eine gute, kluge Seele, und schon als Kleinkind hat er mir eine wichtige Lektion erteilt. Sam war das einzige meiner Kinder, das ich nicht

von Anfang an dazu bringen konnte, mich und meine Wünsche anzuerkennen. Er weigerte sich schlicht, seinem Dad »Respekt zu erweisen«. Das versetzte den reaktionären Teil in mir regelrecht in Aufruhr. Kinder sollten ihre Eltern doch wohl respektieren! Doch das schien er bewusst zu verweigern. Er ignorierte mich, gehorchte mir nicht und behandelte mich im Allgemeinen wie einen herrschsüchtigen Fremden, der auf seine kleine heranreifende Seele nur sehr geringen Einfluss hatte. Irgendwann schritt Patti ein und spielte Vermittlerin. Ich wurde Sam

nicht gerecht, und genau das wollte er mir wohl vermitteln. Er brachte mir bei, was ich tun musste, um sein Dad zu sein. Kindern erweist man seinen Respekt durch Liebe und indem man sich selbst für die kleinsten Kleinigkeiten in ihrem Leben interessiert. So fühlen sie sich geehrt. Ich ehrte meinen Sohn nicht, also ehrte er mich nicht. Das bereitete mir Kopfzerbrechen.

Ich hatte mir vor Urzeiten geschworen, dass ich nie den Draht zu meinen Kindern verlieren wollte, so wie mein Vater ihn zu mir verloren hatte. Das wäre für mich einem

kompletten persönlichen Versagen
gleichgekommen, für das ich keine
Entschuldigung hätte vorbringen und
das ich mir nie hätte verzeihen
können. Wir hatten erst spät Kinder
bekommen – ich mit vierzig, Patti mit
sechsunddreißig –, und das war eine
kluge Entscheidung gewesen.
Immerhin kannte ich mich gut genug
und wusste, dass ich zu einem
früheren Zeitpunkt in meinem Leben
weder reif noch hinreichend gefestigt
gewesen wäre, um ein guter Vater zu
sein. Sobald sie auf der Welt waren,
wussten Patti und ich, dass unsere
Kinder für uns immer an erster Stelle

stehen würden. Die Tourneen würden um Schultermine, Ereignisse im Leben der Kinder und ihre Geburtstage herum geplant werden, und dank Pattis Beharrlichkeit, Planungsvermögen und Engagement bekamen wir das auch hin.

Ich gab mir alle Mühe, als Vater anwesend zu sein, aber in meiner Branche ist das nicht immer möglich. Patti sprang oft für mich ein, rückte mir aber auch den Kopf zurecht, wenn ich es schleifen ließ. Jahrelang hatte ich den typischen Musikeralltag gelebt und war erst gegen Mitternacht zur Höchstform aufgelaufen. Vor vier

Uhr nachts ging ich selten ins Bett und stand dann erst wieder mittags oder noch später auf. Anfangs, als die Kinder noch nachts wach wurden, fiel es mir entsprechend leicht, meinen Teil beizutragen. Nach dem Morgengrauen übernahm dann wieder Patti. Als sie älter wurden, erübrigten sich die Nachtschichten, und das Gros der Aufgaben verschob sich ziemlich unfair in Pattis Morgenstunden.

Irgendwann sprach sie mich darauf an. Es war gegen Mittag, und ich lag immer noch im Bett.

»Du wirst alles verpassen.«

»Was verpassen?«

»Die Kinder, am Morgen – das ist die beste Zeit, weil sie dich da am meisten brauchen. Sie sind morgens anders als tagsüber, und wenn du nicht aufstehst, um das zu erleben ... na ja ... dann wirst du's eben verpassen.«

Tags darauf wälzte ich mich um sieben ächzend aus dem Bett und stolperte mit verkniffenem Gesicht nach unten. »Was soll ich machen?«

Sie sah mich an. »Mach du die Pfannkuchen.«

Pfannkuchen machen? Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie was

anderes als Musik gemacht! »Ich ...
Ich ... Ich weiß nicht, wie das geht.«

»Dann musst du's eben lernen.«

Abends erkundigte ich mich bei dem freundlichen Mann, der damals für uns kochte, nach seinem Pfannkuchenrezept und klebte es an unseren Kühlschrank. Nach ein paar anfänglichen Zementteig-Fehlschlägen hatte ich irgendwann den Dreh raus und baute meinen Speiseplan sogar zusehends aus. Inzwischen darf ich stolz behaupten, dass ich – wenn es mit der Musik mal bergab gehen sollte – zwischen fünf und elf Uhr morgens in jedem Diner Amerikas

meinen Mann stehen könnte. Kinder zu ernähren ist ein intimer Akt, und ich fühlte mich belohnt vom Klappern der Gabeln auf den Frühstückstellern, dem Brot, das aus dem Toaster sprang, und ihrem stummen Einverständnis mit unserem morgendlichen Ritual. Wenn ich nicht aufgestanden wäre, hätte ich das nie erlebt.

Merke: Wenn man auf Tour geht, ist man der König. Wenn man zu Hause ist, ist man es *nicht*. Man muss sein Verhalten entsprechend anpassen, damit die eigene »Königlichkeit« nicht alles zerstört. Je länger ich fort war,

umso mehr benahm ich mich bei meiner Rückkehr wie ein Vagabund, und umso schwerer fiel es mir, meinen Platz in der Familie wieder einzunehmen. Es liegt in meiner Natur, meine wahren Gefühle zu verhehlen (mit anderen Worten: es zu verkackern), um dann Rosen anzuschleppen, Küsschen zu verteilen und mich regelrecht zu überschlagen in dem verzweifelten Versuch, mich charmant wieder aus der Grube rauszumogeln, die ich mir selbst geschaufelt habe.

Mit Kindern sollte man das nicht tun. (Im Übrigen auch nicht mit seiner

Ehefrau.) Patti gab mir irgendwann den Rat, »mit Sam konsequent jeden Tag eine bestimmte Sache durchzuziehen«. Ich kannte seine Angewohnheit, mitten in der Nacht aufzuwachen und zu uns ans Bett zu kommen, weil er sein Fläschchen wollte. Also unternahm ich diese nächtlichen Streifzüge mit ihm gemeinsam. Wir gingen runter in die Küche, holten die Milch aus dem Kühlschrank und gingen dann zurück in *sein* Zimmer, wo ich ihm eine Geschichte erzählte und er beruhigt wieder einschlief.

Das Ganze dauerte immer etwa

fünfundvierzig Minuten, doch schon nach kurzer Zeit stellte er sich darauf ein und kam spätnachts direkt zu mir, weil er offenbar gelernt hatte, dass er sich auf mich verlassen konnte. Er hatte einzig und allein gewollt, dass ich mich auf ihn einließ. Zum Glück für ihre Eltern können Kinder sich von bestimmten schlechten Erfahrungen ganz gut erholen und großherzig verzeihen. Meine Frau hat mir in dieser Hinsicht den Weg gewiesen, und mein Sohn hat mir gezeigt, wie's geht.

Mein Verhältnis zu unserem ältesten Sohn war auf andere Weise

kompliziert. Im Lauf der Jahre hatte ich meiner Familie oft unterschwellig signalisiert, dass ich nicht verfügbar war und es mir insgeheim widerstrebte, wenn andere meine Zeit in Anspruch nahmen. Schon als Kleinkind hatte Evan diese Signale sensibel aufgefangen. Er hatte gelernt, mich »von meinen Pflichten zu entbinden«, indem er Sätze sagte wie: »Danke, Dad, aber ich bin gerade beschäftigt. Später, vielleicht morgen.« Wie oft hatte ich erleichtert aufgeatmet und mich in meine Festung der Einsamkeit zurückgezogen, wo ich mich eine

ganze Weile sicher und zu Hause fühlte, bis ich wie ein Bär, der nach Fleisch und Blut giert, aus dem Winterschlaf erwachte und durchs Haus strich, um einen Schluck aus der Quelle menschlicher Liebe und Geselligkeit zu trinken. Dabei hatte ich immer das Gefühl, dass ich das alles auch sofort wieder zum Versiegen bringen musste – wie bei einem Wasserhahn, den man zudreht. Patti durchschaute mich und stellte mich zur Rede. Lange Zeit hatte ich gedacht, das Schlimmste, was jemand aus meiner Familie tun könnte, wäre, mich zu unterbrechen, während ich an

einem neuen Song arbeitete. Ich hielt die Musik für etwas Flüchtliges, das mir verloren gehen könnte, wenn ich es nicht mit beiden Händen festhielt. Patti machte mir klar, dass die Bedürfnisse unserer Kinder an erster Stelle standen, und brachte mir bei, sofort alles für sie stehen und liegen zu lassen. Die Musik und meine Songs würden mir für immer erhalten bleiben. Aber meine Kinder wären irgendwann weg.

Auch wenn ich sicher nie als »Vater des Jahres« infrage käme, habe ich hart daran gearbeitet, mit den Menschen ins Reine zu kommen, die

auf meine Nähe angewiesen waren und darauf, dass ich gut für sie sorgte und sie an die Hand nahm. Bei alldem sorgte Patti dafür, dass ich eine gute, belastbare Beziehung zu unseren Kindern aufbaute – möglichst ohne die Wirren, die ich selbst als Kind erlebt hatte.

Cool Rockin' Daddy

Ich hatte immer Angst, meine Kinder könnten an Musik keinen Geschmack finden. Wo sie doch unser Familiengeschäft war! Umso mehr freute ich mich, als ich eines Tages den

Kopf in Evans Zimmer steckte und ihn ganz hingerissen vor dem Computer sitzen sah. Er hörte sich gerade ziemlich fiese Punkmusik von einer Band namens Against Me! an. Evan winkte mich zu sich und spielte mir ein paar Nummern vor. Der Sound war hart und emotional. Against Me! würden demnächst im Starland Ballroom auftreten, erzählte er, einem Club in der Gegend. Ob ich Lust hätte, mit ihm hinzugehen? Und ob! Also ging es am Konzertabend über die Route 9 zum Starland nach Sayreville. Wir waren unterwegs, um seine Helden zu sehen.

Als wir den Laden betraten, war die Tanzfläche vor der Bühne schon vollgepackt mit Teenagern. Gemeinsam mit einem Freund stürzte sich Evan ins Gedränge. Ich selbst steuerte die Bar an der Seite an, wo bereits ein paar versprengte Eltern standen.

Die Show begann mit zwei richtigen guten Vorbands: mit Fake Problems und den Riverboat Gamblers. In der Umbaupause stand plötzlich ein junger Mann mit einem gelben Iron neben mir. »Der Bassist von Against Me!, Andrew Seward, ist ein Riesenfan von Ihnen.«

»Echt?«, fragte ich und wurde gleich darauf einem kräftig gebauten jungen Mann mit Bart und rotbraunen Haaren vorgestellt. Er begrüßte mich überschwänglich und lud uns ein, nach der Show in den Backstagebereich zu kommen, wo wir die Band kennenlernen sollten. Homerun!

Dann betraten Against Me! die Bühne und legten einen Bombenauftritt hin. Das Publikum war eine einzige schwitzende Masse wild um sich schlagender Körper. Jedes Wort, das sie sangen, wurde von der Menge lauthals zurückgeschrien. Eine Stunde lang ging die Post ab,

dann kehrten Evan und sein Kumpel tropfnass und fix und fertig von der Tanzfläche zurück. Ob sie die Band kennenlernen wollten?

»Logisch!«

Nachdem wir die rückwärtige Treppe hochgestiegen waren, gelangten wir in die enge Clubgarderobe. Orte wie diesen kannte ich noch gut aus meiner eigenen Anfangszeit. Wir machten uns mit den vier jungen Musikern bekannt, die sich bei dem Konzert total verausgabt hatten. Wir unterhielten uns ein bisschen, schossen Fotos, und gerade als wir uns wieder

auf den Heimweg machen wollten, stellte sich der Bassist vor meinen Sohn hin, krepelte den Ärmel hoch und zeigte Evan die aufgetätowierte Strophe aus »Badlands« auf seinem Unterarm. »Guck mal, das ist dein Dad!« Reglos starrte Evan auf die Zeilen hinab. Als unsere Kinder noch kleiner waren, hatten wir daheim nie großes Aufheben um unsere Musik gemacht. Wir besaßen zwar ein paar Gitarren und ein Klavier, bewahrten zu Hause aber keine Andenken auf wie Goldene Schallplatten oder Grammys. Meine Kinder hätten »Badlands« nicht mal von einem Loch in der Wand

unterscheiden können. Immer wenn mich Leute auf der Straße um Autogramme baten, erklärte ich ihnen, dass ich in meinem Job so eine Art Barney (damals ein berühmter lila Dinosaurier) für Erwachsene wäre.

Dann krempelte der Bassist auch noch den anderen Ärmel hoch und zeigte uns ein zweites Tattoo, das von seiner Schulter bis zum Ellbogen reichte – und mich darstellte. Einen Moment lang genoss ich stumm das Gefühl, jemand anderen derart beeindruckt zu haben ... und war stolz. Weil ich gerade der coolste Dad im ganzen Raum war.

Kurzerhand versprach ich ihnen allen E-Street-Konzertkarten auf Lebenszeit. Später auf der Heimfahrt sagte Evan: »Dad, der hatte dich auf seinen Arm tätowiert.«

»Ja. Wie findest du das?«

»Komisch.«

Nach ein paar Tagen steckte ich den Kopf durch seine Zimmertür, um noch ein bisschen nachzuhaken. »Hattest du Spaß neulich Abend?«

Ohne sich vom Computer wegzudrehen oder mich auch nur eines Blickes zu würdigen, sagte er: »Das war der beste Abend meines Lebens.«

Mein Sohn Sam entdeckte eher den Classic Rock für sich: Dylan, Bob Marley und Creedence Clearwater, die er aus seinem »Battlefield Vietnam«-Videospiel kannte. Eines Abends kam er in unser Schlafzimmer. Im Fernsehen lief gerade Dylans Newport-Konzert. »Wer ist der Typ?« Da er wirklich interessiert zu sein schien, kaufte ich ihm ein paar von Dylans frühen Folkalben. Sam ging damals noch auf die Middle School und war vielleicht zehn oder elf, als ich sein Zimmer betrat und er sich »Chimes of Freedom« aus *Another Side of Bob Dylan* auf seinem

Plattenspieler anhörte, der sich in der schummrigen Zimmerecke drehte. Wie er so auf dem Bett lag, erinnerte er mich an die vielen Nächte, die ich selbst im Dunkeln dagelegen und mir Spector, Orbison und Dylan angehört hatte. Ich setzte mich auf die Bettkante und fragte ihn, was er vom jungen Bob halte. Und aus der Dunkelheit kam seine Stimme, in der immer noch so viel Kindlichkeit lag ...

»Der Wahnsinn!«

Jessie ist bei uns die Gralshüterin für Top-40-Musik. Sie hört dröhnend lauten Hip-Hop und Pop, nimmt mich mit zu Taylor-Swift- und Justin-

Timberlake-Konzerten und singt im Auto mit ihren Freundinnen aus voller Kehle mit. Sie hält mich auf dem Laufenden, was im Radio *jetzt gerade* angesagt ist. Zur Weihnachtszeit war ich früher mit ihr oft beim Z100 Jingle Ball und hab dort Shakira, Rihanna, Fall Out Boy, Paramore und viele andere Chartkünstler gesehen. Mit mir selbst und mit der Welt im Reinen saß ich im Madison Square Garden, umgeben von kreischenden Teenagern und engagierten Eltern. Einmal saß auf dem Platz neben mir eine reizende Dame, die zu Jess rüberzeigte und fragte: »Ist das Ihre

Tochter?« Ich nickte, und sie deutete zur Bühne, wo gerade Lady Gaga an der Schwelle zum Durchbruch in einem weißen Tutu ihren ersten Hit sang. »Das ist meine.«

Als meine Kinder unsere ersten Konzerte besuchten, waren sie noch ziemlich klein. Nach dem ersten Schock schliefen sie normalerweise alsbald ein oder widmeten sich ihren Videospielen. Sollten Mom und Pop ruhig ihrer Arbeit nachgehen und anschließend einfach wieder heimkommen. Als Vater oder Mutter bist du letzten Endes *ihr* Publikum. Sie sollten nicht dein Publikum sein. Ich

hab mir oft gedacht, kleinen Kindern macht es nicht viel aus, wenn fünfzigtausend Menschen ihre Eltern ausbuhen. Aber welches Kind möchte schon miterleben, wie fünfzigtausend Menschen seinen Eltern zujubeln? Kein einziges.

Als sie älter wurden, lag das Ganze irgendwann ein wenig anders, und unsere Arbeit wurde bei uns daheim ein Thema. Ich mag es, die Meinung meiner Kinder zu meinen Alben zu hören und zu sehen, wie ihnen unsere Konzerte Spaß machen. Aber ich bin auch froh, dass sie im heiligen Fluss des Rock und Pop von ihren eigenen

Helden getauft wurden, auf ihre eigene Art, zu ihrer eigenen Zeit.

KAPITEL 59

»STREETS OF PHILADELPHIA«

1994 rief Jonathan Demme an und wollte wissen, ob ich mir vorstellen könnte, einen Song für einen Film namens *Philadelphia* zu schreiben, bei dem er Regie führte. Der Film sollte

von einem Schwulen handeln, der gegen seine Aids-Erkrankung und um seinen Arbeitsplatz bei einer angesehenen Rechtsanwaltskanzlei in Philadelphia kämpft. Ich zog mich für ein paar Nachmittage in mein Homestudio in Rumson zurück und kramte einen unfertigen Songtext hervor, den ich mal über den Tod eines engen Freundes geschrieben hatte. Jonathan wollte einen Rocksong, mit dem der Film beginnen sollte. Ein, zwei Tage lang versuchte ich, seinem Wunsch nachzukommen, doch der Text, der vor mir lag, schien sich gegen Rockmusik zu sperren. Ich

spielte ein bisschen mit dem Synthesizer rum und legte einen einfachen Hip-Hop-Beat darunter. Doch erst als ich den Rhythmus verlangsamte und zu ein paar einfachen Mollakkorden laufen ließ, fühlte sich der Text urplötzlich richtig an – und ich fand zu der Stimme, nach der ich gesucht hatte.

Ein paar Stunden später schickte ich Jonathan die fertige Aufnahme. Eigentlich glaubte ich nicht, dass es das war, was er hatte haben wollen. Doch nur wenige Tage später rief er mich wieder an: Er liebe den Song und

wolle ihn zu Beginn des Films über Bilder von Philadelphia legen.

Dank des Films wurde »Streets of Philadelphia« ein Top-10-Hit, auch weil er sich mit einem Thema beschäftigt, mit dem damals das ganze Land zu kämpfen hatte. Wie gehen wir mit unseren Söhnen und Töchtern um, die sich mit HIV infiziert haben? Jonathans Film kam genau zur richtigen Zeit und lieferte einen enorm wichtigen Beitrag zur Debatte. Es ist ein gutes Gefühl, dass ich dazu einen kleinen Teil beisteuern konnte. Oh ... und ich hab dafür den Oscar bekommen. Als ich von L.A. gen

Norden fliegen wollte, um ihn meiner Familie zu zeigen, musste ich ihn am Flughafen erst aus der Tasche fischen, weil die Röntgenmaschine angeschlagen hatte. Bei meiner Ankunft in San Mateo marschierte ich direkt in die Küche, wo mein Vater wie ein Buddha der Arbeiterklasse saß und rauchte, und ließ die Statue vor ihm auf den Tisch plumpsen. Er betrachtete erst sie, dann mich und sagte schließlich: »Ich werde nie wieder jemandem raten, was er tun soll.«

Nach »Streets of Philadelphia« verbrachte ich den Rest des Jahres

größtenteils in Los Angeles, wo ich versuchte, ein ganzes Album im Stil dieses einen Songs zusammenzustellen. Es handelte von Männern und Frauen und war verhältnismäßig düster. Allerdings hatte ich zuletzt drei solcher Alben rausgebracht, die überdies im Ton wenig unterschiedlich gewesen waren. Die letzten beiden waren zwar nicht gefloppt, aber auch nicht gerade euphorisch aufgenommen worden. Ich spürte, dass sich die Verbindung zwischen mir und meinem Publikum gelockert hatte.

Als Roy und ich eines Abends eine

kleine Spitztour machten, mutmaßte er, ein paar der Fans könnten mit den Songtexten womöglich nicht viel anfangen. Man kann immer wieder etwas Überraschendes auf die Beine stellen und damit Erfolg haben – *Tunnel of Love* und *Nebraska* sind dafür die besten Beispiele. Aber dann muss es gut gemacht und konsequent umgesetzt sein. Meine Brötchen verdiente ich damit, dass ich im weitesten Sinne über das Leben von Menschen schrieb, insbesondere von Menschen aus der Arbeiterschicht. Und obwohl ich Roy damals sagte, dass er keine Ahnung hätte, wovon er

sprach, glaube ich insgeheim, dass er nicht unrecht hatte.

Beim Schreiben geht es mir zwar nicht unbedingt darum, die Wünsche meines Publikums zu erfüllen, aber wir sind doch in eine Art lebenslangen Dialog getreten, bei dem ich mir anhöre, was meine Fans zu sagen haben. Man muss zwar mutig sein und schreiben, was einen im Herzen bewegt, aber niemand verfügt über einen unfehlbaren kreativen Instinkt. Es ist immer gut, wenn man sich auch von außen Input und Rat holt.

Es wäre das vierte Album geworden, bei dem es um

Beziehungen ging. Hätte es sich für mich rund angefühlt, hätte ich keine Sekunde lang gezögert, es zu veröffentlichen. Aber ein Album, das wieder um ein und dasselbe Thema kreiste, dabei aber hinter seinen Möglichkeiten zurückblieb, fühlte sich wie eins zu viel an. Ich musste mich wohl oder übel damit abfinden, dass das Material eines ganzen Jahres, in dem ich geschrieben, aufgenommen und abgemischt hatte, ins Archiv wanderte. Dort liegt es bis heute.

Greatest Hits

Und damit wusste ich erneut nicht, wie es weitergehen sollte. Wo wollte ich hin? Wo stand ich im Augenblick? Was hatte ich meinem Publikum noch zu bieten? Wenn diese Fragen mir im Kopf rumspukten, dann ging es meinem Publikum garantiert ebenso. Und wenn man zweifelt, heißt es ... Rückzug! Es war 1995 und somit sieben Jahre her, seit die E Street Band das letzte Mal zusammen Musik gemacht hatte. Im Rock'n'Roll entspricht das einer ganzen Generation. Bislang hatten wir noch keine Greatest-Hits-CD veröffentlicht und beschlossen, dass es an der Zeit

war, die Leute daran zu erinnern, was wir mit der Zeit zustande gebracht hatten.

Seit zehn Jahren hatte die Band nicht mehr gemeinsam im Studio gestanden. Ich griff zum Hörer, rief alle an und erklärte ihnen, was ich vorhatte – auch dass es nur um diese eine Sache gehe. Am 12. Januar 1995 trafen wir uns dann im Studio A der Hit Factory, wo wir in Teilen auch schon *USA* aufgenommen hatten. Nachdem wir einander in die Arme gefallen waren und herzlich begrüßt hatten, machten wir uns an die Arbeit.

Nach ein, zwei Sessions rief Steve

an. Er habe gehört, dass wir wieder ins Studio gegangen seien. Ich zögerte kurz – immerhin war es inzwischen fünfzehn Jahre her ... Doch schon ein paar Abende später saß Steve auf einem Hocker bei uns im Studio. Mit seinem typischen großäugigen Groucho-Marx-Grinsen, das ich so mochte und vermisst hatte, spielte er die Mandoline in »This Hard Land«.

Später zeichneten wir in den Sony Studios noch ein kurzes Promovideo mit Liveaufnahmen der Band auf. Als Jimmy Iovine mich anschließend daheim in L.A. besuchte, sahen wir uns den Film gemeinsam an. Als wir

gerade zu »Thunder Road« ansetzten, meinte er: »Bleib da dran. Wer weiß, wo das hinführt, aber was ihr da macht, fühlt sich genau richtig an.« Ich verstand zwar, was er damit meinte, aber ich war einfach noch nicht bereit dazu. Die *Greatest Hits* verkauften sich ordentlich und verhalfen mir während meiner orientierungslosen Phase in den Neunzigern zu ein wenig mehr Fokus und zu neuem Auftrieb. Trotzdem ging die E Street Band anschließend wieder auseinander.

Ein Song war aus dem Projekt übrig geblieben, eine Rocknummer, die ich für die Band geschrieben hatte, aber

nicht hatte zu Ende bringen können. »Streets of Philadelphia« und Jonathan Demme hatten mich ins Grübeln gebracht, und ich dachte darüber nach, mich wieder stärker als im vergangenen Jahrzehnt mit gesellschaftlichen Themen zu beschäftigen. Zwar fühlte ich mich mit zunehmendem Erfolg immer unwohler mit dieser Art des Songwritings, weil ich mir dabei wie ein Bonze vorkam, der sich als armer Schlucker ausgab. Doch eigentlich war es mir immer gut gelungen, über diese Themen zu schreiben, indem ich aus meiner eigenen Geschichte und aus all

dem schöpfte, was um mich herum passierte – Geschichten, die ich schlicht erzählen *musste*. Man muss zu dem stehen und mit harter Arbeit und all seinem Talent ehren, was einen zu seinen Texten inspiriert, und dann so gut erzählen, wie man nur kann – aus einem tief empfundenen Gefühl der Dankbarkeit heraus. Wenn man schreibt, kämpft man mit denselben Zweifeln, Widersprüchen und Verwicklungen wie im restlichen Leben auch. Man lernt, damit zu leben ... und man lernt, mit anderen darüber zu sprechen, was einem wichtig ist.

Nachdem ich bereits
fünfundzwanzig Jahre lang Songtexte
geschrieben hatte, war es schließlich
»The Ghost of Tom Joad«, das mir
klarmachte, wie ich an diesem Punkt
meiner Karriere wieder ernste
Themen aufgreifen und dabei etwas
Relevantes sagen konnte.

KAPITEL 60

THE GHOST OF TOM JOAD

Wir lebten inzwischen an beiden Küsten: von Juli bis Dezember in New Jersey und von Januar bis Juni in Kalifornien. Dort begann ich auch, mir wieder Gedanken über mein

neues Album zu machen. Ich setzte mich in mein Homestudio in unserem Gästehaus und nahm zunächst ein paar akustische Nummern und Countryrocksongs auf, die ich in letzter Zeit geschrieben hatte. *The Ghost of Tom Joad* war das Ergebnis einer zehn Jahre andauernden Debatte, die ich seit dem *Born in the-USA*-Erfolg mit mir selbst geführt hatte und die um eine einzige Frage kreiste: Wo hat ein reicher Mensch seinen Platz? Falls es stimmte, dass »eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher ins Reich Gottes gelangt«, würde ich so bald wohl kaum durchs Himmelstor

marschieren. Allerdings war das schon in Ordnung – wo es hier unten auf der Erde für mich doch noch viel zu tun gab! Und genau das war letztlich die Grundfrage von *The Ghost of Tom Joad*: Was ist die Aufgabe, die wir während unserer kurzen Lebenszeit erfüllen müssen?

Anfangs ging ich allein ins Studio, mit nichts als meiner Akustikgitarre und Bruchstücken des Songs »Tom Joad«, den ich ursprünglich für die Band geschrieben hatte. Sobald er in seiner endgültigen Version im Kasten war, wusste ich endlich auch, was für ein Album ich machen wollte. Ich

setzte da an, wo ich mit *Nebraska* aufgehört hatte, nur dass ich diesmal Geschichten aus der Mitte der Neunziger und Kalifornien erzählen wollte, jenem Landstrich, in dem ich zurzeit lebte. Die Musik sollte minimalistisch sein, mit einfachen Melodien. Die kargen Rhythmen und Arrangements standen für die Menschen, von denen ich erzählen wollte, und ihre Art, sich auszudrücken. Sie reisten mit leichtem Gepäck, waren wortkarg und direkt in ihrer Ausdrucksweise, wobei sich das meiste dessen, was sie aussagten, in den Atempausen zwischen dem laut

Geäußerten verbarg. Sie waren Durchreisende in einem entbehrungsreichen Leben und hatten einen Teil von sich in einer anderen Welt, in einem anderen Land zurückgelassen.

Bei dieser Art von Songs geht es vor allem um punktgenaues Erzählen. Das richtig gesetzte Detail kann viel darüber aussagen, wer deine Figuren sind – während ein falsches Detail die ganze Geschichte unglaubwürdig macht. Schlägt man aber sowohl mit der Musik als auch im Text den richtigen Ton an, verschwindet die eigene Stimme hinter den Stimmen

derer, über die man schreibt. Bei solchen Songs geht es mir hauptsächlich darum, meine Figuren aufzuspüren und ihnen zuzuhören. Dabei stelle ich mir immer eine Reihe von Fragen: Was würden sie tun? Was würden sie niemals tun? Ich muss ihren Sprechrhythmus und ihre Sprechweise herausarbeiten. Doch all die bedeutsamen Details bringen rein gar nichts, solange dem Song ein emotionaler Kern fehlt. Diesen Kern muss man aus sich selbst schöpfen, aus dem, was man selbst mit dem Mann oder der Frau, von der man singt, gemeinsam hat. Indem man all das

möglichst nahtlos miteinander verknüpft, beleuchtet man ihr Leben und geht respektvoll mit ihren Erfahrungen um.

Ich war auf dem Weg zu meinen Eltern schon oft durch das kalifornische Central Valley gefahren und hatte Zwischenstopps in den kleinen Farmstädtchen abseits der Interstate eingelegt. Trotzdem musste ich noch ordentlich recherchieren, bis ich die Besonderheiten der Region treffend beschreiben konnte. Ganz langsam und behutsam gab ich ihren Geschichten eine Form. Ich dachte intensiv darüber nach, wer die

Bewohner waren und mit welchen Entscheidungen sie sich konfrontiert sehen mochten. In Kalifornien bekam man ein Gefühl dafür, wie sich entlang der Ränder des alten Landes ein neues entwickelte. Dort, in den Wüsten, auf den Feldern und in den Städten, konnte man zuallererst spüren, wie das Amerika des kommenden Jahrhunderts Gestalt annahm. Heute hat sich diese Vision landesweit erfüllt. Man muss bloß an irgendeinem x-beliebigen Sommerabend an der Hauptstraße meiner dreitausend Meilen weiter nordöstlich gelegenen Heimatstadt Freehold

entlangschlendern, um den Einfluss der Hispanics zu sehen und zu erkennen, dass sich das Gesicht der Nation wie schon so viele Male zuvor auch heute wieder verändert. Und man kann sehen, wie abweisend diejenigen empfangen werden, die mit ihrer Ankunft ebendiesen Wandel bewirken.

Die alte Geschichte ethnischer Ausgrenzung ist immer noch nicht fertig erzählt. Ein klein wenig davon wollte ich mit den Songs auf *Tom Joad* einfangen. »Sinaloa Cowboys«, »The Line«, »Balboa Park« und »Across the Border« zeichnen die

Verbindungslinien meiner Figuren aus früheren Songs zu den Erfahrungen der mexikanischen Einwanderer im Neuen Westen nach. Mit diesen Songs schloss sich der Kreis, und ich war wieder dort, wo ich 1978 gestanden hatte, als ich mich von John Fords Filmadaption von Steinbecks *Früchte des Zorns* inspirieren ließ. Ihre Haut war zwar dunkler, und sie sprachen nicht dieselbe Sprache, trotzdem waren da Menschen, die sich wieder in der gleichen fürchterlichen Situation befanden.

Nach der Lektüre des Buchs *Journey to Nowhere* von meinen Freunden Dale

Maharidge und Michael Williamson habe ich »Youngstown« und »The New Timer« geschrieben. Beide Songs beschreiben eine postindustrielle US-Gesellschaft, die Folgen von Massenarbeitslosigkeit durch die Verlagerung von Jobs ins Ausland und den Niedergang zahlreicher Produktionsstandorte für die Bürger, auf deren harter Arbeit dieses Land erbaut worden war. Ich hatte es selbst erlebt – als die Karagheusian Rug Mill in Freehold während eines Arbeitskamps einfach geschlossen und in den Süden verlegt worden war, wo es keine Gewerkschaften gab und

billiger produziert werden konnte. Die Jobs waren futsch. Dort hatte Dad in meiner Kindheit gearbeitet! Mit der Gründung der Castiles hatte keine fünfzig Meter von den rauchenden Schornsteinen und klappernden Webstühlen entfernt mein Leben als Musiker begonnen! (Trotzdem hatte die Fabrik nach sechzig Betriebsjahren 1964 ihre Pforten geschlossen.)

Als ich mit *Tom Joad* fast fertig war, hatte ich über den Tod und die Zerstörung geschrieben, die im Leben der Menschen, die mich zu diesen Songs inspiriert hatten, allgegenwärtig waren. Ich arbeitete gerade an

»Galveston Bay«, einem Song, der ursprünglich ein brutaleres Ende hätte haben sollen, doch irgendwie fühlte es sich nicht mehr richtig an. Wenn ich zumindest einen kleinen Funken Hoffnung entfachen wollte, musste ich ihn bei dem Mann aus diesem Song suchen. Ich hatte bereits »Across the Border« geschrieben, ein Lied wie ein Gebet oder ein Traum, den man in der letzten Nacht vor dem Aufbruch zu einer gefährlichen Reise hat: Der Sänger sucht eine Heimat, wo seine Liebe erwidert wird, sein Glaube neu erwachen kann, wo es so was wie Frieden und Hoffnung für ihn gibt.

Mit »Galveston Bay« musste ich das Gefühl transportieren, dass diese Ideen sich bewahrheiten können. Immerhin stellt der Song die Frage, ob politisches Handeln nicht vor allem individuelles Handeln ist – etwas, was sich heimlich, still und leise vollzieht, wenn ein Einzelner eine Entscheidung trifft, die seine unmittelbare Umgebung verändert. Ich wollte einen Charakter schaffen, der dazu verleitet wird, das Falsche zu tun, sich am Ende aber doch für das Richtige entscheidet. Der sich instinktiv weigert, zur Gewalttätigkeit in der Welt um ihn herum beizutragen. Allen

Widrigkeiten und Erfahrungen zum Trotz ändert er seine Lebensumstände, findet zu Anstand und Stärke, um sich selbst sowie den kleinen Teil der Welt, den er bewohnt, zu retten.

The Ghost of Tom Joad schildert die Auswirkungen einer während der Achtziger und Neunziger immer weiter aufgehenden Wohlstandsschere und wie schwer damit das Leben für diejenigen wurde, die mit harter Arbeit und Opferbereitschaft Amerika gestaltet hatten ... und ohne deren Mühen unser alltägliches Leben gar nicht möglich wäre. Wir sind ein Volk

von Einwanderern. Wer weiß, wer heutzutage über die Grenzen zu uns kommt und mit seiner persönlichen Geschichte ein weiteres wichtiges neues Kapitel in der amerikanischen Geschichte schreibt. Zu Beginn dieses neuen Jahrtausends führen wir genau wie hundert Jahre zuvor einen neuerlichen Kampf gegen »Neuamerikaner«. Und genau wie beim letzten Mal werden die Menschen trotzdem kommen, Entbehrungen und Vorurteile erdulden, sich gegen die reaktionärsten Kräfte und die kältesten Herzen in ihrer neuen

Heimat zur Wehr setzen – und sie werden erneut siegreich sein.

Ich wusste, dass ich mit *The Ghost of Tom Joad* nicht mein bislang größtes Publikum erreichen würde. Aber ich war mir sicher, dass die Songs mit zum Besten gehörten, wozu ich imstande war. Das Album stellte etwas Neues, Eigenständiges dar, zeigte aber auch, wofür ich als Songwriter schon immer hatte stehen wollen und auch in Zukunft stehen würde.

Am 21. November 1995 betrat ich die Bühne des State Theatre in New Brunswick, um mein erstes komplett akustisches Solokonzert seit den

frühen Siebzigern im Max's Kansas City zu geben. Ich würde dieses Publikum zweieinhalb Stunden lang in meinen Bann schlagen müssen ... ganz ohne Band.

Bei einem Solokonzert fühlt man sich so exponiert und ausgeliefert wie beim Tanz auf einem Hochseil: Da ist nichts außer man selbst, der Gitarre und »euch«, dem Publikum. Was bei so einem Balanceakt zum Vorschein kommt, ist der emotionale Nukleus deiner Songs. Dein Verhältnis zum Publikum wird bis auf die blanken Knochen freigelegt – genau wie die Musik. Wenn dein Song gut

geschrieben ist, wird er auch dann noch für sich selbst stehen, wenn er auf sein Skelett reduziert ist. »Born in the USA« spielte ich als explosiven Delta Slide Blues, bei dem sich die ganze Bedeutung des Songs offenbarte. »Darkness« schwebte förmlich in seinem Gefühl des Alleinseins. Für die Akustik des Konzertsaals schöpfte mein Tontechniker John Kerns alle Möglichkeiten unserer Anlage aus, um meine Gitarre mal wie ein ganzes Percussionsorchester, dann wieder wie ein kaum hörbares Scharren klingen zu lassen, das meine Stimme sanft

umwehte. In dieser Stimme entdeckte ich ganz neue Feinheiten. Ich entwickelte einen hohen Falsettgesang und lernte überdies, aus meiner Gitarre alles rauszuholen – vom Klang einer Trommel bis hin zu kreischenden Feedback-Klangteppichen. Am Ende dieses ersten Konzertabends wusste ich, dass ich etwas gefunden hatte, was vielleicht nicht so energiegeladen, aber doch genauso kraftvoll war wie die E Street Band: eine neue Sprache, mit der ich mein Publikum erreichen konnte.

Ich experimentierte mit neuen

Stimmungen und Akkordgriffen, polierte meine Zupftechnik auf und lernte, von den tiefen bis in die hohen Lagen meine ganze Stimmkraft einzusetzen. Damit wurde die Musik so abwechslungsreich, dass zwei Stunden mit nur einem Mann und einer Gitarre sich alles andere als klaustrophobisch anfühlten. Die Fans allerdings mussten Ruhe bewahren – und das taten sie. Viele der Männer, die ich besang, waren vereinsamte Charaktere, und es sollte spürbar werden, wie schwer sich der leere Raum um sie herum und in ihrem Inneren anfühlte. Man sollte ihre

Gedanken *hören* können, damit erfahrbar würde, wie hart ihre Welt war. Die Magie dieser Musik lag in ihrer dynamischen Bandbreite, die vom Gitarrencrescendo bis zu leisestem Flüstern reichte.

Die Shows erfüllten mich mit neuem Leben und weckten in mir die Lust, noch tiefer zum Kern meines Songwritings vorzudringen. Nacht für Nacht saß ich bis in die frühen Morgenstunden in meinem Hotelzimmer und arbeitete an meinem Songbook, schürfte an der Ader, auf die ich neu gestoßen war.

Am Ende der Tour war ich –

anders als bei den letzten Alben – wieder ein Songschreiber, der »etwas zu sagen« hatte. Endlich fühlte ich mich wieder wohl in meiner Haut. Es war an der Zeit, neue Songs zu schreiben.

KAPITEL 61

DER MANN IM WESTEN

In Kalifornien ging Dad wieder knallhart seiner Arbeit nach, wurde Busfahrer, war keinen einzigen Tag krank, nahm ein paar Kilo ab, spielte Tennis, trainierte Pams Leichtathletikmannschaft und erfand sich auf eine bescheidene, aber

liebenswerte Weise neu. Während meiner Besuche kam er mir entspannter, sanfter, körperlich fitter vor. Es schien, als wäre jede Menge Stress von ihm abgefallen. Allerdings dauerte der Zustand nicht lange an. Als seine Krankheit zurückkehrte, schlug sie mit aller Gewalt zu.

Wann immer ich während meiner Tourneen bei meinen Eltern vorbeischaute und einen Kumpel mitbrachte, erlitt mein Vater schwere Anfälle von Verfolgungswahn. Dann kam er mitten in der Nacht aus seinem Schlafzimmer gerannt und schrie wütenden Unsinn, weil er sich

einbildete, wir würden meiner Mutter sexuelle Avancen machen. Mir blieb nichts anderes übrig, als meine Freunde zu warnen oder aber sie komplett von zu Hause fernzuhalten. Wir kontaktierten Ärzte, die bei meinem Vater eine paranoide Schizophrenie diagnostizierten. Damit ergab endlich alles einen Sinn. Er benötigte professionelle Hilfe, und obwohl er sich dagegen wehrte, kam er in Behandlung.

Eine Zeit lang war alles okay. Doch irgendwann kam es erneut zum Absturz. Mit zunehmendem Alter entwickelte Dad stark manische Züge.

Er war immer schon kräftig gebaut gewesen, hatte die Statur eines Footballspielers und nahm schnell zu. Umso schockierter war ich, als ich eines Tages meine Eltern besuchte und er dünner war als ich. Er machte damals lange Spaziergänge, bei denen er sich zwanghaft die Kilos runterlief. Er kam mir vor wie ein Fremder, aber das Schlimmste war, dass sein Verstand offenbar nicht länger richtig funktionierte. Sein Gesicht war unnatürlich angespannt, und in seinen Zügen lag eine abweisende Härte, die er nicht mehr kontrollieren konnte.

Alltäglichsste Bemerkungen quittierte er mit rätselhaften Antworten.

»Hey, Pops, schönes Wetter heute.«

Worauf er zwischen zwei Zügen an seiner Zigarette erwiderte: »O ja. Meinst du wohl.«

Er driftete hin und her zwischen Wirklichkeit und Wahnvorstellungen. Eine ganze Zeit lang schien er außerstande, auch nur für eine Sekunde stillzustehen, bis er mit einem Mal – als hätte sich ein Schalter umgelegt – wieder Gewicht zulegte, in Depressionen versank und monatelang nicht mehr vom Küchentisch aufstand. Einmal fuhr er ohne Zwischenstopp

den ganzen Weg von Kalifornien bis New Jersey und hängte dort einen Zettel für mich an die Tür. («Hab dich leider nicht angetroffen.») Dann fuhr er weiter zu den Verwandten meiner Mutter (die seiner Meinung nach schon immer gegen ihn gewesen waren und nichts als Ärger gemacht hatten) und schleuderte ihnen wüste Beschimpfungen an den Kopf, nur um gleich darauf zu wenden und erneut in einem Stück zurück zur Westküste zu fahren. Wie ein Verrückter raste er mit meiner Mutter auf dem Beifahrersitz im ganzen Land umher, angeblich um das Rentnerdasein zu

genießen ... Meiner Mutter war natürlich klar, dass mehr dahintersteckte. Zu jenem Zeitpunkt hatte er seine Diagnose längst erhalten und war in ärztlicher Behandlung, nur dass er sich nicht selten weigerte, seine Medikamente einzunehmen. Sie fuhren und fuhren, die ganze Zeit. Wenn er so weitermachte, würde er früher oder später sich selbst, meine Mutter oder irgendjemand anderen totfahren.

Einmal blieb er drei Tage lang verschwunden. Meine Mutter schlug Alarm, ich flog nach Kalifornien und fand schließlich heraus, dass er

irgendwo in der Wüste im Hinterland von L.A. verhaftet worden war. Ursprünglich war es bloß um irgendein Verkehrsdelikt gegangen. Doch dann hatte er sich geweigert, ein (geringfügiges) Bußgeld zu entrichten, und war daraufhin in einer Zelle gelandet. Tage später wurde er dann per Bus in ein Gefängnis in der City überführt und dort wieder auf freien Fuß gesetzt. Da erst klingelte mein Telefon, und ich gabelte ihn um sechs Uhr morgens in einer Kneipe in Chinatown auf, in der ein überwiegend älteres Publikum zu verkehren schien und wo ein

gutherziger Barkeeper sich um Dad gekümmert hatte. Auf dem Heimweg frühstückten wir bei McDonald's, wo wir seinetwegen beinahe in eine wüste Auseinandersetzung mit einem Mann vom Nachbartisch gerieten. Ohne jede Vorwarnung hatte mein Dad angefangen, zusammenhangloses, mit Kraftausdrücken gespicktes Zeug zu brüllen, und unser Tischnachbar hatte es auf sich bezogen. Ich entschuldigte mich und erklärte ihm die Sachlage, so gut es eben ging. Dann verließen wir mit unseren Egg McMuffins schnell das Lokal. Es war wirklich traurig.

Mein Dad hörte Stimmen – und antwortete ihnen.

Auch daheim in San Mateo gebärdete er sich weiter widerspenstig. Er wollte einfach KEINE Ruhe geben. Er wollte NICHT seine Medikamente einnehmen. Er erzählte mir von seiner Angst, dass mit diesen Medikamenten alles verschwinden würde: seine Energie, sein innerer Antrieb – egal wie ziellos er in Wahrheit war –, seine egozentrische Stärke, seine manischen Hochgefühle: einfach alles außer den nicht enden wollenden Depressionen.

Das konnte ich nachvollziehen. Schließlich hatte ich das Gleiche

durchgemacht, wenn auch nicht ganz so extrem wie er. Die manisch-depressive Erkrankung, die bipolare Störung: Sie steckt in unserer Familie wie das Gimmick in der Cornflakes-Schachtel. Ich erklärte ihm, dass ich ihn verstehe, dass er aber, wenn er so weitermache, eines Tages irgendwen – ob meine Mutter oder sich selbst – verletzen werde und dass ich ohne sie beide nicht leben könne. Dass ich ohne *ihn* nicht leben könne. Für uns alle sei er die zentrale Kraftquelle, unser Dreh- und Angelpunkt und unser Herz. Ob er mir also bitte erlauben möge, ihm dabei zu helfen, dass er

wieder für sich selbst sorgen könne? Er war nicht leicht zu überzeugen. Es gab Geschrei und Tränen, aber schließlich ließ er sich von uns ins Krankenhaus bringen.

Drei Tage blieb er dort, stand unter Beobachtung, wurde untersucht und auf Medikamente gesetzt, die ihn auf festen Boden und zu uns zurückholten. Auch danach war längst nicht alles Friede, Freude, Eierkuchen, aber dank der modernen Medizin lebte mein Vater weitere zehn Jahre und empfand einen Frieden, den er sonst womöglich nie gefunden hätte. Er und meine Mutter konnten noch

ihren fünfzigsten Hochzeitstag feiern. Er lernte seine Enkelkinder kennen, und wir beide kamen uns noch mal viel näher. Es wurde leichter, zu ihm durchzudringen, ihn zu verstehen und zu lieben. Man hatte mir immer erzählt, dass mein Vater in seiner Jugend ein »Teufelskerl« gewesen sei, »verwegen« und »irre unternehmungslustig«, jemand, der gern tanzen gegangen war. So hatte ich ihn nie erlebt. Ich hatte nur den einsam vor sich hin brütenden Mann gekannt, der immer angespannt gewesen war, enttäuscht, der sich nie irgendwo zu Hause gefühlt hatte oder

zur Ruhe gekommen war. Erst in seinen letzten Lebensjahren entwickelte er auch eine weiche Seite.

Dabei ging es ihm nicht immer gut. Im Auto plapperte er oft ohne Punkt und Komma über die haarsträubendsten Dinge, als hätte er sie tags zuvor tatsächlich erlebt. Während meiner gesamten Kindheit hatte mein Dad zusammengekommen kaum tausend Wörter an mich gerichtet, aber jetzt da er fest in den Klauen seiner Krankheit steckte, öffnete er – zumindest einen Spaltbreit – die Tür zum Tempel seiner Träume und Teufel, mit denen

er vierzig Jahre lang in der Dunkelheit unserer Küche gerungen hatte. Während wir ziellos den Sunset Boulevard entlangfuhren, lauschte ich seinen zusammengesponnenen und mit merkwürdiger Unschuld vorgetragenen Reiseabenteuern. Ich hörte ihn sogar ... philosophieren!? Der Sinn des Lebens (gut). Liebe (sehr wichtig). Geld (nicht so wichtig). Geld? Nicht so wichtig? Und das aus dem Mund meines alten Herrn, der immer behauptet hatte, für einen Dollar würde er sogar jemanden erwürgen? So vieles war bloß eine riesige, beschissene, von falsch feuernden

Synapsen ausgelöste Illusion gewesen. Der Zustand der Welt und einige bislang verbotene Themen waren jetzt das Korn, das in Doug Springsteens Mühle geschrotet wurde. Die Sphinx sprach, Dad offenbarte sich – oder einen Teil seiner selbst –, allerdings unter erschwerten Bedingungen. Was er sagte, war nicht sonderlich erhellend. Stattdessen nahm meine Verwirrung zu, und ich wünschte mir mehr denn je, etwas zu verstehen, was letzten Endes dann doch unverständlich bleiben musste. Trotzdem wirkte er während seiner letzten zehn Jahre, als seine manische

Seite unter Kontrolle gebracht worden war, zumeist ruhiger und gefestigter als je zuvor. Mit allem anderen mussten wir uns eben abfinden. Die Vergangenheit spielte keine Rolle mehr. Sie hatte ausgedient und hätte auch nicht wieder geradegerückt werden können. Die Zukunft ließ sich nicht weiter als bis zum nächsten Tag planen, und so kam es nur mehr auf die Freuden der Gegenwart an. Wir hatten es mit einem ruhigen, von Zeit zu Zeit anstrengenden Kind im Körper eines Mannes zu tun, der auf Reize reagierte, die allein in seiner

Fantasie existierten. Das war mein Fels in der Brandung. Mein Vater.

Irgendwann lief die Zeit für ihn ab. Er hatte nicht nur einen harten Kampf gegen seinen eigenen Verstand geführt, auch seinen Körper hatte er über all die Jahre schwer beansprucht. Trotz dreier Bypässe, der Schlaganfälle und obwohl er mit Defibrillatoren von den Toten zurückgeholt worden war, hatte er noch eine ganze Weile durchgehalten. Doch auch die moderne Medizin stößt irgendwann an Grenzen. Sein Herz machte eines Tages nicht mehr mit, und die Medikamente, die eine Sache

lindern sollten, verursachten an anderer Stelle neue Probleme. Das Gesetz des sinkenden Grenzertrags erwies sich auch hier als gültig. In den letzten Apriltagen saß ich bei ihm im Hospiz, während sie Geräte ins Zimmer schoben, die sein Leben noch ein wenig verlängern sollten. Er sah erst die Maschinen an, dann mich. »Bruce, glaubst du, dass ich's schaffe?«

»Tust du doch immer.«

Doch diesmal sollte er es nicht schaffen. Er würde auf seine eigene Weise verschwinden, unveränderlich, so wie er immer schon gewesen war,

sein Körper ganz weiß und wund und mit den letzten Gedanken bei meiner Mutter.

Kurz bevor er starb, beugte ich mich noch mal über ihn, betrachtete seinen Körper. Einen Körper seiner Generation. Er war nie zu einer Rüstung aufpoliert oder geformt worden. Es war lediglich der Körper eines Mannes. Als ich meinen Vater auf seinem Bett, das sein Totenbett werden sollte, ansah, fiel mein Blick auf die lichter gewordenen schwarzen Locken, auf die hohe Stirn, die auch ich im Spiegel vor mir sehe. Das fleckige, derbe Gesicht, der

Stiernacken, die immer noch kräftigen Schultern und Arme und die Senke zwischen Brust und Bierbauch. Zur Hälfte bedeckt von einem knittrigen weißen Laken. Unter dem anderen Ende des Lakens ragen Elefantenwaden hervor, Füße, die wie Keulen aussehen. Sie sind rot und angeschwollen und von Schuppenflechte gezeichnet. Zu Stein erstarrt werden sie keine Meile mehr laufen. Es sind die Füße meines Feindes und meines Helden. Jetzt zerbröckelt ihr Fundament. Mein Blick wandert wieder hinauf, über die unordentlich verdrehten Boxershorts

bis zu den geschwollenen Schießscharten, hinter denen seine entzündeten braunen Augen liegen. Einen Moment lang stehe ich reglos da, dann beuge ich mich vor und nehme seine schwere, schuppige Hand. Ich spüre seinen warmen Atem, als ich ihn auf die Sandpapierwange küsse, und flüstere mein Lebewohl.

Am Abend des 26. April 1998 tat mein Vater in den Armen meiner Mutter seinen letzten Atemzug. Er starb im Schlaf.

In diesen zusätzlichen Jahren, die uns geschenkt worden waren, hatte ich die Liebe meiner Kinder für meinen

Vater spüren dürfen und sehen können, wie geduldig und wie großherzig er mit ihnen umgegangen war. Ich habe ihre Trauer angesichts des Todes meines Vaters miterlebt. Mein Dad hatte das Meer geliebt und Stunden an der Küste verbracht, wo er aufs Wasser hinausstarrte und die Boote bewunderte. In ihrer Zeit in San Francisco hatte er ein kleines Boot besessen, mit dem er in der Bucht herumgedümpelt war. Bei der Totenwache traten meine Kinder an den Sarg und legten ihm seine alte »Kapitänsmütze« auf die Hände – eine, wie sie auch der Typ von Captain

& Tennille getragen hatte: eine Art Kostüm, eine Mahnung an ein unerfülltes Leben, eine ungestillte Sehnsucht. Sie hatte ihm als Sonnenschutz für seinen schönen, schroffen, am Ende beinahe haarlosen Kopf gedient ... und als Symbol für eine vermeintlich gebieterische Männlichkeit, die mein Vater beständig bedroht und zu verlieren glaubte.

Diese Not konnte ich nachvollziehen. Ich hatte keine Kapitänsmütze ... aber ich hatte »DER BOSS!« sein müssen. Muskeln aufbauen, mit Judo und dem

Stemmen Abertausender Pfunde bedeutungsloser Gegenstände ... an jedem ... einzelnen ... Tag, bis ich meinem Vater endlich die körperliche Erscheinung präsentieren konnte, die er hatte sehen wollen.

Als ich Monate später bei Sonnenuntergang mit den Kindern von unserer Videothek nach Hause fuhr, erwähnte ich meinen Vater, und im Auto wurde es still. Ich sah in den Rückspiegel. Mein Sohn und meine Tochter weinten, mit offenen Mündern, und doch war kein Mucks zu hören. Dann – wie ein Donnern lange nach dem Blitz: »Phhhh ...

meinst du den Mann mit der Kapitänsmütze? « Es fühlte sich gut an zu sehen, wie die Kinder um meinen Vater weinten. Sobald wir anhielten, rannten sie immer noch heulend ins Haus. Als ich ihnen hineinfolgte, sah Patti das Lächeln auf meinen Lippen. »Ist was passiert? «

»Es ist wegen Dad ... Sie haben seinetwegen geweint.«

Er wurde nach Freehold überführt, in die Stadt, die er nach eigenen Worten gehasst hatte. Wir fuhren ihn über die Throckmorton Street raus zum St.-Rose-Friedhof, wo er neben seiner Mutter, seinem Vater und

seiner Schwester zur Ruhe gebettet wurde, neben all den gepeinigten Seelen, die vor ihm hier gelandet waren. *Surrrrr ... Surrrrr ...* die Maschinerie des Freeman-Bestattungsinstituts. Eine Ansammlung von Menschen, die all die irischen und italienischen Beisetzungen meiner Jugend erlebt hatten, trug ihn zu Grabe. Ich selbst, mein Schwager, meine Neffen und meine Freunde, die Delia-Brüder, kümmerten uns um den Rest. Wir schaufelten Erde auf seinen Sarg – ein dumpfer Schlag nach dem anderen – und klopften sie fest. Dann standen

wir schweigend da, während weit unten am Fuß des Hügels leise der Verkehr über den Highway rauschte.

Mein Vater war kein moderner Mensch gewesen. Er hatte sich nie verstellt. Womöglich hatte es an seiner Krankheit gelegen, aber selbst als er älter wurde, hatte er immer ein komplett unverschleiertes Gesicht gehabt. Es war alt, müde, oft verwirrt gewesen, urtümlich und erloschen, mächtig und ahnungslos, was das eigene Schicksal anging, edel in seinem Kampf und sinnlos in seinem Leiden. Bei der Trauerfeier hielt mein seit Langem geläuterter Greaserschwager

Mickey Shave eine gleichermaßen berührende und humorvolle Grabrede. Er erzählte von jenem Tag, als wir meinen Vater in einem Rollstuhl mit platten Reifen auf eine Klippe hinausgeschoben hatten. Von dort hatte er seinen Kindern und Enkeln unten auf dem zugigen kalifornischen Strand und in der winterlichen Brandung beim Spielen zugesehen. Mickey schilderte, wie mein Vater dagesessen und gelächelt hatte, so sehr mit sich im Reinen, wie er überhaupt nur sein konnte, während er auf »alles hinunterblickte,

was er geschaffen hatte«. Seine
»Kunst«. Seine Liebe. Seine Familie.

Eines Morgens, kurz bevor ich selbst Vater werden sollte, war mein Vater vor der Tür meines Bungalows in L.A. aufgetaucht. Er war von San Mateo runtergefahren, »nur um Hallo zu sagen«. Ich bat ihn rein, und dann saßen wir um elf Uhr vormittags in der kleinen, sonnendurchfluteten Essecke und tranken Bier. Mein Vater hatte in seinen gesunden Phasen kein großes Talent für Small Talk. Also war es an mir, das Gespräch so gut wie möglich am Laufen zu halten.

»Bruce«, sagte er mit einem Mal,

»du bist sehr gut zu uns gewesen.« Ja, womöglich. Für eine Weile herrschte Stille, und er ließ den Blick hinüber zu der Dunstglocke über Los Angeles wandern. »Und ich war nicht sehr gut zu dir.« Wir schwiegen beide.

»Du hast getan, was du konntest«, sagte ich schließlich.

Das war alles. Alles, was ich brauchte. Mehr war nicht nötig. An jenem Tag war ich glücklich. Mein Vater hatte mir etwas gegeben, womit ich nie gerechnet hätte ... ein wortkarges Zugeständnis, wie es wirklich gewesen war. Nur aus diesem Grund war er an jenem Morgen

vierhundert Meilen weit gefahren. Er war gekommen, um mir – kurz bevor ich selbst Vater werden sollte – mitzuteilen, dass er mich liebte. Und um mich zur Vorsicht zu ermahnen, damit ich es besser machte und nicht die gleichen schmerzlichen Fehler begehen würde wie er. Ich versuche, diesen Rat in Ehren zu halten.

Unmittelbar nach seinem Tod empfand ich ein erstickendes Gefühl der Klaustrophobie. Zwei Wochen lang ging kalter Dauerregen nieder, und in dieser Zeit schlief ich draußen auf der Terrasse. Ich weiß bis heute nicht genau, warum. Vermutlich weil

»der Tod näher rückte ... ich als Nächster dran sein würde« und so weiter. Ich wusste einfach nicht, wie ich je wieder ins Haus zurückgehen sollte. Tagsüber besuchte ich all seine Lieblingsplätze: die Blue Moon Tavern, das Belmar Marina, den Manasquan Inlet – den Ort, an dem mein Vater stundenlang allein im Auto gesessen hatte, die Linke mit der Zigarette aus dem Seitenfenster baumeln ließ, während die Fischerboote in See stachen und wieder heimkehrten. Mit Pattis Hilfe konnte ich eines Abends endlich

wieder über die Schwelle treten ...
und den Tränen freien Lauf lassen.

Wir erweisen unseren Eltern die Ehre, indem wir das Beste von ihnen übernehmen und den Rest hinter uns lassen. Indem wir die Dämonen bekämpfen und niederringen, die sie krank gemacht haben und die jetzt in uns weiterleben. Das ist alles, was wir tun können – wenn wir Glück haben. Und ich habe Glück. Ich habe eine Frau, die ich liebe, eine wunderschöne Tochter und zwei fabelhafte Söhne. Wir stehen einander nahe. Wir leiden nicht unter der Entfremdung und dem Chaos, die ich in meinem Elternhaus

erlebt habe. Und trotzdem sind die Probleme meines Vaters fester Bestandteil unseres Stammbaums ... also müssen wir wachsam bleiben.

Mein Vater hat mir ein paar harte Lektionen mit auf den Weg gegeben: die Kälte und die Hartherzigkeit der Arbeiterschicht, die in den Fifties als »männlich« galten. Eine Sehnsucht nach Einsamkeit, nach einer Welt, die genau so ist, wie man sie haben will – weil sie einem ansonsten gestohlen bleiben kann. Das starke Bedürfnis zu schweigen, geheimnisvoll, geheimniskrämerisch zu sein. Dinge zurückzuhalten, nie die Maske zu

lüften. Die perverse Vorstellung, dass alles Schöne in deinem Leben sich gegen dich wenden könnte, um dich zu vereinnahmen und dich der angeblichen Freiheiten zu berauben, die du dir so hart erkämpft hast – sogar die Liebe selbst, die du so mühsam für dich erobert und genährt hast. Der schreckliche Trübsinn, der mit ständiger Unzufriedenheit einhergeht. Kneipenrituale. Frauenfeindlichkeit, die aus der Furcht vor all den schönen, starken und bedrohlichen Frauen in unserem Umfeld entsteht. Dazu die ständige unterschwellige Androhung von

körperlicher Gewalt, eine Art psychologische Kriegsführung, mit der wir Angst verbreiten und zeigen wollen, dass diese dunkle Sache in uns jederzeit die Ketten sprengen könnte, um diejenigen einzuschüchtern, die uns lieben. Und natürlich ... wie man sich unsichtbar macht: Man ist da, aber nicht wirklich anwesend. Freud und Leid der Unzugänglichkeit.

All das führt einen letztlich zu dem dunklen, verführerischen Fantasiegebilde, das in Wahrheit ein verpfushtes Leben ist. Die wie wahnsinnig juckende Beule wird aufgestochen, die Maske fällt, und

man stürzt in den Abgrund, der in gewissen Momenten von Weitem betrachtet so verführerisch aussehen kann. Doch sobald man erst mal mit dem Romantisieren aufhört, entpuppt man sich lediglich als einer dieser Schmocks, die alles durcheinanderbringen und das kostbare Vertrauen ihrer Familie auf dem Altar ihrer »Probleme« opfern. In jedem Kaff in Amerika gibt es unzählige von dieser Sorte.

Ich kann Dad natürlich nicht alle Schuld in die Schuhe schieben. Vieles, mit dem ich zu kämpfen habe, rührt von meinen eigenen Schwächen her,

von meiner Unfähigkeit, das alles jetzt noch in meinem Alter abzulegen – meine Lieblingsharpyien, die zuverlässig immer wieder zu mir zurückgeflattert kommen, um an allem Schönen, das ich mir verdient habe, herumzumäkeln und zu nagen. Dank harter Arbeit und Pattis wundervoller Liebe habe ich viel davon, aber nicht alles überwunden. Es gibt Tage, an denen meine Schutzwälle ins Wanken geraten und Dunkelheit und Trübsal locken. Dann probiere ich jedes mögliche Gegenmittel. An meinen besseren Tagen jedoch kann ich den langsamen

Fluss der Zeit und die Zärtlichkeit in meinem Leben unbeschwert genießen. Ich kann spüren, wie die Liebe, von der ich ein Teil bin, mich umgibt und mich durchflutet. Ich bin fast zu Hause, stehe in der Sonne, Hand in Hand mit den Menschen, die ich in der Vergangenheit geliebt habe und die ich heute liebe, und befinde mich an der Grenze dessen, was sich beinahe ... wie Freiheit anfühlt.

Die Menschen, deren Liebe wir begehrt haben, aber nicht empfangen konnten, ahmen wir nach. Das ist zwar gefährlich, aber so fühlt es sich zumindest an, als wären sie uns näher.

Es täuscht eine Vertrautheit vor, die es so nie gegeben hat. Damit melden wir unsere Ansprüche auf etwas an, was wir nicht bekommen haben, obwohl wir glaubten, ein Recht darauf zu haben.

Als ich in den Zwanzigern war und meine Lieder und Geschichten allmählich Gestalt annahmen, suchte ich nach einer Stimme, die ich mit meiner vermischen konnte. In einem solchen Moment der Kreativität und Willenskraft kann man die widerstreitenden Stimmen aus der Kindheit noch mal anpacken, sie sich wieder aneignen und auferstehen

lassen, um sie in etwas Lebendiges, Starkes zu verwandeln, das zum Licht hinstrebt. Ich bin jemand, der Dinge geraderückt und repariert. Das ist Teil meines Jobs. Insofern bin ich, der in seinem ganzen Leben zusammengekommen keine Woche körperlich gearbeitet hat (hoch lebe der Rock'n'Roll!), quasi in die Kleidung meines Vaters, eines Fabrikarbeiters geschlüpft und zur Arbeit gegangen.

Ich hab mal geträumt, ich hätte auf der Bühne voll aufgedreht. Während ich ein wahres Feuerwerk abfackle, befindet sich auch mein längst

verstorbenen Vater im Publikum. Seelenruhig sitzt er auf seinem Gangplatz. Irgendwann ... knie ich neben ihm im Gang, und einen Moment lang betrachten wir den herumwirbelnden Mann dort vorn auf der Bühne. Ich berühre meinen Dad, der so viele Jahre von seinen Depressionen gelähmt war und bloß untätig herumsaß, am Unterarm. »Guck mal, Dad ... Kannst du's sehen? Dieser Mann dort auf der Bühne ... Das bist du. So sehe ich dich.«

KAPITEL 62

DIE FRAU AUS DEM OSTEN

Nachdem Mom nach Kalifornien gezogen war, sollte es dreißig Jahre dauern – bis nach dem Tod meines Vaters –, ehe sie wieder nach New Jersey zurückkehrte. Seitdem ist viel

passiert, aber dass sie meinen Vater immer über alles andere gestellt hatte, war für meine Schwester Virginia und mich eine bittere Pille. Er war an erster Stelle gekommen ... ohne Ausnahme. Meine Mutter liebt ihre Kinder heiß und innig, aber sie behauptet bis heute, sie hätte keine Wahl gehabt. Sie hätte nicht anders gekonnt.

Meine Mutter hatte meinen Vater mit dreiundzwanzig geheiratet – in ihrer Generation ein ganz normales Alter, um eine Familie zu gründen, in den Krieg zu ziehen, auf eigenen Beinen zu stehen. Als Mom wegzog,

war meine Schwester achtzehn und ich neunzehn Jahre alt gewesen. Wir lebten in einigermaßen schwierigen Verhältnissen, trotzdem überließ uns Mom zu diesem Zeitpunkt die Verantwortung für unser Leben. Und wir übernahmen sie. Mom war verheiratet, und vielleicht glaubte sie, dass unser Vater ihre Unterstützung nötiger hätte als wir, dass seine Krankheit ihn womöglich umbringen oder zumindest zu einem Leben auf der Straße verurteilen würde, wenn sie nicht an seiner Seite bliebe. Sehr viel wahrscheinlicher wäre er einfach wieder nach Hause zurückgekehrt

oder gar nicht erst gegangen. Mein Dad war zwar krank, aber gewieft. Er hielt uns jahrelang in Geiselhaft – meine Mutter sogar bis zu seinem Tod. Sie hat ihm deswegen nie einen Vorwurf gemacht.

Es gab noch ein anderes Leben, für das meine Mutter wie geschaffen zu sein schien und das sie gut und gerne hätte führen können: ein Leben, in dem man essen und tanzen ging, lachte, eine erwachsene Beziehung führte und die Beschwerden des Lebens gerecht untereinander aufteilte. Diesen Weg zu wählen kam für sie nie infrage. Wir wollen nicht

immer das, was auf den ersten Blick am besten zu uns passt. Wir wollen, was wir »brauchen«. Man trifft eine Wahl und zahlt den Preis. Sie wählte und zahlte. Wie wir alle.

Meine Mutter unterstützte mich selbst bei meinen kühnsten Träumen, akzeptierte mich bedingungslos so, wie ich war, und bestärkte mich in meinem innigsten und irrwitzigen Herzenswunsch, Musik zu machen und irgendwo auf dieser Welt gehört zu werden. Sie glaubte an mich in einer Zeit, als es sonst niemand tat.

Dass ich groß rauskam, hielt Mom für ein Geschenk des Himmels, eine

Wiedergutmachung für all die harten Zeiten, die wir durchgemacht hatten. Ich glaube, sie hatte recht.

Unter den vielen Dingen, die meine Mutter mir beigebracht hat, war auch die heikle, früh erteilte Lektion, dass es anscheinend eine Liebe gibt, die über unsere Liebe hinausgeht und sich unserer Kontrolle entzieht. Die uns durchs Leben begleitet und uns, gerade so, wie sie daherkommt, Fluch und Segen bringt. Sie entflammt dich, verwirrt dich, entfacht Leidenschaft in dir. Sie lässt dich bis ans Äußere gehen. Und möglicherweise zerstört sie, was vernünftig und auf

bescheidene Weise liebevoll an dir ist. Liebe hat viel mit Demut zu tun. In der Liebe meiner Eltern gab es Güte, übermenschliches Mitgefühl, Zorn, unverhandelbare Treue, Großzügigkeit und eine Bedingungslosigkeit, die alles, was sich dieser Liebe in den Weg stellte, ganz einfach niederbrannte. Sie war exklusiv. Sie war nicht demütig. Es war ihre Liebe.

Mom hat bis heute nichts von ihrem Zauber verloren. Jeder, der sie kennenlernt, verfällt ihr auf der Stelle. Wie sollte es auch anders sein? Sie ist einundneunzig Jahre alt, kämpft

gegen Alzheimer und verbreitet trotz alledem noch immer eine große Wärme und überschwänglichen Lebensmut. Sie ist nach wie vor erfüllt von unbezwingbarem Optimismus, einer schier herzzerreißenden Zähigkeit – ohne jede Spur von Zynismus –, der Lust zu lachen und einem fabelhaften Sinn für Humor. (Zu Weihnachten hat sie mir einmal die dritte Staffel von *Columbo* geschenkt. »Du weißt schon, der Typ im Regenmantel.«) Bis heute kann sie während eines an sich ereignislosen einstündigen Mittagessens in irgendeinem Diner ein echtes, von

tiefer Hoffnung geprägtes
Lebensgefühl in mir wachrufen. Mom
ist sehr, sehr witzig und bringt ständig
alle zum Lachen. Sie ist die geborene
Entertainerin und Tänzerin und
macht sich selbst für den
zwanglosesten Anlass makellos
zurecht.

Als überzeugte Demokratin – ohne
dass sie das selbst je von sich
behaupten würde – glaubt sie fest an
die Gleichheit der Menschen. Sie hört
ausschließlich darauf, was das Herz ihr
sagt. Seit sie wieder in New Jersey lebt,
hat sie (nicht ganz ohne
Reibungsverluste) gelernt, sich in

meine Familie einzufügen. Dabei hatten wir unsere kleinen Machtproben, einmal schrien wir uns sogar an (was in Springsteen-Haushalten sonst nur sehr selten vorkommt). Ich konnte ihr ansehen, wie sehr sie an sich arbeitete und sich am Riemen riss, ihren Verstand und ihre Liebe einsetzte, um zu uns zu gehören. Genau wie mein Vater hat auch Mom etwas Widerspenstiges an sich, und trotz ihrer Herzenswärme fällt es ihr nicht immer leicht, sich anzupassen. Aber sie lässt sich von ihrer guten Seele und von ihrem Wunsch leiten, das Richtige zu tun. Sie

hat sich in ihrer Rolle als Mutter und Großmutter gut eingelebt. Wenn ihr sie kennenlernen würdet, wüsstet ihr vom ersten Moment an, wer sie ist ... und ihr würdet sie lieben. So wie ich. Sie ist ein unverblümtes, unverstelltes Wunderwesen.

Kurz nachdem Dad gestorben war, lernte ich zum ersten Mal »Queenie« kennen, das Kindheits-Alter-Ego meiner Mom. Es war aber auch höchste Zeit, dass sie sich endlich etwas gönnte. Mom weiß das gute Leben genauso sehr zu schätzen wie jeder andere auch. Ein paarmal ist sie mit uns rund um die Welt gereist. Sie ist

stolz darauf, was ihre Kinder und Enkelkinder auf die Beine gestellt haben: dass meine jüngste Schwester ebenfalls Mutter geworden ist und als Fotografin Karriere gemacht hat. Dass meine Schwester Virginia inzwischen Mutter, Großmutter und zudem berufstätig ist. Und sie ist stolz auf die Heldentaten ihres Gitarre spielenden Sohnes. Wir lachen miteinander, wenn wir an die Zeit in Freehold denken, teilen schmerzliche Erinnerungen, und es erfüllt uns mit Stolz, dass unsere gegenseitige tiefe Zuneigung überdauert hat.

Meine jüngste Schwester Pam lebt

immer noch in Kalifornien. Mom fliegt sie oft besuchen. Virginia und ich sehen Mom verhältnismäßig regelmäßig während unserer sonntäglichen Familienabendessen, zu denen sie direkt vom St.-Rose-Friedhof kommt, wo sie bei Dad vorbeigeschaut hat.

KAPITEL 63

KÖNIG VON NEW JERSEY (HOLLYWOOD- TAGE)

Jemand tippt mir auf die Schulter. Ich drehe mich um und verliere mich in einem Meer aus Blau. Eine Stimme

mit Jersey-Akzent sagt: »Es ist so weit, Junge.« Die Eiswürfel klirren in Frank Sinatras Jack Daniel's. Er wirft einen Blick auf seinen kreisenden braunen Drink und flüstert: »Ist der nicht großartig?« So lerne ich meinen Tischnachbarn kennen. Die nächste halbe Stunde reden wir über Jersey, Hoboken und darüber, wo man im Hudson und entlang der Shore am besten schwimmen geht. Anschließend setzen wir uns zu Robert De Niro, Angie Dickinson und Franks Frau Barbara an den Tisch. Tita Cahn hat Patti und mich zu dieser Hollywood-»Italoparty« eingeladen.

Patti hatte Tita gerade erst wenige Wochen zuvor in einem Nagelstudio kennengelernt. Tita ist mit Sammy Cahn verheiratet, aus dessen Feder Songs wie »All the Way«, »Teach Me Tonight« und »Only the Lonely« stammen, und rief eines Abends an, um uns zu einer Privatparty im kleinen Kreis einzuladen. Wer sonst noch komme, könne sie noch nicht sagen, aber wir würden uns schon amüsieren. Also machten wir uns auf in die Nacht von L.A.

Im Verlauf des Abends freunden wir uns mit den Sinatras an und lernen der Reihe nach die letzten alten

Hollywoodstars kennen. In den folgenden Jahren sind wir immer wieder zu Gast bei solchen Privatpartys, bei denen Frank und sein Clan Hof halten. Der einzige weitere Musiker ist gelegentlich Quincy Jones, Rocker gibt es hier so gut wie keine. Die Sinatras sind großzügige Gastgeber, und unsere Bekanntschaft gipfelt darin, dass wir zu Franks achtzigstem Geburtstag eingeladen werden. Die gesetzte Feier wird in Franks Haus in L.A. abgehalten. Irgendwann nach dem Abendessen finden wir uns im Wohnzimmer mit Steve, Eydie Gormé und Bob Dylan

am Piano wieder. Steve spielt und singt mit Eydie einen Klassiker nach dem anderen. Patti hat Jazzgesang bei Jerry Coker studiert, einem der großen Jazzlehrer der Frost School of Music an der University of Miami. Neben ihr lernten dort auch Bruce Hornsby, Jaco Pastorius und Pat Metheny. Und sie hat in der Schule aufgepasst: Bei Franks Party steigt sie elegant bei »My One and Only Love« ein. Patti ist eine Geheimwaffe. Wenn sie sentimentale Liebeslieder singt, klingt sie wie eine Mischung aus Peggy Lee und Julie London. (Kein Witz!) Eydie Gormé hört sie singen,

unterbricht das Lied und ruft: »Frank, komm mal her. Wir haben hier eine Sängerin!« Frank schlendert zum Klavier hinüber, und ich werde Zeuge, wie meine Frau Frank Sinatra und Bob Dylan ein wunderschönes Ständchen singt, an dessen Ende donnernder Applaus ertönt. Tags darauf spielen wir bei Franks Geburtstagsgala auf ABC-TV. Tony Bennett und ich geleiten ihn auf die Bühne. Es wird ein denkwürdiger Abend und eine gelungene Feier für den größten Popsänger aller Zeiten.

Als Frank zwei Jahre später starb, waren wir zu seiner Beerdigung

eingeladen. Es war ein klarer, sonniger Tag in Los Angeles, doch als ich mich der Kirche näherte, sah es dort aus wie in einer Szene aus Nathanael Wests Film *Der Tag der Heuschrecke*: überall Übertragungswagen und Kameras. Reporter lagen auf den Dächern der umliegenden Häuser auf der Lauer. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde eine Horde Demonstranten in Schach gehalten, die Schilder hochhielten, auf denen Frank von Gottes Gleichgültigkeit bis zum Niedergang der braunen Schnürsenkel alles vorgeworfen wurde. In der Kirche war es zum

Glück friedlich. Zusammen mit Kirk Douglas, Don Rickles, Frank junior und den anderen verbliebenen alten Hollywoodstars nahmen wir Abschied, während Franks Stimme das Kirchenschiff füllte. Nach der Zeremonie stand ich noch einen Moment mit Jack Nicholson auf den Kirchenstufen. Er beugte sich zu mir herüber und sagte nur: »König von New Jersey.«

KAPITEL 64

BRINGING IT ALL BACK HOME

Zwei Anlässe bewegten mich dazu, über eine Wiederbelebung der E Street Band nachzudenken. Einer war die Begegnung mit zwei jungen Leuten, als ich eines Abends im

Spätsommer gerade aus Federici's Pizza in Freehold kam. Sie stellten sich mir vor und erzählten, sie seien große Fans der E Street Band, aber leider zu jung, als dass sie uns je live gesehen hätten. Sie waren vielleicht Anfang zwanzig, was bedeutete, dass sie beim letzten Konzert der E Street Band ungefähr zehn gewesen waren. Schlagartig dämmerte mir, dass es unendlich viele junge Leute gab, die noch nie miterlebt hatten, wie ich das tat, was ich am besten konnte: LIVE SPIELEN ... und zwar mit der E Street Band.

Der zweite Anlass war ein Besuch

bei meinen Eltern in San Francisco. Als ich die Zeitung aufschlug, stand dort, dass Bob Dylan, Joni Mitchell und Van Morrison in der San Jose Arena auftreten würden – ungefähr eine Stunde südlich vom Wohnort meiner Eltern. Was für ein Line-up! Kurz entschlossen fuhr ich mit Mom dorthin. Wir nahmen unsere Plätze genau in dem Moment ein, als die Hallenlichter ausgingen.

Als Erste trat Joni auf – ein grandioses Set. Dann kam Van, der ordentlich swingte und dem Publikum einheizte. Van Morrison war immer schon einer meiner großen Helden

gewesen: eine unbeschreiblich wichtige Quelle der Inspiration für alles, was ich gemacht habe. Van verdanken wir den White Soul auf den frühen E-Street-Platten. Ohne ihn hätte es die »New York City Serenade« und den jazzigen Soul von »Kitty's Back« niemals gegeben. Als Letzter betrat Dylan die Bühne. Er war in Höchstform. Er spielte mit einer Band, mit der er schon eine ganze Weile zusammenarbeitete, und hatte seine Musik zu purer Roadhouse-Poesie destilliert. Die Musiker wirkten samt und sonders so, als wären sie in einer Arena dieser Größe ebenso zu Hause

wie in einer kleinen Bar. Sie spielten einen mitreißenden Blues, der sogar ihren Frontmann ein klein wenig zum Tanzen brachte! Diese Musik, diese Lebensfreude und die Künstler auf der Bühne – wie ich dort neben meiner Mutter stand und tanzte, war ich einfach nur beseelt. Und dann das Publikum ... Es war eine eigenartige, fast schon desorientierende Erfahrung. Ich fühlte mich, als wäre ich als Sechzehnjähriger zu den Klängen von *Highway 61 Revisited*, das in meinem dunklen Zimmer in Endlosschleife lief, eingeschlafen und fünfzig Jahre später in einem Rip-Van-Winkle-artigen

Rock'n'Roll-Traum wieder
aufgewacht. Wir waren alle ... ALT!
Überall um mich herum faltige, aus
dem Leim gegangene, kahl werdende,
graubärtige Rockfans fortgeschrittenen
Alters, die geradewegs aus dem
Beatles-Song »When I'm Sixty-Four«
zu stammen schienen. Wir sahen alle
irgendwie ... lächerlich aus! Doch
daneben sah ich noch was anderes:
Hier und da waren in der Menge auch
hippe junge Leute und Teenager –
sogar kleine Kinder, die von ihren
Eltern hergebracht worden waren,
damit sie den Great Man live sehen
und hören konnten. Einige von ihnen

langweilten sich, manche schliefen,
doch viele andere tanzten Seite an
Seite mit Mom und Pop. Die Leute
waren ausgelassen und voller
Emotionen. Ich musste an meine
eigenen grauen Haare und die Falten
in meinem Gesicht denken und sah zu
meiner damals
zweiundsiebzigjährigen Mutter rüber,
deren Gesichtsausdruck ein von Liebe
gewärmtes Archiv all unserer
Schmerzen und unserer
Unbeugsamkeit war. Sie strahlte übers
ganze Gesicht und hatte sich bei mir
untergehakt. Die Halle war randvoll
von lächelnden Menschen, von hin

und her wiegenden Körpern. Und während ich all das sah, dachte ich: »Das kann ich auch. Dieses Glück, dieses Lächeln erzeugen.« Ich fuhr wieder nach Hause und trommelte die E Street Band zusammen.

KAPITEL 65

REVIVAL

Natürlich haderte ich zu Anfang mit allem; ich machte mir Sorgen, hinterfragte, diskutierte, debattierte, verwarf, dachte neu nach, überlegte es mir anders und grübelte noch ein bisschen mehr. Ich wollte alles ordentlich durchdacht haben und nicht

bloß eine Nostalgieshow zusammenstellen, um als neuester Oldies-Act durch die Gegend zu tingeln. (Obwohl ich Oldies-Konzerte eigentlich sehr gerne mag – solange die Künstler mit ganzem Herzen bei der Sache sind. Wenn du mit dem Herzen dabei bist, kann deine Musik gar kein alter Hut sein.) Immerhin hatte ich gerade eine äußerste befriedigende Solotournee hinter mich gebracht, die sich sehr *lebendig* angefühlt hatte. Außerdem hatte ich seit zehn Jahren nicht mehr mit der Band gespielt, war über ein paar Dinge immer noch nicht ganz

hinweggekommen und machte mir generell Gedanken, ob diese ganze Sache funktionieren würde.

Unterm Strich sah es so aus: Ich hatte gelernt und geübt, hart gearbeitet und viel Schweiß vergossen, bis ich mit dem, was ich tat, auf meinem Gebiet weltweit einer der Besten geworden war. Und am allerbesten war ich, wenn ich mit einer Band spielte, die mich hart antrieb, und zwar – wie ich inzwischen wusste – nicht mit *irgendeiner* Band. Alles stand und fiel mit unserer gemeinsamen Vergangenheit und Geschichte, den Erinnerungen und Erfahrungen, die

wir miteinander teilten. Ich hatte aus der Zusammenarbeit mit meiner Combo aus den frühen Neunzigern eins gelernt: Egal wie sehr ich es genoss, in neuer Besetzung zu spielen, und ganz gleich für wie gut ich uns hielt – in meinem Leben würde es für alle Zeiten nur eine einzige Band geben, mit der ich die Bühne betrat und fünfundzwanzig gemeinsame Jahre voll Blut, Schweiß und Tränen im Gepäck hatte: die E Street Band. Für mich gab es nur diese acht Männer und Frauen. Ihr Stil, ihr Instrumentenspiel war mir vor langer Zeit quasi auf den Leib geschneidert

worden. Noch viel wichtiger war, dass die Fans sich in den Gesichtern auf der Bühne selbst wiedererkannten, ihre eigenen Leben, und dass sie alte Freunde in uns sahen, die ihren Blick erwiderten. In der neuen digitalen Welt, in der die Aufmerksamkeitsspanne nur mehr drei Sekunden beträgt, wo die Vergänglichkeit und das Gefühl, nur noch eine anonyme Nummer zu sein, mit kalter, harter Hand regiert, war so etwas durch nichts zu ersetzen. Es war *echt*, und wir hatten es auf die Art erschaffen, wie echte Dinge entstehen: Moment für Moment, Stunde für

Stunde, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Ich redete mir ein, dass ich schon einen echt guten Grund bräuchte, wenn ich mein Können im immer noch zarten Alter von achtundvierzig Jahren *nicht* mehr zeigen wollte – und *nicht* mehr mit diesen Musikern zusammenspielte, die zu Hause saßen und nur darauf warteten. Mir fiel kein guter Grund ein. Jeder von uns war seinen eigenen Weg gegangen, aber keiner hatte eine zweite E Street Band gefunden ... und würde sie auch weder jetzt noch in der Zukunft finden.

Es gab immer noch ein paar unaufgelöste Spannungen zwischen

uns, aber auch viel mehr Liebe als in irgendeiner anderen Band, die ich kannte. Und ... es waren zehn Jahre vergangen. Ich hörte mich selbst nicht mehr so häufig im Radio. Unsere Musik trat zusehends in den Hintergrund, versank in der glorreichen, aber einbalsamierten Rockvergangenheit. Und das gefiel mir nicht. Wir waren als Gruppe viel zu herausragend, um »gelassen in die gute Nacht zu gehen«. In mir steckten noch viel zu viel Ehrgeiz, Ego, Gier, Verlangen, und ich war zu fest davon überzeugt, dass wir eine musikalische Macht waren, um mein Lebenswerk

schon jetzt in die respektvollen Annalen der Rockgeschichte eingehen zu lassen. Der Tag würde kommen, so sicher wie der Tod, die Steuern und das Verlangen nach neuen Idolen ... aber nicht ... schon ... heute! Nicht solange ich noch ein Wörtchen dabei mitreden konnte. Nicht solange ich ein mächtiger, bärenstarker und von Psychosen getriebener Rock'n'Soul-Schreihals war. *Noch* nicht.

Auf geht's!

Alle Rock'n'Roll-Bands, die
zusammenbleiben, haben eine

grundlegende menschliche Erfahrung
gemeinsam: Der Mann oder die Frau
direkt neben dir ist wichtiger, als du
vielleicht meinst. Und dieser Mann
oder diese Frau muss wiederum zu
der gleichen Erkenntnis über den
Mann oder die Frau neben sich – also
über *dich* – gelangen. Oder alle müssen
pleite sein, weit über ihre Verhältnisse
leben und brauchen dringend Geld.
Oder alles auf einmal.

Ein gutes Jahrzehnt, in dem man
sich auf der Auswechselbank einstiger
Rock'n'Roll-Götter den Hintern platt
gesessen hat, schärft den Verstand
ungemein. Man sieht frühere

unbedeutende Fehlritte der anderen nicht mehr so eng. Und das ist gut so. Wir mussten wohl alle eines Morgens oder an verschiedenen Morgen aufwachen und uns bewusst machen: »Also ... das, was ich da hatte, war eins der besten Dinge, die mir je passiert sind. Es war gut für mein Leben und schön, es in meinem Leben zu haben. Und sollte sich die Gelegenheit je wieder ergeben ...« Sie ergab sich. Für uns alle. Jetzt mussten wir nur noch das Beste daraus machen – was immer die Beweggründe der einzelnen Beteiligten sein mochten.

In unserer letzten Besetzung war Steve Van Zandt nicht mehr dabei gewesen. Darüber musste ich ein bisschen nachdenken. Wenn wir uns erneut auf den Weg machten, wollte ich, dass alle mitkamen. Davor musste ich aber erst der Höflichkeit halber bei Nils anrufen. Nils hatte in all den Jahren wesentlich mehr getan, als nur meinen alten Freund Steve zu ersetzen. Er hatte die Rolle eines überaus verantwortungsbewussten Zweiten Offiziers eingenommen, hatte sich in seiner Position innerhalb der Band voll eingebracht und alles gegeben, was er hatte.

Und als wäre das noch nicht genug, war es ganz allgemein großartig gewesen, Nils dabeizuhaben. Er war selbstsicher, wirkte beruhigend und inspirierend und war schlicht einer der weltbesten Gitarristen. Und er litt als Teil der Band nicht unter Ego problemen. Er nahm es einem nicht krumm, wenn er mal einen ganzen Abend lang kein Solo hatte. Nils war ein engagierter Teamplayer, der Stunden vor allen anderen am Auftrittsort erschien, um sich auf die Arbeit vorzubereiten. Er war ein wandelndes Musikarchiv für jeden Song, den ich aus dem Hut zaubern

wollte. Er bereitete sich gewissenhaft auf spezielle Akkordstrukturen und Arrangements vor, die wir am Abend spielen wollten, und brachte sie dann den anderen bei. Mit Nils und Max, der unser Werk genauso sehr verinnerlicht hatte, war immer jemand da, zu dem ich gehen konnte, wenn eine Frage zu einem der Songs aufkam, die ich geschrieben hatte. Ich rief Nils also an, erzählte ihm, was ich vorhatte, und versicherte ihm, dass ich mir über seine großartige Arbeit und Hingabe für die Band im Klaren sei und sie zu schätzen wisse. An seiner Position werde sich nichts ändern,

sagte ich und bat ihn um seinen Segen. Wie immer erwies Nils sich als Gentleman und treu ergebener Soldat. Wenn ich es für das Beste hielt, erwiderte er, stehe er hinter mir. Gleich darauf rief ich Steve an.

Trotz unserer engen Freundschaft – vielleicht aber auch gerade deswegen – hat Steve enormen Einfluss auf mich und kann mich, weil er so voller Energie steckt, ohne es zu wollen vollkommen aus dem emotionalen Gleichgewicht bringen. Was Steve zu einer Angelegenheit zu sagen hat, gibt für mich nicht selten den letzten Ausschlag ... in die eine oder in die

andere Richtung. Mit seinem oft urkomischen Blick auf die Dinge lockert er seine Umgebung auf, erdet mich, und seine bloße Gegenwart gibt mir das Gefühl, dass alles gut gehen wird. Außerdem setzt er sich ernsthaft mit Rock'n'Roll auseinander und denkt darüber nach, was die Musik mit sich bringen und was sie bewirken kann. Gerade wenn Steves Ansichten sich nicht mit meinen decken, ist er für mich am wertvollsten. Allerdings hat er dabei in der Vergangenheit unabsichtlich die eine oder andere Grenze überschritten und sich auf eine Weise in die Bandpolitik eingemischt,

mit der er mir die Arbeit manchmal erschwerte. Darüber würden wir sprechen müssen. Und das taten wir dann auch, während eines Nachmittags bei mir zu Hause.

Wir führten eine zwar freundschaftliche, aber schonungslose Unterhaltung zu dem Thema. Dabei wurde ich die Überreste meines alten Ärgers los und hörte mir auch Steves Ansichten dazu an. Dann ließen wir das alles hinter uns – und uns standen die besten achtzehn Jahre in unserer gemeinsamen Arbeit und Freundschaft bevor.

Als ich Clarence anrief, meinte er

nur, dass er auf diesen Anruf zehn Jahre lang gewartet habe, und fragte dann, wo ich so lange gewesen sei. Viele der anderen hatten sich wie schon erwähnt erfolgreiche zweite Standbeine aufgebaut, doch mit seinen ältesten Freunden auf die Bühne zu gehen und vor fünfundsiebzigtausend kreischenden Fans aufzutreten, Musik zu machen, die einem in Fleisch und Blut übergegangen ist – das lässt sich nur schwer durch etwas anderes ersetzen. Wenn du das einmal – nur *ein einziges Mal* – erlebt hast, vergisst du es nie wieder. Und so was Abend für Abend ein Leben lang zu tun ist ein

unvergleichliches Vergnügen und ein unvorstellbares Privileg. Während der zehn Jahre, in denen wir getrennte Wege gegangen waren, hatten wir das alle eingesehen und die Erfahrung schätzen gelernt. Wir waren neun von einer Handvoll Menschen auf diesem Planeten, die sich dieses Privileg verdient hatten. Jetzt, in unseren mittleren Jahren, verstanden wir endlich in vollem Umfang, was das hieß. Aber wenn wir uns wirklich darauf einlassen sollten, wenn *ich* mich darauf einlassen sollte, dann wollte ich mir sicher sein, dass es »einfach« sein würde ... dass es uns Spaß machen

würde. Die Arbeit würde auch so schon anstrengend genug werden. Also mussten wir die Vergangenheit begraben. All die Kränkungen, Streitigkeiten um Geld, Beleidigungen – die wirklichen und die vermeintlichen – mussten außen vor bleiben.

Nur ein Beispiel: Eines Tages kam einer der Musiker zu mir und teilte mir mit, dass er mehr Geld bräuchte, wenn er weiter seiner Arbeit nachgehen sollte. Ich sagte ihm, dass ich seine Beteiligung gerne erhöhen würde, falls er irgendwo auf der Welt einen einzigen Musiker in seiner

Position fände, der mehr verdiente als er. Ich fügte noch hinzu, dass er sich die Mühe sparen könne ... Er müsse lediglich ins Bad gehen, die Tür hinter sich zumachen, sich vor den Spiegel stellen und einen Blick hineinwerfen. Dort werde er den weltweit bestbezahlten Musiker in seiner Position finden. »Willkommen in der Wirklichkeit.« Woraufhin er mir ohne jede Spur von Ironie ins Gesicht sah und erwiderte: »Was haben wir denn mit der Wirklichkeit zu tun?« Da wusste ich, dass ich über einige meiner Kollegen wohl ein bisschen zu sehr die schützende Hand gehalten hatte.

Inzwischen wollte ich einfach nur noch eine gute Zeit haben und gemeinsam mit guten Freunden das tun, was wir am besten konnten. Wenn uns das nicht möglich sein sollte, würde ich es lieber komplett bleiben lassen. Wir waren zwar noch jung, andererseits aber auch zu alt, um uns das Leben selbst schwerzumachen, indem wir uns auf etwas einließen, was nicht für alle gewinnbringend sein würde und allen Spaß machte.

Mein Handeln wird (wenn nötig) von außerordentlicher Zuversicht gesteuert, daneben aber auch von Zweifeln in sämtlichen Farben und

Formen. Ein Segen, wenn man richtig damit umgeht. Aber wenn man's falsch anpackt, lähmt es einen. Aus Zweifeln können tiefer gehende kritische Gedanken entstehen, die dann dafür sorgen, dass man das Publikum und sich selbst nicht mit Mittelmaß abspeisen will. Sie können einen aber auch von eigenen Höhenflügen runterholen, sodass man hart auf dem Boden der Realität aufschlägt. Vor unserem Auftaktkonzert im Asbury Park, das unsere kommenden zehn Jahre einläuten sollte, durfte ich diese Erfahrung noch häufiger machen.

Rock and Roll Hall of Fame

Ich war schon bei diversen Zeremonien in der neuen Rock and Roll Hall of Fame zu Gast gewesen. Ein Jahr nach der Eröffnung hatte ich die Laudatio für Roy Orbison gehalten, und später wurde mir die Ehre zuteil, auch die für Bob Dylan zu halten – beides Musiker, die mich mit am meisten beeinflusst hatten. Es bedeutete mir wahnsinnig viel, dass ich darum gebeten worden war, ausgerechnet sie bei ihrer Aufnahme zu begleiten.

Nach den Zeremonien stand ich

während der All-Star-Jamsession, zu der damals sämtliche anwesenden Musiker auf die Bühne kamen, zwischen Mick Jagger und George Harrison, teilte mir mit ihnen ein Mikro und sang »I Saw Her Standing There«. Und ich dachte: »Was genau stimmt hier eigentlich nicht?« Wie hatte sich ein Junge aus New Jersey zwischen diese beiden Männer schmuggeln können, deren Musik sich so tief in seine Seele eingebrannt hatte, dass er gar nicht anders gekonnt hätte, als den gleichen Weg einzuschlagen, den sie zuvor beschritten hatten, und das um jeden Preis?

Es war immerhin so: 1964 hatten Millionen von Jugendlichen die Stones und die Beatles gesehen. Die meisten von ihnen werden sich gedacht haben: »Das muss Spaß machen.« Von diesen Millionen zogen *ein paar* los und kauften sich ein Instrument. *Ein paar* davon lernten, wie man das Instrument spielte. Von denen wiederum wurden *ein paar* gut genug, um einer Band aus ihrer Gegend beizutreten. Von denen nahmen *ein paar* ein Demotape auf. Von denen hatten *ein paar* Glück und unterzeichneten einen Plattendeal. Von denen verkauften *ein paar* eine

Handvoll Platten und spielten einige Gigs. *Ein paar* von ihnen landeten einen kleinen Hit, legten eine kurze Karriere als Musiker hin und schafften es, sich von den Gagen über Wasser zu halten. Nur *sehr wenige* von ihnen schafften es, auf Dauer von ihrer Musik zu leben, und von denen waren wiederum nur *sehr, sehr wenige* langfristig erfolgreich und kamen in den Genuss von Ruhm, Reichtum und großer Erfüllung. Und von denen hatte es an jenem Abend *einer* bis hierher geschafft und stand zwischen Mick Jagger und George Harrison, einem Stone und einem Beatle. Ich

wusste genau, wie 1964 die Chancen dafür gestanden hatten – für einen pickligen Fünfzehnjährigen mit einer billigen Kent-Gitarre aus Freehold, New Jersey. Meine Eltern hatten RECHT gehabt. Meine Chancen hatten wirklich EINS zu EINER MILLION gestanden – zu VIELEN MILLIONEN! Und trotzdem ... war ich hier. Ich wusste um mein Talent und auch, dass ich hart dafür gearbeitet hatte, um hier zu sein. Und trotzdem ... WAREN DAS HIER DIE GÖTTER, und ich war ein ... na ja, ein kleiner Gitarrist, der sich den Arsch aufgerissen hatte. Insgeheim

war ich ein Handwerker und schlicht gestrickt, und das würde auch immer so bleiben.

Damals wurden die Hall-of-Fame-Zeremonien noch nicht im Fernsehen übertragen. Die Leute kamen auf die Bühne und waren wunderbar, hasserfüllt, totkomisch, böse, sternhagelvoll, komplett durchgeknallt und oft tief berührend. Lag man gerade mit irgendwelchen anderen Bands im Clinch, war die Bühne in der Rock and Roll Hall of Fame der allerbeste Rahmen, um seinen Widersachern den Stachel noch tiefer reinzudrücken. Die Aufnahme in die

Hall of Fame – die naturgemäß ein Augenblick war, um innezuhalten und zurückzublicken –, brachte gleichermaßen das Beste und das Schlimmste in den Leuten hervor und war jedes Mal unsagbar unterhaltsam.

Zu jener Zeit wurden noch die wahren Rockgiganten aufgenommen. An so einem Abend fand man sich auf der Bühne nicht nur zwischen Mick Jagger und George Harrison wieder, sondern auch Seite an Seite mit Keith Richards, mit Bob Dylan zur Linken und B. B. King zur Rechten. An dessen linker Seite wiederum stand Smokey Robinson und ganz außen Les

Paul neben Jeff Beck. Es war, als wäre eine von Guy Peellaerts frühen *Rock-Dreams*-Illustrationen, auf denen die Götter des Rockolymp versammelt waren, zum Leben erwacht. Musikalisch war es oft eine einzige Katastrophe – aber allein schon dabei gewesen zu sein hatte echt etwas Besonderes ... dort zwischen deinen Träumen, deinen Göttern, deinen Helden, wie ein blinder Passagier auf dem Trip seines Lebens. Wie die Rockversion von Leonardo da Vincis *Letztem Abendmahl*. Steve und ich haben uns oft darüber ausgetauscht, dass wir wirklich genau zum richtigen

Zeitpunkt zur Welt gekommen waren. In den Sechzigern, als Rock und das Radio ihr Goldenes Zeitalter erlebten, waren wir Teenager gewesen ... als die beste Popmusik gleichzeitig auch die populärste war ... als sich eine neue Sprache herausbildete, mit der Jugendliche in aller Welt angesprochen werden konnten und die für die meisten unserer Eltern einem fremdartigen Dialekt gleichkam, die aber auch eine ganze Glaubensgemeinschaft von Seelen schuf, vereint in der Ekstase und den Verwirrungen ihrer Zeit und zugleich geeint durch die Stimme ihres

jeweiligen Jüngers, ihres örtlichen Radio-DJs.

Wir waren die frühe dritte Rockgeneration: gerade rechtzeitig geboren, um das Beste von den Erneuerern des Blues, Pop und Soul mitzubekommen, einer Welle, die von England herübergeschwappt war, aber auch alt genug, um noch die Gründerväter dieser Gattungen zu erleben. Muddy Waters, Howlin' Wolf, Chuck Berry, Fats Domino, Roy Orbison, Jerry Lee Lewis, Elvis ... alle noch am Leben und aktiv, als sich die Sixties-Welle an ihrem Scheitelpunkt befand. Es war die lebendigste und

turbulenteste Ära in der Rockmusik gewesen. Ich hatte die Doors gesehen, Janis Joplin und The Who – in der Asbury Park Convention Hall. The Who hatten als Vorband von Herman's Hermits gespielt! Und vor ihnen hatten die Blues Magoos auf der Bühne gestanden, Musiker aus New York City, die verkabelte, im Dunkeln leuchtende Anzüge getragen hatten. In Janis' Band hatte einer meiner großen Gitarrenhelden gespielt, Danny Weiss von der Band Rhinoceros, der Steve und ich überallhin gefolgt waren, wo immer sie in Jersey Auftritte hatten. Wie ein Bittsteller hatte ich mir von

diesen Bands die zitternde Stirn berühren lassen, überwältigt von ihrer Power. Mit allem, was im Radio und im Land abging, gab es genug wilden Treibstoff, der für einen armen Jungen ein ganzes Leben lang ausreichen würde ... und das tat er auch.

Auch danach hat es noch viel begeisternde Musik gegeben, speziell die Punkexplosion der späten Seventies und der Hip-Hop der Achtziger, aber alles in allem war uns das beste Los zugefallen. Und das ist mit ein Teil dessen, was unsere Band einzigartig macht: dass in unserer

Musik die Anforderungen an eine durch die Arbeiterschaft geprägte Welt der Fünfziger und die gesellschaftlichen Entwicklungen der Sechziger aufeinandertreffen und sich miteinander vermischen. Wir sind Prä- und Post-Hippie Sixties Soul Survivors: ein Gemisch, das es so aus erster Hand nicht länger gäbe, wenn wir aufhörten. Dafür verändern sich die Welt und die Gesellschaft viel zu schnell und viel zu weitreichend. Die Umstände, in die Musiker heutzutage hineingeboren werden, sind schlicht anders – nicht weniger bedeutungsvoll, aber anders. Die

Voraussetzungen, die Motown, Stax, Blues und Rockabilly zum Aufstieg verholfen haben, existieren nicht mehr: das goldene Zeitalter des Radios, das Industriezeitalter, die vor dem Siegeszug des Internets florierende Regionalkultur, der Postindustrialismus. Stattdessen gibt es neue Einflüsse, und die werden die Rockhelden der kommenden Generation hervorbringen. Dieser Wandel hat sich schon diverse Male neu vollzogen, und er vollzieht sich auch gerade jetzt, während wir darüber sprechen. Lang lebe der

Rock! (Wie auch immer er sich anhören mag.)

Aufnahme

Anfang 1998 erfuhr ich, dass nun auch ich in die Rock and Roll Hall of Fame aufgenommen werden sollte. *Greetings from Asbury Park* war vor mittlerweile fünfundzwanzig Jahren veröffentlicht worden, womit ich die Grundvoraussetzung für die Aufnahme erfüllt hatte. Doch damit sahen wir uns erneut mit unserem alten Paradox konfrontiert. Ich war vor einer halben Ewigkeit als

Solokünstler unter Vertrag genommen worden und hatte seither als »Bruce Springsteen« Musik aufgenommen. Gemäß Regelwerk wird in die Hall of Fame derjenige Interpret aufgenommen, dessen Name auf der ersten Produktion steht. Seit 1975 waren wir als Bruce Springsteen *and* the E Street Band auf Tour gegangen, und was ich erreicht hatte, war nur aufgrund der Zusammenarbeit mit meinen Freunden möglich gewesen.

Ein paar Wochen vor den Feierlichkeiten besuchte Steve mich in meinem Haus in Rumson und sprach sich dafür aus, dass ich die Hall of

Fame doch überreden sollte, uns als »Bruce Springsteen and the E Street Band« dort aufzunehmen. »Immerhin« – so seine Worte – »ist das die Legende«.

Er hatte recht. Trotzdem hatten wir zehn Jahre lang nicht mehr zusammen auf der Bühne gestanden. Ich war immer noch ein wenig hin- und hergerissen, und die Nähe, die im Lauf der folgenden zehn Jahre wieder zwischen uns entstehen würde, war so noch nicht zu spüren. Außerdem war ich wirklich stolz darauf, dass ich 1972 allein in John Hammonds Büro marschiert war. Anfang der Siebziger

hatte ich – fest entschlossen, eine Solokarriere anzustreben – sämtliche Bandpläne ad acta gelegt. Später hatte ich die besten Musiker der Welt zusammengetrommelt und mit ihnen gemeinsam etwas geschaffen, was weder Fisch noch Fleisch gewesen war. Meine größten Helden waren Solokünstler gewesen – Frank, Elvis, Dylan –, und ich war allein losgezogen, in der festen Absicht, es ihnen gleichzutun. Mein Vorbild war der einsame Vagabund, der Grenzlandbewohner, der Mann in der Wildnis, der Highwayman, der archetypische amerikanische

Abenteurer, der zwar mit einem Fuß in der Gesellschaft stand, sich ihr aber nicht verpflichtet fühlte: John Wayne in *Der Schwarze Falke*, James Dean in *Denn sie wissen nicht, was sie tun*, Bob Dylan auf *Highway 61 Revisited*. Später kamen noch Woody Guthrie, James M. Cain, Jim Thompson und Flannery O'Connor hinzu – *Einzelpersönlichkeiten*, die sich am Rande der Gesellschaft rumtrieben, um neue Blickwinkel einzunehmen, Welten zu erschaffen, und die sich neue Möglichkeiten ausdachten, die dann vom Rest der Gesellschaft aufgenommen und Teil des Mainstreams wurden. Ich hatte für

all das ein eindrucksvolles Instrument gesucht und darüber hinaus auch das Gefühl, aus vollem Herzen und mit ganzer Seele unterstützt zu werden, damit ich genug Raum und Zeit hatte, um die Musik zu machen, die in mir steckte. Für beides stand die E Street Band.

Die Regularien der Hall of Fame sahen den Graubereich, wie sie meine Zusammenarbeit mit der Band darstellte, nicht vor. Es gab nirgends eine Formulierung, die spezifisch genug gewesen wäre, um den Besonderheiten unseres musikalischen Gebildes Rechnung zu tragen. Steve

hatte wahrscheinlich recht, und ich hätte die Hall of Fame darum bitten können, bei meiner Aufnahme die Ausnahme von der Regel zuzulassen. Obwohl das bis dahin noch bei keinem anderen Interpreten gemacht worden war, hätten sie es in diesem Fall sicherlich durchgehen lassen. Doch um das zu tun, hätte ich mir hundertprozentig sicher sein müssen, dass es genau das war, was ich wollte. Seit ich 1970 mit einundzwanzig bei Steel Mill ausgestiegen war und mich ein für alle Mal gegen das Thema »Kleinstdemokratien und Bands«

entschieden hatte, hatte ich eine andere Richtung eingeschlagen.

Als ich schließlich am 15. März 1999 feierlich in die Rock and Roll Hall of Fame aufgenommen wurde, waren die Bandmitglieder an meiner Seite. Manch einer fühlte sich gekränkt, andere waren einfach nur froh für mich, doch letzten Endes waren sie alle wieder im Boot. Schon bald würden wir unsere neue Tournee starten, die den Auftakt zu einer unserer produktivsten Dekaden bilden sollte und bei der wir mehrere Generationen neuer E-Street-Fans hinzugewinnen konnten.

Proben

Am 11. März 1999 kehrten wir zu unseren Wurzeln zurück und beraumten Bandproben in der Asbury Park Convention Hall an. Damals sah Asbury heruntergekommen aus und kämpfte nach wie vor mit Problemen, die in Jahrzehnten politischer Vernachlässigung und Korruption entstanden waren. Doch rund um die Cookman Avenue begann sich etwas zu rühren. Eine kleine Gruppe aus Künstlerpionieren und Schwulen aus New York fand die niedrigen Mieten in der Stadt und die Laissez-faire-

Einstellung ihrer Bewohner offenbar so attraktiv, dass sie sich hier ansiedelte. Asbury markierte jetzt die Grenzlande, es war eine Art Leinwand, die durch Armut und zunehmenden Leerstand blank gewischt worden war, sodass Platz genug war, um Neues entstehen zu lassen. Am Ende des langen, dunklen Tunnels, in dem die Stadt steckte, tauchte in der Ferne ein Licht auf. Hier wollten wir herausfinden, wer wir *jetzt* waren.

An Tag eins schickte ich die Band mit »Prove It All Night« los, und ich spürte sofort, dass noch alles da war.

Allerdings hatte ich zu meinem großen Erstaunen einiges vergessen ... Beispielsweise kamen meine Ohren mit dem Lärm, den wir veranstalteten, nicht mehr so gut zurecht wie früher. Aber das würde sich mit zunehmender Taubheit schon bald wieder geben. Ich freute mich über den gewaltigen, grollenden Sound der Band, über sein schieres Gewicht, aber gleichzeitig verunsicherte er mich auch. Wenn ich diese riesige Maschine wieder anwarf, sollte ich mir wohl besser schleunigst darüber klar werden, was ich mit ihr anstellen wollte. Nach der ersten Hälfte von

»Prove It« kam es mir vor, als hätten wir den Song gerade erst zwei Wochen zuvor zum letzten Mal gespielt. Zehn Jahre spielten keine Rolle mehr. Es war ein großartiger Tag, und doch war ich nicht vollends überzeugt, als ich mich später auf den Heimweg machte.

Mit Jon führte ich über meine zwiespältigen Gefühle lange Gespräche. Da Zwiespältigkeit eine meiner Spezialitäten ist, hatte ich natürlich nicht ernsthaft erwartet, wir könnten den Weg bis zum Ziel einfach so bewältigen, ohne dass ich dabei einen erbitterten Ringkampf mit

meinen eigenen Unstimmigkeiten führen müsste. Aber dann sollte es eben so sein. Ich stellte unsere Show größtenteils aus Stücken von *Tracks* zusammen, einer Sammlung von sechshundsechzig bislang unveröffentlichten Aufnahmen, die wir parallel zum Tourstart rausbringen wollten. Die Klassiker wollte ich nicht spielen, aus Angst, mich zu sehr in der Vergangenheit zu verzetteln.

Eines Abends saß ich mit Jon im Film Center Café an der Ninth Avenue in Hell's Kitchen und schrieb ihm auf, wie unser Set aussehen sollte.

Er sah es durch und meinte: »Da sind nicht viele Songs dabei, die die Leute nach zehn Jahren vielleicht hören wollen.«

»Findest du?« Ich brachte all meine Einwände: Ich kann nicht ... will nicht ... bla, bla, bla. Dann gestand ich ihm, dass ich so meine Zweifel hätte, ob die ganze Sache überhaupt funktionieren würde. Ob wir »authentisch« sein würden.

»Wenn du mit deiner Band auf die Bühne kommst und deine beste Musik spielst«, entgegnete Jon seelenruhig, »wird es den Leuten schon gefallen.«
Oh.

Die Probe tags darauf in der Kongresshalle war denkbar stressig. Wir quälten uns durch altbekanntes Musikmaterial, das sich irgendwie bleiern und leblos anfühlte. Insgeheim zitterten mir vor Angst die Knie, aber ich wollte die Zuversicht der Band nicht torpedieren oder womöglich sogar ihr Selbstbewusstsein zunichtemachen. Während der vergangenen paar Wochen hatten sich immer wieder an die fünfzig Fans vor der Halle versammelt, und als wir am späteren Nachmittag nur noch ein paar Songs zu proben hatten, wies ich jemanden aus der Crew an, sie

hereinzulassen. Und noch während ich den ersten Takt von »Promised Land« einzählte, strömten strahlende, aufgeregte Gesichter auf die Bühne zu, und dann passierte es ... Lift-off! Mit einem Mal fühlte sich die Band so leicht wie eine Feder an und so tief wie die See. Ich hatte nur in diese Gesichter blicken müssen und gefunden, was mir gefehlt hatte. Es steckte immer noch alles in mir drin. Ich spürte, wie mich eine gewaltige Erleichterung durchströmte – und plötzlich ergab alles wieder Sinn. Während wir uns wochenlang auf der Bühne der Kongresshalle abgeschottet

und geschuftet hatten, um Leben in unser hochgelobtes Songbook reinzupumpen, hatte eins gefehlt: Ihr.

Erst als diese Handvoll Seelen vor mir aufgetaucht war, konnte ich nicht nur unsere gemeinsame Geschichte spüren, sondern auch die *Aktualität* dessen, was wir taten. Es würde alles gut werden.

Am Tag vor unserem Auftaktkonzert brachte ich einen Song namens »Land of Hope and Dreams« mit zu den Proben. Ich hatte das Gefühl, wir müssten diesen jüngsten Abschnitt im Leben unserer Band mit etwas Neuem beginnen. »Land of

Hope« fasste vieles von dem zusammen, was ich mit unserer Band erreichen wollte, und es erneuerte den Schwur gegenüber unserem Publikum, dass wir den Weg in die Zukunft weiter beschreiten würden und wieder ein lebendiger Bestandteil im Leben unserer Fans sein wollten. Der Abend endete mit diesem Song ... dann machten wir uns auf die Reise.

Am 9. April 1999 legten wir in Barcelona los, einer derjenigen europäischen Großstädte, die sich zu Epizentren unserer Popularität in Europa entwickelt hatten. Dort wurden wir mit einer schier

hysterischen Begeisterung empfangen, die uns während des kommenden Jahrzehnts immer wieder in diese wunderschöne Stadt zurücklocken würde. Es war keine *Reunion*, sondern ein *Revival*, und die Band spielte sich 133 Konzerte lang die Seele aus dem Leib – bis zu unserem letzten Auftritt in New York City, der unsere Rückkehr in einer Art und Weise markieren sollte, mit der wir nicht gerechnet hatten.

»American Skin«

Als sich unsere erste Tour seit vielen

Jahren ihrem Ende zuneigte, wollte ich für den Gig im New Yorker Madison Square Garden irgendetwas Neues schreiben, um allen zu zeigen, in welche Richtung die Reise gehen sollte. Die tödlichen Schüsse, die Zivilpolizisten auf Amadou Diallo, einen afrikanischen Einwanderer, abgefeuert hatten, als er gerade nach seiner Brieftasche griff, schien die tödliche Gefahr zu unterstreichen, in der man selbst gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts schwebte, wenn man mit dunkler Haut durch die Straßen amerikanischer Innenstädte lief. Ich schrieb, so

umsichtig ich konnte, und versuchte dabei, nicht nur die Perspektive der Diallos, sondern auch die der Polizeibeamten einzunehmen. Wir testeten den Song bei unserem Konzert in Atlanta, dem letzten Auftritt vor New York City. Ich hatte gedacht, es wäre nur ein weiterer Song über gesellschaftlich relevante Themen, wie ich sie während meiner Karriere schon häufiger geschrieben hatte. Daher war ich leicht schockiert, als Steve am Tag vor unserem Garden-Auftritt in die Probe in Fort Monmouth platzte und rief: »Hast du das gesehen?« Auf dem Cover der

ehrwürdigen *New York Post* war Bob Lucente abgebildet, der Vorsitzende des New York State Fraternal Order of Police, der mich einen »Drecksack« und eine »schwebende Schwuchtel« nannte. »Drecksack« konnte ich ja noch verstehen, aber ich musste mein aus Prä-Wikipedia-Zeiten stammendes Webster-Lexikon bemühen, um nach einer Deutung des Ausdrucks »schwebende Schwuchtel« zu suchen. Nur stand dazu nichts drin. Ich erhielt mehrere Briefe – sogar vom zuständigen Police Commissioner, der mich bat, den Song NICHT MEHR zu spielen ... Hä? Es war ein SONG!

Und mal abgesehen von unserem Publikum in Atlanta hatte ihn niemand je gehört. Doch auf CNN und in den Leitartikeln der Zeitungen setzte sich der Sturm fort.

Unnötig zu erwähnen, dass am Abend des Konzerts im Madison Square Garden eine gewisse Spannung in der Luft lag. Das Publikum war spürbar unruhig, lechzte vielleicht sogar ein wenig nach Blut. Die Polizisten hinter der Bühne, die normalerweise einen begeisterten Teil des Publikums darstellen, hatten versteinerte Mienen und gaben sich wortkarg. Mr. und Mrs. Diallo hatten

sich gewünscht, bei dem Konzert dabei sein zu dürfen. Backstage lernte ich die beiden, ein elegantes afrikanisches Paar, kurz kennen. Sie erzählten ein bisschen von Amadou und dankten mir dafür, dass ich über ihren Sohn geschrieben hatte.

Trotz des Pressewirbels hatte ich für den Song keine große Show geplant. Ich fügte ihn lediglich dort in die Titelliste ein, wo er am besten hinpasste, und ging raus, um meinen Job zu machen. Im Backstagebereich versammelte ich noch mal die Bandmitglieder in einem Kreis um mich und erklärte ihnen, dass

möglicherweise etwas
Unvorhergesehenes passieren
werde ... was aber etwas sei, was wir
jederzeit parieren konnten. Wir
nahmen einander bei den Händen, die
Lichter gingen aus, und wir betraten
die Bühne.

Zu Beginn des Konzerts waren alle,
sowohl wir selbst als auch das
Publikum, fast steif vor Anspannung.
Man konnte förmlich mit den Händen
greifen, dass es kein normaler Abend
werden sollte. Ich hatte noch nie auf
einer Bühne gestanden und in dieser
Weise gefühlt, dass die Leute nur auf
ein einziges Lied warteten ...

warteten ... und warteten. Sechs Stücke vor Schluss gab ich Roy und Max schließlich ein Zeichen, das düstere, schleppende Riff und den uhrwerkartigen Rhythmus zu spielen, die das Intro zu »American Skin« bilden. Einige Zuschauer begannen, unrhythmisch zu klatschen, und ich bat um Ruhe. Dann sang ein Bandmitglied nach dem anderen – angefangen mit Clarence – die Eingangszeile »Forty-one shots«.

Sofort hörte ich erste Buhrufe (die sich, ganz gleich was andere behaupten, sehr deutlich von »Bruuuuuuce«-Rufen unterscheiden).

Das war zu erwarten gewesen. Dann eilten ein paar zornige junge Männer vor zum Bühnenrand, und einer zückte seine Marke und zeigte mir den Mittelfinger. Sie standen einen Moment lang zu meinen Füßen und schrien zu mir herauf – was es war, kann ich nicht sagen, aber es waren sicher keine freundlichen Grußworte. Nach kurzer Zeit wurden sie von den Sicherheitsleuten aus dem Garden geschleppt.

Wir spielten den Song zu einer Mischung aus bekräftigendem Applaus und Buhrufen und sahen dabei die Diallos auf ihren Plätzen

sitzen. Und dann war es vorbei. Auf »American Skin« ließ ich »Promised Land« folgen, einen weiteren Song, in dem es um den Wunsch geht, als Mensch anerkannt zu werden, darum, wie einem dieser Wunsch verweigert wird, und um den Preis, den diese Weigerung kostet.

Obwohl ich mich in »American Skin« kritisch äußerte, war der Song nicht gegen die Polizei gerichtet, wie manche geglaubt haben. Die ersten Zeilen, die man nach dem Intro hört, werden aus der Perspektive des Polizisten erzählt: »... kneeling over his body in the vestibule, praying for

his life.« In der zweiten Strophe versucht eine Mutter, ihrem Sohn einzubläuen, dass er sich jederzeit all dessen bewusst sein muss, was er tut – in einer Gegend, wo selbst die unschuldigste Bewegung (wie die Briefftasche zu zücken oder sich außer Sicht zu bewegen) zu tödlichen Missverständnissen führen kann.

Die Zeile »Is it in your heart, is it in your eyes« in der Bridge verlangt vom Sänger und seinen Zuhörern, sich innerlich zu den Ereignissen zu positionieren. Die dritte Strophe – »We're baptized in these waters and in each other's blood ... it ain't no secret,

no secret my friend. You can get killed just for living in your American skin« – schildert das Leben in einem Land, in dem man Angst vor seinem Bruder hat.

Das Übermaß an Schüssen – einundvierzig! – sollte darlegen, wie allumfassend unser gegenseitiger Verrat war: »Forty-one shots ... forty-one shots ...« Das war das Mantra, das ich in meinem Song immer wieder singen wollte: die zahllosen kleinen und großen Verbrechen, die wir Tag für Tag aneinander verübten. Ich hatte mich wirklich um eine ausgewogene Stimme bemüht. Eine

Hetzrede, das wusste ich, hätte nichts gebracht. Ich wollte den Menschen nur dabei helfen, die Perspektive des jeweils anderen einzunehmen und ihnen aufzuzeigen: Das ist es, was systematische ethnische Ausgrenzung, Angst und Paranoia unseren Kindern, unseren geliebten Menschen und uns selbst antun. Das ist der Blutzoll, den wir dafür entrichten.

Am Ende von »American Skin« konnte man förmlich spüren, wie das Publikum im Madison Square Garden erleichtert aufatmete. Die Welt hatte nicht aufgehört, sich zu drehen. Viele von denen, die uns ausgebuht hatten,

jubelten uns für den Rest des Konzerts zu. Doch der Song hinterließ – mehr als irgendein zweiter aus meinem Repertoire – eine unschöne Narbe, die uns noch lange zeichnen sollte. Während einem meiner Motorradausflüge durch den Westen des Staates New York hielt ich mal an einer kleinen Raststätte, wo ich an ein paar einheimische Polizisten geriet, die schon ein paar Bier intus hatten und sich offensichtlich nicht mit meinen Ansichten anfreunden wollten. Ich fuhr lieber weiter. Und als wir den Song Jahre später am letzten Abend unserer *Rising*-Tour spielten, weigerte

sich die Polizei vor Ort, uns von der Halle weg zu eskortieren (wir Armen!), sodass wir uns selbst den Weg durch die verstopften Straßen bahnen mussten. Eigentlich gar kein Problem – aber es machte mich traurig, dass einige jener engagierten Menschen, die sich tagtäglich auf einen schmalen Grat hinauswagen, um uns zu beschützen, diesen Song immer noch so falsch deuteten. Andererseits bin ich auch Männern und Frauen begegnet, die mir ihre Marke zeigten und erklärten, dass sie verstünden, was ich mit meinem Text hatte aussagen wollen.

Im Zusammenhang mit diesem ganzen Fiasko erinnere ich mich am liebsten daran, wie ich eines Nachmittags die Monmouth Street in Red Bank entlangschlenderte, als plötzlich eine ältere schwarze Dame auf mich zukam. »Sie wollen die Wahrheit einfach nicht hören«, sagte sie. In jenem Jahr erhielt ich eine kleine Ehrung von unserer örtlichen Niederlassung der NAACP, einer der wichtigsten schwarzen Bürgerrechtsbewegungen. Und ich bin froh, dass mich dieser Song der schwarzen Community näher gebracht hat. Ich wünschte mir nur, ich hätte

mich mehr um sie verdient gemacht.

Kein anderer Song, den ich je geschrieben habe (einschließlich »Born in the USA«), hat so viele verstörte und kontroverse Reaktionen hervorgerufen wie »American Skin«. Einige Menschen regten sich richtiggehend über ihn auf. Es war der erste Song, mit dem ich zielsicher mitten hinein ins Minenfeld zwischen den Rassen gestieft war ... und in Amerika spielt »Rasse« immer noch eine große Rolle.

Das erste E-Street-Revival war vorüber. Ich hatte mein Vertrauen in die Band wiedergewonnen, und mit

»Land of Hope and Dreams« und »American Skin« hatte ich Songs geschrieben, die sich neben unserer früheren Musik gut machten. Jetzt mussten wir nur noch ein gutes, modernes Album aufnehmen.

KAPITEL 66

THE RISING

Nach der '99er Tour ging ich mit der Band ins Studio, um schon mal ein paar Sachen aufzunehmen. Wir wählten die Hit Factory, unser Stammstudio in New York City. Den Anfang stellten »Land of Hope and Dreams«, »American Skin« und

Material, das ich zusammen mit Joe Grushecky, einem gestandenen Rockmusiker aus Pittsburgh, geschrieben hatte. Ich trommelte das alte Produktionsteam rund um Chuck Plotkin zusammen, und ein paar Tage lang nahmen wir auf, was wir hatten. Als Inspiration für die Band hatte ich ein paar ordentliche Demos von meinen neuen Songs mitgebracht, und wir verließen das Studio mit acht halb fertig produzierten Stücken.

Als ich sie mir in den folgenden Wochen noch mal anhörte, wollte sich daraus jedoch kein stimmiges Bild ergeben. Die Band spielte gut, die

Musik war einwandfrei aufgenommen worden, aber es fehlte die Frische, der Funke, in alldem gab es keinen Dreh- und Angelpunkt, kein *Album*. Die Songs waren einfach da, aber es passierte nichts mit ihnen. Alle großen Rock'n'Roll-Alben vermitteln dir vor allem ein Gefühl: dass ETWAS PASSIERT! Etwas, was du hören MUSST! Es gibt eine Menge gut hörbare schlechte Alben, die sich nur deshalb am Markt halten, weil sie nicht langweilig sind. Sie wurden auf eine Weise geschrieben, konstruiert, arrangiert und produziert, dass du sie durchhörst. Es mag zwar keine Kunst

sein, auf jeden Fall aber anständiges Handwerk. Das war uns nicht gelungen. Als ich mir noch mal anhörte, was wir aufgenommen hatten, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: WIR WAREN LANGWEILIG! Ich wusste zwar, dass ein paar der Lieder, die ich geschrieben hatte, alles andere als langweilig waren – immerhin hatten sie einen Shitstorm ausgelöst –, aber das Album, das wir aus diesen Songs zusammenstellen wollten, war es sehr wohl.

Nach einem Vierteljahrhundert voller Erfolge mussten Jon und ich uns

eingestehen, dass wir nicht mehr wussten, wie man Alben produzierte. Die Produktionstechnik hatte sich schlicht weiterentwickelt, unsere Ideen und Arbeitsweisen waren nicht mehr zeitgemäß, gut anzuhören, aufregend oder kompetent. Wir waren als Sänger, Songwriter, Livemusiker und Manager mittlerweile wesentlich besser denn als Produzenten. Tja, dann war es eben so. Wer sollte übernehmen? Wir wussten, dass wir beide immer noch große Lust darauf hatten, tolle Alben zu machen. Jetzt mussten wir nur noch unser exklusives

kleines Universum öffnen und herausfinden, wie man das hinbekam.

Ein paar Jahre zuvor hatte mich der damalige Chef von Columbia Records, Donnie Ienner, angesprochen und erzählt, Brendan O'Brien, der Produzent von Pearl Jam und Rage Against the Machine, sei an einer Zusammenarbeit mit mir interessiert. Jetzt tauchte Brendans Name neben ein paar anderen wieder auf. Jon und ich machten einen Termin aus, an dem Brendan und ich uns in meinem Homestudio in New Jersey treffen würden. Als er schließlich vor meiner Tür stand, entpuppte sich Mr. O'Brien

als ein ziemlich jugendlich
aussehender Mann in den Dreißigern.
Er wirkte vernünftig, war ein guter
Gesprächspartner, und ich fühlte mich
wohl in seiner Gesellschaft. Er war
selbstbewusst, legte aber keine Allüren
an den Tag. Ich spielte ihm ein paar
Sachen vor: aktuelle Aufnahmen, alte
und neue Demos. Er konzentrierte
sich auf ein paar wenige Songs und
erklärte mir, er sei nur hergekommen,
um sicherzugehen, dass »ich noch
immer ich war«. Und er attestierte
mir, dass ich es war. Wir machten ein
zweites Treffen aus und einen
Aufnahmetermin bei ihm zu Hause in

Atlanta. Dort würden wir einander gründlich unter die Lupe nehmen. Doch zuvor sollte noch ein schöner, sonniger Herbsttag in der Tri-States Area anbrechen.

Am 11. September 2001 war ich gerade aufgestanden und runter in die Küche gegangen, als mir eine unserer Hausangestellten mitteilte, ein Flugzeug sei in das World Trade Center geflogen. Ich konnte mich noch gut daran erinnern, wie mal eine zweimotorige Maschine im dichten Nebel das Empire State Building gerammt hatte, und dachte nur: »Armer Kerl«, weil ich annahm, dass

irgendein fehlgeleiteter und unerfahrener Pilot mit seiner Cessna – oder was immer er geflogen hatte – vom Kurs abgekommen wäre. Eine Sache war allerdings merkwürdig. Von unserem sonnenbeschienenen Frühstückstisch aus blickte ich in einen Himmel, der klarer nicht hätte sein können. Mit der Sicht konnte es also keine Probleme gegeben haben. Ich ging ins Wohnzimmer, um den Fernseher einzuschalten. Von einem der Zwillingstürme des Trade Center stieg Rauch auf, und noch während ich hinsah, krachte ein Flugzeug in den zweiten Turm. Das war keine Cessna

gewesen, sondern ein riesiger Passagierflieger! Auch die erste sei so eine Maschine gewesen – und nur Minuten später kam die Meldung, dass ein weiteres Flugzeug ins Pentagon geflogen sei. Wir wurden angegriffen.

Genau wie der Rest des Landes saß ich wie erstarrt vor dem Fernseher, auf dem sich das Unvorstellbare ereignete, und hatte das Gefühl, dass als Nächstes alles, wirklich *alles* passieren könnte und würde. Die Ankerleine war gerissen, und wir trieben haltlos durch absolut unvorhersehbare, tödliche Gewässer. Dann stürzten vor meinen Augen die

Türme ein. Was ein so unmögliches, unfassbares Ereignis war, dass der Nachrichtensprecher vor Ort nicht mehr begreifen konnte, was er da sah, und für den Moment einfach alles unkommentiert ließ.

Am späten Nachmittag fuhr ich zur Rumson-Sea Bright Bridge. Vom Scheitelpunkt der Brücke aus hatte man an klaren Tagen die Zwillingtürme als zwei kleine vertikale Striche vor dem Horizont ausmachen können. Doch an diesem Tag stiegen vom südlichen Ende Manhattans, das mit dem Boot keine dreißig Meilen entfernt war, gewaltige

Rauchschwaden auf. Ich hielt an meinem Lieblingsstrand und lief runter bis zur Gischtlinie, von wo ich nach Norden blickte. Eine dünne, graue, waagerechte Linie aus Rauch, Staub und Asche breitete sich in östlicher Richtung über dem Meer aus. Es schien, als hätte sich die schmutzige Kante eines grellblauen Betttuchs aufgefaltet und über den herbstlichen Atlantik gelegt.

Eine Weile blieb ich allein am Strand sitzen, der sich an diesem Septembertag unter einem gespenstisch stillen Himmel erstreckte. Wir leben in New Jersey unter einem

sehr belebten Flugkorridor. Unentwegt ziehen Flieger auf dem Weg zum Kennedy und zum Newark Airport über die Ostküste hinweg, und das leise Summen der Triebwerke gehört genauso zur Geräuschkulisse an der Shore wie die sanft brechenden Wellen. Doch nicht an diesem Tag. Sämtliche Flugzeuge hatten am Boden bleiben müssen. Über dem Sand lag eine tödliche, dystopische Ruhe ... wie in *Das letzte Ufer*.

Irgendwann machte ich mich wieder auf den Heimweg, um Patti zu helfen und die Kinder von der Schule abzuholen. Als ich über den

Kiesparkplatz des Beach Club fuhr, zögerte ich kurz, ehe ich mich in den Verkehr auf dem Ocean Boulevard einordnete. Im selben Augenblick schoss ein Auto, das über die Rumson-Sea Bright Bridge gekommen war, an mir vorbei. Der Fahrer erkannte mich und rief mir durch das offene Fenster zu: »Bruce, wir brauchen dich jetzt!« Ich ahnte in etwa, was er meinte, aber ...

Auf dem Heimweg fiel es mir unendlich schwer, die Ereignisse des Morgens einzuordnen. Ich fühlte mich um Jahre zurückversetzt. Damals hatte ich in Sportklamotten auf dem

Fußballplatz der Highschool gestanden, als jemand aus der Schulmensa schreiend über den Parkplatz herübergerannt kam. Ich weiß noch genau, wie ich mein Gesicht an den Maschendrahtzaun presste und hörte, wie er rief: »Der Präsident wurde ermordet! Kennedy ist erschossen worden!« Als ich schließlich vor der Rumson Country Day School hielt, lasen dort gerade Eltern nervös schweigend ihre Kinder auf. Ich lief auf Evan, Jessie und Sam zu und fuhr sie heim.

Das Monmouth County hatte einhundertfünfzig Ehemänner,

Brüder, Söhne, Ehefrauen und Töchter verloren. Wochenlang fuhren schwarze Limousinen vor den Kirchen vor, und Menschen kamen im Gemeindepark zu kerzenbeschiedenen Nachtwachen zusammen. In Rumson lebten zahlreiche Wall-Street-Pendler, und so kannte beinahe jeder jemanden, der einen Angehörigen oder Freund verloren hatte. Im Count Basie Theatre fand ein Benefizkonzert statt, bei dem Musiker aus der Gegend zusammenkamen und spielten, um Geld für die Familien der Opfer zu sammeln. Dort lernte ich die »Jersey

Girls« kennen, die bald darauf durch ihren unermüdlichen Einsatz die Regierung dazu zwingen sollten, über die Ereignisse jenes Tages öffentlich Rechenschaft abzulegen. Ihre Bemühungen führten zur Bildung der 9/11-Kommission. Unser Land ist ihnen zu großem Dank verpflichtet.

The Rising entstand aus dem nationalen TV-Marathon, bei dem wir in der Woche nach dem 11. September auftraten. Für die Show komponierte ich »Into the Fire«. (Da der Song allerdings nicht rechtzeitig fertig wurde, spielte ich stattdessen »My City of Ruins«, das ich ein Jahr zuvor für

Asbury Park geschrieben hatte.) Von den vielen schrecklichen Bildern jenes Tages ließ mich vor allem eins nicht los: das der Rettungshelfer, die die Treppen *hinauf*stiegen, während die anderen nach unten rannten, um sich in Sicherheit zu bringen. Das Pflichtgefühl, der Mut, der Aufstieg ... wohinein? Das religiöse Bild des Aufsteigens, das Überschreiten der Grenze zwischen dieser Welt, der Welt aus Fleisch und Blut, Arbeit, Familie, deinen Kindern, dem Atem in deiner Lunge, dem Boden unter deinen Füßen, allem, was das Leben ausmacht, und ... der

jenseitigen. Das beschäftigte meine
Fantasie. Wenn man sein Leben oder
zumindest irgendetwas an seinem
Leben liebt, kann das Ausmaß der
Opferbereitschaft jener Helfer nur
unbegreiflich bleiben.

Nichtsdestoweniger war ihr
Vermächtnis greifbar. Der Tod mit all
der Wut, dem Schmerz und dem
Gefühl des Verlusts, die er mit sich
bringt, erinnert die Überlebenden an
das, was ihnen noch offensteht. Er
hebt den Schleier, der sich mit den
alltäglichen Routinen sanft über unsere
Augen legt. Diese neue Sicht der

Dinge ist der letzte Liebesbeweis jener Helden an die Hinterbliebenen.

Der TV-Marathon sollte unsererseits zumindest ein kleines Zeichen der Dankbarkeit gegenüber den Menschen darstellen, die Tag für Tag die schwere Bürde auf sich nehmen, unsere Gemeinschaft zu beschützen.

Die Frage, ob ich je über diesen Tag schreiben sollte oder nicht, stellte sich mir gar nicht erst. Als ich nach Atlanta fuhr, hatte ich »Into the Fire« und »You're Missing« im Gepäck.

Dank Brendan bekam der Sound der Band eine neue Kraft und

Perspektive. Den Inhalt der Songs kommentierte er mit keinem Wort. Stattdessen sagte er nur: »Die sind gut. Geh heim und schreib noch ein paar mehr davon.« Mir war von Anfang an klar: Wenn ich noch mehr Songtexte über dieses Thema schreiben wollte, durften sie nicht ausschließlich im Licht jener Ereignisse zu verstehen sein. Sie mussten genauso gut für sich selbst funktionieren, sodass man ihren inneren Zusammenhang auch ohne den 11. September begreifen konnte. Also schrieb ich Rockmusik, Liebeslieder, Trennungslieder, Spirituals, Bluessongs und Hits und

schuf damit einen Rahmen, in dem mein Grundthema und die Ereignisse jenes Tages ein Eigenleben führen durften. Ich ging nach Hause, durchstöberte meine Notizen nach unvollendeten Songs und schrieb weiter.

»Waitin' on a Sunny Day« schlummerte bereits seit etwa einem Jahr bei mir, und jetzt endlich fand es seinen Platz. Wir spielten »Nothing Man« noch mal neu ein, einen Song, den ich '94 zusammen mit »Secret Garden« für das »Streets of Philly«-Album vorgesehen hatte. Er beschreibt die Empfindungen eines

Überlebenden, der sich hilflos und von der Welt abgeschnitten fühlt: »I don't remember how I felt ... I'd never thought I'd live ...« Als letzten Song schrieb ich »Empty Sky«. Unser Artdirector hatte mir ein Foto von Wolken in einem ansonsten leeren Himmel geschickt. Ein paar Tage später saß ich mit dem fertigen Text in meinem Hotel in Atlanta auf der Bettkante. In »Worlds Apart« ging es mir darum, nicht immer nur amerikanische Stimmen zu Wort kommen zu lassen. Der 11. September war eine internationale Tragödie gewesen. Ich wollte östliche

Blickwinkel, die Gegenwart Allahs. Ich wollte einen Ort finden, an dem Welten aufeinanderprallten und sich begegneten. Mithilfe meines alten Freunds Chuck Plotkin konnte ich für »Worlds Apart« den pakistanischen Qawwali-Sänger Asif Ali Khan und seine Band gewinnen. »Let's Be Friends« – Strandmusik! »Further On« – die Band bringt die Bude zum Wackeln. »The Fuse« – Eindrücke vom Leben daheim in Zeiten jenes Krieges, der unmittelbar auf den 11. September folgte.

In »Mary's Place« wird eine Party gefeiert, doch in der Gute-Laune-

Musik verbirgt sich auch der Blues. Ich wollte etwas von der Wärme und menschlichen Nähe von *The Wild, the Innocent & the E Street Shuffle* einfangen, einen heimatlichen Ort; den Trost, den man in Krisenzeiten aus Musik und Freundschaften ziehen kann.

»The Rising« schrieb ich ziemlich gegen Ende, um die Klammer zu schließen, die ich mit »Into the Fire« aufgemacht hatte. Weltliche Stationen des Kreuzweges, Schritte, zu denen man sich verpflichtet gefühlt hat und die man nicht mehr bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgen kann, die plötzliche Erkenntnis von alldem

Leben und der Liebe, die man
aufgegeben hat ... der weite Himmel.
»Paradise«, das ebenfalls erst ziemlich
spät entstand, befasst sich mit den
verschiedenen Vorstellungen vom
Leben nach dem Tod. In der ersten
Strophe denkt ein junger
palästinensischer Selbstmordattentäter
über seine letzten Augenblicke im
Diesseits nach. In der zweiten Strophe
verzehrt sich eine Witwe nach ihrem
Mann, der als Navysoldat im Pentagon
starb. Die Abwesenheit seines
Körpers, der Gerüche, die
urmenschliche Sehnsucht danach, dass
sich die klaffende Lücke wieder

schließen möge. In der letzten Strophe taucht meine Figur tief in das Wasser zwischen den Welten hinab, wo sie die verlorene Liebe zur Rede stellt, deren Augen »so leer wie das Paradies« sind. Die Toten müssen sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, genau wie die Lebenden. Am Ende schließt sich der Kreis mit »My City of Ruins«, in dem der Soul Gospel meiner liebsten Sixties-Alben erklingt und der hoffentlich nicht nur von Asbury, sondern auch von anderen Orten und anderen Ländern handelt. Das war mein Album.

So wie unsere Band sich über die

Jahre entwickelt hatte, waren wir gut für schwierige Zeiten gerüstet. Wenn die Menschen sich darüber austauschen wollten, was in der Welt oder in ihnen selbst vorging, konnten wir ihnen eine Sprache anbieten, die zu solchen Momenten passte. Wir waren da. Ich hoffte, dass diese Sprache unterhaltsam genug war, dass sie inspirierte, tröstete und Dinge erklären konnte. Unsere Professionalität, unser Showtalent und die unzähligen Stunden harter Arbeit waren natürlich auch unschätzbar wichtig. Aber ich habe immer schon daran geglaubt, dass der Dialog, die

gemeinsame Sprache der Grund war, warum unser Publikum uns die Treue hielt. Mit *The Rising* ließen wir diesen Dialog und die Ideen, die unsere Band ausmachten, wieder aufleben.

Während des folgenden Jahres tourte die E Street Band kreuz und quer durchs Land, um das Unbegreifliche in einen Sinnzusammenhang zu stellen. Vielleicht mussten Kunst und Musik versagen, wenn es darum ging, über die physischen und psychischen Schrecken zu sprechen, sie zu erklären, zu heilen oder vielleicht sogar auch nur zu kommentieren ... Ich weiß es nicht. Aber ich kam aus

einer Stadt, die es hart getroffen hatte. Ich hatte mit Feuerwehrleuten gesprochen, die im Einsatz am Ground Zero gewesen waren. Mit Kapitänen, die durch die Sandy Hook Bay gefahren waren, um Überlebende heimzuholen, während die Decks ihrer Fähren zentimeterhoch mit Asche bedeckt waren. Und ich hatte das Bedürfnis, die Sprache zu gebrauchen, die ich als Musiker gelernt hatte, um Songs zu schreiben, mit denen ich meine eigenen Gedanken ordnen konnte. Zuallererst schreibt man immer für sich selbst, um seinen Erfahrungen und der Welt um einen

herum einen Sinn abzurufen. Das gehört zu den Dingen, die ich tue, um bei Verstand zu bleiben. Unsere Geschichten, unsere Bücher, unsere Filme sind Mittel und Wege, wie wir mit dem zufälligen, traumatisierenden Chaos des Lebens umgehen, so wie es sich um uns herum abspielt. Als dieser Mann im Auto rief: »Bruce, wir brauchen dich jetzt!«, hatte er mir damit einen gewaltigen Auftrag erteilt. Aber ich hatte verstanden, was er damit gemeint hatte. Auch ich brauchte etwas, brauchte jemanden. Als ich an jenem einsamen Tag heimfuhr, zu meinen Kindern, meiner

Frau, meinen Leuten, und zurück zu euch, gebrauchte ich die einzige Sprache, die ich je gekannt habe, um die Schrecken der Nacht fernzuhalten, die realen und die eingebildeten, immer und immer wieder. Mehr konnte ich nicht tun.

KAPITEL 67

WILDER OSTEN

Nach zwei aufeinanderfolgenden Jahren mit der wiedervereinten E Street Band wollte ich mich erneut der Musik zuwenden, die ich während der *Tom Joad*-Tournée geschrieben hatte. Ich sah mir alles an, wählte das Beste aus und schrieb mit »Devils &

Dust« einen neuen Song. Brendan O'Brien stellte mit mir das Album fertig und half mir dabei, eine Arbeit abzuschließen, die ich nach dem Ende von *Joad* auf meiner Farm begonnen hatte. Brendan wollte die Songs noch mal neu aufnehmen, aber ich mochte meine Homestudio-Versionen und beschloss, dabei zu bleiben. Wir verzierten hier und da einige Stellen mit dezenten Streicher- und Bläserarrangements. Dann mischte Brendan alles ab, und das war's. Ich ging solo auf Akustiktour und kehrte wieder heim.

Es war immer schon mein Traum

gewesen, ein Stück Land in der Nähe meiner Heimatstadt zu besitzen. Eines Tages wurde ein Grundstück zum Kauf angeboten, an dem ich schon seit Jahren mit dem Motorrad vorbeigefahren war.

Wie oft hatte ich mir den schönen Zufahrtsweg angesehen und gedacht: *Irgendwann* ... Die Frau, der es gehört hatte, war Künstlerin gewesen und hatte dort bis zu ihrem Tod gelebt. Als es schließlich zum Verkauf stand, sahen Patti und ich es uns gründlich an. Und schlugen zu.

Seit wir ein Paar waren, hatte Patti mir immer erzählt, dass sie Pferde

liebe. Als ich zuletzt auf einem Pferd
gesessen hatte, hatte ich zwar in der
Uniform eines Pfadfinderwölflings
gesteckt, aber irgendetwas musste
schließlich auf diesen Weiden
herumwandern. Ein paar Wochen
nachdem wir den Kaufvertrag
unterschrieben hatten, tauchte vor
unserer frisch bezogenen Ponderosa
ein Händler mit Pferden von der
Saratoga-Rennbahn auf. Der
freundliche Gentleman, der das
Verkaufsgespräch mit uns führte,
erklärte uns, sie stammten alle aus
guter Zucht, und selbst ein
volltrunkener Schimpanse könne auf

ihnen reiten. Na dann. Ohne auch nur das Geringste vom Reiten zu verstehen, kletterte ich in den Sattel. Immerhin hatte ich eine gefühlte Million Wildwestfilme gesehen. Wie schwer konnte das schon sein?

Eine Zeit lang schleppte mich ein Nachfahr von »Secretariat« nach dem anderen kreuz und quer über die ganze Farm, bis ich endlich ein Pferd gefunden hatte, das zumindest halbwegs meinen ungeschickten Befehlen folgte. In den folgenden Monaten stellten wir uns eine Herde zusammen, die aus Tieren von »gut

reitbar« bis »nur für Lebensmüde geeignet« bestand.

LEKTION 1: Steig niemals auf ein Pferd, das auf »Lightning«, »Thunder«, »Widow Maker«, »Undertaker«, »Acid Trip«, »Hurricane« oder »Sudden Death« getauft wurde.

LEKTION 2: Nimm einfach Reitstunden.

Wir heuerten einen Reitlehrer an, der mich auf einem unserer Klepper vorführen ließ, was ich schon konnte. Es kam nichts Gutes dabei raus. Mein Rücken brachte mich schier um, und

ich hatte keine Ahnung, wo die halbe Tonne unter mir als Nächstes hinlaufen würde. Dann geschah ein Wunder: Patti fand einen angestaubten alten Palomino. Als ich auf ihn aufsaß, fühlte ich mich augenblicklich wie zu Hause. Er hatte eine wunderbar leichte Gangart, lief geschmeidig wie ein Cadillac und war extrem gelassen und selbstbewusst. Dass da ein Neuling auf seinem Rücken ungeschickt die Zügel führte, ließ ihn vollkommen kalt. »Und hiermit taufe ich dich auf den Namen ›Cadillac Jack‹.«

Dieses Pferd brachte mir bei, wie

man ritt. Irgendwann fegte ich mit ihm im vollen Galopp über das Land und trieb es zu Geschwindigkeiten an, wie sie sonst nur die Jockeys drüben im Monmouth Park erreichten. Draußen im Gelände ließ es sich weder von Rotwild noch kleinerem Getier ins Bockshorn jagen, genauso wenig machte ihm der Wind zu schaffen, und selbst wenn die Dunkelheit hereinbrach, hatte das Pferd es nie eilig, nach Hause zurückzukehren. Einmal saß ich sogar in seinem Sattel, als es nach einem schweren Regenguss in einem flachen Bach stand und bis zum Hinterteil im

Schlamm versank – und zwar so tief, dass ich irgendwann, obwohl ich nach wie vor auf seinem Rücken saß, mit beiden Füßen auf dem Boden stand. Ohne eine große Sache daraus zu machen, stieg ich ab. Das Pferd wühlte sich langsam wieder aus dem Schlamm heraus, und wir setzten unseren Ausritt fort.

Während unserer ersten Jahre auf der Farm flog ich oft vom Pferd. Jedes Mal klopfte ich mir den Staub ab und setzte mich gleich wieder in den Sattel. Ich bin immer noch froh, dass das alles in meinen Vierzigern passiert ist – als ich noch halbwegs robust war. Immer

wieder hob es mich aus dem Sattel, und ich stieg fröhlich wieder auf. Wenn ich Glück hatte, nur ein paar Schritte von meiner Absturzstelle entfernt. Wenn nicht, sah ich mein Pferd erst zu Hause im Stall wieder. Viele unserer vierbeinigen Gefährten erwarben sich spezielle Namen. Ein wunderschöner Wallach, der wie Black Beauty aussah, wurde unglückseligerweise bekannt als »Der sich vor kleinen Dingen fürchtet«. Sobald irgendein Hase, Erdhörnchen, Fuchs oder Eichhörnchen seinen Weg kreuzte, hieß es für ihn: Ab durch die Hecke – während ich selbst der Länge

nach am Boden lag und haufenweise Staub, Erde und Gras fraß. Mit Ende dreißig hatte ich eine Weile ein Judo-Dojo besucht, wo man mir vor allem beibrachte, wie man durch die Luft geworfen wird. Einen Großteil dieser zwei Jahre verbrachte ich damit, quasi schwerelos etwa auf Schulterhöhe durch den Raum zu fliegen und mit einem dumpfen Aufschlag auf die Matte zu krachen. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mir das genützt hat, als ich Cowboy spielte! Ein anderes wunderbares Pferd, das ich besaß, hieß Cal, ein perfektes Parade- und Turnierpferd. Wir verpassten ihm den

Spitznamen »Der nichts an seinem Kopf haben möchte«. Er war das beste Reittier, das ich je besessen habe, und die Pferdeliebe meines Lebens, nur ... er hatte einen Tic. Als er noch ein Fohlen gewesen war, muss ihm irgendwer einen ordentlichen Hieb gegen den Kopf verpasst haben, denn wann immer irgendetwas in die Nähe seiner Augen kam, rannte er wie von der Tarantel gestochen auf und davon. Nachdem ich es ein paarmal vergessen hatte, lernte ich, diese Eigenheit zu respektieren.

Eines Nachmittags veranstalteten wir eine unserer Herbst-Fiestas, zu der

ungefähr hundert Verwandte und Freunde eingeladen waren. Zu diesem Anlass hatten wir eine zwanzigköpfige Mariachi-Band aus New York City angeheuert. Der Sänger bat darum, auf einem der »feurigen Rösse« fotografiert zu werden, und wir brachten ihm Cal. Als der Mann bereits an Bord geklettert war, sah er, dass sein Sombrero immer noch unten lag. Er rief einem seiner Bandkollegen zu, er solle ihn ihm hochreichen. Ich wollte ihn noch warnen – aber da war es schon zu spät. Er hatte kaum den Sombrero gleich neben Cals Kopf entgegengenommen, als mein Liebling

auch schon von dem Hut wegwirbelte. Der Sänger versuchte verzweifelt, das Gleichgewicht zu halten, ruderte wild mit den Armen ... und wedelte dabei immer wieder mit dem Sombrero direkt vor Cals Augen herum. Ohne auch nur seine Hinterbeine zu bewegen, absolvierte Cal eine Reihe rasanter 360-Grad-Pirouetten, bis mein Amigo, in dessen Augen inzwischen nur noch das Weiße zu sehen war, wie eine NASA-Rakete aus dem Sattel aufstieg – und im Dreck landete. Der riesige Mann plumpste in einer gigantischen Staubwolke vor die Füße seiner Compañeros, die sofort in

grölendes Gelächter ausbrachen. Ohne ein Wort zu verlieren, rappelte er sich auf, klopfte sich den Staub ab und marschierte auf die Esstische zu, wo die Combo »Guadalajara! Guadalajara!« zu singen begann, gefolgt von einem »Macarena« in kompletter Mannschaftsstärke.

Wir veranstalteten oft kleine Rodeos mit professionellen Bronco-Reitern, Tonnenrennen und Rindertreiben. Das Rindertreiben ist ziemlich simpel: An einem Zaun stehen Tequilagläser aufgereiht. Die Rinder sind durchnummeriert. Man zieht eine Nummer und trennt gemeinsam mit

einem Partner das entsprechende Rind von der Herde. Dann treibt man es in einen kleinen Pferch. Das Team, das diese Aufgabe am schnellsten bewältigt, hat gewonnen, die anderen trinken ihr Glas auf ex, und ziemlich bald sind alle ziemlich fröhlich.

El Charro

Die meisten unserer Rodeos wurden von Juan Marrufo Sanchez geleitet. Juan stammte aus Mexiko, wo er 1994 die Auszeichnung als bester Allroundcowboy des Landes gewonnen hatte. Dort hatte er auch

eine Frau aus New Jersey kennengelernt, die gerade ihren Urlaub in Mexiko verbracht hatte. Die beiden heirateten, und inzwischen lebte er in einer Wohnung in Brick, New Jersey, wo er irgendwie nicht recht hinzugehören schien. Als hispanischer Einwanderer, der noch nicht lange im Land war und mit starkem Akzent sprach, hatte er es denkbar schwer, einen anständigen Job zu finden. Daher arbeitete er auf verschiedenen Farmen in der Gegend, mistete Ställe aus und kümmerte sich um die Pferde. Sein enormes Reittalent blieb dabei unbemerkt.

Eines Tages bat ich meinen Assistenten Terry Magovern, Recherchen zu einem Teil von Mexiko anzustellen, von dem mein Song »Reno« handeln sollte. »In Brick lebt irgend so ein mexikanischer Cowboy in einem Apartmenthaus, vielleicht solltest du mit dem mal sprechen«, entgegnete Terry. Ein paar Wochen später kam Juan raus zu unserer Farm. Und blieb von da an bei uns. Er empfahl mir ein paar Bücher zu den Themen, die mich interessierten, und wir sprachen miteinander ... aber den größten Teil des ersten Tages zeigte er mir, wie ein echter Charro reitet. Juan

war außerdem ein Meister am Lasso, und dank seiner Unterweisung hatten mein Cousin Ricky und ich schon bald ein paar einfache Seiltricks drauf.

Eines Abends, als wir gerade dabei waren, das Vieh in den Hänger zurückzutreiben, riss sich eins der Rinder los. Mein Schwager Mickey, der oft Bullenreiten gewesen war, packte den Stier buchstäblich bei den Hörnern. Es stellte sich heraus, dass das längst nicht so einfach ist, wie der Ausdruck einen glauben machen will. Selbst kleine Rinder haben enorme Kraft und können dich mit einer einzigen Kopfbewegung von den

Beinen holen. Und so schüttelte das Rind Mickey einfach ab und rannte in einem Affenzahn auf die Route 34 am westlichen Rand unseres Grundstücks zu. Es war ein Sommerwochenende, an dem sich auf der Route 34 Mom, Pop, der kleine Billy, Sally, Sue und Grandma in ihren SUVs dicht an dicht drängelten und vom Strand heimfuhren. Juan war derweil im Stall verschwunden und kam nun mit einem Lasso in der Hand auf seinem Kunstreitpferd »Ranger« rausgaloppiert.

Wir rasten los. Ich sprang auf ein Quad. Zusammen mit Juans Vater

und Max Weinbergs achtjährigem Sohn Jay jagte ich unserem flüchtigen Rind hinterher, das schnurstracks auf eine Baumgruppe zuhielt. Die Bäume bildeten das letzte Hindernis zwischen unserem Grundstück und einem offenen Feld, durch das die dicht befahrene zweispurige Straße verlief – voller ahnungsloser Wochenendausflügler aus der Vorstadt. Mir schossen schon gewisse Bilder durch den Kopf ... von katastrophalen Unfällen und Schlagzeilen wie: »Bulle vom Boss beschädigt Bennies Bronco!« Dann sah ich, wie Juan auf Ranger nur fünfzig

Fuß von der Baumgruppe entfernt zuschlug. Er hielt den rechten Arm hoch und das Lasso bereit. Ranger passte sein Tempo an, das Seil flog im hohen Bogen durch die Luft und ... *Wham!* Punktlandung. Die Lassoschlinge legte sich mit unvorstellbarer Präzision über die Hörner des Rindviehs, Juan schlang das andere Ende um das Sattelhorn und brachte unser Beutetier mit einem Ruck zum Stehen. Juans Dad rutschte hinten von unserem Quad und warf dem Tier ein weiteres Lasso über die Hörner. Zu guter Letzt fixierte ich es noch mit einem dritten Seil. Im

Schweiße unseres Angesichts gelang es uns schließlich, das kräftige kleine Tier zurück zum Hänger zu bugsieren, ehe Jay Weinberg das Ganze auf den Punkt brachte, indem er Juan ansah und sagte: »Wow. Ein echter Cowboy.«

KAPITEL 68

DIE SEEGER-SESSIONS

1997 nahm ich den Song »We Shall Overcome« auf, der auf dem Tribute-Album *Where Have All the Flowers Gone: The Songs of Pete Seeger* erschien. Da ich als Rock'n'Roll-Kid aufgewachsen war, war ich mit Petes Musik nicht sonderlich vertraut gewesen und hatte

keine Ahnung gehabt, wie groß sein musikalischer Einfluss war. Doch als ich mich näher damit beschäftigte, war ich überwältigt von der Fülle seiner Songs, ihrer Vielfalt und Power. Sie veränderten alles, was ich über Folkmusik zu wissen glaubte. Über die Geigerin Soozie Tyrell, mit der ich seit den Aufnahmen von *Lucky Town* oft zusammengearbeitet hatte, lernte ich eine Gruppe Musiker aus der Gegend um New York City kennen, die sich später immer wieder auf unserer Farm zu Sessions trafen. Akkordeon, Geige, Banjo, Kontrabass und Waschbrett – das war der Sound, der

mir für das Pete-Seeger-Projekt vorschwebte. Wir saßen im Wohnzimmer unseres Farmhauses (die Bläser standen im Korridor), zählten den ersten Takt zu »Jesse James« ein und ließen die Post abgehen.

Einmal machten wir dabei ein halbes Dutzend Aufnahmen, die ich jedoch fast zehn Jahre lang rumliegen ließ. Allerdings hörte ich sie mir in all der Zeit immer wieder an. Sie waren anders als alles, was ich zuvor gemacht hatte, und ihr frischer Klang begeisterte mich Mal ums Mal. 2005 trommelte ich schließlich alle zu einer

weiteren Session zusammen – und dann noch mal zu einer dritten im Jahr 2006. Sämtliche Songs auf dem Album wurden während dieser drei eintägigen Sessions ('97, '05 und '06) aufgenommen – größtenteils in ein, zwei Takes, samt und sonders live und von einer Band, mit der ich nie zuvor auch nur einen Ton zusammengespielt hatte, ehe sie auf einem unserer Scheunentanzfeste aufgetaucht war. Das war die Geburtsstunde der Sessions-Band.

Eins der schönsten und bedeutsamsten Konzerte in meiner Karriere war mein Auftritt in New Orleans.

Man hatte mich dorthin eingeladen, damit ich beim ersten New Orleans Jazz and Heritage Festival nach Wirbelsturm »Katrina« als Headliner auftrat. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass diese neue Band zu einem Jazzfest passte und dass sie auch imstande wäre, die Verantwortung zu schultern. Mir war klar, welch große Symbolkraft das Festival in diesem Jahr für New Orleans hätte, und ich wollte sichergehen, dass wir dem gerecht würden. New Orleans war durch die Hölle gegangen: Die Hälfte der Einwohner war noch immer nicht wieder zurückgekehrt, die Stadt war

in weiten Teilen zerstört. Mir war klar, dass die Menschen diesmal besondere Gründe haben würden zu kommen.

Kurz bevor wir nach Louisiana aufbrachen, musste ich an die inoffizielle Hymne der Stadt denken: »When the Saints Go Marching In«. Ich wollte unbedingt alle Strophen dieses Liedes zusammensuchen. Dabei stellte sich heraus, dass der größte Teil des Textes weitgehend unbekannt war, und mir fiel auf, dass das Stück in seiner Gesamtheit wesentlich tiefgründiger war als der Ausschnitt, den die meisten kennen.

Ich drosselte das Tempo des Songs so sehr, bis er fast schon zu einer Meditation über die Widerstandskraft und das Überleben wurde – und darüber, wie es ist, auch nach einem Sturm und seinen verheerenden Folgen weiterhin an einem Traum festzuhalten. So wie wir ihn darboten, wurde er zur leisen Hymne und zu unserem Gebet für eine Stadt, die der Geburtsort des Blues, Jazz und Rock'n'Roll gewesen war – und der die amerikanische Kultur so viel Wunderbares verdankt.

Zum Soundcheck auf dem Festivalgelände mussten wir uns am

Konzerttag um halb neun Uhr morgens auf der Bühne eintreffen, für Musiker eine brutale Uhrzeit, aber der Soundcheck war *wichtig* für uns. Es würde das erste Mal sein, dass die Band vor Publikum auftrat. Ich wollte mir sicher sein, dass die Musiker sich wohlfühlten und die Bühne im Wissen wieder verließen, dass wir Großartiges leisten konnten. The Edge von U2 war ebenfalls schon früh gekommen und sah uns zu. Die Jungs von U2 und ich kannten einander seit jenem Londoner Clubkonzert 1981. Ich fühle mich der Band eng verbunden. Bono hatte bei meiner Aufnahme in die Rock and

Roll Hall of Fame die Laudatio gehalten, und U2 ist nicht nur eine der letzten Rockbands, die bei jedem ihrer Auftritte *restlos alles* geben, sondern besteht auch aus vier der nettesten Menschen, die ich in der Musikbranche je kennenlernen durfte. Bis heute kann ich auf sie zählen, und sie tauchen regelmäßig bei unseren Konzerten auf. Entsprechend freute ich mich sehr, als ich The Edge an der Bühne stehen sah und sich ein Lächeln auf seinem spitzbärtigen Gesicht ausbreitete.

Den ganzen Morgen über hatte es wie aus Eimern gegossen; das Feld war

durchweicht und sah wie das Land der tausend Seen aus. Es war klamm und eiskalt. Wir legten los mit Blind Alfred Reeds »How Can a Poor Man Stand Such Times and Live«. Bereits bei den ersten Takten fiel mir auf, dass die Bühne völlig schalltot war und man kaum Umgebungsgeräusche hören konnte. Das kann dazu führen, dass für die Band alles zu flach, wenig aufregend und zu leise klingt. Die Lautsprecher waren zu weit entfernt, als dass wir zumindest ein wenig von dem vollen Sound mitbekommen hätten, den wir brauchten, um zu wissen, worauf das Publikum

reagierte. Auf Freiluftbühnen passiert so was recht häufig. Beim Publikum kommt der Sound glasklar und ohne Stadion-Echo an, aber für die Band kann es sich anfühlen, als wäre man von der Menge abgeschnitten. Das macht mir jedes Mal zu schaffen, aber es bleibt einem gar nichts anderes übrig, als sich darauf einzustellen. Man konzentriert sich und schlägt die Brücke zum Publikum mit purer *Willenskraft*, und man vertraut darauf, dass der Schuss Showtime-Adrenalin sein Übriges tut.

Als wir nach dem Soundcheck von der Bühne gingen, hatten wir alle ein

Lächeln im Gesicht. Es würde funktionieren. Ich blieb auf der Seitenbühne stehen und wartete auf meine Bandkollegen. Dann schwor ich sie darauf ein, dass wir einen grandiosen Nachmittag erleben würden.

Showtime in New Orleans

Allen Toussaint, das spirituelle Oberhaupt von New Orleans (der im November 2015 gestorben ist), spielte unmittelbar vor uns. Er legte einen unglaublichen Auftritt hin und machte es uns schwer, nach ihm die Bühne zu

betreten. Doch Toussaint war ganz lebenswürdiger, formvollendeter Botschafter von New Orleans, kam auf uns zu und hieß uns in seiner Stadt willkommen. Dann waren wir »Kids« dran. Wir wurden mit freundlichem Applaus empfangen – nicht gerade frenetisch, aber herzlich – und legten los mit »Mary Don't You Weep«. Ich wusste sofort, dass wir mit dem Publikum kein leichtes Spiel haben würden. Sie bekamen etwas zu sehen, was bisher noch nicht mal meine zur Unterstützung angereisten Fans erlebt hatten, und ein Großteil der Zuschauer war an diesem Tag wegen

anderer großartiger Künstler gekommen. Also gaben wir Gas. Manchmal müssen zwei Puzzlestücke, so wie wir und das Publikum, ein bisschen herumgeschoben und gedreht werden, damit sie passen und ineinandergreifen. Ich konnte spüren, dass das unsere Ausgangssituation war, und ich wusste, was zu tun war, sobald so was passierte: Man muss sich ein Herz nehmen und seine Musik machen ... und darauf vertrauen, dass man sich im Vorfeld die richtigen Gedanken gemacht und ordentlich geprobt hat, ehe man auf die Bühne

gestiegen ist. Aber die Erfahrung ist immer wieder nervenaufreibend.

Der Abend wurde wirklich schön. Wir spielten in der Stunde vor Sonnenuntergang und hatten wunderbares Wetter. Allmählich kam die Sache ins Rollen, und alle entspannten sich. Die Leute begannen, sich zu bewegen und zu tanzen. Sie nahmen unsere Musik an und gingen mit. Wir hatten sogar die Stirn, »Jersey Dixieland« zu spielen – in Dixieland! Das Publikum war zwar kritisch, aber durchaus wohlwollend. Dann kamen wir zu »How Can a Poor Man«, und ich sang jede Zeile so

betont wie nur irgend möglich, damit man mich verstand. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir bereits eine Stunde und fünfzehn Minuten gespielt. Ich trieb uns zu einem immer rockigeren Rhythmus an und spürte langsam, wie der Swing und Rock'n'Roll ineinandergriffen. Als Nächstes spielten wir »My City of Ruins«, genau den richtigen Song für diesen Augenblick. Darin kam das Verständnis für den Schmerz und die Not des jeweils anderen zum Ausdruck.

Bei Sonnenuntergang waren wir fertig. Ich lief vor zum Rand der

Bühne, wo zu meiner Linken die leuchtend rote Kugel hinterm Horizont versank. Ihr goldenes Licht hüllte mich ein, wie es kein Scheinwerfer vermag, und es fühlte sich an, als würden die Band und das Publikum einander in die Arme sinken. Mit der andächtigen Version von »Saints«, die wir allein für diesen Abend arrangiert hatten, verabschiedeten wir uns. Im schwindenden Tageslicht sah ich, wie Tausende erhobener Hände weiße Taschentücher in die leichte Brise hielten. Sowohl auf als auch vor der Bühne liefen die Tränen. Dann brach

die kühle Nacht an, und das Publikum kehrte in die Straßen der Mondsichelstadt zurück.

Ich habe sehr, sehr viele Konzerte gegeben, aber nur wenige, die wie dieses waren. Ich hatte alles geben und die Band mit einer Überzeugung antreiben müssen, die ich selbst nicht recht gespürt hatte. Aber vielleicht war es genau das, worum es an diesem Abend gegangen war: dass man versuchen musste, die Unsicherheiten des Moments abzuschütteln und festen Boden unter die Füße zu bekommen. Derlei Augenblicke kann man nicht buchen, konzipieren oder am

Reißbrett planen. Sie passieren an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit, weil sie gerade notwendig sind ... und weil man den Wunsch verspürt, in einer Krisensituation einen kleinen Beitrag zu leisten. Dort in New Orleans gab es *echte* Dinge, die angepackt werden mussten. Dazu konnten wir natürlich kaum etwas beitragen mit unseren hübschen, aber flüchtigen Melodien, die von der Bühne bis in die Straßen von New Orleans wehten. Aber auch so etwas augenscheinlich Unbedeutendes wie die Musik kann hilfreich sein. Sie erzeugt ein Gefühl

von Gemeinschaft, Ermutigung und Stärkung, das unweigerlich aufkommt, wenn Menschen sich zusammenfinden und sich *miteinander im Takt* bewegen. Das ist eine schöne Erfahrung.

Dieses Konzert steht auf meiner persönlichen Liste ganz weit oben. Ich weiß nicht, ob *wir* überwältigend waren – der Abend war es jedenfalls. Manchmal bedeutet das schon sehr viel, und an manchen Tagen ist es das Allerbeste, was einem passieren kann.

Irgendwann in den Siebzigern war ich mal bei einem Gig der Grateful Dead gewesen, als sie in einem

Community College auftraten. Ich sah zu, wie die Konzertbesucher sich in einem tranceartigen Tanz wiegten, stand aber selbst beinahe schon unbeteiligt daneben. Für mich – der ich nüchtern, alles andere esoterisch interessiert und auch kein Hippie war – klangen sie wie eine nicht gerade talentierte Kneipenband. Was dort geschah, war mir ein Rätsel. Ich weiß nicht, ob die Grateful Dead damals großartig waren ... aber ich weiß, dass sie was Großartiges *taten*. Erst Jahre später lernte ich ihre feinsinnige Musikalität, Jerry Garcias wunderbar lyrisches Gitarrenspiel und

den reinen Folkklang ihrer Stimmen zu schätzen. Und da war mir dann auch klar, dass ich ihre wahre Stärke nicht erkannt hatte: Sie hatten es unglaublich gut verstanden, ein Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen. Manchmal ist es gar nicht wichtig, *was* man tut, sondern es geht einzig und allein darum, was geschieht, *während* man es tut. In New Orleans waren wir im Grunde bloß eine Randerscheinung gewesen, hatten uns aber gut eingefügt und waren unserer Rolle als Hauptact gerecht geworden. Den Rest hatte New Orleans besorgt.

Auch vieles von dem, was die

E Street Band macht, ist tausendfach gehörtes, gut erprobtes Handwerk. Doch mit unserer Willenskraft und Energie und durch unseren intensiven Austausch mit dem Publikum verwandeln wir es in etwas Überragendes. Manchmal genügt das.

Ich hab in einer Kritik über eine Band mit vielen Charterfolgen mal gelesen, sie machten »all die unwichtigen Dinge wirklich gut«. Ich weiß genau, was damit gemeint ist. Letzten Endes *ist* Rock'n'Roll ein Quell religiöser und mystischer Kraft. Möglicherweise hast du keine Ahnung, wie du dein Instrument spielen sollst,

und vielleicht kannst du nicht einen geraden Ton singen. Aber wenn du dich mit deinen Kumpels vor *dein* Publikum hinstellst und das *Getöse* rauslässt, das aus deinem Innersten kommt, aus der Göttlichkeit und der Gosse in dir, diesem winzigen kleinen Punkt, aus dem das Universum entstanden ist ... dann rockst du und bist ein Rock'n'Roll-*Star*, wie er im Buche steht. Den Punks war das intuitiv klar, und sie entfachten mit diesem Wissen eine dritte Revolution, aber dieses Element gehört ganz essenziell in die Gleichung einer jeden

Musikgruppe und Rock'n'Roll-Band,
egal wie bodenständig sie auftritt.

KAPITEL 69

MAGIC

Nach der *Rising*-Tour hatte ich ein paar Songs zusammen, die ich unterwegs geschrieben hatte. Brendan O'Brien kam wieder bei mir vorbei. Ich spielte ihm mein Material vor, und wir machten uns an die Arbeit. Soweit ich mich erinnere, hab ich einen

Gutteil von *Magic* an meinen Schreibtisch in Rumson komponiert, doch damals war ich bereits dazu übergegangen, bei jeder Gelegenheit und egal wo an meinen Songs zu arbeiten. Anders als in früheren Jahren trennte ich nicht mehr zwischen meinen Tourneen und dem Songschreiben. Oft komponierte ich vor Konzerten in der Garderobe oder anschließend im Hotelzimmer. Daraus wurde eine Art Meditation vor oder nach einem lärmenden Auftritt. In aller Stille und allein mit meinen Gedanken reiste ich an Orte, an denen ich zuvor noch nie gewesen war, sah

durch die Augen von Menschen, die ich nie getroffen hatte, und träumte die Träume von Flüchtlingen und Fremden. Diese Träume waren irgendwie auch meine. Ich konnte ihre Ängste spüren, ihre Hoffnungen, ihre Sehnsüchte. Wenn es gut lief, entschwebte ich meinem Hotelzimmer und fand mich auf einem metaphysischen Highway wieder, wo ich dem Leben und dem Rock'n'Roll auf der Spur war. *Magic* war meine Widerrede zur Lage einer Nation, die in der Ära Bush im Irak Krieg führte.

Trotzdem habe ich auf dem gesamten Album Politisches mit

Persönlichem vermischt. Man kann *Magic* von Anfang bis Ende durchhören, ohne einen einzigen Gedanken an das politische Tagesgeschehen zu verschwenden. Man kann aber auch nachvollziehen, wie es sich als tödlicher roter Faden durch die Musik zieht.

Wie schon viele Tourneen zuvor begann unsere *Magic*-Tour in der Asbury Park Convention Hall. Dort hatte ich als hoffnungsvoller junger Musiker die Doors und Jim Morrison gesehen, der live auf der Bühne eine kaum zu bändigende Macht gewesen war. Aus irgendeinem Grund hatte ich

es geschafft, die Stones zu verpassen, als sie 1966 hier Station machten. Ich hatte zugehört, wie The Who ihr Equipment zerstörten und in Rauch aufgehen ließen – vor einem Haufen Teenybopper, die mit Mom und Dad hier waren und auf die Headliner des Abends warteten: Herman's Hermits. Nach dem Auftritt von The Who rannte ich wie im Fieberwahn los und besorgte mir für mein nächstes Castles-Konzert im CYO Stroboskop und Rauchbomben. Am Ende unseres letzten Songs im St.-Rose-of-Lima-Keller schaltete ich das Licht ein, zündete die Bomben und stieg auf

einen Stuhl. Dabei hielt ich eine Vase mit Blumen in der Hand, die ich zuvor aus dem Klassenzimmer der Ersten gemopst hatte, und zerschmetterte das Gefäß auf dem Fußboden, was zwar nicht annähernd für den gleichen nihilistischen Knalleffekt sorgte wie bei Pete Townshend, der mithilfe eines rauchumwaberten Vox-Amps aus seiner Gitarre Kleinholz machte, aber was wollte man mit einem beschränkten Budget und nur einer einzigen Gitarre schon erwarten?

Die Kongresshalle war mein erstes Rock'n'Roll-Traumschloss. Unter

ihrem großen Dach erwartete mich die große weite Welt, hier traten echte Zauberer auf, und nichts war unmöglich. Es gab Zwergenringkämpfe, Bootsausstellungen mit riesigen Jachten, Autoschauen, Roller-Derby- und Rock'n'Roll-Erweckungserlebnisse. All dies fand in einer bescheidenen Konzerthalle statt, die mir so groß vorkam wie der Madison Square Garden. Wenn man zum Vordereingang hochging, gelangte man erst auf einen von Ständen mit Zuckerwatte, billigen T-Shirts und Ziermuscheln gesäumten

Rundgang. Man lief an Flipperautomaten und einem endlosen Sortiment aus Küstensouvenirs vorbei, bis man schließlich an große Messingtüren gelangte, die dem Versprechen gleichkamen, dass man in der Halle dahinter gleich auf Absurdes und Bombastisches träfe. Genau so sieht es dort heute noch aus.

Für mich ist dieser Ort mittlerweile zur Heimat geworden, einem Zuhause an der Strandpromenade von Asbury, das mir gehört, wo ich mit meiner Band hingehe, um zu spüren, woher wir kommen, und wo wir uns für unser nächstes Abenteuer wappnen.

Hier an der Strandpromenade bin ich inzwischen der Geist der vergangenen Weihnacht, der von den aufregenden neuen Entwicklungen in der Stadt nichts mitbekommt. Irgendwo in dieser Stadt steht sogar eine alberne Büste von mir und wird von Möwen vollgeschissen. Aber an Sommerabenden fühle ich mich hier daheim, wenn ich über die Boardwalk-Bohlen flaniere und dabei meine Baseballkappe trage, mit der ich so unsichtbar bin wie ein Ninja und beinahe genauso unerkannt bleibe wie damals 1969. Ich hab auch heute noch das Gefühl, mich hier zwischen

Freunden und meinen Leuten zu bewegen. Das ist immer noch mein Ort, aus dem ich Kraft schöpfe und den ich liebe. An einem kühlen Vormittag im September packten wir unsere Ausrüstung zusammen und verließen Asbury in Richtung Hartford, Connecticut. Und wieder ging es los.

Es war die erste Tournee, bei der jemand aus unserer Band krankheitsbedingt Konzerte ausfallen lassen musste. Bei Danny Federici war Hautkrebs diagnostiziert worden, und er brauchte umfassende Betreuung. Der Krebs war lange unerkannt

geblieben und hatte sich inzwischen ausgebreitet. Danny war schon seit einiger Zeit in Behandlung gewesen, ohne uns davon zu erzählen, doch mittlerweile konnte er es nicht länger vor uns geheim halten. Und damit begann eine lange, schwere Reise. Ein paar Konzerte lang wies er Charlie Giordano von der Sessions-Band an der Orgel ein, der dann ohne großes Aufheben einsprang, während Danny sich in Therapie begab.

Vor einem der Auftritte, anlässlich derer Danny vorübergehend in die Band zurückkehrte, kam er in meine Garderobe und setzte sich mir

gegenüber. Kurz gefasst erklärte er mir, dass es für ihn nicht gut aussehe. Irgendwann schienen ihm die Worte auszugehen. Stattdessen rieb er sich in einer stummen Geste die Hände und versuchte, mir auf diese Weise mitzuteilen, was ich bereits wusste. Tränen stiegen ihm in die Augen, und am Ende saßen wir bloß da und sahen einander an ... fünfunddreißig Jahre. Ich versuchte, ihm so gut es ging die Sorgen zu nehmen. Wir standen auf und nahmen einander für eine Weile in die Arme; dann gingen wir hinaus und spielten. Nicht lange danach trat Danny zum letzten Mal mit uns auf:

am 20. März 2008 im Conseco Fieldhouse in Indianapolis. Alle in der Band wussten, dass es damit zu Ende ging. Wir würden Danny auf der Bühne nicht mehr wiedersehen.

Danny betrachtete die Welt rein pragmatisch. Wir haben nie auch nur ein Wort über einen meiner Songtexte gewechselt oder über die Ideen, die hinter meinen vielen hundert Songs steckten. Dieselben Songs, denen seine Finger und sein Herz auf so magische Weise die richtige Färbung verleihen konnten. Danny und ich standen einander immer dann am nächsten, wenn ich abends in ein schlimmes

Stimmungstief fiel. Er verurteilte mich nie. Er nahm es einfach zur Kenntnis und seufzte nur leise. Ich hatte immer das Gefühl, dass wir so keine gute Verbindung zwischen uns geschaffen hätten. Und das hatten wir auch nicht. Wenn es mal andersherum lief und ich Danny dazu bringen wollte, dass er Verantwortung für sich selbst und die Gruppe übernahm, fühlte ich mich immer wie sein Zuchtmeister oder sein alter Herr ... und als steckte der Stock in meinem Arsch so tief, dass es mir regelrecht peinlich war.

Als jemand, der andere anleitet, und sei es in einer Rock'n'Roll-Band, muss

man seiner Stellenbeschreibung zufolge immer auch ein Stück weit die Aufgabe eines Padrone übernehmen. Allerdings wandert man dabei auf einem schmalen Grat ... und den Bandmitgliedern, bei denen ich mich am weitesten in diese Rolle begeben, geht es normalerweise am schlechtesten. Dabei strengte Danny sich tatsächlich an. Er hatte seine Alkoholabhängigkeit besiegt, hielt sich strikt an sein AA-Programm und gab sich alle Mühe, sein Leben auf die Reihe zu kriegen. Alles in allem hat Danny Federici es nie leicht gehabt.

An einem Nachmittag im Frühling

versammelten sich ein paar von uns an Dannys Krankenhausbett in Manhattan. Wir stellten uns im Kreis um ihn herum, hielten uns an den Händen. Wir sprachen unsere stummen Gebete und verabschiedeten uns von ihm.

Danny starb am 17. April 2008. Er hinterließ seinen Sohn Jason, seine beiden Töchter Harley und Madison sowie seine Frau Maya. Der Gedenkgottesdienst am 21. April in der United Methodist Church in Red Bank war gefühlvoll und erhebend. Es gab Musik, wir teilten unsere Erinnerungen und nahmen Abschied.

Ich hatte erlebt, wie Danny erfolgreich gegen diverse schwere Abhängigkeiten gekämpft hatte. Wie er alles gegeben hatte, und wie er im letzten Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung der Band auf seinem Platz hinter der riesigen B3 regelrecht aufgeblüht war. Ich war dabei, als er ohne zu klagen, mutig und voller Tatkraft mit seiner Krebserkrankung rang. Er war ein optimistischer Fatalist, der bis ganz zum Schluss nicht aufgeben wollte.

Bevor wir an jenem Abend in Indiana auf die Bühne gehen sollten, fragte ich ihn, was er spielen wolle,

und er antwortete: »Sandy.« Er wollte sich noch einmal sein Akkordeon umschnallen und auf die Strandpromenade unserer Jugend zurückkehren, wo wir über die Holzbohlen geschlendert waren, als hätten wir alle Zeit der Welt. Er wollte noch einmal den Song spielen, bei dem es passenderweise um das Ende von etwas Schöнем und um den Anfang von etwas Neuem, Unbekanntem geht.

»Eine Rock'n'Roll-Band ist eine verrückte Angelegenheit«, hat Pete Townshend mal gesagt. »Als Jugendlicher kommst du mit ein paar

Leuten zusammen, und anders als bei irgendeinem anderen Beruf der Welt bleibst du bis zum Ende deines Lebens bei ihnen – egal wer sie sind oder was für verrückte Dinge sie machen.«

Wenn wir nicht zusammen gespielt hätten, hätten sich die Musiker der E Street Band vermutlich nie kennengelernt. Wir hätten uns nie in ein und demselben Raum aufgehalten. Aber das tun wir. Wir spielen miteinander und betreten jeden Abend um acht Uhr gemeinsam die Bühne. Und das, Freunde, ist der Ort, wo Wunder geschehen ... alte und neue Wunder. Und diejenigen, mit

denen du zusammen bist, während diese Wunder geschehen, vergisst du nie. Nichts kann euch trennen, weder das Leben noch der Tod, und es ist eine große Ehre, mit all denjenigen zusammen zu sein, die für dich Wunder vollbringen, so wie Danny es für mich Abend um Abend getan hat.

Natürlich werden wir alle erwachsen, und wir wissen: »It's only Rock'n'Roll« ... nur dass das gar nicht stimmt. Wenn du ein Leben lang dabei zusieht, wie jemand Abend um Abend Wunder für dich vollbringt, fühlt es sich schon verdammt nach Liebe an.

KAPITEL 70

SUPER-BOWL- SONNTAG

Gerade sind sechs Air-Force-Thunderbirds über uns hinweggedonnert. Es hat sich angefühlt, als wären sie nur Zentimeter über den Backstagebereich

geflogen und hätten mir und der E Street Band beinahe einen Bürstenhaarschnitt verpasst. Wir haben noch zwanzig Minuten. Ich sitze im Wohnwagen und muss mich entscheiden, welche Stiefel ich anziehe. Ich hab ein schönes Paar Cowboystiefel, die an meinen Füßen richtig gut aussehen, aber ich mache mir Sorgen wegen ihrer Rutschfestigkeit. Beim Super Bowl 2009 ist kein Dach über das Feld gespannt, und zwei Tage zuvor haben wir im strömenden Regen geprobt. Wir wurden alle klatschnass, und die Bühne war glatt wie ein zugefrorener

Teich – und zwar so sehr, dass ich während meiner knienden Rutschpartie in unseren Kameramann Mike Colucci reinkrachte. Doch ohne Mikes Kamera wäre ich über den Rand der Bühne hinausgesegelt und auf dem durchweichenden Rasen gelandet. Als Jerry bei »Glory Days« rausgerannt kam, um seine Rolle als »Schiedsrichter« zu spielen, konnte er nicht mehr bremsen und vollführte einen der besten und schmerzhaftesten Mann-rutscht-auf-Bananenschale-aus-Stürze, die ich je gesehen habe – was Steve, mich und den Rest der Band in einen der längsten stressbedingten

Lachanfälle unseres Lebens stürzte. Auf dem Weg zu unseren Trailern hatten wir uns immer noch nicht wieder beruhigt.

Ich nehme am besten die Kampfboots, die ich immer trage. Im Ernstfall hab ich mit den runden Stiefelspitzen mehr Bremskraft als in meinen Cowboystiefeln. Ich stopfe zwei Einlegesohlen hinein, um den bestmöglichen Halt zu haben, schließe sie bequem um die Knöchel, stampfe quer durch meinen Wohnwagen und fühle mich halbwegs trittsicher. Noch fünfzehn Minuten ... Ich bin nervös. Das ist nicht die normale Aufregung

oder die »Schmetterlinge«, die ich sonst vor einem Auftritt im Bauch spüre. Ich spreche von dem echten Noch-fünf-Minuten-bis-wir-an-Land-gehen-Gefühl. Von der Lieber-Gott-mach-dass-ich-mich-nicht-vor-hundert-Millionen-Menschen-zum-Affen-mache-Panik. Nach einer Minute ist es wieder vorbei. Ich überprüfe noch kurz meine Haare und sprühe sie mit etwas ein, was sie in Beton verwandelt. Dann gehe ich zur Tür raus.

Ich sehe Patti lächeln. Sie ist schon die ganze Woche über mein Fels in der Brandung gewesen. Ich nehme sie

in den Arm, und wir machen uns auf den Weg. Mit einem Golfwagen fahren sie uns zu einem Zugangstunnel gleich hinter dem Feld. Das Dumme ist, dass sich dort ungefähr tausend Leute drängeln: Kameraleute, alle möglichen Pressevertreter – ein Riesenchaos. Plötzlich jagt eine Phalanx aus Hunderten schreiender, jubelnder Menschen an uns vorbei – unsere Fans! Heute Abend außerdem auch noch die Bühnenbauer, »die Freiwilligen«, die zwei Wochen lang auf eigene Kosten Tag für Tag zum Spielfeld gekommen sind, um unsere

Bühnenmodule immer und immer wieder neu zusammenzufügen und auseinanderzunehmen, so lange, bis sie es zumindest theoretisch mit militärischer Präzision hinbekamen. Doch jetzt wird's ernst. Ich hoffe, dass sie es draufhaben. Denn als wir auf das von sämtlichen Lichtern im Stadion hell erleuchtete Feld geführt werden und uns das durchdringende Geschrei von siebzigtausend fanatischen Footballfans in den Ohren gellt, ist da noch gar nichts. Nichts! Kein Sound, kein Licht, keine Instrumente, keine Bühne – nichts als hell beleuchteter, wenig einladender grüner Rasen.

Doch mit einem Mal strömt aus allen Richtungen, scheinbar aus dem Nirgendwo, eine Armee von Ameisen herbei, und jede einzelne von ihnen bringt ein Stück unserer Lebensader, unserer Muttererde auf das Feld. Die Kavallerie ist eingetroffen. Etwas, wofür wir an einem Konzerttag acht Stunden benötigen, wird innerhalb von fünf Minuten fertig gemacht. Unglaublich! Alles, was zu unserer Welt gehört, ist da ... hoffen wir zumindest.

Ein paar Schritte von der Bühne entfernt stellen wir uns im Kreis auf und fassen uns an den Händen. Ich

sage ein paar Worte, die im Lärm der Menge untergehen, und sehe überall um mich herum lächelnde Gesichter. Ich hab mit diesen Leuten bereits in diversen Situationen gesteckt, bei denen einiges auf dem Spiel stand – wenn auch vielleicht nicht ganz so viel wie dieses Mal. Es ist stressig, aber die Band ist für so was gemacht ... und jetzt geht's gleich los ... auf, auf, ihr glücklichen Krieger, nehmen wir die Bühne ein!

Der NFL-Manager gibt mir ein Zeichen: Noch drei Minuten ... zwei Minuten ... eine ... Ein Typ hüpfte auf verschiedenen Teilen der Bühne

herum, damit sie ebenerdig auf dem Rasen stehen ... dreißig Sekunden ... Aus unseren Lautsprechern kommt Rauschen ... Sie testen immer noch die Soundanlage ... Das wird verdammt eng! Die Lichter im Stadion gehen aus. Die Menge bricht in Jubel aus, und mit Max' Trommelschlägen beginnt »Tenth Avenue«. Ich spüre den Kegel aus weißem Licht, den Clarence und ich uns für einen Moment teilen. Ich höre Roys Klavier. Ich gebe C einen Klaps auf die Hand, und dann schieße ich los, werfe meine Gitarre in hohem Bogen zu meinem Gitarrentechniker

Kevin rüber, der sie auffängt, und dann heißt es ... »Meine Damen und Herren, in den nächsten zwölf Minuten bringen wir die gewaltige, gerechte Macht der E Street Band direkt in Ihre wunderschönen Wohnzimmer! Hiermit befehle ich Ihnen: Treten Sie zurück von Ihren Guacamole-Dips! Hiermit befehle ich Ihnen: Legen Sie die Hühnchenschenkel beiseite – und drehen Sie die Lautstärke Ihrer Fernseher BIS ZUM ANSCHLAG AUF!« Weil es eine Sache gibt, die ich natürlich wissen muss: »IST DORT DRAUSSEN IRGENDJEMAND

NOCH AM LEBEN?!« Ich fühle mich, als hätte man mir gerade Adrenalin direkt ins Herz gespritzt. Dann stehe ich auf dem Deckel des Klaviers (gute alte Stiefel!), bin wieder unten, one, two, three, four, lass mich vor dem Mikro auf die Knie fallen und lehne mich so weit zurück, dass ich mit den Schultern fast den Boden berühre. Für einen Moment schließe ich die Augen, und als ich sie wieder aufmache, sehe ich nichts als den blauen Nachthimmel. Keine Band, kein Publikum, kein Stadion. Ich höre und fühle das alles als sirenenartiges Getöse um mich herum, aber so weit

zurückgelehnt sehe ich nur den herrlichen Nachthimmel und an seinen Rändern den Schein von tausend Stadionsonnen.

Nach ein paar tiefen Atemzügen überkommt mich eine große Ruhe. Seit der Gründung der Band war es immer unser Ehrgeiz, für *alle* zu spielen. Wir haben auf diesem Weg schon viel erreicht, aber das hier noch nicht. Unser Publikum besteht größtenteils aus einem einzigen Stamm ... dem der Weißen. Gelegentlich – bei Barack Obamas Amtseinführung, auf unserer Afrikatour '88, bei politischen

Kundgebungen, besonders in Cleveland, an der Seite von Präsident Obama – hab ich mich umgesehen und »Promised Land« für genau das Publikum gesungen, für das ich es vorgesehen hatte: junge Menschen, alte Menschen, schwarze, weiße, braune, Gläubige jeglicher Couleur und aller gesellschaftlichen Schichten. Für dieses Publikum singe ich auch heute. Heute spielen wir für alle, und zwar gratis! Ich ziehe mich am Mikroständer hoch, zurück in die Welt ... in meine Welt, in der auch all die anderen sind. Und plötzlich tauchen das Stadion, die Menge, meine

Band, meine besten Freunde, meine Frau wieder in meinem Gesichtsfeld auf, und es geht los mit »Teardrops on the city ...«

In »Tenth Avenue« erzähle ich die Geschichte meiner Band – und noch ein paar andere Dinge ... »when the change was made uptown« ... Der Song rast nur so dahin. Dann rutsche ich auf Knien über die Bühne. Zu viel Adrenalin – ich bin zu spät runtergegangen, bin zu schnell ... Achtung, Mike, ich komme ... BAMM! Ich hänge auf seiner Kamera, die Linse bohrt sich mir in den Schritt, ein Bein baumelt über den

Bühnenrand. Ich stütze mich auf die Kamera, rapple mich wieder auf und ... sag es, sag es, saaag's ... WUMM! »BORN TO RUN« ... meine Geschichte! Irgendwas Helles, Heißes schießt hinter mir in den Himmel auf. Später erfahre ich, dass da ein Feuerwerk gezündet wurde. Ich bekomme überhaupt nichts davon mit. Ich sehe nur die Feuerwerksraketen in meinem Kopf. Ich bin völlig außer Atem. Versuche, Tempo rauszunehmen. Keine Chance. Ich höre, wie das Publikum bereits die letzten acht Takte von »Born to Run« mitsingt, oh, oh, oh, oh ... Und sofort

geht es weiter mit »Working on a Dream« ... eure Geschichte ... und meine auch, hoffe ich. Steve steht rechts von mir, Patti links. Ich sehe sie immer noch lächeln. Hinter uns steht unser wundervoller Chor – die Joyce Garrett Singers, die mich schon bei der Amtseinführung des Präsidenten in Washington begleitet haben. Ich drehe mich zu ihnen um. Ich will ihre Gesichter sehen und ihre Stimmen hören ... »working on a dream«. Geschafft. Augenblicke später stürzen wir uns kopfüber in »Glory Days« ... das Ende der Geschichte. Noch ein letztes Mal feiere ich diesen Moment,

glücklich in meiner
Schicksalsergebenheit. Mein alter
Kumpel Steve und ich, wir lachen
beide. Jerry, den Schiedsrichter, haut
es an diesem Abend nicht auf den
Hintern. Er wirft lediglich die gelbe
Flagge auf den Boden, weil ich
kostbare fünfundvierzig Sekunden
überzogen habe ... Endspurt! Jetzt
stehen alle vorne an der Bühne und
bilden diese eindrucksvolle Reihe. Aus
dem Augenwinkel sehe ich, wie die
Bläser ihre Instrumente in die Luft
heben. Ich lasse meine Gitarre um den
Hals kreisen, und auf dem siebten
Schlag bin ich unterwegs in mein

inneres Disneyland. Tatsächlich bin ich schon an einem wesentlich weiter entfernten Ort, der noch viel lustiger ist. Ich sehe mich um: Wir haben's überlebt, es ist vorbei, wir haken uns unter und verbeugen uns, während die Bühne unter unseren Füßen schon wieder auseinandergebaut wird. Der Weg zurück zu den Trailern führt uns wieder durch schieres Chaos.

Die Relativitätstheorie ist erneut bestätigt worden. Auf der Bühne steigt der Grad deines Hochgefühls direkt proportional zu der Tiefe des Abgrunds, über dem du tanzt. Ein Gig, der mir nie ganz geheuer

gewesen war, hatte überraschend starke Gefühle bei mir und meiner Band freigesetzt. Er war zum Höhepunkt geworden, gewissermaßen zum Meilenstein, und reihte sich in die wichtigsten Konzerte unserer Karriere ein. Die NFL hatte eine Jubiläumsparty für uns geschmissen, wie wir sie für uns selbst nie organisiert hätten – mit Feuerwerk und allem Drum und Dran. Inmitten ihrer Footballeuphorie hatten sie uns die Möglichkeit geboten, einen kleinen Teil unserer Geschichte rauszuhauen. Ich liebe es, lange zu spielen und dabei alles zu geben, aber das waren die

kompletten fünfunddreißig Jahre innerhalb von zwölf Minuten gewesen ... Das war der Zaubertrick gewesen: Man fängt an, hört wieder auf, und das war's. Und dazwischen musst du alles geben ... zwölf Minuten ... okay, plus minus ein paar Sekunden.

Der Super Bowl verhalf uns zu zusätzlichen Plattenverkäufen und füllte wahrscheinlich ein paar weitere Plätze bei der laufenden Tour. Aber eigentlich war es mir dabei vor allem um eins gegangen: Ich hatte das Gefühl, dass meine Band immer noch eine der größten im ganzen Land war.

Ich wollte, dass das euch allen klar war. Wir hatten es euch zeigen wollen ... einfach nur, weil wir es konnten.

Um drei Uhr morgens war ich wieder daheim. Im Haus schliefen schon alle tief und fest. Ich saß im Garten vor dem offenen Feuer und sah, wie Funken aufglommen, aufflogen und im schwarzen Nachthimmel verglühten. In meinen Ohren dröhnte es immer noch gewaltig ... »Ja, das war echt gut.«

KAPITEL 71

AUF ZU NEUEN UFERN

Den Rest des Jahres 2009 verbrachten wir damit, *Working On a Dream* auf Tour zu promoten. Max' Sohn Jay sprang für seinen Vater ein, der seinen Verpflichtungen bei Conan O'Brien nachging. Mit gerade einmal achtzehn Jahren war Jay der Zweite überhaupt,

der in fünfunddreißig Jahren hinterm Schlagzeug Platz nahm. Nach ein paar holprigen Anfängen stellte sich heraus, dass Jay die Kraft, die Genauigkeit, das Ohr und die Disziplin seines Vaters, dessen Arbeitsmoral und Lernbereitschaft besaß. Außerdem brachte er eine ganz eigene jugendliche Punkenergie mit, mit der er die Scheiße aus unserem Songarchiv herausprügelte. Trotzdem war mir irgendetwas nicht geheuer. Ich konnte deutlich spüren, dass da etwas noch nicht stimmte. Dann fiel mir auf, dass Jay mit all seiner Energie und seinen technischen Fertigkeiten »über« der

Band spielte, über unsere Arrangements hinweggaloppierte. Wir legten eine kurze Pause ein, und ich ging zu ihm rüber. In aller Ruhe erklärte ich ihm, dass das Schlagzeug nicht der Panzer der Arrangements sei. Die Drums sind eher der Seelenmotor, der tief unter der Band montiert liegt. Man spielt sie nicht über die Band hinweg, sondern in ihrem Innersten. Aus dieser Position heraus hält man alles in Bewegung. »Atme ein paarmal ruhig ein und aus«, sagte ich zu ihm, »fahr komplett runter, vergrab es in der Band. Wenn du die richtige Stelle triffst – wenn du den

Beat richtig platziert –, dann findest du ganz automatisch auch die richtige Stelle innerhalb der Band.«

Diese Anweisung umzusetzen wäre sicher niemandem leichtgefallen – und erst recht nicht einem Achtzehnjährigen, der bislang überwiegend vor schätzungsweise dreißig Leuten in kleineren Pubs gespielt hatte. Aber wie der Vater, so der Sohn: Am Nachmittag packte Jay Weinberg seine Schaufel aus und grub sich so tief in den Rhythmus der Band ein, dass sich die potenzielle Frage des Schlagzeugers endgültig erledigt hatte. Jay brachte Feuer, Jugend, Intensität

und sein ureigenes Showtalent in die Band mit ein, und als wir später vor fünfzigtausend kreischenden Fans die Bühne betraten, rockte er sie alle.

Später im selben Jahr traten wir beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Rock and Roll Hall of Fame auf. Wir hatten einen Mordsspaß als Begleitband für Darlene Love, Sam Moore und Billy Joel. Mit U2 sang ich »I Still Haven't Found What I'm Looking For« und zusammen mit Patti Smith, meinem zweitliebsten Jersey Girl, »Because the Night«.

Vor uns lagen noch drei

Tourwochen. Ich war besorgt um Clarence' körperliche Verfassung, die sich schon über geraume Zeit zusehends verschlechtert hatte. Erst waren es die Knie gewesen, als Nächstes die Hüfte, gefolgt vom Rücken, und dann wurde es immer schlimmer. C reiste mit einem Physiotherapeuten und jemandem, der seinen Gesundheitszustand überwachte. Trotzdem musste er während der *Working on a Dream*-Tour die meiste Zeit sitzen. Ihn auf die Bühne und wieder von ihr runterzuschaffen war ein mittlerer Akt. Ein Aufzug musste gebaut

werden, und wir bestiegen ihn Seite an Seite, damit ich ihn stützen konnte. Doch seine innere Stärke, sein Herz und seine Hingabe gerieten nicht eine Sekunde lang ins Wanken. Mit zunehmendem Alter war er sanftmütiger geworden, wirkte mitunter fast wie ein dösender Löwe. Er war zwar nicht mehr so gefährlich wie früher, aber auf die Nerven gehen wollte man ihm immer noch nicht.

C war es gelungen, sich seine beeindruckende Präsenz und den eisernen Willen zu bewahren. Nur darum war er immer noch da. Was immer er tat, tat er mit schier

Willenskraft, und wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre er sogar auf der Bühne gestorben. Doch genau das bereitete mir Kopfzerbrechen. Vor jeder Tour ließ er sich von den Ärzten komplett durchchecken. Und irgendwie schaffte er es jedes Mal, mit aufzutreten. Wann immer ich ihm sagte: »Ich muss genau wissen, was du tun kannst und was nicht«, wurde er wütend, weil ich meine Nase zu tief in seine medizinischen Angelegenheiten steckte.

Zur *Dream*-Tour brachte er einen Assistenten mit, einen dunkelhäutigen jungen Mann. Monatelang wusste ich

nicht mal, um wen genau es sich dabei handelte. Ich nahm einfach an, dass er einer von Cs Leuten war, die regelmäßig kamen und gingen und Dinge für ihn erledigten oder es ihm so angenehm wie möglich machten. Der Junge hieß Jake Clemons und war Clarence' Neffe. Er war ebenfalls Saxofonist, auch wenn er nie spielte – abgesehen von einem Konzert, bei dem er C bei »Tenth Avenue Freeze-Out« zur Seite stand.

Clarence verließ die Bühne immer als Letzter. Während ich Abend für Abend seinen großen Körper stützte und wir langsam die Treppe

runterstiegen, flüsterte er mir oft zu:
»Danke, dass ich hier sein darf.«
Dabei war ich selbst froh, dass er bei
uns war. Sogar in seinem
geschwächten Zustand war Cs
Gegenwart für mich der Fels in der
Brandung und unschätzbar wertvoll.

Wir flogen hoch nach Buffalo, New
York, wo wir *Greetings from Asbury Park*
erstmals von Anfang bis Ende
durchspielten. Es war das letzte
Konzert der Tournee, und die Nacht
flirrte regelrecht vor Vorfreude,
Kameradschaft und Genugtuung,
auch dieses Abenteuer erfolgreich
bestanden zu haben. Das Publikum

tobte, es wurde eine gigantische Party. Auch ein paar alte Geister waren gekommen. Mike Appel hatte sich das Konzert angeschaut, und als wir uns vor dem Auftritt an den Händen hielten, hatten wir ihn in unserem Kreis willkommen geheißen. Wir waren immer noch am Leben und hatten ein weiteres Stück auf unserem gemeinsamen Weg hinter uns gebracht. Mikes vertrautes gackerndes Gelächter und sein Schautellernaturell waren allgegenwärtig. Musik lief, und es gab Drinks. Als wir uns auf dem Heimflug Newark näherten, hob Clarence das

Glas. »Ich möchte etwas sagen ... Dies hier könnte der Anfang von was ganz Großem sein.« Wir brüllten vor Lachen.

Aber genauso fühlte es sich an. Die Band spielte immer noch grandios. Wir meisterten diesen Abschnitt unserer Karriere mit würdevoller Energie. Die Hälfte unserer Auftritte bestritten wir mit Songs aus den vergangenen zehn Jahren, und wir verbrachten immer noch unglaublich gerne Zeit miteinander. Nach wie vor liebten wir unsere Musik, die Band und unser Publikum. Während die funkelnden Lichter entlang der

Ostküste uns den Weg nach Hause wiesen, war uns allen klar, dass wir verdammt hart gearbeitet und eine Menge Glück gehabt hatten.

KAPITEL 72

WRECKING BALL

Eines Nachmittags, als ich von einem kurzen Halt in meinem Stammlokal zurückkehrte, sang ich im Auto ein paar Zeilen vor mich hin, die irgendwann zu »Easy Money« werden sollten: »You put on your coat, I'll put on my hat, you put out the dog, I'll put

out the cat ...« *Tada!* Licht an! Eine Muse war wie aus dem Nichts am Straßenrand aufgetaucht. »Easy Money« war der Schlüssel zu der Platte, die ich machen musste.

Nach dem Börsencrash 2008 war ich ob der Dinge, die eine Handvoll Tradingfirmen an der Wall Street angerichtet hatten, stinksauer, und mit *Wrecking Ball* wollte ich dieser Wut Luft machen – der Wut über die Ungerechtigkeit, der niemand einen Riegel vorschob und die dank der Deregulierung nur immer größer wurde. Handlungsunfähige Aufsichtsbehörden und der

Kapitalismus gerieten zusehends außer Kontrolle, und ausbaden musste es der hart arbeitende kleine Mann.

Die Mittelschicht? In Grund und Boden getrampelt. Die Einkommensschere ging in diesem neuen »vergoldeten Zeitalter« nur mehr weiter auf. Darüber wollte ich schreiben.

Ich hatte das postindustrielle Trauma Amerikas inzwischen fünfunddreißig Jahre lang verfolgt und in Songs beschrieben. Also machte ich mich an die Arbeit und sichtete das Material, das bereits in meinen Notizbüchern schlummerte. »Jack of

All Trades« schrieb ich wie im Furor. Dann kamen »We Take Care of Our Own« und »Wrecking Ball«, gefolgt von »Easy Money«, »Death to My Hometown« und »This Depression«. Die beiden Songs »Shackled and Drawn« und »Rocky Ground« stammten von einem Gospel-Filmprojekt, an dem ich zuvor gearbeitet hatte, und sie fügten sich lückenlos in das vorhandene Material ein. Allerdings brauchte ich noch eine letzte Nummer für das Album. Ich versuchte es mit »Land of Hope and Dreams« – der Song müsste allerdings noch besser als bei unserer eigenen

Liveversion werden. Schließlich kam Bob Clearmountain mit einem Mix ums Eck, der das Stück auf ein ganz neues Level hob.

Trotzdem brauchte ich immer noch den einen Song, der die Stimmen der heutigen Immigranten einfing, die der Bürgerrechtsbewegung und eines jeden Menschen, der je den Kopf für die gerechte Sache hingehalten und dabei eins in die Fresse bekommen hatte oder sogar getötet worden war. Wo waren diese Menschen? Ich war mir sicher, dass sie alle immer noch dort draußen waren und mit denjenigen sprachen, die ihnen

zuhören wollten. Ein solcher Geist verschwindet nicht. Solche Menschen halten selbst vom Jenseits aus noch aufrührerische Reden. Sie lassen sich nicht das Wort verbieten. Der Tod verleiht ihnen nur mehr eine unsterbliche Stimme. Wir müssen nur auf sie hören. Das war die Message meines letzten Songs, »We Are Alive«. Hör zu und lern von den Seelen und dem Verstand derer, die vor dir hier waren.

Ich wusste, dass ich genau diese Musik machen musste. Das war meine Aufgabe. Ich spürte, dass das Land an einem Scheideweg stand. Wenn dem

Durchschnittsbürger derart großer Schaden zugefügt werden kann, ohne dass jemand dafür ernstlich zur Verantwortung gezogen wird, dann ist das Spiel aus. Der dünne Schleier der Demokratie entpuppt sich als genau das, was er in Wahrheit ist: eine dürftige Tarnung für die zunehmende Plutokratie, in der wir jetzt und auch in Zukunft leben.

Wrecking Ball wurde weitaus weniger gefeiert, als ich erwartet hätte. Trotzdem war ich mir sicher, dass ich damit einen Nerv getroffen hatte, und das glaube ich auch heute noch. Vielleicht hat man mich wegen meines

eigenen Erfolgs nicht ernst genommen, aber das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. Ich hab mich lange und intensiv damit beschäftigt, wie man über solche Themen schreibt; sie sind mir sehr vertraut. Ich wusste, *Wrecking Ball* war eins meiner besten, aktuellsten und zugänglichsten Alben seit *Born in the USA*. Ich bin kein Verschwörungstheoretiker, also rechnete ich mir einfach aus, dass sich zwar viele, aber nun mal nicht *sehr* viele Menschen für jene Ideen, wie ich sie aufbereitet hatte, interessierten. Dass ihr Interesse zwar groß, aber

nicht *sehr* groß war. Vor allem nicht in den Vereinigten Staaten.

Während der folgenden Jahre tourten wir einmal rund um den Globus und stießen durchaus auf Begeisterung – wobei Europa wie immer besonders hervorstach. Dort bestand nach wie vor Interesse an der amerikanischen Politik und jedem, der darüber sang. Journalisten stellten mir politische Fragen, in denen es genau um die Punkte ging, mit denen ich mich beim Schreiben des Albums auseinandergesetzt hatte. Ich fand mich damit ab, dass sich die Rockmusik in den USA nicht mehr

wie früher als Vehikel für ernste Ideen eignete. Eine neue Art von Superpop, Hip-Hop und eine ganze Reihe weiterer aufregender Stilrichtungen waren inzwischen eher angesagt und passten besser zum aktuellen Zeitgeist. Und nur damit es keine Missverständnisse gibt: Ich kann mich nicht beschweren. *Wrecking Ball* eroberte Platz eins der Charts und wurde auch in den USA zu einem schönen Erfolg. Wir trafen überall auf Menschen, die das Album schätzten und verstanden. Nur hielt ich selbst es für eins unserer besten Alben, und ich

hatte mir damit wesentlich mehr
vorgenommen.

KAPITEL 73

ALS GÄBE ES KEINEN REGEN MEHR

An einem verregneten, windigen Tag zwischen zwei Tourneen war ich gerade in meinem Studio auf der Farm, als Clarence anrief. Ich hatte zuvor versucht, ihn zu erreichen, weil

ich für die neue Version von »Land of Hope and Dreams«, das wir für *Wrecking Ball* eingespielt hatten, den Saxofonpart mit ihm neu aufnehmen wollten. Clarence war in Los Angeles, wo er kurz zuvor mit Lady Gaga bei *American Idol* aufgetreten war. Er hatte auf ihrer Single »Edge of Glory« ein tolles Solo hingelegt und kam sogar im Videoclip vor. Ich wollte wissen, wie es ihm gehe, und er erwähnte, dass seine Hand sich taub anfühle und dass er nicht mehr richtig Saxofon spielen könne ... Das mache ihn nervös. Ich fragte ihn, was er deswegen unternehmen werde, und zum ersten

Mal, seit ich ihn kannte, bat er mich darum, eine Session ausfallen lassen zu dürfen. Er wollte heim nach Florida, um sich von einem Neurologen die Hand durchchecken zu lassen. Ich versprach ihm, die Session zu verschieben und in einer Woche wieder anzurufen, um von ihm zu hören, was bei der Untersuchung herausgekommen sei.

Pattis und mein Hochzeitstag stand bevor, und wir wollten für fünf Tage oder so nach Paris fliegen. Nach etwa drei Tagen, glaube ich, klopfte am Nachmittag unser Securitymann Gil Gamboa an unsere Tür. Als ich

aufmachte, standen ihm Tränen in den Augen. Mit gepresster Stimme teilte er mir mit, Clarence habe einen schweren Schlaganfall erlitten und liege im Krankenhaus. Ich flog sofort nach Florida.

Clarence' Schlaganfall war so schwer gewesen, dass in einer Gehirnhälfte sämtliche Lichter ausgegangen waren – und zwar von einer Sekunde auf die andere, während der C aus dem Bett zu Boden gekracht war. Ich fuhr direkt zum St. Mary's Medical Center in West Palm Beach, wo ich von Clarence' Bruder Bill, seinem Neffen

Jake und seiner Frau Victoria in Empfang genommen wurde. Sie brachten mich in ein spärlich beleuchtetes Krankenzimmer, wo der Big Man schwer atmend im Bett lag. Unter seinem Krankenhaushemd ragten Schläuche und Kabel hervor. Seine Augenlider, die immer wie weiche Stahltüren auf- und zugeglitten waren, waren fest geschlossen. Victoria sprach ihn an und teilte ihm mit, dass ich gekommen sei. Als ich seine Hand nahm und sanft auf ihn einredete, konnte ich einen leichten Druck um meine Finger spüren. Irgendwo in seinem Inneren reagierte er auf mich.

Clarence' Hände waren immer schwer wie Felsbrocken gewesen, aber wenn er sie einem auf die Schultern gelegt hatte, hatte sich im ganzen Körper ein ungemein tröstliches und sicheres Gefühl ausgebreitet. Unendlich stark und außerordentlich sanft – so war C für mich.

Die Leute vom St. Mary's führten uns in einen kleinen Raum, wo Clarence' Bruder, seine Neffen, Kinder und Freunde zusammenkommen konnten, um Musik zu machen und über C zu sprechen. Das Zimmer war so abgelegen, dass wir die anderen

Patienten nicht störten, als wir begannen, Saxofon und Gitarre zu spielen und zu singen, während wir Tag und Nacht darauf warteten, wie Clarence auf die Bemühungen der Ärzte ansprechen würde. Seine Familie führte unzählige Gespräche und traf die notwendigen medizinischen Entscheidungen. Doch eines Nachmittags nahm mich der behandelnde Arzt zur Seite und erklärte, dass es jetzt einem Wunder gleichkäme, wenn Clarence noch mal zu Bewusstsein gelangen würde. Und dass er in diesem Fall höchstwahrscheinlich an den Rollstuhl

gefesselt und halbseitig gelähmt bliebe. Er würde weder je wieder sprechen noch sein Gesicht oder seine Hände richtig bewegen können. Und er würde ganz bestimmt nie wieder Saxofon spielen. Ich weiß nicht, wie Clarence mit dieser Nachricht klargekommen wäre. Er war immer eine Wucht gewesen, hatte über eine schier unglaubliche Lebenskraft verfügt, aber wenn er nicht mehr in der Lage wäre zu spielen und mit der Band aufzutreten, hätte ihm das schwer zugesetzt. So was war ganz einfach unvorstellbar. Clarence hatte immer exzessiv und ohne Rücksicht

auf Verluste gelebt. Er war nie sonderlich sorgsam mit sich umgegangen und hatte auch nie zurückgeblickt.

Eine Woche verging. Cs Zustand verschlechterte sich weiter, und es gab nichts mehr, was noch dagegen hätte getan werden können.

Die Sonne warf einen rosafarbenen Schleier über den Parkplatz des St. Mary's, als wir an jenem Morgen durch den Hintereingang traten und uns in Clarence' kleinem Zimmer an seinem Bett versammelten. Seine Frau, seine Söhne, sein Bruder, seine Neffen, ich, Max und Garry waren

gekommen, um von ihm Abschied zu nehmen. Ich spielte leise »Land of Hope and Dreams« auf der Gitarre, und dann geschah das Unerklärliche. Etwas Großes, etwas Zeitloses und Ungreifbares ... verschwand einfach. Hatte uns verlassen ... für immer.

Dass es so was wie eine Seele gibt, erkennt man erst, wenn sie plötzlich nicht mehr da ist. Dann tritt ein Nichts an die Stelle von etwas, was gerade noch da gewesen ist. Eine sternenhafte Nacht brach an und legte sich für einen Moment über alles und jeden im Zimmer. Leblos lag Clarence vor uns, und jemand flüsterte seinen Namen.

Es flossen viele Tränen. Wir blieben noch eine Weile andächtig bei ihm, bis uns Cs Krankenschwester, eine Nonne, sachte aus dem Zimmer führte. Clarence' Bruder Bill hatte es von uns allen am härtesten getroffen. Dann war die Stille gebrochen, draußen auf dem Flur trösteten wir einander und unterhielten uns noch eine Weile, nahmen einander in den Arm ... und dann fuhren wir einfach nach Hause.

Draußen in der Welt herrschte inzwischen einer dieser traumhaft sonnigen Florida-Tage, wie C sie so gern für Angelausflüge genutzt hatte.

Ich kehrte zurück zu meinem Hotel und schwamm so weit aufs Meer hinaus, bis ich die Geräusche vom Ufer nicht mehr hören konnte. Dabei versuchte ich, mir meine Welt ohne Clarence vorzustellen. Irgendwann drehte ich mich auf den Rücken, spürte die Sonne im Gesicht und schwamm zurück an Land, wo ich auf mein Zimmer ging und tropfnass auf dem Bett einschlief.

Die schwere Luft Floridas fühlte sich an wie Watte auf meiner Lunge, als wir die Royal Poinciana Chapel betraten. Die ganze E Street Band, Jackson Browne, sämtliche Frauen,

mit denen Clarence verheiratet gewesen war, und seine Kinder waren da – sogar Eric Meola, der das berühmte Foto von Clarence und mir auf dem *Born to Run*-Cover geschossen hatte. Victoria hielt eine liebevolle Ansprache und verlas seine letzten Wünsche – hauptsächlich dass er seine Asche in Hawaii verstreut haben wollte, und zwar im Beisein seiner Ehefrau und all der anderen »besonderen« Frauen in seinem Leben. Ob nun tot oder lebendig, mit so was konnte nur Clarence durchkommen.

Als ich das erste Mal sah, wie Cs

gewaltiger Körper aus dem Schatten einer halb leeren Bar in Asbury Park getreten war, hatte ich mir gedacht: »Da kommt mein Bruder.« Doch der Big Man war nicht nur massig, sondern durchaus auch zerbrechlich gewesen. Auf gewisse Weise hatten wir uns angewöhnt, einander zu beschützen. Ich glaube, ich habe C womöglich vor einer Welt beschützt, in der es nach wie vor nicht einfach war, riesig und schwarz zu sein. Immer noch war der Rassismus virulent, und während unserer gemeinsamen Jahre hatten wir seine Ausbrüche gelegentlich am eigenen

Leib erfahren. Clarence' Berühmtheit und seine schiere Körpergröße hatten ihn nicht komplett immun dagegen gemacht.

C wiederum hat mich möglicherweise vor einer Welt beschützt, in der es genauso wenig einfach war, ein unsicherer, seltsamer, hagerer weißer Junge zu sein. Schulter an Schulter waren wir harte Kerle, zwei der härtesten Kerle auf der ganzen Welt. Und wir kamen in eure Städte, um euch durchzuschütteln und wachzurütteln.

Zusammen vermochten wir eine Geschichte zu erzählen, die über die

Geschichten hinauswies, die ich in meinen Texten und meiner Musik schilderte. Sie handelte davon, wie Freundschaft entsteht, und Clarence trug diese Geschichte in seinem Herzen, ganz genau wie ich. Sie handelte davon, wie Big Man und Scooter – zwei, die der absolute Hammer waren – die Stadt erst auseinandernahmen und dann *wiederaufbauten*, sie zu einem Ort umformten, an dem unsere Freundschaft keine Anomalie mehr war. Mir war klar, dass ich genau das vermissen würde: neben Clarence zu stehen und jeden Abend aufs Neue

genau diesen Eid abzulegen. *Das* war es, was wir miteinander getan hatten.

Clarence war einer der authentischsten Menschen, denen ich je begegnet bin. In ihm steckte nicht das winzigste bisschen postmoderner Bullshit. Abgesehen von meinem alten Herrn, einer echten Bukowski-Figur, die zu einem Leben mit dem Hintern auf dem Barhocker erwacht war, habe ich nie jemanden getroffen, der so unverfälscht gewesen ist wie Clarence Clemons. In seinem Leben herrschte oft das reinste Chaos. Er konnte den hirnverbranntesten Schwachsinn von sich geben, den man je gehört hatte,

und er hat auch noch daran geglaubt. Aber das Leben brannte in ihm, und er schrie förmlich danach, der Zeremonienmeister zu sein. Er machte sich selbst extrem glücklich und ganz schrecklich traurig, nervte mich und war ein Gottesgeschenk, zum Totlachen komisch und immer gefährlich nah am Pathos. Er scharte eine Ansammlung merkwürdigster Gestalten um sich, die man gesehen haben musste, um zu glauben, dass sie wirklich existierten. In sexueller Hinsicht war er rätselhaft und unersättlich, aber eben auch

unglaublich liebenswürdig, und er war mein Freund.

Wir hingen selten miteinander ab. Das wäre nicht gegangen, weil es mein Leben ruiniert hätte. Bei ihm war immer von allem zu viel. Aber die Zeit, die ich mit ihm verbrachte, war der reinste Nervenkitzel, und ich war andauernd am Lachen.

Körperlich fühlten wir uns wohl miteinander und hielten einander oft im Arm. Clarence' Körper war eine ganz eigene, gewaltige Welt. Er war die gebirgsgroße, gutherzige Zitadelle aus Fleisch und Blut, die jedem Sturm trotzte.

Er fehlt mir fürchterlich. Aber ich trage immer noch die Geschichte in mir, die er mir anvertraut und die er mir ins Ohr geflüstert hat, die wir gemeinsam erzählt und euch ins Ohr geflüstert haben ... und die immer weiter erzählt werden wird. Wenn ich Mystiker wäre, würde ich angesichts unserer Freundschaft der felsenfesten Überzeugung sein, dass Clarence und ich bereits in einer anderen, lange vergangenen Zeit, an anderen Ufern, in anderen Städten und auf anderen Feldern gestanden und auch damals schon unseren bescheidenen Beitrag zu Gottes Werk geleistet haben.

Clarence war eine Naturgewalt in meinem Leben, und ihn verloren zu haben ist, als gäbe es keinen Regen mehr. Gegen Ende seines Lebens konnte er die Bühne nur noch langsam erklimmen, aber wenn er dort erst mal angekommen war, stand ein großer Mann vor seinem Publikum. Als ich nach New Jersey und an die Arbeit zurückkehrte, ging ich sofort ins Studio, wo mein Produzent Ron Aniello an *Wrecking Ball* arbeitete. Er sprach mir sein Beileid aus und erwähnte, dass er auf die Nachricht von Clarence' Tod hin keine Ahnung gehabt habe, was er tun solle. In L.A.

habe er dann einfach Clarence' Solo für unsere neue Version von »Land of Hope and Dreams« vorsichtig aus einer Liveaufnahme zusammengeschnitten ... Ich setzte mich und hörte zu, wie Cs Saxofon den Raum einnahm.

KAPITEL 74

DIE WRECKING BALL-TOUR

Wir verhandelten gerade sein Gehalt, als Clarence mal erwähnte, dass er nicht nur fürs Spielen bezahlt werden sollte, sondern auch dafür, dass er Clarence war. Ich sagte Nein. Es war

lustig gemeint, aber natürlich war da etwas dran. Gab es einen anderen wie ihn? Nein. Es gab nur diesen einen. In Wahrheit *wurde* er dafür bezahlt, dass er Clarence war, immerhin war er beinahe von Anfang an das bestbezahlte Bandmitglied gewesen. Was sollten wir jetzt also tun? Während der Beginn unserer Tournee immer näher rückte, dachte ich über nichts anderes mehr nach.

Ed Manion, unserer langjähriger Asbury-Jukes-/E-Street-/Seeger-Saxofonist, spielte astrein, war ein richtig netter Kerl und würde den Job hinbekommen. Aber »der Job« war

verzwickt. Es war weniger ein »Job« als vielmehr eine religiöse Rolle, für die man gewisse schamanistische Fähigkeiten mitbringen musste. Ich kannte einen Typen in Freehold, mit dem ich schon erfolgreich zusammengespield hatte, der sich Cs Sound draufschaffen würde und der auf der Bühne echt gut rüberkam, aber ...

Ich bekam eine kleine Sammlung DVDs von Leuten zugeschickt, die einen mit ihrer Brillanz schier schwindlig spielen konnten. Nur brauchten wir keinen John Coltrane, sondern einen überzeugten

Rock'n'Roll-Saxfonisten. Einen Vormittag lang saß ich im Bett und sah mir alle an, bis Patti sich neben mich setzte und bei jedem nur sagte: »Nein. Nein. Nein.« Aus reiner Neugierde googelte ich die beliebtesten Tribute-Bands, um zu sehen, wie deren Saxofonisten sich anstellten ... Nein.

Jake

Obwohl er beinahe während der gesamten *Magic-/Dream*-Tournee mit der Band unterwegs gewesen war, hatte ich Jake bis zu Clarence'

Beerddigung nie am Saxofon erlebt. Dort hatte er eine wunderschöne Version von »Amazing Grace« gespielt. Er war genauso ein Riese wie C. Bei flüchtigem Hinsehen kamen er und seine Brüder wie verirrte Maori-Krieger daher. Jake war ein lieber, bescheidener Kerl mit Brille. Seine Mama musste gut zu ihm gewesen sein, denn er war der reinste Sonnenschein – genau wie C an besseren Tagen. Er hatte Talent, war ein guter Songwriter und Sänger, er liebte die Musik, war jung und hungrig, und ich glaubte das gewisse Etwas eines Stars in ihm zu spüren.

Nach Cs Tod verstrichen viele Monate. Jake und ich hielten losen Kontakt, und obwohl wir wussten, worüber wir beide nachdachten, hielten wir es für unangemessen, es auszusprechen. Auf der Straße stellten mir Freunde und Fans die ewig gleiche Frage:

»Wasmachstedennjetzt?« Sie klang sogar immer gleich. Ein Gedanke, ein Wort, eine kritische, lebenswichtige, existenzielle »Ich muss es JETZT wissen, weil es mich VERRÜCKT macht, dass es das, was ich so sehr geliebt habe, vielleicht nicht mehr gibt«-Frage. »Wasmachstedennjetzt?«

Meine immer gleiche Antwort lautete:
»Wir lassen uns was einfallen.«

»Er ist schwarz« – Steve über Jake.
»Er spielt Sax. Sein Name ist Clemons. Er ist unser Mann! Er und kein anderer!« Steve lehnte meine anderen Kandidaten ab, weil sie ... weiß waren.

Natürlich wusste ich, was er meinte. Er hatte mir damit sagen wollen, dass diese »Sache« – diese Welt, diese Möglichkeit, für die Clarence seit den ersten Segregationstendenzen in Asbury Park gestanden hatte – untrennbar mit seiner schwarzen Hautfarbe verbunden war. Das

stimmte. Diese »Sache« *war* ein zentrales Element in der Philosophie der E Street Band.

Ich gab Steve gewissermaßen recht. Aber per Definition konnte es nur *einen* wahren Big Man geben, und der ließ sich nun mal nicht wieder zum Leben erwecken, weder durch Koteletten, Körpergröße oder Nachtschwärze. Insofern war es doch im Grunde egal. Die Band war im selben Moment eine andere geworden, als C seinen letzten Atemzug gemacht hatte. Die alte E Street Band würde es niemals! nicht! mehr! geben! Clarence Clemons konnte schlicht und einfach

nicht ersetzt werden. Also musste die eigentliche Frage doch lauten: »Und was kommt als Nächstes?« Wobei »als Nächstes« JETZT bedeutete.

Jakes bloße Anwesenheit bedeutete jedoch, dass er vorspielen musste. Die anderen, die ich in Erwägung gezogen hatte, kannte ich bereits, und nur Jake war immer noch ein echtes Fragezeichen. Ich musste herausfinden, wer er war. Also rief ich ihn an. Seit wir in dem kleinen Zimmer im St. Mary's die Gitarre rumgereicht hatten, waren viele Monate vergangen, trotzdem musste er mit diesem Anruf gerechnet haben.

Ich legte ihm die Situation dar. Es sollte ein offizielles Vorspielen werden. Nur er und ich. Wir würden uns treffen und sehen, ob es Sinn ergab, die Sache weiterzuverfolgen.

Bei der letzten Tournee hatte der eine oder andere Zweifel an Jakes Reife angemeldet. Ich fand zwar auch, dass er zur Angeberei neigte, aber an Clarence' Krankenbett hatte ich spüren können, dass noch viel mehr in ihm steckte. Jetzt war die Zeit gekommen, ihm gründlich auf den Zahn zu fühlen.

Jake kam zu seinem ersten professionellen Meeting gleich mal

eine Stunde zu spät. Ich hatte pünktlich loslegen wollen und brodelte, als er reinkam. »Ist dir was Wichtigeres dazwischengekommen?« Nein, sagte er, er habe nur den Weg nicht gefunden. »Dann mal los, an die Arbeit.«

Am Telefon hatte ich Jake vier, fünf Songs genannt, mit denen er sich vertraut machen sollte: »Promised Land«, »Badlands« und ein paar andere echte Herausforderungen. Ich wollte seine Tonfarbe hören, seine Phrasierungen, und herausfinden, wie gut er einen Song einstudieren konnte.

Er habe die Songs »einigermaßen« drauf, meinte er.

Lektion eins: In der E Street Band machen wir NICHTS »einigermaßen«. Als Bandleader war James Brown mein Vater, Gott und Held. Auch Sam Moore hat mich stark geprägt. Mit ihrem Niveau wären sie, nicht mal wenn sie es gewollt hätten, imstande gewesen, bei dem zu pfuschen, was ihnen am allerwichtigsten war. Wenn sie mit ihren Bands auf der Bühne standen, kannten sie absolut KEIN PARDON!

Ich bin oft gefragt worden, wie die Band Abend für Abend so spielen

kann: mit fast schon mörderischer Konsistenz, NIE halbherzig und immer voll am Anschlag. Darauf gibt es zwei Antworten. Zum einen lieben und respektieren wir alle unsere Arbeit, einander, Bandleader und Publikum. Und zum anderen habe ich die anderen dazu GEZWUNGEN. Und gerade diesen zweiten Punkt darf man nie unterschätzen. Es war mir wichtig, dass Jake beide Aspekte verstand. »Ich will mal eins klarstellen: Du bist hier, um dich auf Clarence ›Big Man‹ Clemons' Platz in der E Street Band zu bewerben. Was nebenbei bemerkt kein Job, sondern

eine verdammte heilige Aufgabe ist. Und du spielst Bruce Springsteen gleich Clarence' berühmteste Soli vor« – ja, ich sprach von mir in der dritten Person –, »dem Mann, der vierzig Jahre lang an Clarence' Seite gestanden hat. Der mit ihm zusammen diese Soli geschrieben hat. Und du beherrscht sie ›einigermaßen‹? Was ... glaubst ... du ... eigentlich ... wo ... du ... bist? Wenn du's nicht weißt, dann will ich's dir verraten: Du bist in einer verdammten **FESTUNG DES ROCK'N'ROLL**. Es kann nicht sein, dass du es wagst, hierherzukommen

und Bruce Springsteen diese Musik vorzuspielen, ohne dass du DEN SCHEISS AUS DEM EFFEFF BEHERRSCHST! Damit machst dich selbst nur zum Affen und verschwendest meine kostbare Zeit!«

Normalerweise sag ich so was nicht. Ich trieb es ihm und mir zuliebe ein bisschen auf die Spitze – aber nur ein bisschen. Ich musste einfach wissen, wer Jake *war*. Denn selbst wenn man in der E Street Band spielen *könnte* ... wer man IST, was in einem steckt, inwieweit man gefühlsmäßig begreift, um welchen Einsatz wir spielen, ist VERDAMMT WICHTIG! Das ist

nichts Intellektuelles. Dan Federici war ein reiner Instinktmensch, aber er wusste, worum es in unserer Bruderschaft ging. Wusste Jake das auch?

Nach ein paar Anläufen teilte ich ihm mit, er möge sich in sein Hotelzimmer verziehen und erst dann wieder bei mir auftauchen, wenn er die Soli gemeistert hätte. Bevor ich ihn die Stücke zusammen mit der Band versuchen ließe, müsste er sie erst perfekt mit mir allein spielen können. Anschließend würde er zu einem Live-Tape der Band bei Vollgas spielen – und dabei aufgenommen

werden. Erst dann – und nur dann – würde ich ihn der Band vorstellen. Ein, zwei Tage später rief er mich an und sagte, er sei jetzt bereit. Und als er diesmal kam, war er es auch.

Während der folgenden Tage lernte ich Jake als gefühlvollen und disziplinierten jungen Saxofonisten kennen. Und ich mochte ihn. Ich drückte ihm und uns die Daumen, und die ganze Zeit über war C zusammen mit uns im Übungsraum und brachte uns einander näher. Er war Jakes Onkel gewesen und hatte mit mir über ihn gesprochen, als er krank war. Ich war mir sicher, es hätte

ihm ein Lächeln ins Gesicht gezaubert, dass Jake jetzt hier war. Es fühlte sich an, als hätten wir Cs Segen. Wenn Jake aber das »gewisse Etwas« nicht gehabt hätte, wäre das alles egal gewesen. Da hätte eine ganze Armee von Saxofonisten stehen können, die wie C aussahen, wie er spielten und Clemons hießen: Solange sie nicht tief in ihren Herzen verstanden hätten, *warum* wir das alles taten, wäre all das egal gewesen. Doch in Jakes Adern floss E-Street-Blut. Er hatte Talent. Und er war ein großer, gut aussehender Junge. Auch das war cool. Du willst Stars um dich herumhaben,

und Jake besaß dafür das nötige Selbstvertrauen ... das er im Übrigen noch brauchen würde, bevor der Tag zu Ende ginge. Ich war mir sicher, dass Jake bereit war, sein Talent, seinen Körper und seine Seele in den Dienst der Band und unserer Ideen zu stellen. Im Gegenzug würden wir sein Leben verändern.

Ein paar von den Bandmitgliedern, die bereits mit ihm gespielt hatten, fanden Jake undiszipliniert und waren skeptisch. Ihre Bedenken mussten wir von Anfang an ausräumen. Wir fuhren nach Fort Monmouth, einer einstigen Militärbasis, wo wir eine

Halle für Bandproben gemietet hatten. Nachdem Jake und ich alle begrüßt hatten, rief ich ihm einen Song nach dem anderen zu, die er ausnahmslos an die Wand nagelte. Für Steve und die meisten anderen war der Fall damit erledigt, während einer oder zwei von uns noch andere potenzielle Kandidaten hören wollten. Jon Landau störte es anfangs, dass Jake seinem Onkel so ähnlich sah. »Da steht der junge Clarence«, bemerkte er fassungslos. Wenn ich ihn ansah, schoss mir jedoch nur durch den Kopf, dass irgendwer dort oben es gut mit mir gemeint und uns diesen

wunderbaren Jungen geschickt hatte, der alles in sich trug, was wir brauchten, um die tiefste Wunde, die unserer Familie je zugefügt worden war, zu verarzten und weiterzumachen. Das war kein Job, den ein Auftragsmusiker oder Saxofonsöldner hätte übernehmen können – egal welche guten Gründe für so eine Lösung sprechen mochten. Zumindest nicht in diesem Moment und bei der anstehenden Tournee.

Das Apollo Theater – oberste Kathedrale der Soulmusik. Die heiligste Stätte für alle Rock'n'Souler. Hier soll die neue E-Street-

Bandgeneration debütieren, was mir nur passend erscheint, aber auch Angst einjagt. Als wir zum Soundcheck eintreffen, begrüßen uns die Bühnenarbeiter und führen uns zu einem Baumstumpf, der rechts neben der Bühne steht. Apollo-Neulinge reiben mit der Hand über die Rinde, weil das vor dem großen Moment der Wahrheit Glück bringen soll. Und genau das empfehle ich auch Jake. Dies ist die Bühne, auf der James Brown seiner Band und dem Publikum zugellte: »Take it to the bridge!«, wo Smokey dafür sorgte, dass niemand auf seinem Hintern

sitzen blieb, wo Joe Tex die Frauen pries – »schlanke Beine und so« – und seinen Fans den guten Rat mit auf den Weg gab: »Hold on to what you've got.« Hier und heute Abend sind wir trotz unserer vierzig Jahre Bühnenerfahrung genauso Neulinge wie alle anderen vor uns. Man will den Ansprüchen dieses speziellen Ortes um jeden Preis genügen und sich in einer der wichtigsten Kultstätten der Musik seinen kurzen Auftritt verdienen.

Von dieser Bühne aus haben Sam & Dave dem Publikum beigebracht, was es heißt, ein »Soul Man« zu sein. Soul

Man ... genau darum geht's. Ein echter R&B-Sänger wird aus mir nie werden, aber der Begriff »Soul Man« umfasst so viel mehr. Er umfasst dein Leben, deine Arbeit und die Frage, wie du an beides herangehst. Joe Strummer, Neil Young, Bob Dylan, Mick und Keith, Joey Ramone, John und Paul – alles weiße Jungs, die man guten Gewissens als »Soul Men« bezeichnen darf. Mit diesen zwei Worten ist alles gesagt, und ich wäre glücklich, wenn sie eines Tages auf meinem Grabstein stünden.

Während des Soundchecks laufe ich zu Jakes Platz zwischen den Bläsern

rüber. Ich will ihn nicht allzu sichtbar positionieren, damit er sich nicht unter Druck gesetzt fühlt, ein hundertprozentiger Ersatz für C sein zu müssen. Cs Platz wird kein zweiter Saxofonist je einnehmen können, und sowohl unsere Band als auch das Publikum werden sich daran gewöhnen müssen, dass der Big Man nicht mehr bei uns ist. Daher spielt Jake sein Instrument innerhalb der Bläsergruppe und auf seiner eigenen Position. Diese Position soll ihm gehören wie ein Stück unbewohntes Land, das nur darauf wartet, von ihm in Besitz genommen zu werden. Aber

er *wird* die Soli spielen. Ich hab Jake eingeschärft, dass die Parts, die Clarence und ich ausgetüftelt haben, in die Herzen unserer Fans eingemeißelt sind. Du musst mit ihnen nichts Raffiniertes anstellen, spiel sie einfach. Konzentrier dich auf deinen besten Sound, atme, wo C geatmet hat, und spiel sie so, wie wir sie geschrieben und aufgenommen haben. Die Hürde, die Jake dabei nehmen muss, befindet sich in seinem Inneren. Die Noten zu beherrschen ist einfach. Jeder anständige Saxofonist kann sie spielen, aber sie zu *verstehen* – zu wissen, was sie *bedeuten*, wie wichtig sie innerhalb

des Songs sind –, darin besteht die künstlerische Leistung.

Während sich unsere Musik mit der Zeit immer tiefer in die Seelen unserer Fans eingegraben hatte, war Clarence' Einsatz bei einem unserer klassischen Songs beinahe jedes Mal mit donnerndem Applaus begrüßt worden. Warum? Er hatte nichts Schwieriges gespielt, aber was er dabei getan hatte, war schwierig und einzigartig gewesen: Er *meinte*, was er spielte. Branford Marsalis hat nach Clarence' Tod einen wundervollen Essay über ihn geschrieben, in dem es heißt, C sei mit der »Kraft der

musikalischen Absicht« geeignet gewesen.

Die Soli an sich sind schön, sie sind einfach, mitunter sogar elegant, aber mit ihnen gewinnt man kein Blaues Band am Berklee College of Music – außer man versteht, wie kompliziert es ist, innerhalb eines begrenzten Rahmens etwas zu erschaffen, was ein bisschen anders ist als alles bisher Dagewesene. Clarence hatte das Rock'n'Roll-Saxofonspiel in den Siebzigern und Achtzigern neu erfunden und ihm frisches Leben eingehaucht. Ja, natürlich hatte es einen King Curtis, Junior Walker, Lee

Allen und viele andere gegeben, die Clarence inspiriert hatten. Aber für mich hat Clarence immer eine Spitzenposition unter den Allergrößten eingenommen (und er hat großen Anteil daran, dass ich mich dort, wo immer ich mich tummle, einordnen darf).

Jakes Job, seine Aufgabe, besteht darin, die Noten zu verinnerlichen und sie zu *meinen*. So wird er zum Teil dieses Gemeinschaftswerks. Und das kann man nicht vortäuschen. Entweder man schafft es, oder man schafft es nicht.

Jakes Technik ist ausgezeichnet,

und wenn er sein Instrument an die Lippen hebt, verleiht er diesen Soli wieder ihren alten Glanz. C hatte in den letzten Jahren aufgrund seiner körperlichen Handicaps zunehmend Mühe, sie zu spielen. Jetzt lädt Jake sie wieder mit jugendlicher Energie auf. Und das ist schön zu hören.

Am Ende des Soundchecks gehe ich zu Jake und lächle ihn an. Dann mache ich sechs Schritte nach vorn zu einem kleinen Podest. Hier soll er stehen und spielen. Ich sehe ihn an und klopfe ihm auf die Schulter. »In zwei Stunden werden diese Schritte dein Leben verändern – zum Guten

oder zum Schlechten.« Mit seinem Tausend-Watt-Lächeln, für das er eigentlich einen Waffenschein bräuchte, strahlt er mich an und nickt.

Showtime. Kurz bevor wir auf die Bühne gehen, taucht Jake im Backstagebereich auf – ohne Brille. Auf meine Frage, wo er sie gelassen habe, antwortet er: »Ich trag Kontaktlinsen.«

»Setz sie wieder auf. Du bist der Schüler.«

Kein Solo bei »We Take Care of Our Own«. Dann »Badlands«. Es scheint, als würde alle Luft aus dem Raum gesaugt werden – ein

Trommelschlag, und dann schmettern die rund zwei Dutzend Noten des »Badlands«-Solos aus Jakes Saxofon und rollen wie Brecher durch das Apollo. Nur ein winziger Moment – dann branden donnernder Applaus und Schreie aus dem Publikum zu uns zurück. Wir haben es geschafft. Jake wird nie wieder zu spät kommen.

Vor unserem Apollo-Auftritt hab ich Jake erklärt, dass es in exakt diesem Moment zu einem wunderbaren Tanz zwischen uns und unserem Publikum kommen würde. Sie würden uns zu verstehen geben, was wir als Duo dürften und was

nicht. Wir müssten sie bloß beobachten und auf sie hören. Anfangs hab ich auf der Bühne mit Jake alles bleiben lassen, wofür Clarence und ich bekannt gewesen waren. Kein Einander-Gegenüberstehen und Langsam-aus-der-Hocke-Aufrichten, kein Schulter-an-Schulter-Stehen und auch keine der anderen typischen Posen, in die C und ich uns immer beiläufig geworfen hatten. Es war uns wichtig, vorsichtig und mit Respekt an die Sache heranzugehen. Doch Jake ließ von Beginn an keinen Zweifel daran, dass er eine eigenständige Persönlichkeit war. Er schaffte den

schwierigen Spagat, sich einerseits ganz von Cs Geist beseelen zu lassen und dabei gleichzeitig seine eigene Identität zu bewahren. Also kippten wir allmählich die meisten unserer Regeln und begannen mit Einverständnis unseres Publikums, das zu tun, wonach wir uns gerade fühlten. Diese Tournee sollte nicht nur zur Antrittsreise für die Band in ihrer neuen Besetzung werden, sondern auch zur internationalen Abschiedstour und einer genauso traurigen wie fröhlichen Totenwache für den Big Man. So erlebten wir jeden unserer Auftritte. Clarence war

bei uns, ohne dass er uns je an unserem Neuaufbruch gehindert hätte. Das war sein Abschiedsgeschenk an uns.

KAPITEL 75

VON NULL AUF SECHZIG WIE IM FLUG

Der Blues springt dir nicht ins Gesicht. Er schleicht sich an dich ran. Kurz nach meinem sechzigsten Geburtstag versank ich erneut in einer Depression, wie ich sie seit jener

staubigen Nacht in Texas dreißig Jahre zuvor nicht mehr erlebt hatte. Sie dauerte anderthalb Jahre und machte mich fix und fertig.

Wenn ich unter derlei Verstimmungen leide, fällt das normalerweise kaum jemandem auf – weder Mr. Landau noch irgendjemandem im Studio, nicht mal der Band, dem Publikum und hoffentlich auch nicht den Kindern. Nur Patti bemerkt, dass da ein Güterzug herandonnert, der bis obenhin mit Nitroglyzerin beladen und kurz davor ist, aus den Schienen zu springen. Während solcher

Episoden kann ich richtig fies werden: Ich laufe davon, heuchle, weiche aus und erfinde Geschichten, ich verschwinde, komme wieder zurück und entschuldige mich so gut wie nie für irgendwas. Patti hält derweil die Stellung und beschützt, was ich mit großer Energie zu zerstören versuche. Schließlich gebietet sie mir Einhalt und schafft mich zum Arzt. »Dieser Mann braucht eine Pille.« Und die brauche ich wirklich. Ich nehme inzwischen seit bald fünfzehn Jahren kontinuierlich Antidepressiva. Ihr Effekt ist bei mir zwar nicht so einschneidend, wie er bei meinem

Vater war. Aber auch ich verdanke ihnen ein Leben, das ich ohne sie nicht führen könnte. Sie wirken. Ich komme wieder auf den Boden und kehre heim zu meiner Familie. Die schlimmsten meiner zerstörerischen Verhaltensweisen legen sich, und ich benehme mich wieder wie ein Mensch. Zwischen sechzig und einundsechzig war ich am Boden. Danach fühlte ich mich ein Jahr lang okay, ehe es zwischen dreiundsechzig und vierundsechzig von Neuem bergab ging. Keine wirklich gute Bilanz. In dieser Zeit verlor ich einige Freunde und Familienmitglieder: Clarence.

Danny. Meine Tanten Eda und Dora. Tony Strollo, der ein Jahrzehnt lang mein Trainer und Freund gewesen war, bis er seiner eigenen Depression erlag. Und Terry Magovern. Terry hatte mich dreiundzwanzig Jahre lang beraten und war der Mann, der Steve und mich vier Jahrzehnte zuvor im Captain's Garter gefeuert hatte: bei dem Bar-Gig, der uns wie unsere letzte Chance vorgekommen war.

Mit manchen Menschen verschwinden ganze Welten, wenn sie sterben. Terry Magovern war so ein Mensch. Ein ehemaliger Navy SEAL und das letzte große Aushängeschild

der Honkytonkszene, die in den Sechzigern und Siebzigern an der Jersey Shore getobt hatte. Barbetreiber, gefürchteter Türsteher, Rettungsschwimmer, Vater, Großvater, treuer Freund und Mitarbeiter – das alles war Terry. Ihm hab ich »Terry's Song« auf dem *Magic*-Album gewidmet.

Zuerst glaubte ich, es läge an all den Todesfällen um mich herum. Aber so sehr ich diese Menschen auch geliebt hatte, mit dem Tod konnte ich umgehen. Es ist ... diese andere *Sache*. Die ich inzwischen mehr als sechzig Jahre lang erforscht und gegen die ich

genauso lange angekämpft habe. Sie taucht in der Dunkelheit der Nacht genauso auf wie am hellichten Tag. Jedes Mal verkleidet sie sich geschickt ein wenig neu, sodass jemand wie ich, der mit ihr gerungen und sie schon zimal beim Namen genannt hat, sie doch immer wieder wie eine gute alte Freundin willkommen heißt. Dann nistet sie sich erneut in den tiefsten Winkeln meines Verstandes und meiner Seele ein, bis sie irgendwann wieder hinausgelotst werden kann – aber erst nachdem sie alles kurz und klein geschlagen hat.

Antidepressiva sind launisch. Als ich

etwa neunundfünfzig, sechzig war, fiel mir auf, dass das Medikament, das ich damals einnahm, anscheinend nicht mehr wirkte. Das ist nichts Ungewöhnliches. Man muss die Medikation immer wieder neu einstellen, weil sich das Zusammenspiel von Wirkstoffen und körpereigener Chemie mit der Zeit verändert. Nach dem Tod von Dr. Myers, bei dem ich fünfundzwanzig Jahre lang in Behandlung gewesen war, suchte ich mir einen neuen Arzt. Und weil ich mit ihm große Fortschritte machte, beschlossen wir, die Medikamente, die

ich in den vergangenen fünf Jahren eingenommen hatte, abzusetzen und zu sehen, was passieren würde ...

DEATH TO MY HOMETOWN!
Wie die hinabspringenden Pferde am alten Steel Pier von Atlantic City stürzte ich mit dem Kopf voran in die Tiefe, hinein in einen Kübel, der nur so überschwappte von einem Gemisch aus Trauer und Tränen, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte. Wie ernst es um mich steht, kann ich selbst in so einem Zustand – weil ich nie allzu bedürftig wirken will – recht gut vor den Menschen in meiner Umgebung verbergen, sogar vor meinem Arzt.

Eine Zeit lang gelang mir das ganz
ordentlich, bis auf ein seltsames Detail:
TRÄNEN! Eimerweise, ganze
Ozeane aus kalten, schwarzen Tränen,
die sich tagaus, tagein wie die Fluten
der Niagarafälle über mein Gesicht
ergossen. Wo kamen die her? Es war,
als hätte jemand die Schleusentore
geöffnet und sich dann mit dem
Schlüssel aus dem Staub gemacht. Ich
konnte sie NICHT zurückhalten.
Bambitränen ... Schreihälstränen ...
Grüne Tomaten-Tränen ... Regen ...
Tränen ... Sonnenschein ...
Tränen ... Ich finde den Schlüssel
nicht ... Tränen. Jedes noch so

alltägliche Ereignis, die kleinste Sentimentalität genügte als Auslöser, damit ich alles rausließ. Eigentlich ganz lustig, bloß dass es das nicht war.

Eine bedeutungslose Sache nach der anderen wuchs sich zur welterschütternden, existenziellen Krise aus und erfüllte mich mit dunkelsten Vorahnungen und allertiefster Traurigkeit. Alles war verloren. Alles ... und jedes ... die Zukunft war schwarz ... und das Einzige, was mir die Last von den Schultern nehmen konnte, war mit mehr als hundert Meilen die Stunde

auf zwei Rädern dahinzudonnern ...
und ähnlich besorgniserregender Mist.

Ich ging rücksichtslos mit mir selbst um. Kaum ein Tag, an dem ich mich nicht körperlich verausgabt hätte, weil das eins der wenigen Dinge zu sein schien, die mir helfen konnten. Ich stemmte so viele Gewichte wie noch nie und legte so weite Strecken auf dem Paddleboard zurück, dass ich dabei genauso gut den Atlantik hätte überqueren können. Alles für eine kurze Atempause. Ich ließ nichts unversucht, um Churchills »schwarzen Hund« abzuschütteln, der

sich in meinem Hintern festgebissen hatte.

Den Großteil dieser Zeit war ich nicht auf Tour. Für die letzten anderthalb Highschool-Jahre meines Sohnes hatte ich eine Auszeit genommen, um mehr bei meiner Familie zu sein. Es funktionierte, und wir kamen einander näher als je zuvor. Aber es bedeutete auch, dass ich nicht auf meine verlässlichste Form der Selbstmedikation – eine Konzerttournee – zurückgreifen konnte. Ich erinnere mich noch gut an einen Tag, als ich gerade auf dem Board durch die hohe Atlantikdünung

von Sea Bright nach Long Branch und wieder zurückgepaddelt war. Ich rief Jon an und sagte: »Mr. Landau, buch mir bitte irgendwo ein Konzert.« Und gleich darauf brach ich natürlich in Tränen aus. Buhäääääh! Ein Wunder, dass sie mich nicht bis nach Lower Manhattan hören konnten. Eine freundliche ältere Dame kam zu mir rüber. Sie war an jenem schönen Herbsttag mit ihrem Hund am Strand entlangspaziert, hatte meine Notlage erkannt und wollte wissen, ob sie irgendetwas für mich tun konnte. Buhäääääh! Wie lieb von ihr! Dafür bekam sie Konzertkarten.

Ich kannte dieses Symptom bereits von meinem Vater, dem nach seinem Schlaganfall auch oft die Augen glasig geworden waren. Er war zeit seines Lebens cool wie Robert Mitchum gewesen, weswegen ich seine Tränen geliebt und gut gefunden hatte. Er hatte geweint, wenn ich dort ankam. Er hatte geweint, wenn ich wieder abfuhr. Er hatte geweint, wenn ich unseren alten Hund erwähnte. »Dann bin also jetzt ich dran«, dachte ich.

Ich teilte meinem Arzt mit, dass ich so nicht leben könne. Ich verdiente mein Geld, indem ich bei Konzerten auftrat, Interviews gab und dabei

immer unter Beobachtung stand. Doch sobald jemand auch nur »Clarence« sagte, brach ich regelrecht zusammen. Er verwies mich klugerweise an einen Psychopharmakologen. Als Patti und ich die Praxis betraten, entpuppte der sich als lebhafter, weißhaariger Gentleman um die sechzig. Er empfing uns herzlich, war ansonsten aber sehr professionell. Ich nahm Platz und brach selbstredend in Tränen aus. Wortlos wies ich auf mein Gesicht: Darum geht's. Deswegen bin ich hier. Ich kann nicht aufhören zu weinen. Er sah mich an. »Das kriegen wir hin.« Drei Tage und eine Pille später war

der Springbrunnen von einem Moment auf den anderen abgestellt. Unglaublich. Ich wurde wieder zu mir selbst. Ich musste nicht mehr paddeln, Gewichte stemmen, spielen oder das Schicksal herausfordern. Ich *musste* nicht mehr auf Tour gehen. Ich fühlte mich *normal*.

KAPITEL 76

GARAGENTRAUM

Das Telefon klingelt, und Mick Jagger ist am Apparat. Vor vielen Jahren als Teenager hab ich von diesem Anruf geträumt – aber nein, die Stones brauchen keinen ehemals pickligen Frontmann für ihr nächstes Konzert. Aber es ist FAST GENAUSO TOLL!

Sie spielen in Newark, New Jersey, und haben beschlossen, dass bei »Tumbling Dice« ein zusätzlicher Gitarrist und Sänger aus der Gegend ein paar der einheimischen Hintern zum Wackeln bringen soll.

Mit fünfzig hatte ich bereits einige meiner Helden getroffen (Sinatra, Dylan, Morrison, McCartney, Orbison) und diese Treffen sehr genossen, aber eigentlich versuchte ich, einen Bogen um sie zu machen. Sie bedeuteten mir immer noch zu viel, als dass ich in ihrer Gegenwart nicht augenblicklich zum eingeschüchterten Fan geworden wäre. Genauso hätte ich es auch weiter

halten können. Trotzdem betrete ich am folgenden Abend den hell erleuchteten, geschäftigen Empfangsbereich eines New Yorker Probenstudios. Das Mädchen hinter dem Tresen nickt mir zu und zeigt auf eine Tür. Ich mache sie auf und blicke in einen kleinen Raum, an dessen hinterer Wand eine Band ihr Equipment in einem dicht gedrängten Garagen-Set-up aufgestellt hat. Ich sehe zwei Gitarren, Bass und Schlagzeug, und in der Ecke steht eine B3-Orgel. Der Leadsänger kommt auf mich zu und schenkt mir ein Lächeln, mit dem er immer noch einen ganzen

Raum zum Leuchten bringen kann. Mick heißt mich zur Probe willkommen. Keith, Ronnie und Charlie (der hinterm Schlagzeug sitzt) begrüßen mich ebenfalls herzlich.

Ihre Fender-Amps stehen genauso dicht nebeneinander, wie Bands im Fort Monmouth Teen Club sie an einem Samstagabend in den Sechzigern positioniert hätten, bevor sie vor einem leeren Saal zu spielen begannen. Nirgends raffinierte Pedale, keine Lautsprechertürme – bloß das allernötigste Equipment, um Rockmusik zu machen. Pur und unverfälscht. Nur ein paar Soundleute

sind da, keine große Entourage. Und plötzlich fühle ich mich in das kleine Esszimmer zurückversetzt, in dem ich Tag für Tag mit den Castiles geprobt habe, nur dass ... das hier die Jungs sind, die meinen Job ERFUNDEN haben! Sie haben gleich mit den ersten Akkorden von »Not Fade Away« einen festen Platz in meinem Herzen erobert – damals, direkt nachdem ich mir die kleine 45er Single bei Britt's im ersten Einkaufszentrum unserer Gegend besorgt hatte.

Wir tauschen noch ein paar Freundlichkeiten aus, und dann bemerke ich, dass ein kleines Stück vor

der Band zwei Mikrostände stehen. Mick, der immer noch aus nichts als scharfen Kanten und Lässigkeit zu bestehen scheint, stellt sich ans Mikrofon zur Linken. Während er einzählt, stelle ich mich an das rechte. Und dann spielt Keith, mit dessen Aufnahmen ich mein erstes Gitarrensolo eingeübt habe, das Eröffnungsriff von »Tumbling Dice«. Auf meinen Reisen rund um die Welt bin ich schon vielen Menschen begegnet, die von einem besonderen Geist erfüllt waren, aber niemand hatte eine derartige Aura wie Keith Richards. Vor ein paar Jahren hatte

Patti Backing Vocals für die Stones gesungen, später dann auch auf Keiths erstem Soloalbum. Eines Abends besuchten wir ihn in seinem Studio. Er nahm Pattis Hand, sah mir in die Augen und sagte erfurchtsvoll: »O ja ... diese Frau.«

Links neben mir höre ich, wie die Stimme, die für Millionen feuchter Höschen gesorgt hat, singt: »Women think I'm tasty, but they're always trying to waste me ...« Ich tue so, als befänden wir uns hier auf Augenhöhe, aber das ist echt schwierig. Mir ist schlagartig mulmig, als Mick mir ein Zeichen gibt, dass ich die zweite

Strophe übernehmen soll. Und es fühlt sich gut an. Mit meinem Stimmumfang bekomme ich das hin – wenn ich nicht mal »Tumbling Dice« singen könnte, müsste ich wohl auch schleunigst wieder mit einem Besenstiel vor dem Spiegel üben gehen.

Es ist immer die Chemie, die eine tolle Band ausmacht. Und aus der Nähe betrachtet ist die Chemie zwischen diesen Musikern einzigartig. Keith spielt seine Gitarre zwischen Charlies Drumbeats und erzeugt damit einen Swing, bei dem der Rock so richtig Roll hat. Das hier ist die

letzte echte Rock'n'Roll-Band. Damit und mit ihrem meistunterschätzten Songbook der Rockgeschichte waren die Stones ihrer Konkurrenz schon immer weit voraus. Sie sind es immer noch.

Ich hab einen Riesenspaß und kann nicht mal jemandem davon erzählen! »You got to roll me ... You got to roll me ...« In der Coda wechseln Mick und ich uns mit dem Gesang ab, als wären wir die weißen Sam & Dave. Dann ist es vorbei, und Mick stellt fest: »Das war genial.«

Wir haben den Song genau ein Mal gespielt.

Ich fuhr wieder nach Hause und dachte den ganzen Weg über: »ICH MUSS SOFORT STEVE ANRUFEN! Der wird es komplett einhundertprozentig volle Kanne total Rock'n'Roll-durchgeknallt verstehen!« Und das tat er auch.

Am nächsten Abend wiederholten wir das Ganze vor zwanzigtausend vollkommen perplexen Fans in Newark, New Jersey. Es war aufregend, trotzdem versetzte es mir nicht mehr den gleichen mystischen Kick wie am Abend zuvor, als ich mit diesen vier Typen, der GRÖSSTEN GARAGENBAND DER WELT, in

jenem kleinen Raum
zusammengesteckt hatte – in meinem
kleinen Stück vom Rock’n’Roll-
Himmel!

KAPITEL 77

HIGH HOPES

Wenn ich auf Tour gehe, nehme ich oft eine Auswahl unvollendeter Songs mit und höre sie mir in den frühen Morgenstunden nach dem Konzert an. Dabei suche ich nach irgendetwas, was mir ins Ohr flüstert. Ich hatte noch ein paar vielversprechende Nummern von

meinen Produktionen mit Brendan übrig, die Nacht für Nacht nach mir riefen und nach einer Heimat suchten. Dazu kam der Vorschlag unseres neuesten Bandzugangs Tom Morello, den Song »High Hopes« noch mal aus der Klamottenkiste zu holen – jene Version von den Havalinas aus L.A., die wir in den Neunzigern gecouvert hatten. »Darauf könnte ich mal so richtig jammen«, sagte er. Als wir uns zur ersten Probe vor dem Australien-Start der *Wrecking Ball*-Tournee trafen, hatte ich ein Arrangement geschrieben, von dem ich glaubte, dass es funktionieren könnte. Tom würde

zum ersten Mal für Steve einspringen, der wegen Dreharbeiten nicht dabei sein konnte, und womöglich könnte er mit diesem Song der Band seinen Stempel aufdrücken. Und das tat er auch. Live ging das Arrangement richtig ab, also beschlossen wir kurzerhand, es sofort in einem Studio in Sydney aufzunehmen, dazu auch gleich noch »Just Like Fire Would«, einen meiner Lieblingssongs von der australischen Band The Saints. Mit diesen beiden Songs und neuen Studioaufnahmen von »American Skin« und »The Ghost of Tom Joad«

kristallisierte sich allmählich ein Album heraus.

Dann nahm ich Toms Gitarre für ein paar von Brendan O'Briens Tracks auf, und ab da flogen so richtig die Funken. Tom erwies sich als fabelhafter und faszinierender Ersatz für Steve. Er fügte sich nahtlos in die Band ein und erweiterte gleichzeitig ganz erheblich unsere Klangpalette.

Bevor wir die Tour fortsetzten, musste ich mich jedoch erst noch um etwas kümmern. Seit gut fünf Jahren war mir immer wieder aufgefallen, dass die Finger meiner linken Hand mit jeder Tournee schwächer zu

werden schienen. Gelegentlich ermüdete meine Hand während eines langen Solos sogar so sehr, dass ich sie kaum mehr bewegen konnte. Ich hatte mir verschiedene Notlösungen einfallen lassen, damit das Publikum nichts davon mitbekam und mein Gitarrenspiel nicht litt, aber inzwischen hatte sich das Ganze so verschlimmert, dass ich es inmitten der *Wrecking Ball*-Tournée nicht mehr auf die lange Bank schieben konnte.

Ich glaube, es hat in meinen Vierzigern angefangen, dass ich plötzlich bei jeder Tour irgendein Wehwehchen hatte. Einmal war es das

Knie, dann der Rücken, dann eine Sehnenentzündung im Ellbogen vom vielen Geschrammel. So lange wie ich diesen Job schon mache, tauchen inzwischen natürlich immer mal wieder irgendwelche Gebrechen auf, die dann auch wieder verschwinden und selten ernst zu nehmen sind. Ich lerne, mit ihnen umzugehen, und mache einfach weiter. Aber die Taubheit meiner Greifhand stand auf einem ganz anderen Blatt. Dazu kamen nämlich auch Taubheitsgefühle und ein Kitzeln im linken Arm. Überdies bemerkte ich im Kraftraum,

dass meine gesamte linke Körperhälfte deutlich schwächer geworden war.

Ich wandte mich an ein paar Ärzte, ließ MRTs machen und erfuhr, dass mir auf der linken Nackenseite die Bandscheiben Probleme bereiteten. Sie drückten auf die Nervenbahnen, die von der Schulter abwärts meine linke Seite steuerten. Im Hospital for Special Surgery in New York gab es einen tollen Spezialisten, bei dem wir einen OP-Termin vereinbarten. Die Operation verlief folgendermaßen: Sie verpassten mir eine Vollnarkose, nahmen einen Einschnitt an meiner Kehle vor, banden die Stimmbänder

zur Seite, fuhrwerkten mit einem Schraubenschlüssel, einem Schraubenzieher und ein bisschen Titan in mir herum. Dann hämmerten sie mir ein Stück Knochen aus dem Becken und bastelten damit einen Bandscheibenersatz. Und was soll ich sagen: Es hat funktioniert! Da sich all das aber in unmittelbarer Nähe zu meinen Stimmbändern abspielte, brachte ich anschließend ein paar nervenaufreibende Monate lang keinen Ton mehr heraus. Außerdem trug ich zwei Monate lang einen Kragen um den Hals, wie man ihn nach einem Schleudertrauma verpasst

kriegt. Aber der Zeitplan meines Arztes erwies sich als zutreffend: Nach drei Monaten war ich wieder einsatzbereit. Mit den neuen »Bandscheiben« und meiner wiederhergestellten Stimme machte ich mich wieder auf den Weg nach Down Under. Der Arzt hatte mir nur eine einzige Einschränkung mit auf den Weg gegeben: kein Crowdsurfing! Da Alter jedoch bekanntlich nicht vor Torheit schützt, stürzte ich mich gleich am ersten Abend von der Bühne ins Publikum. Ist aber alles gut gegangen.

Apropos Stimme: Zuallererst muss ich wohl sagen, dass sie nicht gerade toll ist. Ich verfüge über die Stimmkraft, den Tonumfang und das Durchhaltevermögen eines Kneipensängers. Besonders schön oder raffiniert ist mein Gesang nun wirklich nicht. Fünf Sets am Abend? Kein Problem. Dreieinhalb Stunden volles Rohr? Krieg ich hin. Wie viel Aufwärmzeit? So gut wie gar keine. Meine Stimme schafft das. Aber sie ist das Werkzeug eines Handwerkers, und mit ihr allein würde ich keinen Blumentopf gewinnen. Ich muss alles geben, was ich gelernt habe, um mit

ihr über die Runden zu kommen und
authentische Gefühle zu
transportieren. Um euch zu geben,
was ihr wollt. Ich muss beim
Schreiben, Arrangieren, Spielen,
Performen und, ja, auch beim Singen
mein Allerbestes geben. Denn ich bin
die Summe all meiner Teile. Ich hab
schon früh gelernt, dass ich keinen
Grund zum Jammern habe. Jeder
Künstler hat seine Schwachstelle. Um
erfolgreich zu sein, muss man
einerseits wissen, was man aus seinen
Begabungen macht – andererseits aber
auch, wie man mit alldem umgeht,
was man NICHT hat. Clint Eastwood

hat es einmal auf den Punkt gebracht:
»Ein Mann muss seine Grenzen
kennen.« Dann muss er sie vergessen
und den Blick nach vorn richten.

Mit den Castiles hatte ich einigen
Spott über mich ergehen lassen
müssen und war als Sänger damals
sofort ausgemustert worden. Lange
Zeit war mir das sogar sehr recht.
George Theiss war ein fantastischer
Sänger, und ich war vollauf damit
zufrieden, mich auf die Gitarre zu
konzentrieren. Ich hab mich selbst
ohnehin immer vor allem als
Leadgitarrist gesehen ... bis ich an
einen Punkt kam, wo meine Stimme

eine Melodie tragen konnte und – zumindest für meine eigenen Ohren – brauchbar klang. Daraufhin fingen George und ich irgendwann an, den Gesang mehr und mehr unter uns aufzuteilen. Als dann die Castiles Geschichte waren, wurde ich bei meiner nächsten Band Earth zum Gitarre spielenden *und* singenden Frontmann. Ich verdiente meinen Lebensunterhalt zwar immer noch vor allem als einer der wenigen Gitarristen aus der Gegend, die halbwegs wie Clapton und Hendrix spielen konnten, aber ich übernahm zusätzlich auch die Gesangsparts. Dann begann ich,

akustische Stücke zu schreiben und an den Abenden, an denen Earth pausierte, als Solokünstler in Cafés aufzutreten – nur ich und meine zwölfsaitige Ovation-Gitarre. Ich komponierte viel und lernte, mich auf meine Stimme genau wie auf die Qualität der Songs und mein Gitarrenspiel zu verlassen. Und allmählich hatte ich das Gefühl, dass ich mich tatsächlich hören lassen konnte. Eines Tages lud mich George, mein kurzzeitiger New Yorker Produzent, in sein Apartment ein und meinte: »Lass uns ein paar deiner Songs aufnehmen.« Während ich

spielte und in das Mikro seines zweispurigen Tape-Rekorders sang, dachte ich noch: »Verdammt, bin ich gut!« Dann hörte ich die Aufnahme ab. Es klang, als hätte man einer Katze Feuer unterm Schwanz gemacht: schräg, dilettantisch, dumm und ahnungslos. Was da vom Tonband kam, vernichtete mit einem Schlag mein sowieso schon kümmerliches Zutrauen in mich und meine Gesangkünste. Es war wirklich niederschmetternd.

Aber was hätte ich tun sollen? Eine andere Stimme hatte ich nun mal nicht. Und nach den Castiles hatte ich

mir vorgenommen, mich nie wieder von einem anderen Leadsänger abhängig zu machen. Ich hatte also herausgefunden, dass die Töne in meinem Kopf nur wenig damit zu tun hatten, wie ich wirklich klang. So wie man glaubt, man sähe gut aus, bis Tante Jane einen mit ihrem iPhone fotografiert – und die Wahrheit einen wie ein Fausthieb ins Gesicht trifft. Das Gleiche passiert, wenn man seine eigene Stimme vom Band hört. Tonaufnahmen sind ein unbestechlicher Bullshit-Detektor. Sobald man sich einmal hat singen hören, kann man sich nichts mehr

vormachen. Genau so, mein Freund, klingst du IN WIRKLICHKEIT. Du kannst nur versuchen, damit zu leben.

Wenn ich nun schon nicht singen konnte, musste ich es eben schaffen, echt gute Songs zu schreiben, live herausragend zu sein und so viel wie möglich aus meiner Stimme herauszuholen. Jetzt galt es, mir sämtliche Tricks anzueignen: wie man aus der Brust, aus dem Bauch heraus und aus der Kehle singt, geschickt phrasiert, den Einsatz perfekt timt und den Stimmdruck variiert. Wie ich feststellte, hatten zwar viele Sänger nur ein beschränktes Repertoire zur

Verfügung, konnten aber trotzdem überzeugend sein. Ich studierte all diejenigen, die ich liebte und die sich in meinen Ohren authentisch anhörten, deren Stimmen mich begeisterten und die mein Herz berührten: Soul, Blues, Motown, Rock, Folk ... Ich lauschte und lernte. Und ich erkannte, dass es am wichtigsten ist, dass man glaubhaft klingt. Dass man in seinem Song voll aufgeht. Wenn der Song aus tiefstem Herzen kommt, ist die Gesangstechnik zweitrangig. Es gibt dort draußen viele gute, teils sogar herausragende Stimmen, aber sie gehören Leuten, die

einfach nicht überzeugen oder begeistern können. Man hört sie in sämtlichen Castingshows und in den Lounges der Holiday Inns in ganz Amerika. Sie können eine Melodie singen und treffen einwandfrei sämtliche Töne, sogar die hohen, aber sie können nicht die ganze emotionale Tiefe eines Songs ausloten. Sie schaffen es nicht, mit Gefühl zu singen.

Die wahren Glückskinder werden sowohl mit gutem »Werkzeug« als auch mit dem intuitiven Wissen geboren, wie man es richtig gebraucht. Trotz meines Erfolgs vergehe ich

immer noch vor Neid, wenn ich Rod Stewart, Bob Seger, Sam Moore und andere Gesangsgrößen höre, die beides auf umwerfende Art miteinander vereinen. Aufgrund meiner eigenen stimmlichen Unzulänglichkeiten hängte ich mich umso mehr beim Schreiben, als Bandleader, auf der Bühne und beim Singen rein. Wenn ich ein besseres »Werkzeug« mitbekommen hätte, wäre ich auf diesen anderen Gebieten meines Handwerks vielleicht nie so gut geworden.

Seit inzwischen vierzig Jahren absolviere ich Auftritte, bei denen ich

mich mit der Ausdauer eines Vollblutpferds mehr als drei Stunden lang voll verausgabe (was an sich schon meine panische Angst offenbart, niemals zu genügen). Das mache ich nur, weil ich weiß, dass ich alles geben muss, um euch dorthin zu bringen, wo ich uns haben will. Deine Begabungen und Unzulänglichkeiten sind oft nur zwei Seiten ein und derselben Medaille. Was lernen wir von all den exzentrischen Stimmen in der Rockmusik, die wegweisende Aufnahmen gemacht haben und immer noch singen? Dass wir die Stärken ausbauen müssen. Weil wir

nie wissen, was aus unseren Herzen aufsteigt und sich den Weg aus unseren Mündern bahnt.

Nachdem die neu zusammengestellte E Street Band mittlerweile zu absoluter Höchstform aufgelaufen war, beschlossen wir, an ein paar Orten aufzutreten, wo wir bislang noch nicht Station gemacht hatten. Los ging es mit einem zehntägigen Abstecher nach Südamerika, wo wir seit der Amnesty-Tour nicht mehr gespielt hatten, dann weiter nach Südafrika, wo wir überhaupt noch nie gewesen waren. Zum Abschluss kehrten wir noch einmal nach

Australien zurück, wo wir an die Erfolge aus dem Vorjahr anknüpften. Dieses Mal hatten wir Steve *und* Tom dabei, die bei jedem Konzert mit unseren Aussie-Favoriten »Highway to Hell« und »Friday On My Mind« losrockten – oder mit »Stayin' Alive«, bei dem wir sogar eine rein weibliche Streichergruppe auf die Bühne brachten. Nach einem letzten Zwischenstopp in Neuseeland flogen wir heim in die USA, wo wir zum Abschluss noch eine Handvoll Konzerte gaben. Und dann brachen wir endgültig die Zelte ab ... nach der erfolgreichsten, bestbesuchten und

beliebtesten Konzerttournee, die die
E Street Band je absolviert hatte.

KAPITEL 78

HEIMATFRONT

Am Ende der Tournee kehrte ich nicht sofort heim, sondern schloss mich erst noch Patti und Jessica in Europa an. Dort nahm unsere Tochter gerade an einer Reihe von Profispringreiterturnieren teil. Alle meine Kinder hatten inzwischen die Schule

beendet und standen auf eigenen Beinen. Es ging ihnen gut, und sie kamen nur noch gelegentlich bei uns vorbei. Nach zwanzig Jahren hatten wir sie schließlich großgezogen und waren als Eltern nur mehr beratend tätig.

Evan machte seinen Abschluss am Boston College. Danach führte ihn sein Weg ins Musikgeschäft. Inzwischen lebt er im Village, nur ein paar Blocks von meinem alten Stammlokal, dem Café Wha?, entfernt. Er arbeitet als Programmdirektor beim Radio und organisiert Festivals. Er ist ein

Freigeist, kreativ und klug und geht stolz seinen eigenen Weg. Sam besuchte das Bard College mit dem Ziel, Schriftsteller zu werden. Nach einem Jahr brach er den Studiengang ab, weil er das Bedürfnis verspürte, etwas unmittelbar Nützliches für seine Mitmenschen zu tun. Er wurde Feuerwehrmann und damit Teil jener einfachen und ehrlichen Arbeiterwelt, die ich von klein auf gut gekannt hatte. Als er an der Feuerwehrakademie nicht allzu weit entfernt von meiner Heimatstadt Freehold in Gegenwart all meiner alten Freunde und Nachbarn sein Abschlusszeugnis

entgegennahm, flossen reichlich Tränen. Seine Mom und ich waren mächtig stolz auf ihn. Außerdem hat er ein Projekt für Kriegsveteranen ins Leben gerufen, die er regelmäßig zu unseren Shows einlädt. Als Gastgeber schafft er eine herzliche Atmosphäre, in der die Veteranen das Konzert und einen anschließenden Ausgeh-Abend in der Stadt genießen können. Jessica wiederum hat es als Weltklasseathletin zu einiger Berühmtheit gebracht. 2014 gewann sie den American Gold Cup in Old Salem, New York, und holte gemeinsam mit dem US-Team den Nationenpreis in der Dubliner RDS

Arena, wo ich mit der E Street Band oft aufgetreten bin. Patti managt das Familienleben, spielt in der Band, macht ihre eigene Musik und hält alles zusammen. Dass unsere Kinder so erfolgreich sind, ist hauptsächlich Pattis Stärke, überwältigender Hingabe und aufrichtigem Interesse an ihnen zu verdanken.

Nach einer Tournee ist eine leichte Depression ganz normal. Und so merkte ich irgendwann im Juni, dass es mir nicht sonderlich gut ging. Konzertreisen sind ein irrer Höhenflug. Die Bewunderung, die einem auf der Bühne entgegenschlägt,

der Tourtross, bei dem sich alles nur um einen selbst dreht ... Aber sobald man wieder daheim ist, endet das alles mit einem Schlag, und man ist wieder Ehemann und Vater. Nur dass meine Kinder inzwischen allesamt einen Führerschein besaßen und ich als Chauffeur ausgedient hatte. Dass man während so einer Phase auch mal in ein Loch fällt, ist ebenfalls normal. Aber diesmal erlebte ich einen regelrechten Absturz. Der Zustand war schwer zu beschreiben, weil ich an Symptomen litt, die ich so bislang noch nie erlebt hatte. Ich machte eine sogenannte »gehetzte Depression«

durch. Dabei fühlte ich mich so wahnsinnig mies in meiner eigenen Haut, dass ich buchstäblich aus ihr HERAUSFAHREN wollte. Ich wähnte mich in ständiger Gefahr und hatte jede Menge unerwünschter Gedanken. Bei allem, was ich tat, fühlte ich mich unwohl. Stehen ... gehen ... hinsetzen ... Immerzu brandete eine gehetzte Nervosität über mich hinweg, und ich versuchte alles, um sie wieder loszuwerden. Tod und Verderben waren alles, was mich zu erwarten schien, und meine einzigen Ruhepausen fand ich im Schlaf. Solange ich wach war, suchte ich

unentwegt nach irgendeiner Position, in der ich es wenigstens für einige Minuten aushalten konnte. Ich war nicht aufgedreht, eher zu deprimiert, um mich auf irgendwas Gehaltvolles einlassen zu können. Ich tigerte durchs Zimmer, suchte nach dem einen Quadratmeter Teppich, auf dem ich mich besser fühlen würde. Wenn ich mich mal dazu durchrang zu trainieren, entspannte mich das zwar für einen kurzen Augenblick, aber in Wahrheit wollte ich die ganze Zeit nur noch ins Bett – ins Bett und das Bewusstsein verlieren. Ich verbrachte meine Tage größtenteils unter der

Bettdecke, die ich mir bis zur Nasenspitze hochzog und wo ich darauf wartete, dass all das endlich aufhörte. Ich fühlte mich nicht mehr imstande zu lesen oder auch nur fernzusehen. Alles, was ich sonst so gerne tat – Musik hören, mir einen Film Noir ansehen –, löste unerträgliche Angstzustände in mir aus ... weil es mir einfach nicht machbar schien. Und weil ich mich allmählich von allem abgeschnitten fühlte, was ich mochte und was mich ausmachte, verlor ich irgendwann den Boden unter den Füßen. Ich wurde zu einem Fremden, der in einem

geliehenen Körper steckte, und dieser Körper und sein Verstand waren mir zutiefst zuwider.

Dieser Zustand dauerte sechs Wochen an. Wir waren die ganze Zeit über in Europa. Er traf mich in jeder erdenklichen Hinsicht: körperlich, sexuell, emotional und spirituell. In mir blieb kein Stein mehr auf dem anderen. Ich war ehrlich unsicher, ob ich in diesem Zustand je wieder eine Bühne betreten könnte. Ich fühlte mich, als wäre alles Feuer in mir erloschen, und in meinem Inneren schien nur mehr finstere Leere zu herrschen. Schreckliche Gedanken

prasselten auf mich ein. Wie sollte ich für meine Familie sorgen, wenn ich nicht mehr arbeiten könnte? Würde ich bettlägerig werden? Wer zum Teufel war ich? Ich spürte, dass meine Identität nur noch aus einem dünnen Schleier bestand, und fühlte die Panik, die gleich hinter dieser Erkenntnis lauerte.

So würde ich nicht weiterleben können, nicht für immer. Zum ersten Mal verstand ich, was Leute auf den letzten Abgrund zutreibt. Dass ich es nachvollziehen konnte, dass ich es *nachempfinden* konnte, machte mir das Herz ganz leer und erfüllte mich mit

kaltem Schrecken. Ich hatte kein Leben mehr – an seine Stelle war eine fürchterliche Existenzangst getreten und hatte sich tief in meine Knochen gefressen. Sie verlangte nach Antworten, die ich nicht geben konnte. Und sie ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Solange ich wach war, behielt sie mich im Griff. Also ... versuchte ich zu schlafen; doch zwölf, vierzehn Stunden reichten nicht. Ich hasste die Morgendämmerung, weil mit ihr ein neuer Tag anbrach. Ein Tag, an dem jeder normale Mensch aufwachte, zur Arbeit ging, aß, trank, lachte, fickte. Ein Tag, an dem jeder

ausgeruht aus den Federn steigen sollte, voller Tatendrang, voller Leben. Nur ich kam nicht aus meinem Bett. Zum Teufel, ich bekam noch nicht mal mehr einen verdammten Steifen! Es war, als wäre mir meine berüchtigte Energie, über die ich bislang nach Belieben hatte verfügen können, über Nacht heimtückisch geraubt worden. Ich war nur mehr eine leere Hülle.

Patti redete auf mich ein, ich möge aufstehen und versuchen, mich zu motivieren. Sie gab mir Halt und die Zuversicht, dass alles wieder gut würde und mein Zustand nur vorübergehend wäre. Ich weiß nicht,

was ich ohne ihre Ruhe und Kraft getan hätte.

Eines Abends in Irland trafen Patti und ich uns mit ein paar Leuten zum Abendessen. Ich gab mir alle Mühe, wie jemand zu wirken, der seine fünf Sinne beisammenhat ... was unter solchen Umständen ziemlich schwierig sein kann. Immer wieder stand ich vom Tisch auf, um meine Gedanken schweifen zu lassen (oder sie an die Leine zu nehmen). Irgendwann rief ich von draußen auf der Straße meinen Pharmakologen an und erzählte ihm, dass ich auf der Kippe stand.

»Gibt es irgendetwas, wonach es Ihnen besser geht?«, fragte er.

»Wenn ich eine Klonopin nehme.«

»Dann machen Sie das.«

Ich machte es, und es hörte auf.

Ja, es gibt einen Gott voll der Gnaden. Denn wunderbarerweise, dankenswerterweise hörte es auf. Schon bald darauf konnte ich das Klonopin wieder absetzen, ohne dass die Gehetztheit zurückkehrte. Allerdings hatte mir das alles auf erschreckende Weise vor Augen geführt, was passiert, wenn die geistigen Kräfte nachlassen. Ich glaube nicht, dass ich so noch lange hätte

weitermachen können. All das hatte die Erinnerungen an die psychische Erkrankung meines Vaters, an meine Familiengeschichte wieder hochgeschwemmt. Es war wie eine Drohung gewesen, dass mir nach allem, was ich getan und erreicht hatte, trotzdem das Gleiche widerfahren könnte. Allein Patti ist es zu verdanken, dass ich aus dieser Phase mit heiler Haut davonkam. Ihre Liebe, ihr Mitgefühl und ihr Versprechen, dass alles mit mir wieder in Ordnung käme, waren das Einzige, woran ich mich während der vielen dunklen Stunden festhalten konnte.

In psychischer Hinsicht waren meine Sechziger bislang ein schwerer Ritt, dabei hatte ich eigentlich gedacht, ich wäre endlich in eine Lebensphase eingetreten, in der man es gemütlich angehen kann. Als wir in die Staaten zurückkehrten, war ich zwar immer noch nicht wieder ganz der Alte und musste auch weiter Tag für Tag gegen meinen inneren Schweinehund ankämpfen. Aber mit der Zeit wurde alles wieder ein bisschen normaler. Es fällt mir schon lange nicht mehr schwer, aus den Federn zu kommen, und meine Arbeitsfreude ist auch wieder da – dem Himmel sei Dank!

Zwei Jahre sind seither vergangen, und manchmal fühlt es sich beinahe so an, als wäre es nie passiert. Ich kann mich gar nicht mehr genau daran erinnern, wie es gewesen ist. Oft denke ich mir: »Was zum Teufel war das? Das war doch nicht ich.« Aber es ist was Chemisches oder Genetisches, das tief in mir drinsteckt, und ich muss wie gesagt auf der Hut bleiben. Das Einzige, was dagegen geholfen hat, war die Liebe.

Über sich selbst zu schreiben ist eine merkwürdige Sache. Unterm Strich ist es auch nur eine Geschichte, eine, die ich aus den Ereignissen meines Lebens

destilliert habe. Ich hab nicht »restlos alles« über mich erzählt. Aus Gründen der Diskretion und weil ich nicht die Gefühle anderer verletzen möchte. Aber vor einem Projekt wie diesem hat man als Autor ein Versprechen gegeben: dass man dem Leser einen Blick in sein Innerstes gewährt. Genau das hab ich auf diesen Seiten versucht.

KAPITEL 79

LONG TIME COMIN'

*My father's house shines hard and bright.
It stands like a beacon calling me in the night
Calling and calling so cold and alone
Shining cross this dark highway
Where our sins lie unatoned ...*

»MY FATHER'S HOUSE«

*If I had one wish in this godforsaken world,
kids*

It'd be that your mistakes will be your own

Your sins will be your own ...

»LONG TIME COMIN'«

»My Father's House« ist wahrscheinlich der beste Song, den ich über meinen Dad geschrieben habe, aber sein Fazit hätte mir für mein eigenes Leben nicht gereicht. In »Long Time Comin'« schildere ich, was ich mir selbst für meine Kinder wünsche. Wir erweisen unseren Eltern die Ehre, indem wir anerkennen, dass unsere gemeinsame Beziehung aus mehr besteht als aus unseren größten

Problemen miteinander. Was meinen Vater und mich anbelangt, beschloss ich irgendwann, dass unser gemeinsames Leben viel mehr gewesen war als bloß die Summe der Schwierigkeiten, die wir miteinander gehabt hatten. Bei einer Psychoanalyse bemüht man sich, die Geister, die einen plagen, in Vorfahren zu verwandeln, die einen stattdessen begleiten. Das ist ein hartes Stück Arbeit, und dazu braucht es viel Liebe, aber nur so erleichtern wir die Bürde, die unsere Kinder tragen müssen. Indem wir auf unsere eigenen Erfahrungen bestehen, uns ein eigenes

Bild von der Liebe machen, indem wir Schwierigkeiten und schwere Zeiten durchleiden und – wenn wir Glück haben – uns ein wenig weiterentwickeln, leben wir als Söhne und Töchter unser eigenes Leben, als unabhängige Seelen, auf unserem eigenen Fundament. Das ist nicht immer möglich. Manche Leben sind heillos zerrüttet, manche Sünden nie wiedergutzumachen, aber die Chance, sich darüber zu erheben, ist etwas, was ich mir für uns alle wünsche.

Ich arbeite daran, ein Vorfahr zu werden. Ich hoffe, dass meine Söhne und meine Tochter mithilfe unserer

Familie für sich erarbeiten können, wer ich gewesen bin, und ihren eigenen Töchtern und Söhnen mit ihrer Hilfe das Gleiche gelingen wird. Der Morgen, an dem mein Vater mich – kurz bevor ich selbst Vater wurde – in Los Angeles besuchen kam, war ein herausragend wichtiger Moment für uns beide. Damals bat er mich darum, die düsteren, verwirrenden Aspekte, die unser gemeinsames Leben bislang ausgemacht hatten, neu zu bewerten. Er glaubte, dass das machbar wäre, und war gekommen, um ein Wunder zu ersuchen, das er wie die Glut eines

Feuers in seinem Herzen glimmen fühlte und von dem er hoffte, dass es auch irgendwo tief im Herzen seines Sohnes brannte.

Er bat mich, ein neues Ende für unsere Geschichte zu schreiben, und ich habe mich bemüht, seinem Wunsch zu entsprechen. Doch Geschichten wie diese haben kein Ende. Sie werden mit deinem Blut geschrieben, bis du sie weiterreichst und sie fortgeschrieben werden, mit dem Blut derer, die du liebst und die Erben dieser Geschichten sind. Noch während sie erzählt werden, verändern sie sich, so wie sich alle

Geschichten beim Erzählen
verändern: mit der Zeit, weil man es
so möchte, weil man sie anders auffasst
oder an etwas anderes glaubt, aus
Liebe, weil man an ihnen arbeitet,
hofft, sich täuscht, sich etwas einbildet,
aus Furcht, weil die
Geschichtsschreibung ein anderes Bild
zeichnet oder wegen irgendeiner der
tausend anderen Variablen, die unser
persönliches Narrativ beeinflussen.
Die Geschichte wird weitererzählt
werden, denn sie ist nicht nur die eines
Opfers: Sie trägt in sich auch den
Keim der Erneuerung, die Chance auf
ein anderes Schicksal für diejenigen,

die sie hören ... damit sie nicht erdulden müssen, was mein Vater und ich durchgemacht haben. Und allmählich erwächst aus dieser alten Geschichte eine neue, die von einem anders geführten Leben berichtet. Sie fußt auf den schmerzlichen Erfahrungen derer, die vorangegangen sind. Und sie entwickelt sich, während der Erzählende über die Gefallenen vergangener Schlachten hinwegschreitet.

Wohl dem, der so lebt. Denn das ist Liebe. Das ist, worum es im Leben geht: Wurzeln auszutreiben, wenn

eine neue Jahreszeit beginnt, und Sicherheit und Geborgenheit zu finden.

Knospen sprießen, die Äste des Baumes werden dicker, reifen, blühen. Der Stamm ist gezeichnet von Blitzschlägen, gebeutelt vom Donner, Krankheiten, menschlichen Erlebnissen und der Hand Gottes. Mit geschwärzter Rinde wächst er erneut dem Licht entgegen, streckt sich immer höher in den Himmel und bohrt sich gleichzeitig tiefer und fester in die Erde. Seine Geschichte und sein Andenken bleiben gewahrt. Man kann fühlen, dass er noch da ist.

Eines Novemberabends, während ich an diesem Buch schrieb, fuhr ich noch mal in meine Heimatstadt: dorthin, wo ich aufgewachsen bin. Die Straßen waren verwaist. Die Kirche an der Ecke stand noch genauso da wie früher. Kein Laut drang von dort herüber. An jenem Abend fand unter ihrem Dach weder ein Begräbnis noch eine Hochzeit statt. Langsam fuhr ich fünfzig Yards weiter an meiner alten Straße entlang und sah, dass meine riesige Rotbuche verschwunden war, dass man sie ganz unten am Stamm abgesägt hatte. Mein Herz setzte für einen Schlag aus ... Als ich mich

wieder halbwegs gefangen hatte, sah ich erneut hin und erkannte, dass sie zwar verschwunden, aber trotzdem immer noch da war: Die Luft über ihrem Stumpf war immer noch erfüllt von der vertrauten Gestalt und tröstlichen Präsenz meiner alten Freundin. Zwischen ihren Blättern und Zweigen schimmerten die Sterne und der Abendhimmel hindurch. Ein Rechteck aus modriger Erde, die am Rand des Gehwegs durch den Parkplatzasphalt brach, war alles, was von ihr übrig geblieben war. Doch darin steckten immer noch Wurzeln, die wie kleine Schlangen aussahen und

nur halb von Dreck und Staub bedeckt waren. Genau dort war der Stamm meines Baums noch gut zu erkennen. Er war genauso wenig gerade und vorhersehbar gewesen wie mein Leben. Mein großartiger Baum war weder gefällt noch ausgelöscht worden – weder durch einen Erlass der Behörden noch mit dem Sägeblatt. Genau wie mein Vater, meine Großmutter, Tante Virginia, meine beiden Großväter, mein Schwiegervater Joe, meine Tanten Dora und Eda, Ray und Walter Cichon, Bart Haynes, Terry, Danny, Clarence und Tony ... und genau wie

meine Familie, die aus jenen Häusern fortgezogen war, in denen nun Fremde wohnen. Wir alle sind immer noch da. Man findet uns in der Luft, im leeren Raum, in den verstaubten Wurzeln und tief in der Erde, im Widerhall der Geschichten und der Songs, die davon erzählen, wann und wo wir gelebt haben. Mein Clan, mein Blut, mein Ort, meine Leute.

Als ich so im Schatten des Kirchturms stand und den alten Seelen meines Baums und meiner Stadt nachspürte, fielen mir ein paar alte Gebetsworte wieder ein. In endlosem Singsang hatte ich sie damals

heruntergebetet. In meinem grünen Blazer, dem elfenbeinfarbenen Hemd, mit der grünen Krawatte, die alle widerwilligen St.-Rose-Jünger hatten tragen müssen. An jenem Abend fielen mir die Worte wieder ein und gingen mir ganz anders von den Lippen: Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen ...
uns alle. Für alle Zeiten. Amen.

Mein ganzes Leben lang habe ich gekämpft, gelernt, gespielt und gearbeitet, weil ich die ganze Geschichte in Erfahrung bringen und sie so gut wie irgend möglich verstehen wollte. Um mich vor ihren schädlichsten Einflüssen und böartigsten Kräften schützen zu können. Damit ich ihre Schönheit und Kraft feiern und ehren konnte. Und damit ich lernte, sie meinen Freunden, meiner Familie und euch richtig zu erzählen. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, und mir ist klar, dass der

Teufel auch jetzt wieder auf seine Chance lauert. Aber das war das Versprechen, das ich mir und euch bereits in jungen Jahren gegeben habe. Das habe ich als meinen Gottesdienst betrachtet. Das war es, was ich euch lange und laut vorgebetet habe. Das war mein Zaubertrick. In der Hoffnung, dass es eure Seelen berühren möge und dass ich auf diese Weise den Geist dieses Gebets an euch weiterreiche, auf dass ihr es lest und hört und singt. Auf dass es sich durch euch und euer Blut verändert, damit es euch Kraft gibt und hilft, Sinn in

eure eigene Geschichte zu bringen.
Gehet hin und erzählt sie weiter.

NACHWORT

Ein paar Tage vor Thanksgiving bricht in Central Jersey ein sonniger Spätsommertag an. Es ist knapp zwanzig Grad warm, und ich gehe in die Garage, um mein Motorrad anzuwerfen und bei einer letzten Ausfahrt in diesem Jahr das schöne Wetter zu genießen. Ich fahre nach

Süden zum Manasquan Inlet. Zwei Tage lang hat hier ein Nor'easter geweht, inzwischen ist er wieder abgeflaut. Er hat ganz schön reingeblasen und den Ozean die Dünen hoch bis an den Rand der Uferpromenade gespült. Dabei ist ein gehöriger Teil meines alten Strandes von den schaumgekrönten Wellen in das noch immer aufgewühlte Meer zurückgeschwemmt worden. Auf der Mole aus schwarzem Stein, auf der meine Schwester und ich uns im Spätsommer auf Zehenspitzen hinausgetastet haben, liegen mehrere Zentimeter rutschiger nasser Sand. Ein

ziemlich tückischer Untergrund für meine Boots.

Wenn hier im November die Sonne auf der südwestlichen Seite des Inlet hinter Point Pleasant untergeht, sieht es aus, als hätte jemand ein Schwert aus schimmerndem Licht aus der Scheide gezogen und ins graue Wasser des Inlet gestoßen. An meinem Platz auf der Mole sitze ich direkt über der Klingenspitze. Auf den Wellen, die unter den Absätzen meiner Stiefel gegen den Fels plätschern, bricht sich die Spitze des Sonnenschwerts und zerfällt in unzählige Splitter aus goldenem Licht. Minisonnen,

Mikrokosmen jener göttlichen Quelle, die das Leben auf unserem Planeten ermöglicht. Hier bin ich unter Freunden, die mich begrüßen, ganz gleich ob ich sie kenne oder nicht. Es sind die üblichen Leute: eine freundliche Menagerie aus Schulkindern, Senioren mit Metalldetektoren, Hunden, Surfern und Fischern. Hier sind Menschen aus Freehold, für die Manasquan ein beliebtes Ausflugsziel an der Jersey Shore ist, junge Verkäufer hinter dem Carlson's-Corner-Schalter sowie unzählige Fremde, die in einer Fahrzeugschlange vor dem Inlet

stehen. Hinter einem der Autofenster könnte glatt der fröhliche, verwirrte Geist meines alten Herrn am Steuer sitzen und sich wegträumen in ein anderes Leben an einem anderen Ort: weit fort von allem, was ihm kostbar ist, und dem Guten, das er sich erarbeitet hat. Und genau das mache jetzt ich an seiner Stelle. Noch so ein kleines bittersüßes Erbe.

Als die Sonne in einem Band aus graublauen Wolken versinkt, werfe ich den Motor meines Bikes wieder an, ziehe den Gurt meines Helms straff, lege mir den Schal übers Gesicht, winke noch mal zum Abschied und

lasse die Kleinstadt Manasquan hinter mir, um mich in den Feierabendverkehr auf der Route 34 einzuordnen. Die Sonne ist mittlerweile untergegangen, und der kühle Abend bricht herein. An einer Ampel ziehe ich den Reißverschluss meiner Lederjacke bis zum Hals zu und bemerke dabei, dass am Auspuffrohr des Zweizylindermotors etwas klebt. Ein Stück Gummi von meinem Stiefelabsatz, von dem sich ein dünner blauer Rauchfaden in die kühle Herbstluft kringelt. Die Ampel schaltet auf Grün, und die Straße unter mir scheint lebendig zu werden,

während ich jetzt über kleine Asphaltsegmente rumple, die sich im Sommer ausgedehnt und dann wieder abgekühlt haben. Dabei sind unregelmäßige Grate entstanden, eine Reihe von Fahrbahnhöckern, wo die Bruchstücke aufeinandertreffen. *Bamp, amp, amp ... hüpf ... bamp, amp, amp ... hüpf*. Bei jedem Hüpf erhebt es mich aus meinem gefederten Sitz, und plötzlich fahre ich wieder im Kreis über die verblichenen Blauschieferplatten der Auffahrt zum St.-Rose-Nonnenkloster. Ich warte darauf, dass meine Großmutter mich in der Abenddämmerung ruft. Ich

lausche ... doch heute Abend verblasst die Vergangenheit, und nur die Zündfunken, die die Kolben antreiben, sprechen zu mir ... süße kalte Mechanik.

Ich fahre einem Strom aus Abblendlichtern entgegen, während die Wagen der Pendler nur wenige Zentimeter neben meinem linken Lenkergriff an mir vorbeirauschen. Immer weiter in nördlicher Richtung auf dem Highway, bis der Verkehr wieder nachlässt und nur mehr mein Scheinwerfer die nackte Straße vor mir beleuchtet, auf der die weißen Streifen der Fahrbahnmarkierung

rhythmisch aufblitzen ... weiß ...
weiß ... weiß ...

Mit nach oben ausgestreckten Armen umfasse ich die Lenkergriffe meines Ape Hangers. Hände auf Schulterhöhe. Der Fahrtwind umarmt mich. Es scheint fast, als klammerten sich meine Handschuhe am dunkler werdenden Abendhimmel fest. Im Zwielft über mir erwacht der Kosmos zu flackerndem Leben. Ohne Frontverkleidung presst sich mir der Wind mit beständigen sechzig Meilen die Stunde vor die Brust und schiebt mich bis an die hintere Sitzkante. Vielleicht will er mir demonstrieren,

wie leicht er mich von den sechshundert Pfund dahinrasenden Stahls herunterwehen könnte, und mich daran erinnern, dass im Leben jederzeit alles passieren kann ... und daran, wie gut es mir geht, an diesem Tag, in diesem Leben, wie viel Glück ich hatte, wie glücklich ich bin. Ich fahre vom Highway ab und weiter über eine dunkle Landstraße. Blende auf und suche die flachen Äcker vor mir nach Rotwild ab. Nichts zu sehen. Ich gebe Gas, und mein Zuhause fliegt mir entgegen.

DANKSAGUNG

Dieses Buch ist über einen Zeitraum von sieben Jahren entstanden. Ich habe es von Hand in mein Notizbuch geschrieben und meine Notizen immer wieder ruhen lassen, manchmal für ein ganzes Jahr oder länger, etwa wenn wir auf Tour oder im Studio waren. Ich hatte weder Eile noch

Zeitdruck, sodass ich bereits geschriebene Kapitel immer wieder mit etwas Abstand lesen und überarbeiten konnte. Meine Geschichte entwickelte sich am Ende zu einer richtigen Schreibsession. Mithilfe der folgenden Personen konnte ich sie letztlich fertigstellen:

All meine Liebe und mein ganzer Dank gehören Patti, die mir immer den nötigen Raum gab, um die Geschichte aufzuschreiben, die ich schreiben musste.

Danke an Jon Landau, einen meiner ersten Leser, für seine Begeisterung, seine Ratschläge und Ermutigungen.

Danke auch an Jonathan Karp, mit dem ich schon bei *Outlaw Pete* zusammengearbeitet habe und der mir ein Zuhause gegeben hat. Mithilfe seines scharfen Auges konnte ich das Beste aus meinen Texten herausholen und dieses Buch in seine endgültige Form bringen.

Ein besonderer Dank gebührt Mary Mac, meiner Verbündeten in den endlosen Stunden, in denen wir mein Gekritzel in den Computer getippt haben.

Danke an Michelle Holme, die den Bildteil betreut hat, und an Frank Stefanko für das Coverfoto.

Danke an meinen Freund und alten Bandkollegen George Theiss, der meine Erinnerungen an unsere Castiles-Abenteuer aufgefrischt hat.

Neben Jon Landau haben sich Allan Grubman, Jonathan Ehrlich, Don Friedman und allen voran Les Moonves für die Abstimmung mit meinem Verlag Simon & Schuster meinen Dank verdient.

Danke an Barbara Carr, die das ganze Projekt mit Begeisterung und Zielstrebigkeit geleitet hat.

Und Danke an Marilyn Laverty, die sich seit nunmehr siebenunddreißig Jahren um die Öffentlichkeitsarbeit

kümmert, sowie Tracy Nurse, die mich seit dreißig Jahren international vertritt.

Danke an alle bei Simon & Schuster, die ihre ganze Kraft in dieses Buch gesteckt haben, vor allem an Marie Florio, Cary Goldstein, Richard Rhorer, Stephen Bedford, Jonathan Evans, John Paul Jones, Aja Pollock, Erica Ferguson, Lisa Erwin, Ruth Lee-Mui, Meryll Preposi, Kristen Lemire, Allison Har-zvi, Megan Hogan, Jackie Seow, Elisa Rivlin, Chris Lynch, Michael Selleck, Gary Urda, Paula Amendolara, Colin Shields, Sumya Ojakli, Dennis Euleau, Craig

Mandeville, Jeff Wilson, John Felice, Liz Perl, Wendy Sheanin, Sue Fleming, Jofie Ferrari-Adler, Adam Rothberg, Irene Kheradi, Dave Schaeffer, Ian Chapman, Kevin Hanson, Iain McGregor, Rahul Srivastava, Dan Ruffino and Carolyn Reidy.

Danke auch an Greg Linn und Betsy Whitney von Sony Music für ihre ausdauernde Mühe.

Und zu guter Letzt Danke an meine Freunde aus dem Management, die mit angepackt haben: Jan Stabile, Alison Oscar und Laura Kraus.

BILDTEIL

Bruce 9/23/49



Born in the U.S.A.



Born in the U.S.A.



Born in the U.S.A.



Der Electrical Shop meines
Großvaters



Brown + Golds

2/22/48

Der Hochzeitstag meiner Eltern



Ostersonntag, Atlantic Highlands, N.J.



Outlaw Pete



Sommer in Manasquan



Mit meiner Schwester Virginia



Meine Eltern im Diner



Glory days, Freehold, N.J.

THE CASTILES



(Left to Right) George Theiss, Bruce Springsteen, Curt Fluhr, Paul Popkin, Vince Menziello.

Gig im Surf and Sea Beach Club



George Theiss und ich (Showbeginn
hoch oben auf einem Hochstuhl der
Rettungsschwimmer)



Steel Mill

© Billy Smith Collection



70

MAR

Ich und mein Haar spielen in Tinkers
Surfboard-Fabrik



Meine kleine Schwester Pam 1969 auf

dem Weg nach Kalifornien



• MAR 70

Im Apartment meiner Eltern in San
Mateo, Kalifornien



Meine erste Platte zum ersten Mal in
eigenen Hände

© Art Maillet



Frühe E-Street-Zeiten



Frühe E-Street-Zeiten

© David Gahr



Frühe E-Street-Zeiten

© David Gahr



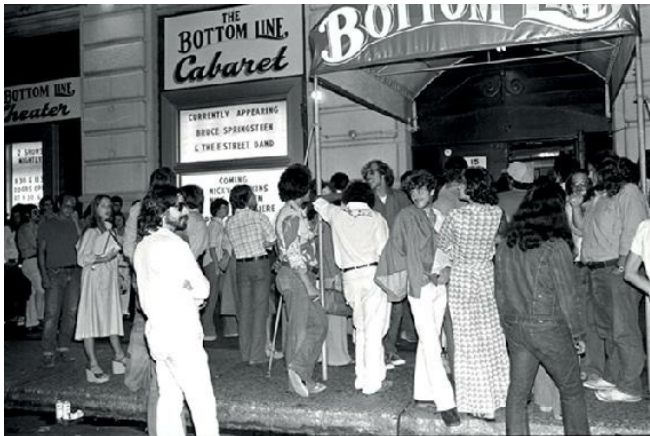
Der Durchbruch im Bottom Line

© Roz Levin

THE
BOTTOM LINE,
Cabaret

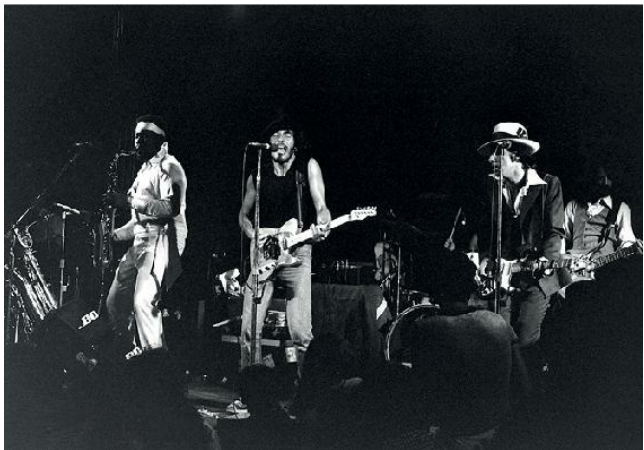
CURRENTLY APPEARING
BRUCE SPRINGSTEEN
& THE E STREET BAND

Der Durchbruch im Bottom Line
© David Gahr



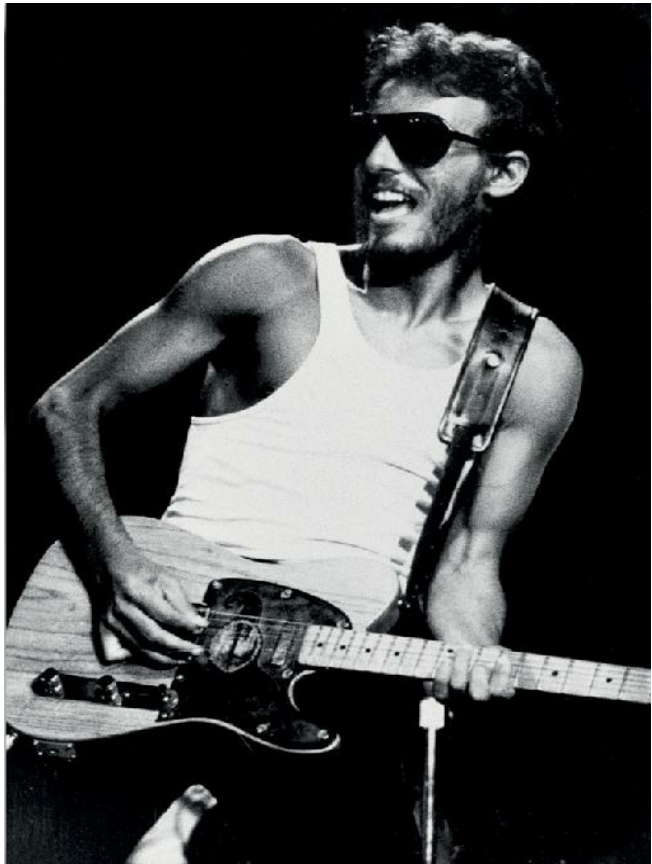
Der Durchbruch im Bottom Line

© Roz Levin



Der Durchbruch im Bottom Line

© Roz Levin



Doppelt gemoppelt

© Peter Cunningham

October 27, 1975 / 75 cents

Newsweek

Making OF A Rock Star

SPRINGSTEEN IS:
THE REAL THING!

Newsweek

Bruce Springsteen

Doppelt gemoppelt

TIME

Rock's New Sensation



**Bruce
Springsteen**

• WHITING •

Doppelt gemoppelt



Der Big Man und ich bei Eric Meolas
Fotosession für *Born to Run*

© Eric Meola



Frank Stefankos Fotos für *Darkness on
the Edge of Town*

© Frank Stefanko



Wir heben ab!

© Frank Stefanko



Auf dem Dach der Record-Plant-
Studios

© Frank Stefanko

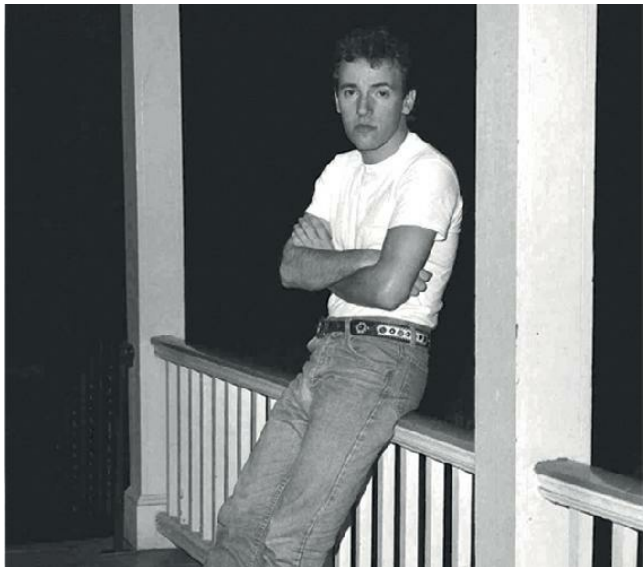


N.Y.C. *The River*

© Joel Bernstein



Mr. Landau und sein Schützling
© David Gahr



© Frank Stefanko



Nebraska

© Frank Stefanko



Meine Muskeln haben Muskeln ...

© David Gahr



© David Gahr



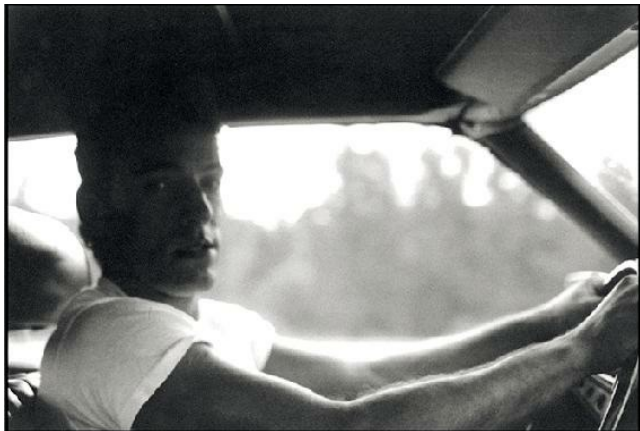
Meine Rothaarige und ich

© David Gahr



Großes Spektakel

© Neal Preston



Quer durchs Land, 1989



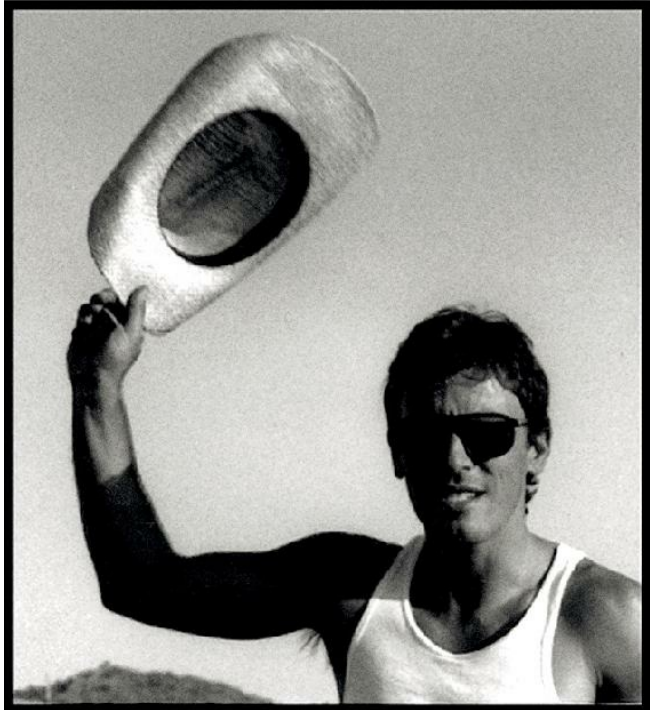
Die Delia-Brüder



In Las Vegas



Vor den Sun Studios



In der Sonne von Arizona



Ms. Patti und Cody



Route 66



Route 66



Route 66



Im Monument Valley



Flitterwochen in der Hütte



Flitterwochen in der Hütte



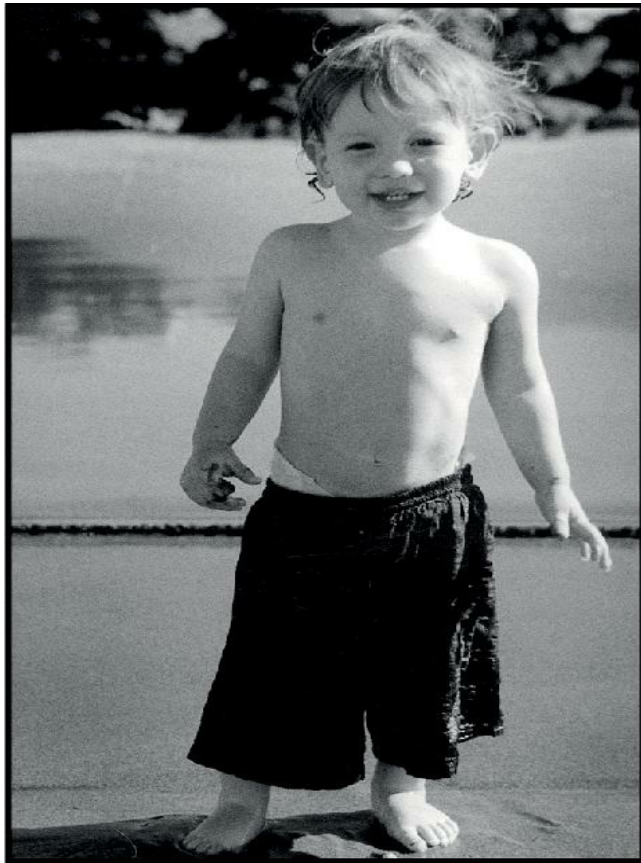
Flitterwochen in der Hütte



Flitterwochen in der Hütte



Evan, beim Footballspielen mit seinem
Dad



Sam, der König vom Sea Bright Beach



Jessies erstes Pony



Farm-Fiesta und Rodeo



Farm-Fiesta und Rodeo



© Joel Bernstein



© Mary Alfieri